THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

belletriſtiſche Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

claſſiſchen Romane aller Nationen.

1209tes bis 1212tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Erſtes bis viertes Bändchen.

Jedes Bändchen koſtet 6 Kreuzer oder 2 Neugroſchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Digitized by Google

Sämmtliche Werke

37194

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

37194

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Erstes bis viertes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

Digitized by Google

848
U88ck

Digitized by Google

Die Weissagungen.

Prolog.

I.

Ein alter Edelmann und ein alter Haushofmeister.

In den ersten Tagen des Monats April 1784 gegen ein Viertel auf vier Uhr Nachmittags stieß der betagte Marschall von Richelieu, unser alter Bekannter, nachdem er sich die Augenbrauen mit einer wohlriechenden Färbung geschwängert hatte, mit der Hand den Spiegel zurück, den ihm sein Kammerdiener, der Nachfolger, aber kein Ersatzmann des getreuen Rosé, vorhielt, schüttelte den Kopf mit jener Miene, die nur ihm eigenthümlich war, und sagte:

„So, nun bin ich gut.“

Und er erhob sich aus seinem Lehnstuhle und stübte mit einer ganz jugendlichen Geberde mit dem Finger die Atome weißen Puders ab, die von seiner Perrücke auf sein Beinkleid von himmelblauem Sammet gefallen waren. Dann, nachdem er, die Fußbiege ausstreckend, ein paar Gänge durch sein Ankleidecabinet gemacht hatte, rief er:

„Mein Haushofmeister!“

Nach fünf Minuten erschien der Haushofmeister im Gallakleid.

Der Marschall nahm eine ernste Miene an, wie es die Lage der Dinge erheischte, und sprach:

„Mein Herr, ich setze voraus, daß Sie ein gutes Diner gemacht haben."

„Ja, Monseigneur."

„Nicht wahr, ich habe Ihnen die Liste der Gäste übergeben lassen?"

„Und ich habe die Zahl wohl behalten; neun Couverts, ist es nicht so, Monseigneur?"

„Es ist ein großer Unterschied unter den Couverts, mein Herr!"

„Ja, Monseigneur ... aber ..."

Der Marschall unterbrach den Haushofmeister mit einer durch Majestät gemäßigten Bewegung der Ungeduld:

„Aber ... ist keine Antwort, mein Herr, und so oft ich das Wort aber höre, und ich habe es seit achtundachtzig Jahren oft gehört, nun wohl! so oft ich dieses Wort gehört — ich bin in Verzweiflung dieß Ihnen sagen zu müssen — ist es immer der Vorläufer einer Albernheit gewesen."

„Monseigneur! ..."

„Vor Allem, um wie viel Uhr lassen Sie mich speisen?"

„Monseigneur, die Bürgersleute speisen um zwei Uhr, die Robe*) um drei Uhr, der Adel um vier Uhr."

„Und ich, mein Herr?"

„Monseigneur wird heute um fünf Uhr speisen."

„Ho! ho! um fünf Uhr!"

„Ja, Monseigneur, wie der König."

„Und warum wie der König?"

„Weil auf der Liste, die Monseigneur mir zu übergeben die Gnade gehabt hat, ein Königsname steht."

„Keineswegs, mein Herr, Sie täuschen sich; unter meinen heutigen Gästen sind nur einfache Edelleute."

„Monseigneur beliebt es ohne Zweifel, mit seinem unterthänigsten Diener zu scherzen, und ich danke ihm für die Ehre, die er mir erweist. Doch der Herr

---

*) Die Rechtsgelehrten.

raf von Haga, der zu den Gästen von Monseigneur
hört . . ."

„Nein."

„Der Graf von Haga ist ein König."

„Ich kenne keinen König, der sich so nennt."

„Dann verzeihe mir Monseigneur," sprach der
aushofmeister sich verbeugend, „aber ich glaubte, ich
uthmaßte . . ."

„Es ist nicht Ihr Auftrag, zu glauben, mein Herr!
s ist nicht Ihre Pflicht, zu muthmaßen! Sie haben
ichts Anderes zu thun, als die Befehle zu lesen, die
h Ihnen gebe, ohne irgend einen Commentar beizu-
gen. Will ich, daß man etwas wisse, so sage ich es;
ge ich es nicht, so will ich, daß man es nicht wisse."

Der Haushofmeister verbeugte sich zum zweiten Mal,
nd diesmal vielleicht ehrfurchtsvoller, als wenn er
it einem regierenden König gesprochen hätte.

„Sie werden also," fuhr der alte Marschall fort,
Sie werden, da ich nur Edelleute bei Tische habe,
gut sein, mich zu meiner gewöhnlichen Stunde, das
eißt, um vier Uhr speisen lassen."

Bei diesem Befehl verdüsterte sich die Stirne des
aushofmeisters, als hätte er ein Todesurtheil aus-
prechen hören. Er erbleichte und beugte sich unter dem
Schlag. Bald aber erhob er sich wieder mit dem
Muth der Verzweiflung und sprach:

„Es mag geschehen, was Gottes Wille ist, doch
Monseigneur wird erst um fünf Uhr speisen."

„Warum und wie dieß?" rief der Marschall, rasch
sich aufrichtend.

„Weil es materiell unmöglich ist, daß Monseigneur
früher speist."

„Mein Herr," sagte der alte Marschall, indem
er voll Stolz seinen noch lebhaften und jungen Kopf
schüttelte, „Sie sind, glaube ich, nun zwanzig Jahre
in meinem Dienst?"

„Einundzwanzig Jahre, Monseigneur, einen Monat
und zwei Wochen darüber."

„Wohl, mein Herr, diesen einundzwanzig Jahren einem Monat und zwei Wochen werden Sie nicht einen Tag, nicht eine Stunde mehr beisetzen. Hören Sie?“ sagte der Greis, seine dünnen Lippen zusammenpressend und seine gemalte Stirne faltend, „schon diesen Abend werden Sie sich einen Herrn suchen. Ich will nicht, daß das Wort unmöglich in meinem Hause ausgesprochen wird. Ich mag in meinem Alter nicht die Lehre dieses Wortes durchmachen. Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Der Haushofmeister verbeugte sich zum dritten Mal und erwiederte:

„Diesen Abend nehme ich von Monseigneur Abschied, doch ich werde wenigstens bis zum letzten Augenblick meinen Dienst gethan haben, wie es anständig ist.“

Und er machte zwei Schritte rückwärts gegen die Thüre.

„Was nennen Sie, wie es anständig ist?“ rief der Marschall. „Erfahren Sie, mein Herr, daß die Dinge hier gethan werden müssen, wie es mir anständig ist, das ist der Anstand. Ich will aber um vier Uhr speisen, und wenn ich um vier Uhr speisen will, ist es mir nicht anständig, daß Sie mich um fünf Uhr speisen lassen.“

„Herr Marschall,“ sprach trocken der Haushofmeister, „ich habe als Kellermeister beim Herrn Prinzen von Soubise, als Intendant beim Herrn Prinzen Cardinal Louis von Rohan gedient. Beim Ersten speiste Seine Majestät der selige König von Frankreich einmal im Jahr; bei dem Zweiten speiste Seine Majestät der Kaiser von Oestreich einmal im Monat. Ich weiß also, wie man Souverains behandelt, Monseigneur. Bei Herrn von Soubise nannte sich der König Ludwig XV. vergebens Baron von Geneffe, er blieb immer ein König; bei Herrn von Rohan nannte sich der Kaiser Joseph vergebens Graf von Partenstein, er blieb immer der Kaiser. Heute empfängt der Herr Marschall einen Gast, der sich vergebens Graf von

Haga nennt: der Graf von Haga ist nichtsdestoweniger der König von Schweden. Ich verlasse diesen Abend das Hotel des Herrn Marschall, oder der Herr Graf von Haga wird hier wie ein König behandelt."

„Und das ist es gerade, was ich Ihnen durchaus verbiete, Herr Halsstarriger: der Graf von Haga will das strengste, undurchsichtigste Incognito. Daran erkenne ich Eure albernen Eitelkeiten, meine Herren von der Serviette! Es ist nicht die Krone, was Ihr ehrt, Euch selbst verherrlicht Ihr mit unsern Thalern."

„Ich denke nicht, daß Monseigneur im Ernst mit mir von Geld spricht," entgegnete bitter der Haushofmeister.

„Nein, mein Herr," sagte der Marschall beinahe gedemüthigt; „mein Geld! wer Teufels spricht von Geld? Ich bitte, gehen Sie nicht von der Frage ab, und ich wiederhole, daß von keinem König hier die Rede sein soll."

„Aber, Herr Marschall, was glauben Sie von mir? Denken Sie denn, ich werde blindlings zutappen? Es soll nicht einen Augenblick von einem König die Rede sein."

„Seien Sie also nicht hartnäckig und lassen Sie mich um vier Uhr speisen."

„Nein, Herr Marschall, um vier Uhr wird das, was ich erwarte, nicht angekommen sein."

„Was erwarten Sie? einen Fisch, wie Herr Vatel?"

„Herr Vatel, Herr Vatel," murmelte der Haushofmeister.

„Nun! sind Sie ärgerlich über die Vergleichung?"

„Nein, aber wegen eines unglücklichen Degenstichs, den er sich durch den Leib gegeben hat, ist Herr Vatel unsterblich geworden!"

„Ah! ah! und Sie finden, Ihr College habe den Ruhm zu wohlfeil bezahlt?"

„Nein, Monseigneur, aber wie viele Andere leiden mehr als er bei unserem Gewerbe, und verschlucken Schmerzen und Demüthigungen, die hundertmal schlim-

mer als ein Degenſtich, werden aber darum doch nicht unſterblich."

„Ei! mein Herr! wiſſen Sie nicht, daß man, um unſterblich zu werden, von der Academie oder todt ſein muß?"

„Monſeigneur, wenn es ſich ſo verhält, ſo iſt es beſſer, ganz lebendig zu ſein und ſeinen Dienſt zu thun. Ich werde nicht ſterben, und mein Dienſt wird verrichtet werden, wie es der von Vatel geworden wäre, hätte der Herr Prinz von Condé die Geduld gehabt, eine halbe Stunde zu warten."

„Ah! Sie verſprechen ein Wunder, das iſt geſchickt."

„Nein, Monſeigneur, kein Wunder."

„Aber was erwarten Sie denn?"

„Soll ich es Monſeigneur ſagen?"

„Meiner Treue, ja, ich bin neugierig."

„Wohl, Monſeigneur, ich erwarte eine Flaſche Wein."

„Eine Flaſche Wein? erklären Sie ſich, die Sache fängt an, mich zu intereſſiren."

„Hören Sie, um was es ſich handelt, Monſeigneur. Seine Majeſtät der König von Schweden, verzeihen Sie, Seine Excellenz der Graf von Haga, wollte ich ſagen, trinkt nie andern Wein als Tokayer."

„Nun! bin ich ſo entblößt, daß ich nicht einmal Tokayer im Keller habe? Dann müßte man den Kellermeiſter fortjagen."

„Nein, Monſeigneur, Sie haben im Gegentheil noch ungefähr ſechzig Flaſchen."

„Glauben Sie denn, der Graf von Haga trinke einundſechzig Flaſchen bei ſeinem Mittagmahle?"

„Geduld, Monſeigneur; als der Herr Graf von Haga zum erſten Mal nach Frankreich kam, war er nur Kronprinz; er ſpeiste damals beim ſeligen König, der zwölf Flaſchen Tokayer von Seiner Majeſtät dem Kaiſer von Oeſtreich bekommen hatte. Sie wiſſen, daß der Tokayer erſter Qualität für den Keller der Kaiſer vorbehalten wird, und daß ſelbſt die Souverains von dieſem

Gewächs nur so viel trinken, als Seine Majestät der Kaiser ihnen zu schicken die Güte hat."

„Ich weiß es."

„Wohl, Monseigneur, von diesen zwölf Flaschen, von denen der Kronprinz kostete, und deren Wein er vortrefflich kennt, sind heute nur noch zwei übrig."

„Ha! ha!"

„Die eine ist noch in den Kellern von König Ludwig XVI."

„Und die andere?"

„Ah! das ist es, Monseigneur," erwiederte der Haushofmeister mit einem triumphirenden Lächeln; denn er fühlte, nach dem langen Streite, den er ausgehalten, nahe sich für ihn der Augenblick des Sieges: „die andere, die andere wurde entwendet."

„Durch wen?"

„Durch einen von meinen Freunden, den Kellermeister des verstorbenen Königs, der große Verbindlichkeiten gegen mich hatte."

„Ah! ah! Und er gab sie Ihnen?"

„Sicherlich, ja, Monseigneur," sprach der Haushofmeister voll Stolz.

„Und was machten Sie damit?"

„Ich legte sie sorgfältig in den Keller meines Herrn."

„Ihres Herrn? Wer war zu jener Zeit Ihr Herr?"

„Der Herr Cardinal Prinz Louis von Rohan."

„Ah! mein Gott! in Straßburg?"

„In Saverne."

„Und Sie haben Jemand abgeschickt, um diese Flasche für mich holen zu lassen?" rief der alte Marschall.

„Für Sie, Monseigneur," antwortete der Haushofmeister mit dem Tone, den er gewählt hatte, um zu sagen: „Undankbarer."

Der Herzog von Richelieu ergriff die Hand des alten Dieners und rief:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr; Sie sind der König der Haushofmeister."

„Und Sie jagten mich weg!“ erwiederte dieser mit einer unübersetzbaren Bewegung des Kopfes und der Schultern.

„Ich bezahle Ihnen diese Flasche mit hundert Pistolen.“

„Und hundert Pistolen, die der Herr Marschall für die Reisekosten zu bezahlen haben wird, das macht zweihundert Pistolen. Doch Monseigneur muß gestehen, daß dieß nichts ist.“

„Ich werde Alles gestehen, was Ihnen beliebt, mein Herr; mittlerweile verdopple ich von heute an Ihren Gehalt.“

„Aber Monseigneur war mir hiefür nichts schuldig; ich habe nur meine Pflicht gethan.“

„Und wann wird Ihr Hundert-Pistolen-Courier ankommen?“

„Monseigneur mag urtheilen, ob ich meine Zeit verloren habe: an welchem Tag hat Monseigneur das Diner befohlen?“

„Ich glaube, vor drei Tagen.“

„Ein Courier, der mit verhängten Zügeln reitet, braucht vierundzwanzig Stunden, um an Ort und Stelle zu kommen, und vierundzwanzig Stunden zur Rückkehr.“

„Es blieben Ihnen vierundzwanzig Stunden übrig. Fürst der Haushofmeister, was haben Sie mit vierundzwanzig Stunden gemacht?“

„Ah! Monseigneur, ich habe sie verloren. Der Gedanke kam mir erst den andern Tag, nachdem Sie mir die Liste Ihrer Gäste gegeben. Berechnen wir nun die Zeit, welche die Negociation erfordert, und Sie werden sehen, Monseigneur, daß, wenn ich um Verzug bis fünf Uhr bitte, ich nur die streng nothwendige Zeit verlange.“

„Wie! die Flasche ist noch nicht hier?“

„Nein, Monseigneur.“

„Guter Gott! und wenn Ihr College in Saverne

Herrn von Rohan eben so ergeben wäre, als Sie es mir sind?“

„Nun, Monseigneur?“

„Wenn er die Flasche verweigerte, wie Sie es selbst gethan hätten?“

„Ich, Monseigneur?“

„Ja, ich denke, Sie würden eine solche Flasche nicht hergeben, wenn sie sich in meinem Keller fände?“

„Ich bitte Monseigneur unterthänigst um Verzeihung, wenn ein College, der einen König zu bewirthen hätte, zu mir käme und mich um Ihre beste Flasche Wein bäte, so würde ich sie ihm auf der Stelle geben.“

„Ha! ha!“ machte der Marschall mit einer leichten Grimasse.

„Wenn man unterstützt, wird man unterstützt, Monseigneur.“

„Somit bin ich beinahe beruhigt,“ sprach der Marschall mit einem Seufzer; „doch wir haben noch einen schlimmen Fall zu befürchten.“

„Welchen?“

„Wenn die Flasche zerbricht?“

„Ah! Monseigneur, es gibt kein Beispiel, daß je ein Mensch eine Flasche von zweitausend Livres zerbrochen hat.“

„Ich hatte Unrecht, sprechen wir nicht mehr davon; um welche Stunde wird Ihr Courier ankommen?“

„Auf den Schlag vier Uhr.“

„Wer hindert uns dann, um vier Uhr zu speisen?“ versetzte der Cardinal, halsstarrig, wie ein castilianisches Maulthier.

„Monseigneur, mein Wein braucht eine Stunde, um auszuruhen; und dazu bedarf es noch eines Verfahrens, dessen Erfinder ich bin, sonst müßte er drei Tage haben.“

Auch dießmal geschlagen, verbeugte sich der Marschall vor seinem Haushofmeister, um seine Niederlage zu bezeichnen.

„Ueberdieß," fuhr der Haushofmeister fort, „überdieß werden die Gäste von Monseigneur, da sie wissen, daß sie die Ehre haben, mit dem Herrn Grafen von Haga zu speisen, erst um halb fünf Uhr kommen."

„Ah! noch ein Grund!"

„Allerdings, Monseigneur; nicht wahr, die Gäste von Monseigneur sind Herr von Launay, die Frau Gräfin Dubarry, Herr von Laperouse, Herr von Favras, Herr von Condorcet, Herr von Lagliester und Herr von Taverney?"

„Nun?"

„Nun, Monseigneur, gehen wir der Ordnung nach zu Werke: Herr von Launay kommt von der Bastille, von Paris bei dem Eis, das auf den Straßen liegt, drei Stunden."

„Ja, aber er wird sogleich nach dem Mittagessen der Gefangenen, das heißt um zwölf Uhr, abfahren; ich kenne das."

„Verzeihen Sie, Monseigneur; seitdem der Herr Marschall in der Bastille gewesen ist, hat sich die Stunde des Mittagessens verändert; die Bastille speist um ein Uhr."

„Mein Herr, man lernt alle Tage, und ich danke Ihnen. Fahren sie fort."

„Madame Dubarry kommt von Luciennes, einer fortwährenden Senkung der Straße beim Glatteis."

„Ah! das wird sie nicht verhindern, pünktlich zu sein. Seitdem sie nur noch die Favoritin eines Herzogs ist, spielt sie die Königin höchstens gegen Barone. Doch verstehen Sie mich wohl. Ich wollte frühzeitig speisen, wegen Herrn von Laperouse, der heute Abend abreist und sich nicht gern verspäten wird."

„Monseigneur, Herr von Lapeyrouse ist beim König; er plaudert mit Seiner Majestät über Geographie und Kosmographie. Der König wird Herrn von Laperouse nicht sobald loslassen."

„Das ist möglich."

„Das ist sicher, Monseigneur; ebenso wird es bei

Herrn von Favras sein, der beim Herrn Grafen von Provence ist, und dort ohne Zweifel über das Stück von Herrn Baron von Beaumarchais spricht."

„Von Figaro's Hochzeit?"

„Ja, Monseigneur."

„Wissen Sie, daß Sie ganz gelehrt sind?"

„In meinen verlorenen Augenblicken lese ich, Monseigneur."

„Wir haben Herrn von Condorcet, der in seiner Eigenschaft als Geometer wohl seine Ehre in die Pünktlichkeit setzen könnte."

„Ja, aber er wird sich in eine Rechnung vertiefen, und wenn er weggeht, wird er um eine halbe Stunde im Verzug sein. Was den Grafen von Cagliostro betrifft, so kennt dieser Herr, da er ein Fremder ist, und erst seit Kurzem in Paris wohnt, wahrscheinlich das Leben in Versailles noch nicht vollkommen und wird auf sich warten lassen."

„Ah! Sie haben, abgesehen von Taverney, alle meine Gäste genannt, und zwar in einer Ordnung des Aufzählens, welche seiner und meines armen Rosé würdig wäre."

Der Haushofmeister verbeugte sich und erwiederte dann:

„Ich habe von Herrn von Taverney nicht gesprochen, weil dieser ein alter Freund ist und sich nach den Gebräuchen richten wird. Monseigneur, ich glaube wohl, dieß sind die acht Couverts von heute Abend."

„Vollständig. Wo lassen Sie uns einsteigen?"

„Im großen Speisesaal, Monseigneur."

„Wir werden dort erfrieren."

„Es ist seit drei Stunden eingeheizt, und ich habe die Atmosphäre auf achtzehn Grade geregelt."

„Sehr gut! Doch es schlägt halb."

Der Marschall warf einen Blick auf seine Pendeluhr.

„Es ist halb fünf Uhr, mein Herr."

„Ja, Monseigneur, und eben tritt ein Pferd in den Hof ein; das ist meine Flasche Tokayer.“

„O! könnte ich noch zwanzig Jahre so bedient werden!“ sprach der alte Marschall, zu seinem Spiegel zurückkehrend, während der Haushofmeister nach seiner Tischgeräthkammer eilte.

„Zwanzig Jahre!“ sagte eine heitere Stimme, die den Marschall beim ersten Blick, den er in den Spiegel warf, unterbrach, „zwanzig Jahre! ich wünsche sie Ihnen, mein lieber Marschall; dann werde ich aber sechzig zählen, Herzog, und sehr alt sein.“

„Sie, Gräfin!“ rief der Marschall, „Sie die Erste! Mein Gott! wie sind Sie doch stets so schön und frisch.“

„Sagen Sie, ich sei erfroren.“

„Ich bitte, gehen Sie in's Boudoir.“

„O! wir Beide allein, Marschall.“

„Zu Drei,“ erwiederte eine schetternde Stimme.

„Taverney!“ rief der Marschall. „Die Pest über diesen Freudenstörer,“ flüsterte er der Gräfin in's Ohr.

„Geck!“ murmelte Madame Dubarry, ein Gelächter aufschlagend.

Und alle Drei gingen in das anstoßende Zimmer.

In demselben Augenblick verkündigte das dumpfe Rollen mehrerer Wagen auf dem vom Schnee wattirten Pflaster dem Marschall die Ankunft der Geladenen, und bald nachher nahmen, unterstützt durch die Pünktlichkeit des Haushofmeisters, um den eirunden Tisch des Speisesaales Platz: neun Lackeien, schweigsam, wie Schatten, behende, ohne Hast, zuvorkommend, ohne zu belästigen, auf den Teppichen hin schlüpfend, zwischen den Gasten durchgehend, ohne je an ihren Armen anzustreifen, ohne je an ihre Fauteuils zu stoßen, Fauteuils — begraben in eine Ernte von Pelzen, worein die Beine der Gäste bis an die Kniekehlen einsanken, das war es, was die Geladenen des Marschalls mit den milden Feuern der Oefen, dem Geruche der Fleische, dem Dufte der Weine und dem Gesumme der ersten Plaudereien nach der Suppe genossen.

Kein Geräusch außen, die Läden hatten Dämpfer; kein Geräusch im Innern, ausgenommen das, welches die Gäste machten; Teller, die den Platz wechselten, ohne daß man sie tönen hörte, Silberzeug, das ohne einen einzigen Klang von den Buffets auf den Tisch überging, ein Haushofmeister, dessen Geflüster man nicht einmal hören konnte ... er gab seine Befehle mit den Augen.

So fühlten sich die Gäste nach Verlauf von zehn Minuten völlig allein in diesem Saale; so stumme Diener, so unfühlbare Sklaven mußten in der That stumm sein.

Herr von Richelieu war der Erste, den dieses feierliche Stillschweigen, das so lange dauert, als die Suppe dauert, dadurch unterbrach, daß er zu seinem Nachbar zur Rechten sagte:

„Der Herr Graf trinkt nicht?"

Derjenige, an welchen er diese Worte richtete, war ein Mann von achtunddreißig Jahren, blond von Haaren, klein von Wuchs, hoch von Schultern; sein hellblaues Auge war zuweilen lebhaft, häufig melancholisch: der Adel war in unverwerflichen Zügen auf seine edle, offene Stirne geschrieben.

„Ich trinke nur Wasser," antwortete er.

„Ausgenommen bei König Ludwig XV.," entgegnete der Herzog. „Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Herrn Grafen dort zu speisen, und damals hat er wohl Wein getrunken."

„Sie rufen da eine herrliche Erinnerung in mir zurück, Herr Marschall; ja, im Jahre 1771 war es Tokayerwein vom kaiserlichen Gewächs."

„Es war von demselben Wein, den mein Haushofmeister in diesem Augenblick Ihnen einzuschenken die Ehre hat, Herr Graf," erwiederte Richelieu, sich verbeugend.

Der Graf von Haga hob das Glas bis zur Höhe seiner Augen empor und betrachtete es bei der Helle der Kerzen.

Der Wein funkelte im Glase wie ein flüssiger Rubin.

„Es ist wahr, Herr Marschall, ich danke," sagte er.

Der Graf sprach die Worte: ich danke, mit einem so edlen und anmuthigen Tone, daß die Anwesenden elektrisirt mit einer einzigen und gleichzeitigen Bewegung aufstanden und riefen:

„Es lebe Seine Majestät!"

„Gewiß," erwiederte der Graf von Haga: „Es lebe Seine Majestät der König von Frankreich! Sind Sie nicht meiner Ansicht, Herr von Laperouse?"

„Herr Graf," erwiederte der Kapitän mit dem zugleich freundlichen und ehrfurchtsvollen Ausdruck des Mannes, der mit gekrönten Häuptern zu sprechen gewohnt ist, „ich habe den König vor einer Stunde verlassen, und er war so voll Güte gegen mich, daß Niemand lauter: Es lebe der König! rufen wird, als ich es thue. Nur da ich mich in einer Stunde in eine Postchaise werfen werde, um die See zu erreichen, wo mich die zwei Flöten erwarten, die der König zu meiner Verfügung stellt, bitte ich um Erlaubniß, bin ich einmal außen, rufen zu dürfen: Es lebe ein anderer König, dem ich sehr gern dienen würde, hätte ich nicht einen so guten Herrn!"

Nach diesen Worten erhob Laperouse sein Glas und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga.

„Bei der Gesundheit, die Sie ausbringen wollen, sind wir Alle bereit, einzustimmen, mein Herr," sagte Madame Dubarry, die zur Linken des Marschalls saß. „Aber unser Altersdechant, wie man im Parlament sagen würde, muß diese Gesundheit ausbringen."

„Ist dieses Wort an Dich gerichtet, Taverney, oder an mich?" fragte der Marschall lachend und seinen alten Freund anschauend.

„Ich glaube nicht," erwiederte eine neue Person, die dem Marschall von Richelieu gegenüber saß.

„Was glauben Sie nicht, Herr von Cagliostro?"

sagte der Graf von Haga, indem er seinen durchdringenden Blick auf den Redenden heftete.

„Ich glaube nicht, Herr Graf, daß Herr von Richelieu unser Altersdechant ist," antwortete Cagliostro, sich verbeugend.

„Oh! das ist gut, es scheint, Du bist es, Taverney," rief der Marschall.

„Ah! ich zähle acht Jahre weniger, als Du. Ich bin von 1704," erwiederte der alte Herr.

„Unartiger," sagte der Marschall, „er verräth meine achtundachtzig Jahre."

„Wahrhaftig, Herr Herzog, Sie sind achtundachtzig Jahre alt?" rief Herr von Condorcet.

„Ah! mein Gott, ja. Die Rechnung ist leicht zu machen, und gerade deshalb ist sie eines Algebraisten von Ihrer Stärke unwürdig, Herr Marquis. Ich bin aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem großen Jahrhundert, wie man es nennt, 1696, das ist ein Datum."

„Unmöglich!" rief Herr von Launay.

„Oh! wenn Ihr Vater hier wäre, mein Herr Gouverneur der Bastille," entgegnete Richelieu, „er würde nicht „unmöglich" sagen, er, der mich im Jahr 1714 als Kostgänger gehabt hat."

„Der Altersdechant," sprach Herr von Favras, „das erkläre ich, ist der Wein, den sich der Herr Graf von Haga in diesem Augenblick einschenkt."

„Ein Tokayer von hundertundzwanzig Jahren. Sie haben Recht, Herr von Favras," erwiederte der Graf. „Diesem Tokayer käme die Ehre zu, die Gesundheit des Königs auszubringen."

„Einen Augenblick Geduld," rief Cagliostro, indem er seinen großen, von Stärke und Verstand funkelnden Kopf über die Tafel erhob, „ich mache Anspruch darauf."

„Sie machen auf das Altersvorrecht des Tokayers Anspruch?" fragten im Chor die Gäste.

„Ganz gewiß," erwiederte voll Ruhe der Graf, „denn ich selbst habe ihn in seiner Flasche versiegelt."

„Sie?"

„Ja, ich, und zwar am Tage des Sieges, den im Jahr 1664 Montecuculi über die Türken davon trug.“

Dieſe Worte, welche Caglioſtro mit einem unſtörbaren Ernſt ausgeſprochen hatte, wurden mit einem ungeheuren Gelächter aufgenommen.

„Nach dieſer Rechnung ſind Sie ſo etwa hundertunddreißig Jahre alt,“ ſagte Madame Dubarry, „denn ſie mußten doch wohl zehn Jahre alt ſein, als ſie dieſen guten Wein in ſeine dicke Flaſche füllten.“

„Ich zählte mehr, als zehn Jahre, als ich dieſe Operation vornahm, Madame, denn zwei Tage nachher erhielt ich von Sr. Maj., dem Kaiſer von Oeſterreich, den ehrenvollen Auftrag, Montecuculi Glück zu wünſchen, der durch den Sieg bei St. Gotthard den Tag von Eſpek in Slavonien gerächt hatte, wo die Ungläubigen die Kaiſerlichen, meine Freunde und meine Waffengefährten von 1536, ſo gewaltig ſchlugen.“

„Ei!“ ſagte der Graf von Haga, ebenſo kalt, als es Caglioſtro that, „der Herr war damals mindeſtens zehn Jahre alt, da er dieſer merkwürdigen Schlacht perſönlich beiwohnte.“

„Eine furchtbare Niederlage, Herr Graf!“ erwiederte Caglioſtro mit einer Verbeugung.

„Minder grauſam jedoch, als die Niederlage bei Crécy,“ entgegnete Condorcet lächelnd.

„Es iſt wahr, mein Herr,“ ſprach Caglioſtro, ebenfalls lachelnd, „die Niederlage bei Crécy war etwas Schreckliches in der Hinſicht, daß es nicht allein eine Armee war, die geſchlagen wurde, ſondern Frankreich. Wir müſſen indeſſen zugeben, daß dieſe Niederlage kein ganz redlicher Sieg von Seiten Englands war. König Eduard hatte Kanonen, ein Philipp von Valois völlig unbekannter Umſtand, oder vielmehr ein Umſtand, an den Philipp von Valois nicht glauben wollte, obſchon ich ihn darauf aufmerkſam machte, obſchon ich ihm ſagte, ich habe mit meinen eigenen Augen die vier Feldſtücke geſehen, welche Eduard von den Venetianern gekauft.“

„Ah! ah!“ rief Madame Dubarry, „ah! Sie haben Philipp von Valois gekannt?“

„Madame, ich hatte die Ehre, einer von den fünf Herren zu sein, die seine Escorte bildeten, als er das Schlachtfeld verließ. Ich kam nach Frankreich mit dem armen alten König von Böhmen, der blind war und sich in dem Augenblick tödten ließ, wo man ihm sagte, Alles sei verloren.“

„Oh! mein Gott, mein Herr!“ sagte Laperouse, „Sie können nicht glauben, wie sehr ich es bedaure, daß Sie nicht, statt der Schlacht bei Crécy beizuwohnen, der Schlacht von Actium beigewohnt haben.“

„Und warum dieß, mein Herr?“

„Ah! weil Sie mir hätten einzelne nautische Umstände mittheilen können, die mir trotz der schönen Erzählung von Plutarch stets dunkel geblieben sind.“

„Welche Umstände meinen Sie? es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Ihnen von einigem Nutzen sein könnte.“

„Sie waren also dabei?“

„Nein, ich war damals in Aegypten. Die Königin Cleopatra hatte mich beauftragt, die Bibliothek in Alexandria wieder herzustellen, eine Sache, die ich mehr, als irgend ein Anderer auszuführen im Stande war, da ich die besten Schriftsteller des Alterthums persönlich gekannt hatte.“

„Und Sie haben die Königin Cleopatra gesehen, Herr von Cagliostro?“ rief Madame Dubarry.

„Wie ich Sie sehe, Madame.“

„War sie so hübsch, als man sagt?“

„Frau Gräfin, Sie wissen, die Schönheit ist etwas Relatives. Eine reizende Königin in Aegypten, hätte Cleopatra in Paris nur eine liebenswürdige Grisette sein können.“

„Sprechen Sie nicht schlimm von den Grisetten, Herr Graf.“

„Gott behüte mich.“

„Cleopatra war also..."

„Klein, mager, lebhaft, geistreich, mit großen, mandelartig geschlitzten Augen, einer griechischen Nase, Perlzähnen, einer Hand wie die Ihrige, einer magern Hand, um das Scepter zu halten. Sehen Sie, hier ist ein Diamant, den sie mir geschenkt: sie hatte denselben von ihrem Bruder Ptolemäus erhalten und trug ihn am Daumen."

„Am Daumen?" rief Madame Dubarry.

„Ja, das war eine ägyptische Mode, und ich kann ihn, wie Sie sehen, kaum an meinen kleinen Finger stecken."

Und er zog den Ring ab und reichte ihn Madame Dubarry.

Es war ein herrlicher Diamant, der, so wunderbar war sein Wasser, so geschickt sein Schnitt, dreißig- bis vierzigtausend Franken werth sein mochte.

Der Diamant machte die Runde um die Tafel und kam zu Cagliostro zurück, der ihn ruhig wieder an seinen Finger steckte.

„Ah! ich sehe es wohl," rief er, „Sie sind ungläubig; unselige Ungläubigkeit, die ich mein ganzes Leben zu bekämpfen hatte! Philipp von Valois wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, er möge Eduard einen Rückzug öffnen; Cleopatra wollte mir nicht glauben, als ich ihr sagte, Antonius würde geschlagen werden. Die Trojaner wollten mir nicht glauben, als ich ihnen in Beziehung auf das hölzerne Pferd sagte: Cassandra ist inspirirt! höret auf Cassandra."

„Oh! das ist wunderbar!" rief Madame Dubarry, die sich vor Lachen krümmte, „ich habe in der That noch nie einen zugleich so ernsten und so belustigenden Mann gesehen, wie Sie."

„Ich versichere Sie," sagte Cagliostro, sich verbeugend, „Jonathan war noch viel belustigender, als ich. Oh! der herrliche Geselle! Als er von Saul getödtet wurde, wäre ich auch beinahe darüber verrückt geworden."

„Wissen Sie, Graf," sprach der Herzog von Richelieu, „wissen Sie, daß Sie, wenn Sie fortfahren, den armen Taverney verrückt machen werden, der in solchem Maße vor dem Tod Angst hat, daß er Sie mit ganz bestürzten Augen anschaut, indem er Sie für unsterblich hält. Sprechen Sie aufrichtig: Sind Sie es, oder sind Sie es nicht?"

„Unsterblich?"

„Unsterblich."

„Ich weiß es nicht, doch was ich weiß, ist, daß ich Eines versichern kann."

„Was?" fragte Taverney, der Gierigste von allen Zuhörern.

„Daß ich alle Dinge gekannt und mit allen Personen Umgang gepflogen habe, die ich Ihnen so eben angeführt."

„Sie haben Montecuculi gekannt?"

„Wie ich Sie kenne, Herr von Favras, und sogar noch genauer; denn das ist das zweite oder dritte Mal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, während ich beinahe ein Jahr mit dem großen Strategiker, von dem wir sprechen, unter einem Zelte lebte."

„Sie haben Philipp von Valois gekannt?"

„Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte, Herr von Condorcet; als er aber nach Paris zurückgekehrt war, verließ ich Frankreich und begab mich wieder nach Böhmen."

„Cleopatra?"

„Ja, Frau Gräfin, Cleopatra. Ich sagte Ihnen, sie habe schwarze Augen gehabt, wie Sie, und einen Hals, der beinahe so schön gewesen, als der Ihrige."

„Aber, Graf, Sie wissen nicht, wie mein Hals ist."

„Sie haben einen Hals, wie Cassandra, und damit der Aehnlichkeit Nichts mangelt, hatte Cassandra wie Sie, oder Sie haben wie Cassandra ein kleines schwarzes Mal in der Höhe der sechsten linken Rippe."

„Ah! Graf, Sie sind einmal ein Zauberer."

„Ei! nein, Madame," entgegnete lachend der Marſchall von Richelieu, „ich habe es ihm geſagt."

„Und woher wiſſen Sie es?"

Der Marſchall ſpitzte die Lippen und erwiederte:

„Hm! das iſt ein Familiengeheimniß."

„Es iſt gut, es iſt gut!" rief Madame Dubarry. „Wahrlich, Marſchall, man hat ſehr Recht, ſich einer doppelten Lage Roth zu bedienen, wenn man zu Ihnen kommt."

Dann wandte ſie ſich gegen Caglioſtro um und ſprach:

„In der That, mein Herr, Sie beſitzen alſo das Geheimniß, zu verjüngen, denn drei- bis viertauſend Jahre alt, wie Sie es ſind, ſcheinen Sie kaum vierzig zu ſein."

„Ja, Madame, ich beſitze das Geheimniß, zu verjüngen."

„Oh! ſo verjüngen Sie mich."

„Sie, Madame, das iſt unnöthig. Das Wunder iſt geſchehen. Man hat das Alter, das man zu haben ſcheint, und Sie ſind höchſtens dreißig Jahre alt."

„Das iſt eine Galanterie."

„Nein, Madame, es iſt eine Thatſache."

„Erklären Sie ſich."

„Das iſt ganz leicht. Sie haben mein Verfahren für ſich ſelbſt benützt."

„Wie ſo?"

„Sie haben von meinem Elixir genommen."

„Ich?"

„Sie ſelbſt, Gräfin. Oh! Sie haben das nicht vergeſſen."

„Oh! oh!"

„Gräfin, erinnern Sie ſich eines Hauſes in der Rue Saint-Claude? erinnern Sie ſich, in dieſes Haus in gewiſſen, Herrn von Sartines betreffenden Angelegenheiten gekommen zu ſein? erinnern Sie ſich, einem meiner Freunde, Namens Joſeph Balſamo, einen Dienſt geleiſtet zu haben? erinnern Sie ſich, daß Ihnen Joſeph

Balsamo ein Geschenk mit einem Fläschchen Elixir machte, wobei er Ihnen jeden Morgen drei Tropfen davon zu nehmen empfahl! erinnern Sie sich, seine Vorschrift bis zum letzten Jahre befolgt zu haben, zu welcher Zeit sich das Fläschchen geleert fand? Erinnern Sie sich aller dieser Umstände nicht mehr, Gräfin, so wäre dieß in der That nicht mehr Vergeßlichkeit, sondern Undank."

„Oh! Herr von Cagliostro, Sie sagen mir da Dinge . . ."

„Die nur Ihnen allein bekannt sind, ich weiß es wohl. Worin läge aber das Verdienst, ein Zauberer zu sein, wenn man die Geheimnisse seines Nächsten nicht wüßte?"

„Joseph Balsamo hatte also, wie Sie, das Recept dieses wunderbaren Elixirs?"

„Nein, Madame, da er aber einer meiner besten Freunde war, schenkte ich ihm drei bis vier Fläschchen."

„Und er hat noch davon?"

„Oh! das weiß ich nicht. Seit drei Jahren ist der arme Balsamo verschwunden. Ich sah ihn zum letzten Mal in Amerika, an den Ufern des Ohio; er unternahm eine Expedition nach den Rocky Mountains, und seitdem hörte ich sagen, er sei gestorben."

„Genug, genug, Graf!" rief der Marschall; „ich bitte, lassen Sie die Galanterien. Das Geheimniß, Graf, das Geheimniß!"

„Sprechen Sie im Ernste, mein Herr?" fragte der Graf von Haga.

„Ganz im Ernste, Sire. Verzeihen Sie, ich will sagen, Herr Graf," erwiederte Cagliostro, und dabei verbeugte er sich auf eine Weise, durch die er andeutete, der Irrthum, den er begangen, sei ganz freiwillig geschehen.

„Madame ist also nicht alt genug, um verjüngt zu werden?" sagte der Marschall.

„Wahrhaftig, nein."

„Nun, so will ich Ihnen einen andern Gegenstand

bezeichnen. Hier ist mein Freund Taverney. Was sagen Sie zu ihm? Sieht er nicht aus, als wäre er ein Zeitgenosse von Pontius Pilatus? Vielleicht ist es aber bei ihm gerade das Gegentheil, und er ist zu alt?"

Cagliostro schaute den Baron an und erwiederte: „Nein."

„Oh! mein lieber Graf," rief Richelieu, „wenn Sie diesen verjüngen, so erkläre ich Sie für einen Zögling von Medea."

„Sie wünschen es?" fragte Cagliostro, indem er sich mit dem Wort an den Herrn des Hauses und mit den Augen an das ganze Auditorium wandte.

Jeder machte ein bejahendes Zeichen.

„Und Sie, wie die Andern, Herr von Taverney?"

„Ich mehr als die Andern, bei Gott!" rief der Baron.

„Nun! das ist leicht," sprach Cagliostro.

Und er steckte zwei Finger in die Tasche und zog ein achteckiges Fläschchen heraus.

Dann nahm er ein noch reines Krystallglas und goß ein paar Tropfen von der Flüssigkeit darein, die das Fläschchen enthielt.

Hiernach vermengte er diese paar Tropfen mit einem halben Glas gefrorenen Champagner und reichte den Trank, so bereitet, dem Baron.

Aller Augen waren seinen geringsten Bewegungen gefolgt; der Mund aller Anwesenden war aufgesperrt.

Der Baron nahm das Glas, doch in dem Augenblick, wo er es nach seinen Lippen führen wollte, zögerte er.

Alles brach beim Anblick dieses Zögerns in ein so geräuschvolles Gelächter aus, daß Cagliostro ungeduldig wurde.

„Beeilen Sie sich, Baron," rief er, „oder Sie lassen einen Trank verloren gehen, von dem jeder Tropfen hundert Louisd'or werth ist."

„Teufel!“ sagte Richelieu, der zu scherzen suchte, „das ist etwas Anderes, als der Tokayer.“

„Ich muß also trinken?“ fragte der Baron beinahe zitternd.

„Oder das Glas einem Andern geben, mein Herr, damit das Elixir irgend Einem etwas nützt.“

„Gib!“ sagte der Herzog von Richelieu, die Hand ausstreckend.

Der Baron roch an seinem Glas, und ohne Zweifel bestimmt durch den starken balsamischen Duft, durch die schöne Rosenfarbe, welche die paar Tropfen Elixir dem Champagner mitgetheilt hatten, verschluckte er den Zaubertrank.

In demselben Augenblick war es ihm, als schüttelte ein Schauer seinen Körper und machte gegen die Oberhaut alles alte und langsame Blut zurückfließen, das von den Füßen bis zum Herzen in seinen Adern schlummerte. Seine gerunzelte Haut spannte sich aus, schlaff bedeckt durch den Schleier ihrer Lider, erweiterten sich seine Augen, ohne daß der Wille daran Theil nahm; der Augapfel spielte lebhaft und groß, das Zittern seiner Hände machte einer nervigen Festigkeit Platz, seine Stimme kräftigte sich, und wieder elastisch geworden, wie in den schönsten Tagen seiner Jugend, richteten sich seine Kniee zugleich mit den Lenden auf, und das, als ob der Trank hinabsinkend seinen ganzen Körper von einem Ende zum andern wiedergeboren hätte.

Ein Schrei des Erstaunens, der Bewunderung besonders erscholl im Gemach. Taverney, der mit dem Ende des Zahnfleisches aß, wurde hungerig. Er griff kräftig nach Teller und Messer, legte sich von einem Ragout vor, der zu seiner Rechten stand, zermalmte Rebhühnerknochen, und sagte, er fühle seine zwanzigjährigen Zähne wieder wachsen.

Er aß, lachte, trank und schrie eine halbe Stunde lang vor Freude, und während dieser halben Stunde schauten ihn die andern Gäste nur ganz verwundert an; dann allmälig sank er zusammen, wie eine Lampe, der

das Oel ausgeht. Es war zuerst seine Stirne, wo sich die einen Augenblick verschwundenen alten Falten in neuen Ringeln eingruben; seine Augen verschleierten und verdunkelten sich. Er verlor den Geschmack; dann wölbte sich sein Rücken. Sein Appetit verschwand; seine Kniee fingen wieder an zu zittern.

„Oh!“ machte er seufzend.

„Nun?“ fragten alle Gäste.

„Nun! fahre hin, Jugend!“

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus, in Begleitung von zwei Thränen, die seine Augenlider befeuchteten.

Instinctartig und bei dem Anblick des Anfangs verjüngten und durch diesen Umschlag der Jugend wieder älter gewordenen Greises drang ein Seufzer, dem ähnlich, welchen Taverney ausgestoßen, aus der Brust von jedem Gast hervor.

„Das ist ganz einfach, meine Herren,“ sprach Cagliostro, „ich habe dem Baron nur fünfunddreißig Tropfen Lebenselixir eingegossen, und er hat sich nur um fünf- und dreißig Minuten verjüngt.“

„Oh! noch einmal! noch einmal, Graf!“ rief der Greis voll Gierde.

„Nein, denn eine zweite Probe würde Sie vielleicht tödten,“ erwiederte Cagliostro.

Von allen Gästen hatte Madame Dubarry, welche die Eigenschaft des Elixirs kannte, die Einzelheiten dieser Scene am begierigsten verfolgt.

In gleichem Maße, wie die Jugend und das Leben die Arterien des alten Taverney anschwellten, folgte das Auge der Gräfin in den Arterien dem Fortschritt der Jugend und des Lebens. Sie lachte, sie klatschte Beifall, sie wurde gleichsam wiedergeboren durch den Anblick. Als der Erfolg des Trankes seinen Höhepunkt erreicht hatte, wäre die Gräfin beinahe auf die Hand von Cagliostro losgestürzt, um ihm das Fläschchen zu entreißen.

In diesem Augenblick aber, da Taverney schneller

alterte, als er wieder jung geworden war, sprach sie traurig:

„Ach! ich sehe es wohl, Alles ist eitel, Alles ist Chimäre. Das wunderbare Geheimniß hat fünfunddreißig Minuten gedauert.“

„Das heißt,“ versetzte der Graf von Haga, „um sich eine Jugend von zwei Jahren zu geben, müßte man einen Fluß austrinken.“

Alle lachten.

„Nein,“ entgegnete Condorcet, „die Rechnung ist einfach: fünfunddreißig Tropfen für fünfunddreißig Minuten, das ist eine Erbärmlichkeit von drei Millionen hundert und dreiundfünfzig tausend und sechs Tropfen, wenn man ein Jahr jung bleiben will.“

„Eine Ueberschwemmung,“ sagte Laperouse.

„Und dennoch ist es, nach Ihrer Ansicht, nicht so bei mir gewesen, da eine kleine Flasche, die mir Ihr Freund Joseph Balsamo geschenkt, eine Flasche, etwa viermal so groß als Ihr Flacon, genügte, um bei mir das Fortschreiten der Zeit zehn Jahre lang aufzuhalten.“

„Ganz richtig, Madame, und Sie allein berühren mit dem Finger die geheimnißvolle Wirklichkeit. Der Mensch, der gealtert und zu sehr gealtert hat, bedarf dieser Quantität, wenn eine unmittelbare und mächtige Wirkung hervorgebracht werden soll. Aber eine Frau von dreißig Jahren, wie Sie waren, Madame, oder ein Mann von vierzig Jahren, wie ich war, Madame, als wir dieses Lebenselixir zu trinken anfingen ... diese Frau und dieser Mann, noch voll Frische und Jugend, brauchen nur zehn Tropfen von diesem Wasser bei jeder Periode der Abnahme zu trinken, und mittelst dieser zehn Tropfen wird derjenige oder diejenige, welche dieselbe trinkt, die Jugend und das Leben auf ewig in demselben Grade des Reizes fesseln.

„Was nennen Sie die Periode der Abnahme?“ fragte der Graf von Haga.

„Die natürlichen Perioden, Herr Graf. Im Na-

turzustande nehmen die Kräfte des Menschen bis zum fünfunddreißigsten Jahre zu. Hier angelangt, macht er einen Stillstand bis zum vierzigsten Jahre. Von vierzig fängt er an abzunehmen, aber beinahe unmerkbar bis zu fünfzig. Hernach rücken sich die Perioden näher und beschleunigen sich bis zum Todestag. Im Zustand der Civilisation, das heißt, wenn der Körper durch die Ausschweifungen, die Sorgen und Krankheiten aufgezehrt wird, bleibt das Wachsthum mit dreißig Jahren stillestehen. Die Abnahme fängt mit fünfunddreißig Jahren an. Dann muß man, mag man nun ein Mensch der Natur oder ein Mensch der Studien sein, die Natur in dem Augenblick ergreifen, wo sie stillstehend ist, um sich ihrer Bewegung der Abnahme zu widersetzen, im Augenblick, wo diese Bewegung sich zu bewerkstelligen versuchen wird. Derjenige, welcher im Besitz des Geheimnisses dieses Elixirs, wie ich es bin, den Angriff so zu combiniren weiß, daß er ihn erhascht und ohne Rückkehr zu sich selbst aufhält, der wird leben, wie ich lebe, stets jung, oder wenigstens jung genug, um zu thun, was ihm in diesem Leben zu thun zukommt."

„Ei! mein Gott! Herr von Cagliostro," rief die Gräfin, „warum haben Sie denn, wo es in Ihrer Gewalt lag, Ihr Alter zu wählen, nicht zwanzig Jahre statt vierzig gewählt?"

„Frau Gräfin," antwortete Cagliostro lächelnd, „weil es mir immer zusagt, eher ein vierzigjähriger gesunder, vollständiger Mann zu sein, als ein unverständiger junger Mensch von zwanzig Jahren."

„Ha! ha!" lachte die Gräfin.

„Ei! gewiß! Madame," fuhr Cagliostro fort, „mit zwanzig Jahren gefällt man den Frauen von dreißig, mit vierzig Jahren beherrscht man die Frauen von zwanzig und die Männer von vierzig."

„Ich gebe nach, mein Herr," sagte die Gräfin. „Wie sollte ich auch mit einem lebendigen Beweis streiten?"

„So bin ich also verurtheilt," sprach Taverney mit kläglichem Tone. „Bei mir ist es zu spät gewesen."

„Herr von Richelieu war geschickter als Sie," versetzte Laperouse mit einer Seemanns-Offenherzigkeit, „ich habe immer sagen hören, der Herr Marschall besitze ein gewisses Recept."

„Das ist ein Gerücht, das die Frauen verbreitet haben," sagte lachend der Graf von Haga.

„Ist das ein Grund, um nicht daran zu glauben?" fragte Madame Dubarry.

Der alte Marschall erröthete, er, der kaum zu erröthen vermochte.

Und alsbald rief er:

„Meine Herren, wollen Sie wissen, worin mein Recept bestanden hat?"

„Ja, gewiß, wir wollen es wissen."

„Nun wohl, darin, daß ich mich schonte."

„Ha! ha!" lachte die Gesellschaft.

„Es ist so," sagte der Marschall.

„Ich würde dieses Recept bestreiten," erwiederte die Gräfin, „hätte ich nicht so eben die Wirkung von dem von Herrn von Cagliostro gesehen. Halten Sie sich auch gut, Herr Zauberer, ich bin mit meinen Fragen noch nicht zu Ende."

„Immer zu, Madame, immer zu."

„Sie sagten, als Sie zum ersten Mal von Ihrem Elixir Gebrauch gemacht, seien Sie vierzig Jahre alt gewesen?"

„Ja, Madame . . ."

„Und Sie haben seit jener Zeit, nämlich seit der Belagerung von Troja . . ."

„Ein wenig früher, Madame."

„Gut; Sie haben Ihre vierzig Jahre erhalten?"

„Sie sehen es."

„Aber, mein Herr," sagte Condorcet, „Sie beweisen uns dann mehr, als Ihr Theorem zuläßt."

„Was beweise ich Ihnen, Herr Marquis?"

„Sie beweisen uns nicht nur die Fortdauer der

Jugend, ſondern auch die Erhaltung des Lebens; denn wenn Sie ſeit dem trojaniſchen Kriege vierzig Jahre alt ſind, ſo ſind Sie nie geſtorben."

„Das iſt wahr, Herr Marquis, ich bin nie geſtorben, ich geſtehe es in Demuth."

„Sie ſind aber doch nicht unverwundbar wie Achilles, und wenn ich ſage unverwundbar wie Achilles — Achilles war nicht unverwundbar, da ihn Paris mit einem Pfeil in die Ferſe tödtete."

„Nein, ich bin nicht unverwundbar, und das zu meinem großen Bedauern," ſagte Cagliostro.

„Dann können Sie getödtet werden, eines gewaltſamen Todes ſterben."

„Leider ja."

„Wie haben Sie es gemacht, um ſeit dreitauſend fünfhundert Jahren den Unfällen zu entgehen?"

„Das iſt eine Chance, Madame, wollen Sie meiner Schlußkette folgen?"

„Ich folge ihr."

„Wir folgen ihr."

„Ja, ja," wiederholten alle Gäſte.

Und mit unzweideutigen Zeichen der Theilnahme ſtützte ſich Jeder mit dem Ellenbogen auf den Tiſch und horchte.

Die Stimme von Cagliostro brach das Stillſchweigen.

„Was iſt die erſte Bedingung des Lebens?" fragte er, indem er mit einer zierlichen, leichten Geberde zwei ſchöne weiße Hände, beladen mit Ringen, enthüllte, worunter der der Königin Cleopatra wie ein Polarſtern glänzte. „Die Geſundheit, nicht wahr?"

„Ja, gewiß," antworteten alle Stimmen.

„Und die Bedingung der Geſundheit iſt?"

„Diät," ſagte der Graf von Haga.

„Sie haben Recht, Herr Graf, die Diät iſt es, was die Geſundheit erhält. Nun denn! warum ſollten dieſe Tropfen von meinem Elixir nicht die beſtmögliche Diät bilden?"

„Wer weiß es?“

„Sie, Graf.“

„Ja, allerdings, aber . . .“

„Nicht Andere?“ verſetzte Madame Dubarry.

„Madame, das iſt eine Frage, die wir ſogleich behandeln werden. Ich habe ſtets die Diät meiner Tropfen befolgt, und da ſie die Verwirklichung des ewigen Traums der Menſchen aller Zeiten ſind, da ſie das ſind, was die Alten unter dem Namen Jugendwaſſer, die Neuern unter dem Namen Lebenselixir ſuchten, ſo habe ich beſtändig meine Jugend, folglich meine Geſundheit, folglich mein Leben bewahrt. Das iſt klar.“

„Es nützt ſich jedoch Alles ab, Graf, der ſchönſte Körper wie die andern.“

„Der von Paris, wie der von Vulcan,“ ſagte die Gräfin.

„Sie haben ohne Zweifel Paris gekannt, Herr von Caglioſtro?“

„Genau, Madame; es war ein ſehr hübſcher Junge; im Ganzen aber verdient er nicht, was Homer von ihm ſagt und was die Frauen von ihm denken. Vor Allem war er roth.“

„Roth! oh pfui! wie abſcheulich!“ rief die Gräfin.

„Leider war Helena nicht Ihrer Anſicht, Madame,“ erwiederte Caglioſtro. „Doch kommen wir auf unſer Elixir zurück.“

„Ja, ja,“ riefen alle Stimmen.

„Sie behaupten alſo, Alles nütze ſich ab, Herr von Taverney. Gut. Sie wiſſen aber auch, daß ſich Alles wieder ausgleicht, ſich regenerirt oder ſich erſetzt, wie Sie wollen. Das bekannte Meſſer des heiligen Hubert, das ſo oft die Klinge und den Griff gewechſelt hat, iſt ein Beiſpiel hievon, denn trotz dieſes doppelten Wechſels iſt es das Meſſer vom heiligen Hubert geblieben. Der Wein, den in ihrem Keller die Mönche von Heidelberg aufbewahren, iſt immer derſelbe Wein, man gießt aber jedes Jahr in das Rieſenfaß eine neue

Lese. Der Wein der Mönche von Heidelberg*) ist auch immer rasch, klar und schmackhaft, während der von Opimus und mir in irdenen Amphoren versiegelte Wein, als ich hundert Jahre später davon kosten wollte, nur noch ein dicker Koth war, der vielleicht gegessen, aber nicht getrunken werden konnte.

„Nun denn! statt das Beispiel von Opimus zu befolgen, habe ich dasjenige errathen, welches die Mönche von Heidelberg geben mußten. Ich habe meinen Körper dadurch erhalten, daß ich jedes Jahr neue Principien darein goß, welche den Auftrag hatten, die alten Elemente zu regeneriren. Jeder Morgen hat ein junges und frisches Atom in meinem Blut, in meinem Fleisch, in meinen Knochen ein abgenutztes träges Molecule ersetzt. Ich habe die Detritus wiederbelebt, durch welche der gewöhnliche Mensch allmählig die ganze Masse seines Seins überwältigen läßt: ich habe alle die Soldaten in meinen Zügeln gehalten, die Gott der menschlichen Natur gegeben, um sich gegen die Zerstörung zu vertheidigen. Soldaten, welche der große Haufen verabschiedet oder im Müßiggang erlahmen läßt, ich habe sie zu einer beständigen Arbeit gezwungen, welche die Eingießung eines stets neuen Reizmittels erleichterte, sogar heischte. eine Folge von diesem unablässigen Studium des Lebens ist, daß mein Geist, meine Geberden, meine Nerven, mein Herz, meine Seele nie ihre Funktionen verlernt haben; und da sich Alles in der Welt verkettet, da denjenigen eine Sache am besten gelingt, welche diese Sache immer treiben, so bin ich natürlich geschickter, als jeder Andere gewesen, um die Gefahren eines Daseins von dreitausend Jahren zu vermeiden, und zwar weil es mir gelungen ist, aus Allem eine solche Erfahrung zu ziehen, daß ich die Nachtheile vorhersehe, daß ich die Gefahren irgend einer Lage fühle. So werden Sie nicht machen,

*) Die Mönche von Heidelberg sind eine kleine Escamotage von Herrn Cagliostro. D. Uebers.

daß ich in ein Haus eintrete, das vom Einsturz bedroht ist. Oh! nein, ich habe schon zu viele Häuser gesehen, um nicht mit dem ersten Blick die guten von den schlechten zu unterscheiden. Sie werden mich nicht bewegen, mit einem Ungeschickten zu jagen, der seine Flinte schlecht handhabt. Seit Kephales, der seine Frau Prokris tödtete, bis auf den Regenten, der dem Herrn Prinzen das Auge ausstach, habe ich zu viele Ungeschickte gesehen; Sie werden mich im Kriege nicht veranlassen, diesen oder jenen Posten einzunehmen, den der Erste der Beste einnehmen würde, insofern ich im Augenblick alle geraden Linien und alle paraboliſchen Linien, die auf eine tödtliche Weise nach diesem Posten zulaufen, berechnet haben werde. Sie sagen mir, man sehe eine verlorene Kugel nicht vorher? Ich antworte Ihnen, ein Mann, der eine Million Flintenschüsse vermieden, sei nicht entschuldbar, wenn er sich durch eine verlorene Kugel tödten lasse. Ah! machen Sie keine Geberde der Ungläubigkeit, denn ich bin hier als ein lebendiger Beweis. Ich sage Ihnen nicht, ich sei unsterblich; ich sage Ihnen nur, ich wisse das, was Niemand weiß, nämlich den Tod zu vermeiden, wenn er durch einen Zufall kommt. So würde ich, zum Beispiel, um keinen Preis der Welt hier allein mit Herrn von Launay bleiben, denn er denkt, wenn er mich in einer von seinen Zellen in der Bastille hätte, so würde er meine Unsterblichkeit mit Hülfe des Hungers versuchen. Ich würde eben so wenig mit Herrn von Condorcet zusammenbleiben, denn er hat in diesem Augenblick den Gedanken, den Inhalt des Ringes, den er am Zeigefinger der linken Hand trägt, in mein Glas zu werfen, und dieser Inhalt ist Gift, Alles ohne irgend eine boshafte Absicht, sondern nur aus wissenschaftlicher Neugierde, um ganz einfach zu erfahren, ob ich daran sterben würde."

Die zwei Personen, welche Cagliostro genannt hatte, machten eine Bewegung.

„Sie können es frei gestehen, Herr von Launay;

wir sind kein Gerichtshof, und überdieß bestraft man die Absicht nicht. Lassen Sie hören, haben Sie gedacht, was ich gesagt? Und Sie, Herr Condorcet, tragen Sie wirklich in Ihrem Ring ein Gift, das Sie mir gern im Namen Ihrer vielgeliebten Gebieterin, der Wissenschaft, einflößen möchten?"

„Meiner Treue," antwortete Herr von Launay, lachend und zugleich erröthend, „ich gestehe, daß Sie Recht hatten, Herr Graf, es war eine Tollheit. Doch diese Tollheit ging mir gerade in dem Augenblick, wo Sie mich anschuldigten, durch den Kopf."

„Und ich," sagte Condorcet, „ich will nicht minder offenherzig sein. Ich dachte wirklich, wenn Sie von dem kosteten, was in meinem Ring enthalten ist, gäbe ich nicht einen Obol mehr für Ihre Unsterblichkeit."

Ein Schrei der Bewunderung war um den ganzen Tisch hörbar.

Dieses Geständniß bestätigte nicht die Unsterblichkeit, wohl aber den Scharfsinn des Grafen von Cagliostro.

„Sie sehen wohl," sagte Cagliostro ruhig, „Sie sehen, daß ich errathen habe. Nun denn! ebenso ist es mit Allem, was geschehen soll. Die Gewohnheit zu leben hat mir mit dem ersten Blick die Vergangenheit und die Zukunft der Leute, die ich sehe, enthüllt."

„Meine Unfehlbarkeit in dieser Hinsicht ist so groß, daß Sie sich auf die Thiere, auf die träge Materie erstreckt. Steige ich in meinen Wagen, so sehe ich an der Miene der Pferde, daß sie durchgehen werden, an der Miene des Kutschers, daß er mich umwerfen oder mit mir hängen bleiben wird; schiffe ich mich auf einem Fahrzeuge ein, so errathe ich, der Kapitän werde ein Unwissender oder ein Halsstarriger sein, und folglich nicht das erforderliche Manöver machen können oder wollen. Ich vermeide dann den Kutscher wie den Kapitän; ich lasse die Pferde wie das Schiff. Ich leugne den Zufall nicht, ich verringere ihn. Statt ihm hundert Chancen zu lassen, wie es alle Welt thut, benehme

ich ihm neunundneunzig. Hiezu dient es mir, daß ich dreitausend Jahre gelebt habe."

„Ah," sagte Laperouse lachend unter dem durch die Worte von Cagliostro veranlaßten Enthusiasmus oder Aerger, „dann müßten Sie mich bis zu den Schiffen begleiten, auf denen ich die Reise um die Welt machen soll. Sie würden mir dadurch einen ausgezeichneten Dienst leisten."

Cagliostro antwortete nicht.

„Herr Marschall," fuhr lachend der Seemann fort, „da der Herr Graf von Cagliostro, und ich begreife das, eine so gute Gesellschaft nicht verlassen will, so müssen Sie mir erlauben, dieß zu thun. Verzeihen Sie, Herr Graf von Haga, verzeihen Sie, Madame, aber es hat sieben Uhr geschlagen, und ich habe dem König versprochen, um ein Viertel auf acht Uhr in den Wagen zu steigen. Da nun der Herr Graf von Cagliostro nicht Lust hat, meine zwei Stuten zu sehen, so sage er mir wenigstens, was mir zwischen Versailles und Brest begegnen wird. Von Brest bis zum Pol erlasse ich es ihm, das ist meine Sache. Aber bei Gott! von Versailles nach Brest ist er mir ein Gutachten schuldig."

Cagliostro schaute Laperouse noch einmal an, und zwar mit einem so melancholischen Auge, mit einer zugleich so sanften und so traurigen Miene, daß die Mehrzahl der Gäste seltsam davon berührt wurde. Der Seefahrer aber bemerkte nichts; er nahm von den Gästen Abschied, seine Diener hüllten ihn in einen schweren, weiten Pelzüberrock, und Madame Dubarry steckte ihm in seine Tasche einige von jenen, dem Reisenden so angenehmen herzstärkenden Mitteln, an die dieser beinahe nie selbst denkt, indeß sie ihn an die abwesenden Freunde während der langen Nächte einer Reise in einer eisigen Athmosphäre erinnern.

Immer lachend verbeugte sich Laperouse ehrfurchtsvoll vor dem Grafen von Haga und reichte dem Marschall die Hand.

„Gott befohlen, mein lieber Laperouse," sagte der Herzog von Richelieu.

„Nein, Herr Herzog, auf Wiedersehen," entgegnete Laperouse. „Es ist in der That, als ob ich für die Ewigkeit abreiste: ganz einfach eine Reise um die Welt, vier bis fünf Jahre Abwesenheit, nicht mehr; darum braucht man nicht von einander Abschied zu nehmen."

„Vier bis fünf Jahre!" rief der Marschall. „Ei! mein Herr, warum sagen Sie nicht vier bis fünf Jahrhunderte? Die Tage sind in meinem Alter Jahre, und so wiederhole ich: Gott befohlen!"

„Bah! fragen Sie den Wahrsager," erwiederte Laperouse lachend; „er verspricht Ihnen noch zwanzig Jahre. Nicht wahr, Herr von Cagliostro? Ah! Graf, warum haben Sie mir nicht früher von Ihren göttlichen Tropfen gesagt? Ich hätte um jeden Preis eine Tonne auf der ~~Astrolabe~~ eingeschifft. Dieß ist der Name meines Schiffes, meine Herren. Madame, noch einen Kuß auf Ihre schöne Hand, sicherlich die schönste, die ich von hier bis zu meiner Rückkehr zu sehen bestimmt bin. Auf Wiedersehen."

Und er entfernte sich.

Cagliostro beobachtete stets dasselbe Stillschweigen von schlimmer Vorbedeutung.

Man hörte die Tritte des Kapitäns auf den hallenden Stufen der Freitreppe, seine beständig heitere Stimme im Hofe und seine letzten Grüße an die, um ihn zu sehen, versammelten Personen.

Dann schüttelten die Pferde ihre mit Schellen beladenen Köpfe, der Kutschenschlag schloß sich mit einem dumpfen Geräusch und die Räder ächzten auf dem Straßenpflaster.

Laperouse hatte den ersten Schritt der geheimnißvollen Reise gemacht, von der er nicht mehr zurückkehren sollte . . . . . .

Jedermann horchte.

Als man nichts mehr hörte, fanden sich alle Blicke wie durch eine höhere Macht auf Cagliostro zurückgelenkt.

Es war in diesem Augenblicke in den Zügen dieses Menschen eine pythische Erleuchtung sichtbar, welche die Gäste beben machte.

Ein seltsames Stillschweigen dauerte einige Minuten fort.

Der Graf von Haga unterbrach es zuerst:

„Warum haben Sie ihm nicht geantwortet, mein Herr?“

Diese Frage war der Ausdruck der allgemeinen Bangigkeit

Cagliostro bebte, als ob ihn die Worte des Grafen seiner inneren Betrachtung entzogen hätten.

„Weil,“ antwortete er, „weil ich ihm eine Lüge oder etwas Hartes hätte sagen müssen.“

„Warum?“

„Weil ich hätte zu ihm sprechen müssen: Herr von Laperouse, der Herr Herzog von Richelieu hat Recht, Ihnen „Lebewohl“ und nicht „Auf Wiedersehen“ zu sagen.“

„Ei! ei!“ versetzte Richelieu erbleichend, „Herr von Cagliostro, was des Teufels sagen Sie da von Laperouse?“

„Oh! beruhigen Sie sich, Herr Marschall,“ erwiederte Cagliostro lebhaft, „nicht für Sie ist die Weissagung traurig.“

„Wie!“ rief Madame Dubarry, „der arme Laperouse, der mir so eben die Hand geküßt . . .“

„Wird sie Ihnen nicht nur nicht mehr küssen, sondern er wird auch diejenigen nie mehr sehen, welche er diesen Abend verlassen,“ antwortete Cagliostro, während er aufmerksam sein Glas Wasser anschaute, in dem durch die Art, wie es gestellt war, leuchtende Schichten von einer Opalfarbe, schräge durchschnitten von den Gegenständen in der Umgebung, spielten.

Ein Schrei der Verwunderung kam aus Aller Mund hervor.

Jeden Augenblick steigerte sich das Interesse des Gespräches; aus der ernsten, feierlichen, beinahe ängstlichen Miene, mit der die Anwesenden, sei es mit dem Blick, sei es mit der Stimme, Cagliostro befragten, hätte man entnehmen sollen, es handle sich um unfehlbare Weissagungen eines antiken Orakels.

Unter dieser Befangenheit der Gäste des Herzogs erhob sich Herr von Favras, das allgemeine Gefühl zusammenfassend, machte ein Zeichen und ging auf den Fußspitzen in die Vorzimmer, um zu horchen, ob nicht einer von den Bedienten laure.

Aber das Haus des Herrn Marschall von Richelieu war, wie gesagt, ein wohlbestelltes Haus, und Herr von Favras fand im Vorzimmer nur einen alten Intendanten, der strenge wie eine Schildwache auf einem verlorenen Posten die Zugänge des Speisesaales zur feierlichen Stunde des Nachtisches vertheidigte.

Er kam zurück, setzte sich nieder und bedeutete den Gästen, sie seien allein.

„Wenn es so ist," sprach Madame Dubarry, die Versicherung von Herrn von Favras erwiedernd, als wäre sie laut gegeben worden, „wenn es so ist, erzählen Sie uns, was des armen Laperouse harrt."

„Immer zu, Herr von Cagliostro," sagten die Männer.

„Ja, wir bitten Sie wenigstens darum."

„Wohl, Herr von Laperouse geht ab, wie er Ihnen gesagt hat, in der Absicht, die Welt zu umsegeln und die Reisen von Cook, dem armen Cook, fortzusetzen, der, wie Sie wissen, auf den Sandwichsinseln ermordet worden ist."

„Ja! ja! wir wissen es," machten mehr alle Köpfe, als alle Stimmen.

„Alles weissagt der Unternehmung einen glücklichen Erfolg. Herr von Laperouse ist ein guter Seemann; überdieß hat ihm König Ludwig XVI. seine Reise geschickt vorgezeichnet."

„Ja," unterbrach ihn der Graf von Haga; „der

König von Frankreich ist ein geschickter Geograph; nicht wahr, Herr von Condorcet?"

„Ein geschickterer Geograph, als es für einen König nöthig ist," erwiederte der Marquis. „Die Könige sollten Alles nur nach der Oberfläche kennen, dann ließen sie sich vielleicht durch die Menschen leiten, die den Grund kennen."

„Das ist eine Lection, Herr Marquis," sagte lächelnd der Graf von Haga.

Erröthend entgegnete Condorcet:

„Oh! nein, es ist eine einfache Betrachtung, ein einfacher philosophischer Satz."

„Er reist also ab," sagte Madame Dubarry, die sich beeiferte, jedes Privatgespräch abzubrechen, das von dem Wege, den das allgemeine Gespräch genommen, hätte ablenken können.

„Er reist also ab," wiederholte Cagliostro. „Glauben Sie aber nicht, daß er, so eilfertig er Ihnen geschienen hat, sogleich in See geht; nein, ich sehe ihn viel Zeit in Brest verlieren."

„Das ist Schade," sagte Condorcet, „es ist die Zeit der Abfahrten. Es ist sogar schon ein wenig spät, Februar oder März wäre besser gewesen."

„Oh! werfen Sie ihm diese paar Monate nicht vor, Herr von Condorcet, er lebt wenigstens während dieser Zeit, er lebt und hofft."

„Ich denke, man hat ihm doch wohl gute Gesellschaft gegeben?" fragte Richelieu.

„Ja," erwiederte Cagliostro, „derjenige, welcher das zweite Schiff befehligt, ist ein ausgezeichneter Offizier. Ich sehe ihn noch jung, abenteuerlich, leider muthig."

„Wie, leider?"

„Nun wohl! ein Jahr nachher suche ich diesen Freund und sehe ihn nicht mehr," sprach Cagliostro, ängstlich sein Glas befragend. „Niemand von Ihnen ist mit Herrn von Langlé verwandt?"

„Nein."

„Niemand kennt ihn?“

„Nein.“

„Nun denn! der Tod wird mit ihm anfangen. Ich ſehe ihn nicht mehr.“

Ein Gemurmel des Schreckens drang aus der Bruſt aller Anweſenden hervor.

„Aber er . . . er . . . Laperouſe?“ fragten mehrere keuchende Stimmen.

„Er ſchwimmt auf der See, er landet, er ſchifft ſich wieder ein. Ein Jahr, zwei Jahre glücklicher Schifffahrt. Man erhält Nachrichten von ihm.*) Und dann . . .“

„Und dann?“

„Die Jahre vergehen.“

„Nun?“

„Der Ocean iſt groß. Der Himmel iſt düſter, da und dort tauchen immer friſche Länder empor, da und dort werden Geſtalten, ſo häßlich wie die Ungeheuer des griechiſchen Archipels, ſichtbar. Sie belauern das Schiff, das, von der Strömung fortgeriſſen, im Nebel zwiſchen den Riffen hinflieht, dann der Sturm, der Sturm, gaſtlicher als das Geſtade, dann unheilvolle Feuer. Oh! Laperouſe, Laperouſe! Wenn Du mich hören könnteſt, würde ich Dir ſagen: Du ſegelſt ab wie Chriſtoph Columbus, um eine Welt zu entdecken; mißtraue unbekannten Inſeln!“

Er ſchwieg.

Ein eiſiger Schauer durchlief die Verſammlung, während über den Tiſch noch ſeine letzten Worte vibrirten.

„Warum hatten Sie ihn aber nicht gewarnt?“ rief der Graf von Haga, der wie die Anderen dem Einfluß dieſes außerordentlichen Menſchen erlag, welcher nach ſeiner Laune alle Herzen bewegte.

„Ja, ja,“ ſprach Madame Dubarry. „Warum

---

*) Der Offizier, der die letzten Nachrichten, die man von Laperouſe erhielt, überbrachte, war Herr von Leſſeps, der einzige Menſch der Expedition, der Frankreich wiederſah.

ihm nicht nacheilen, warum ihn nicht einholen? Das Leben eines Mannes wie Laperouſe iſt wohl die Reiſe eines Couriers werth, mein lieber Marſchall.“

Der Marſchall begriff und ſtand halb auf, um zu läuten.

Caglioſtro ſtreckte den Arm aus.

Der Marſchall ſank in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

„Ach! jeder Rath wäre unnütz,“ fuhr Caglioſtro fort, „der Menſch, der das Verhängniß vorherſieht, ändert das Verhängniß nicht. Herr von Laperouſe würde lachen, wenn er meine Worte gehört hätte, wie die Söhne von Priamus bei der überbrachten Weiſſagung von Caſſandra lachten; aber ſehen Sie, Sie lachen ſelbſt, Herr Graf von Haga, und das Lachen wird auch Ihre Gefährten anſtecken. Oh! thun Sie ſich keinen Zwang an, Herr von Condorcet, thun Sie ſich keinen Zwang an, Herr von Favras; ich habe nie einen gläubigen Zuhörer gefunden.“

„Oh! wir glauben,“ riefen Madame Dubarry und der alte Herzog von Richelieu.

„Ich glaube,“ murmelte Taverney.

„Ich auch,“ ſagte artiger Weiſe der Graf von Haga.

„Ja,“ ſprach Caglioſtro, „Sie glauben, Sie glauben, weil es ſich um Herrn von Laperouſe handelt; handelte es ſich aber um Sie, ſo würden Sie nicht glauben.“

„Oh!“

„Davon bin ich feſt überzeugt.“

„Ich muß geſtehen,“ ſprach der Graf von Haga, „was mich glauben machen wird, wäre, daß Herr von Caglioſtro zu Herrn von Laperouſe geſagt hätte: „„Hüten Sie ſich vor unbekannten Inſeln.““ Er hätte ſich davor gehütet. Das war immer eine Chance.“

„Ich verſichere Sie, mein Herr Graf, und würde er mir auch geglaubt haben, ſehen Sie, wie furchtbar dieſe Offenbarung geweſen wäre, hätte in Gegenwart der Gefahr, beim Anblick der unbekannten Inſeln, der

Unglückliche, an meine Prophezeiung glaubend, den geheimnißvollen Tod, der ihn bedroht, herannahen gefühlt, ohne ihm entfliehen zu können. Nicht Einen Tod, tausend Tode würde er erlitten haben, denn es heißt tausend Tode erleiden, in der Finsterniß mit der Verzweiflung an seiner Seite gehen. Bedenken Sie wohl, die Hoffnung, die ich ihm benommen hätte, ist der letzte Trost, den der Unglückliche unter dem Messer bewahrt, wenn ihn schon das Messer berührt, wenn ihn die Schärfe des Stahls berührt, wenn sein Blut fließt. Erlischt das Leben, so hofft der Mensch doch noch."

„Es ist wahr," sagten mit leiser Stimme einige Anwesende.

„Ja," sprach Condorcet, „der Schleier, der das Ende unseres Lebens bedeckt, ist das einzige wahre Gute, das Gott dem Menschen auf der Erde gewährt hat."

„Nun! wie dem auch sein mag," sagte der Graf von Haga, „wenn ich zufällig von einem Mann wie Sie hörte: Mißtrauen Sie diesem oder jenem Menschen, dieser oder jener Sache, — so würde ich die Warnung für gut annehmen und dem Rathgeber danken."

Cagliostro schüttelte sanft den Kopf und begleitete diese Geberde mit einem Lächeln.

„In der That, Herr von Cagliostro," fuhr der Graf von Haga fort, „geben Sie mir einen Wink, und ich werde Ihnen dankbar sein."

„Sie möchten gern, daß ich Ihnen sagte, was ich Herrn von Laperouse nicht sagen wollte?"

„Ja, das möchte ich."

Cagliostro machte eine Bewegung, als ob er sprechen wollte; doch er hielt wieder an sich und sagte nur:

„Oh! nein, Herr Graf, nein."

„Ich bitte Sie inständig."

Cagliostro wandte den Kopf ab und erwiederte:

„Nie! nie!"

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte lächelnd der Graf, „Sie werden mich abermals ungläubig machen."

„Die Ungläubigkeit ist der Angst vorzuziehen.“

„Herr von Cagliostro,“ sprach der Graf mit ernstem Ton, „Sie vergessen Eines.“

„Was?“ fragte der Prophet voll Ehrfurcht.

„Daß, wenn es Menschen gibt, welche ohne Nachtheil über ihr Geschick im Ungewissen sein können, andere dagegen vorhanden sind, welche die Zukunft wissen möchten, weil ihr Geschick nicht nur von Gewicht und Bedeutung für sie selbst, sondern für Millionen von Menschen ist.“

„Einen Befehl also,“ versetzte Cagliostro. „Nein, ich werde Nichts ohne einen Befehl thun.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Eure Majestät befehle, und ich werde gehorchen,“ erwiederte Cagliostro mit leiser Stimme.

„Ich befehle Ihnen, mir mein Schicksal zu offenbaren, Herr von Cagliostro,“ sprach der König mit einer Majestät voll Höflichkeit.

Zu gleicher Zeit, da der Graf von Haga sich als König behandeln ließ und sein Incognito dadurch brach, daß er einen Befehl gab, stand der Herzog von Richelieu auf, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Fürsten und sagte:

„Ich danke für die Ehre, die der König von Schweden meinem Hause angethan hat: Eure Majestät wolle den Ehrenplatz einnehmen. Von diesem Augenblick kann er nur Ihnen gehören, Sire.“

„Bleiben wir, bleiben wir, wie wir sind, Herr Marschall, und verlieren wir nicht ein Wort von dem, was mir der Herr Graf von Cagliostro sagen wird.“

„Den Königen sagt man die Wahrheit nicht, Sire.“

„Bah! ich bin nicht in meinem Königreich. Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein, Herr Herzog; sprechen Sie, Herr von Cagliostro, ich beschwöre Sie darum.“

Cagliostro schaute sein Glas an; Kügelchen, denen ähnlich, welche den Champagner durchziehen, stiegen vom Boden zur Oberfläche auf, das Wasser schien sich,

durch seinen mächtigen Blick angezogen, unter seinem Willen zu rühren.

„Sire, sagen Sie mir nur, was Sie wissen wollen, ich bin bereit zu antworten," sprach Cagliostro.

„Sagen Sie mir, welchen Todes ich sterben werde."

„Durch einen Schuß."

Die Stirne von Gustav strahlte.

„Ah! in einer Schlacht," sagte er, „den Tod eines Soldaten. Ich danke Ihnen, Herr von Cagliostro, ich danke tausendmal. Oh! ich sehe Schlachten vorher und Gustav Adolph und Karl XII. haben mir gezeigt, wie man stirbt, wenn man König von Schweden ist."

Cagliostro neigte das Haupt, ohne zu antworten.

Der Graf von Haga faltete die Stirne. -

„Ho! ho!" sagte er, „wird der Schuß nicht in einer Schlacht geschehen?"

„Nein, Sire."

„Bei einem Aufruhr, ja, das ist auch möglich."

„Nicht bei einem Aufruhr."

„Wo denn?"

„Auf einem Ball, Sire."

Der König wurde träumerisch.

Cagliostro, der aufgestanden war, setzte sich wieder und ließ seinen Kopf in seine beiden Hände fallen, in denen er sich begrub.

Alle erbleichten um den Urheber der Prophezeiung und um den, der der Gegenstand derselben war.

Herr von Condorcet trat näher zu dem Glase Wasser, in dem der Wahrsager die schlimme Vorbedeutung gelesen hatte, nahm es beim Fuß, hob es bis zu der Höhe seines Auges empor und prüfte sorgfältig die glänzenden Rauten und den geheimnißvollen Inhalt.

Man sah dieses verständige, aber kalt forschende Auge von dem doppelten, festen und flüssigen Krystall die Lösung eines Problems fordern, dem seine Vernunft nur den Werth einer rein physischen Speculation einräumte.

Der Gelehrte berechnete in der That die Tiefe, die leuchtenden Retractionen und mikroskopischen Augen des Wassers. Er fragte sich, er, der für Alles eine Ursache haben wollte, nach der Ursache und dem Vorwand dieser Charlatanerie, ausgeübt auf Menschen von dem Werthe derjenigen, welche die Tafel umgaben, von einem Menschen, dem man ein außerordentliches Gewicht nicht absprechen konnte.

Ohne Zweifel fand er die Lösung seines Problems nicht, denn er hörte auf, das Glas prüfend zu betrachten, stellte es wieder auf den Tisch und sprach mitten unter dem durch die Wahrsagung von Cagliostro hervorgebrachten Erstaunen:

„Nun! ich werde unseren erhabenen Propheten auch bitten, seinen magischen Spiegel zu befragen. Leider," fügte er bei, „leider bin ich kein mächtiger Herr, ich befehle nicht, und mein dunkles Leben gehört nicht Millionen von Menschen."

„Mein Herr," versetzte der Graf von Haga, „Sie befehlen im Namen der Wissenschaft und Ihr Leben ist nicht nur von Bedeutung für ein Volk, sondern für die ganze Menschheit."

„Ich danke, Herr Graf; doch Ihre Ansicht über diesen Punkt ist vielleicht nicht die von Herrn von Cagliostro."

Cagliostro erhob das Haupt, wie es ein Renner unter dem Stachel thut.

„Doch, Marquis," sprach er mit einem Anfang nervöser Reizbarkeit, die man in alten Zeiten dem Einfluß des Gottes, von dem er gleichsam besessen, zugeschrieben hätte, „doch, Sie sind ein mächtiger Herr im Reiche der Intelligenz. Schauen Sie mir in's Gesicht; auch Sie wünschen im Ernst, daß ich Ihnen weissage?"

„Im Ernst, Herr Graf," erwiederte Condorcet, „bei meiner Ehre, man kann es nicht ernstlicher wünschen."

„Nun wohl! Marquis," sprach Cagliostro mit dumpfem Tone, indem er das Augenlid über seinen starren Blick senkte, „Sie werden an dem Gift sterben, das Sie in dem Ring tragen, den Sie am Finger haben. Sie werden sterben . . ."

„Aber wenn ich ihn wegwürfe?" unterbrach ihn Condorcet.

„Werfen Sie ihn weg."

„Sie gestehen also, daß dieß sehr leicht ist."

„Werfen Sie ihn weg, sage ich Ihnen."

„Oh! ja, Marquis!" rief Madame Dubarry, „ich bitte, werfen Sie das abscheuliche Gift weg, werfen Sie es weg, und wäre es nur, um diesen unseligen Propheten, der uns Alle mit seinen Wahrsagungen betrübt, ein wenig lügen zu machen. Denn wenn Sie es wegwerfen, so ist es gewiß, daß Sie nicht durch dieses vergiftet werden, und da Herr von Cagliostro behauptet, es werde durch dieses geschehen, so wird Herr von Cagliostro wohl oder übel gelogen haben."

„Die Frau Gräfin hat Recht," sagte der Graf von Haga.

„Bravo, Gräfin!" rief Richelieu. „Auf, Marquis, werfen Sie das Gift weg; das wird um so besser sein, als ich nun, da ich weiß, daß Sie den Tod eines Menschen in der Hand tragen, zittern werde, so oft wir mit einander trinken. Der Ring kann sich von selbst öffnen. He! he!"

„Und zwei Gläser, die zusammenstoßen, sind sehr nahe bei einander," sagte Taverney. „Werfen Sie es weg, Marquis, werfen Sie es weg."

„Dieß ist vergeblich," erwiederte Cagliostro, „Herr von Condorcet wird es nicht wegwerfen."

„Nein," sprach der Marquis, „ich werde es nicht von mir lassen, doch nicht, weil ich das Geschick unterstützen will, sondern weil Cabantis mir dieses Gift componirt hat, das ganz einzig, das eine Substanz ist, die durch den Zufall ihre Tüchtigkeit erlangt hat, und

weil er diesen Zufall vielleicht nie wieder finden wird; darum werde ich das Gift nicht wegwerfen. Triumphiren Sie, wenn Sie wollen, Herr von Cagliostro."

„Das Geschick findet immer seine getreuen Agnaten, um es im Vollzug seiner Sprüche zu unterstützen," sprach Cagliostro.

„So werde ich durch Gift sterben," sagte der Marquis. „Wohl! es sei. Es stirbt nicht Jeder, der will, durch Gift. Es ist ein bewunderungswürdiger Tod, der Tod der Semiramissagen; ein wenig Gift auf die Spitze meiner Zunge, und ich bin vernichtet. Das ist nicht der Tod plus, sondern das Leben minus, wie wir in der Algebra sagen."

„Es ist nicht mein Wille, daß Sie leiden, mein Herr," erwiederte Cagliostro mit kaltem Tone.

Und er machte ein Zeichen, durch das er bedeutete, er wünsche hiebei stehen zu bleiben, wenigstens mit Herrn von ~~Cagliostro~~. Lorraine.

„Mein Herr," sprach nun der Marquis von Favras, indem er sich über die Tafel ausstreckte, als wollte er Cagliostro entgegen kommen, „wir haben nun einen Schiffbruch, einen Schuß und eine Vergiftung, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen machen. Werden Sie nicht die Güte haben, mir auch einen Tod ähnlicher Art zu weissagen?"

„Oh! Herr Marquis," erwiederte Cagliostro, der sich unter der Ironie zu beleben anfing, „Sie hätten in der That Unrecht, wenn Sie auf diese Herren eifersüchtig wären; denn so wahr ich ein Edelmann bin, Sie werden etwas Besseres haben."

„Etwas Besseres?" rief Herr von Favras lachend, „nehmen Sie sich in Acht, Sie machen sich zu viel anheischig; etwas Besseres, als das Meer, das Feuer und das Gift? Das ist schwierig!"

„Es bleibt der Strang, Herr Marquis," erwiederte Cagliostro mit freundlichem Tone.

„Der Strang... ho! ho! was sagen Sie mir da!"

„Ich sage Ihnen, daß Sie gehenkt werden," ant-

wortete Cagliostro mit einer Art von prophetischer Wuth, über die er nicht mehr Meister war.

„Teufel! gehenkt!“ rief die Versammlung.

„Der Herr vergißt, daß ich Edelmann bin,“ entgegnete Favras, etwas abgekühlt; „und will er zufällig von einem Selbstmord sprechen, so sage ich ihm zum Voraus, daß ich mich bis zum letzten Augenblick genugsam zu achten gedenke, um mich keines Strickes zu bedienen, so lange ich noch einen Degen habe.“

„Ich spreche nicht von einem Selbstmorde, mein Herr.“

„Sie sprechen von einer Hinrichtung?“

„Ja.“

„Sie sind ein Fremder, und in dieser Eigenschaft verzeihe ich Ihnen.“

„Was?“

„Ihre Unwissenheit. In Frankreich köpft man die Edelleute.“

„Sie werden diese Angelegenheit mit Ihrem Henker abmachen,“ erwiederte Cagliostro, Herrn von Favras unter dieser brutalen Antwort niederschmetternd.

Es trat ein Augenblick des Zögerns in der Versammlung ein.

„Wissen Sie, daß ich jetzt zittere,“ sagte Herr von Launay; „meine Vorgänger haben so traurig gewählt, daß ich Schlimmes für mich vorhersehe, wenn ich denselben Sack durchwühle, wie sie.“

„Dann sind Sie vernünftiger, als sie, und Sie wollen die Zukunft nicht kennen; gut oder übel, ehren wir das Geheimniß Gottes.“

„Oh! oh! Herr von Launay,“ sagte Madame Dubarry, „ich hoffe, Sie werden so viel Muth haben, als diese Herren.“

„Ich hoffe es auch, Madame,“ erwiederte der Gouverneur, sich verbeugend.

Dann wandte er sich an Cagliostro und sprach:

„Mein Herr, ich beschwöre Sie, beschenken Sie mich nun auch mit meinem Horoskop.“

„Das ist leicht," antwortete Cagliostro, „ein Streich mit dem Beil auf den Kopf, und Alles ist abgethan."

Hier erscholl ein Schrei des Schreckens im Saal. Die Herren von Richelieu und Taverney baten Cagliostro, nicht weiter zu gehen; doch die weibliche Neugierde gewann die Oberhand.

„Wenn man Sie hört, Graf, würde das Weltall eines gewaltsamen Todes sterben," sagte Madame Dubarry. „Wir sind zu acht, und von acht sind schon fünf von Ihnen zum Tod verurtheilt."

„Ja, Sie begreifen wohl, daß dieß feste Absicht ist, und daß wir darüber lachen, Madame," sprach Herr von Favras, der wirklich zu lachen suchte.

„Gewiß lachen wir darüber, ob es nun wahr oder falsch ist," versetzte der Graf von Haga.

„Oh! ich würde wohl auch lachen, denn ich möchte der Gesellschaft nicht gern durch meine Feigheit Schande machen," sprach Madame Dubarry. „Doch leider bin ich nur ein Weib und werde nicht einmal die Ehre haben, in Beziehung auf einen unseligen Ausgang in Ihren Rang gestellt zu werden. Ein Weib, das stirbt in seinem Bett. Ach! mein Tod — einer traurigen und vergessenen alten Frau, wird die schlimmste von allen Todesarten sein, nicht wahr, Herr von Cagliostro?"

Indem sie diese Worte sprach, zögerte sie; sie gab nicht nur durch ihre Worte, sondern auch durch ihre Miene dem Wahrsager einen Vorwand, sie zu beruhigen; Cagliostro beruhigte sie aber nicht.

Die Neugierde war größer, als die Angst, und trug den Sieg über diese davon.

„Auf, Herr von Cagliostro, antworten Sie mir doch!" rief Madame Dubarry.

„Was soll ich Ihnen antworten? Sie befragen mich nicht."

Die Gräfin zögerte.

„Aber . . ." sagte sie.

„Nun, Madame," sprach Cagliostro, „wollen Sie mich befragen? Ja oder Nein!"

Die Gräfin strengte sich an, um ihre Furcht zu überwinden, und rief, nachdem sie Muth in einem Lächeln der Gesellschaft geschöpft hatte:

„Nun wohl! ja, ich wage es, sagen Sie, wie Jeanne von Vaubernier, Gräfin Dubarry endigen wird."

„Auf dem Blutgerüst, Madame," antwortete der finstere Prophet.

„Sie scherzen, nicht wahr, mein Herr?" stammelte die Gräfin mit einem flehenden Blick.

Aber man hatte Cagliostro auf's Aeußerste getrieben und er sah diesen Blick nicht.

„Und warum scherzen?" fragte er.

„Weil man, um das Blutgerüste zu besteigen, getödtet, gemordet, ein Verbrechen begangen haben muß, während ich aller Wahrscheinlichkeit nach nie ein Verbrechen begehen werde. Nicht wahr, Sie scherzen?"

„Ei! mein Gott, ja," erwiederte Cagliostro, „es ist ein Scherz, wie Alles, was ich wahrgesagt habe."

Die Gräfin brach in ein Gelächter aus, das ein geschickter Beobachter, um natürlich zu sein, ein wenig zu scharf gefunden hätte.

„Auf! Herr von Favras," sagte sie, „bestellen wir unsern Trauerwagen."

„Oh! das wäre für Sie vergeblich, Gräfin," sprach Cagliostro.

„Und warum dieß, mein Herr?"

„Weil Sie auf einem Karren nach dem Schaffot fahren werden."

„Pfui! wie abscheulich!" rief Madame Dubarry. „Oh! der abscheuliche Mensch! Marschall, wählen Sie ein andermal Gäste von einer besseren Laune, oder ich komme nicht mehr zu Ihnen."

„Entschuldigen Sie mich, Madame. Sie, wie die Andern, haben es gewollt," versetzte Cagliostro.

„Ich wie die Andern; nicht wahr, Sie werden mir wenigstens Zeit bewilligen, meinen Beichtvater zu wählen."

„Das wäre ganz überflüssig, Gräfin," erwiederte Cagliostro.

„Wie so?"

„Der Letzte, der mit einem Beichtvater das Schaffot besteigt, wird . . ."

„Wird?" fragte die ganze Versammlung.

„Wird der König von Frankreich sein."

Cagliostro sprach diese letzteren Worte mit einem so dumpfen, so traurigen Ton, daß er die Anwesenden wie ein Todeshauch durchzog und bis in die Tiefe des Herzens in Eis verwandelte.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Minuten ein.

Während dieses Stillschweigens näherte Cagliostro seine Lippen dem Glase Wasser, in dem er seine unheilvollen Prophezeiungen gelesen. Doch kaum hatte er es mit dem Mund berührt, als er es mit einem unüberwindlichen Widerwillen zurückschob, wie er es mit einem bittern Kelch gethan hätte.

Während er diese Bewegung vollbrachte, richtete er seine Augen auf Taverney.

„Oh!" rief der Baron, im Glauben, er wolle sprechen, „sagen Sie mir nicht, was aus mir werden wird; ich frage Sie nicht darnach."

„Wohl! ich frage Sie an seiner Stelle," sprach Richelieu.

„Sie, Herr Marschall," antwortete Cagliostro, „beruhigen Sie sich, Sie sind der Einzige von uns, der in seinem Bette sterben wird."

„Der Kaffee, meine Herren," rief der alte Marschall, entzückt über diese Wahrsagung. „Der Kaffee."

Alle standen auf.

Doch ehe man in den Salon ging, näherte sich der Graf von Haga Cagliostro und sprach zu ihm:

„Mein Herr, ich gedenke nicht meinem Schicksal zu entfliehen, doch sagen Sie mir, was ich mißtrauen soll."

„Einem Muff, Sire," antwortete Cagliostro.

Herr von Haga entfernte sich.

„Und ich?" fragte Condorcet.

„Einem Pfannkuchen."

„Gut, ich verzichte auf die Eier."

Und er folgte dem Grafen.

„Und ich," sprach Herr von Favras, „wovor habe ich mich zu fürchten?"

„Vor einem Brief."

„Gut, ich danke."

„Und ich?" fragte Herr von Launay.

„Vor der Einnahme der Bastille."

„Oh! nun bin ich ruhig."

Und er entfernte sich lachend.

„Nun ist die Reihe an mir," sagte die Gräfin ganz ängstlich.

„Sie, schöne Gräfin, mißtrauen Sie der Place Louis XV."

„Ach!" erwiederte Madame Dubarry, „ich habe mich schon eines Tags dort verirrt und sehr darunter gelitten. An diesem Tag hatte ich den Kopf verloren."

„Nun, Sie werden ihn abermals verlieren, aber nicht mehr finden."

Madame Dubarry stieß einen Schrei aus und entfloh zu den andern Gästen in den Salon.

Cagliostro wollte der Gesellschaft folgen.

„Einen Augenblick Geduld," sprach Richelieu, „nur mir und Taverney haben Sie Nichts gesagt, mein lieber Zauberer."

„Herr von Taverney hat mich gebeten, ihm Nichts zu sagen, und Sie, Herr Marschall, haben Nichts von mir verlangt."

„Oh! ich bitte Sie abermals," rief Taverney mit gefalteten Händen.

„Doch könnten Sie uns nicht, um die Macht Ihres Genie's zu beweisen, etwas sagen, was wir zwei allein wissen?"

„Was?" fragte Cagliostro lächelnd.

„Nun denn! was dieser brave Taverney in Versailles macht, statt ruhig auf seinem schönen Gute Maison Rouge zu leben, das der König für ihn vor drei Jahren wiedererkauft hat?“

„Das ist ganz einfach,“ antwortete Cagliostro; „vor zehn Jahren wollte der Herr Baron seine Tochter, Fräulein Andrée, König Ludwig XV. geben; doch es ist dem Herrn nicht gelungen.“

„Ho! ho!“ murrte Taverney.

„Heute will der Herr seinen Sohn, Philipp von Taverney, Marie Antoinette geben. Fragen Sie ihn, ob ich lüge.“

„Bei meiner Treue,“ rief Taverney, „der Teufel soll mich holen, wenn dieser Mensch kein Zauberer ist.“

„Ho! ho!“ versetzte der Marschall, „sprich nicht so cavaliermäßig vom Teufel.“

„Schrecklich! schrecklich!“ murmelte Taverney.

Und er wandte sich um, um Cagliostro zum letzten Mal um Discretion anzuflehen. Doch dieser war verschwunden.

„Gehen wir in den Salon, Taverney,“ sagte der Marschall; „man würde den Kaffee ohne uns nehmen, oder wir würden den Kaffee kalt bekommen, was noch schlimmer wäre.“

Und er lief in den Salon.

Doch der Salon war verschlossen; nicht Einer von den Gästen hatte den Muth gehabt, dem Urheber so düsterer Weissagungen noch einmal in's Gesicht zu schauen.

Die Kerzen brannten auf den Kandelabern; der Kaffee rauchte in der Kanne; das Feuer knisterte im Kamin.

Alles vergeblich.

„Meiner Treue, mein alter Freund, es scheint, wir werden den Kaffee unter vier Augen nehmen. Was Teufels, wohin bist Du denn gekommen?“ sagte Richelieu.

Und er schaute nach allen Seiten, aber der kleine Greis hatte sich, wie die Andern, aus dem Staube gemacht.

„Gleichviel," sagte der Marschall, spöttisch lächelnd, wie es Voltaire gethan hätte, indem er seine trockenen, weißen, ganz mit Ringen beladenen Hände an einander rieb, „ich werde der einzige von allen meinen Tischgenossen sein, der in seinem Bette stirbt. He! he! in meinem Bett. Graf von Cagliostro, ich bin kein Ungläubiger. Nicht wahr, in meinem Bett werde ich sterben, in meinem Bett, und zwar so spät als möglich? Holla! mein Kammerdiener und meine Tropfen!"

Der Kammerdiener trat, ein Fläschchen in der Hand, ein, und der Marschall und er gingen in's Schlafzimmer.

Ende des Prologs.

I.

Zwei unbekannte Frauen.

Den Winter von 1784, dieses Ungeheuer, das ein Sechstel von Frankreich verschlang, konnten wir, obgleich er vor den Fenstern stürmte, beim Herrn Herzog von Richelieu in dem so warmen und mit Wohlgerüchen geschwängerten Speisesaal, wie wir waren, nicht sehen.

Etwas Rauhreif an den Scheiben, ist der Luxus der Natur dem Luxus der Menschen beigefügt. Der Winter hat seine Diamanten, seinen Puder und seine Silberstickereien für den Reichen, der unter seinem Pelzwerk vergraben, oder in seinem Wagen verwahrt, oder in den Watten und Sammeten einer geheizten Wohnung eingeballt ist. Jeder Frost ist ein Gepränge, jedes Unwetter eine Decorationsveränderung, die der Reiche durch seine Fensterscheiben von dem großen und ewigen Maschinisten, den man Gott nennt, ausführen sieht.

In der That, wer warm hat, kann die schwarzen Bäume bewundern und einen Reiz in den düstern Perspectiven der vom Winter einbalsamirten Ebenen finden.

Derjenige, welcher die süßen Wohlgerüche des Mittagsmahles, das seiner harrt, zu seinem Gehirn emporsteigen fühlt, kann von Zeit zu Zeit durch ein halbgeöffnetes Fenster den scharfen Duft des Nordostwinds und den eisigen Dunst des Schnees, der seine Ideen wiedergebärt, einschlürfen.

Derjenige endlich, welcher nach einem Tag ohne Leiden, wenn Millionen von seinen Mitbürgern gelitten haben, unter Eiderdunen, in feinen Leintüchern, in einem warmen Bett sich ausstreckt, der kann, wie jener Egoist des Lucretius, den Voltaire verherrlicht, finden, Alles sei gut in dieser besten der möglichen Welten.

Derjenige aber, welcher friert, sieht Nichts mehr von allen diesen Herrlichkeiten der Natur, die ebenso reich sind in ihrem weißen Mantel als in ihrem grünen Mantel.

Derjenige, welcher Hunger hat, sucht die Erde und flieht den Himmel: den Himmel ohne Sonne und folglich ohne Lächeln für den Unglücklichen.

In der Epoche nun, zu der wir gelangt sind, nämlich gegen die Mitte des Monats April, seufzten dreimalhunderttausend Unglückliche, vor Kälte und Hunger sterbend, in Paris allein, wo man unter dem Vorwand, keine Stadt enthalte mehr Reiche, nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um es zu verhindern, daß die Armen durch die Kälte und die Noth umkämen.

Seit vier Monaten trieb ein eherner Himmel die Unglücklichen der Dörfer in die Städte, wie gewöhnlich der Winter die Wölfe aus den Wäldern in die Dörfer treibt.

Kein Brod mehr, kein Holz mehr.

Kein Brod mehr für die Menschen, welche die Kälte auszustehen hatten, kein Holz mehr, um Brod zu backen.

Alle Vorräthe, die eingebracht worden waren, hatte Paris in einem Monat aufgezehrt; der Prevot der Handelsleute, ein unvorsichtiger und unfähiger Mann, wußte nicht nach Paris, das seiner Fürsorge anvertraut war, zweimalhunderttausend in einem Umkreise von zehn Meilen um die Hauptstadt verfügbare Klafter Holz hereinzuschaffen.

Zur Entschuldigung gab er an:

Wenn es gefror, das Eis, das die Pferde zu

gehen verhindere; wenn es aufthaute, die Unzulänglichkeit der Wagen und Pferde.

Ludwig XVI., stets gut, stets menschenfreundlich, stets zuerst berührt von den physischen Bedürfnissen des Volkes, dessen sociale Bedürfnisse ihm eher entgingen, fing damit an, daß er zweimalhunderttausend Livres zum Miethen von Wagen und Pferden anwies; dann nahm er die einen und die andern zwangsweise in Requisition.

Der Verbrauch fuhr indessen fort das Ankommende wegzuraffen. Man mußte die Käufer taxiren. Niemand war berechtigt, vom allgemeinen Holzhof Anfangs mehr als eine Fuhre, dann mehr als eine halbe Fuhre wegzunehmen. Man sah nun den Schweif der Käufer vor dem Thor der Holzhöfe sich verlängern, wie er sich später vor der Thür der Bäcker verlängern sollte.

Der König gab alles Geld seiner Cassette in Almosen aus. Er erhob drei Millionen von den Einnahmen des Octrois, und verwendete diese drei Millionen auf die Erleichterung der Unglücklichen, wobei er erklärte, jeder Drang müsse weichen und schweigen vor dem Drang der Kälte und des Hungers.

Die Königin gab ihrerseits fünfhundert Louisd'or von ihren Ersparnissen. Man verwandelte in Zufluchtsstätten die Klöster, die Hospitäler, die öffentlichen Bauten, und jeder Thorweg öffnete sich auf den Befehl seiner Gebieter, nach dem Beispiel von denen der königlichen Schlösser, um in die Höfe der Hotels den Armen, die sich um ein großes Feuer kauerten, Zugang zu gewähren.

Man hoffte so das gute Thauwetter zu erreichen.

Doch der Himmel war unbeugsam! Jeden Abend breitete sich ein kupferrother Schleier über dem Firmament aus; das Gestirn glänzte trocken und kalt, wie das Feuer einer Pechpfanne bei einer Beerdigung und das nächtliche Gefrieren verdichtete abermals in einen Demantsee den bleichen Schnee, den die Mittagssonne ein wenig flüssig gemacht hatte.

Am Tage häuften Tausende von Arbeitern, die Hacke und die Schaufel in der Hand, den Schnee und das Eis längs den Häusern auf, so daß ein doppelter, dichter, feuchter Wall die Hälfte der, der Mehrzahl nach schon zu engen, Straßen versperrte. Gewichtige Wagen mit glitschenden Rädern, wankende, jeden Augenblick niederstürzende Pferde, zogen diese eisigen Mauern den Vorübergehenden zurück, der der dreifachen Gefahr des Fallens, des Zusammenstoßens und des Einstürzens ausgesetzt war.

Bald wurden die Schnee- und Eishaufen so groß, daß die Buden dadurch maskirt, die Durchgänge verstopft waren, und daß man darauf verzichten mußte, das Eis wegzunehmen, da die Kräfte und Mittel der Fuhren nicht mehr genügten.

Das ohnmächtige Paris erklärte sich für besiegt und ließ den Winter gewähren. So vergingen December, Januar, Februar und März; zuweilen verwandelte ein Thauwetter von zwei bis drei Tagen ganz Paris, dem es an Gossen und Abhängen gebrach, in einen Ocean.

In solchen Augenblicken konnte man sich nur schwimmend durch gewisse Straßen durcharbeiten. Pferde verloren sich und ertranken. Die Carrossen wagten sich nicht mehr hinein; sie hätten sich in Schiffe verwandelt.

Seinem Charakter getreu, machte Paris Lieder auf den Tod durch das Thauwetter, wie es Lieder über den Tod durch den Hunger gemacht hatte. Man ging in Procession nach den Hallen, um die Fischerweiber ihre Waaren verkaufen und ihren Kunden mit ungeheueren ledernen Stiefeln nachlaufen zu sehen, wobei sie Hosen in den Stiefeln und die Röcke bis zum Gürtel aufgeschlagen hatten; Alles lachend, gesticulirend und sich einander in dem Sumpf, den sie bewohnten, mit Koth bespritzend; da aber das Thauwetter ephemer war, da das Eis undurchsichtiger und hartnäckiger folgte, da die Seen vom vorhergehenden Tag am andern Tag schlüpfriger Krystall wurden, so ersetzten Schlitten die Wagen und fuhren, angetrieben von Schlittschuhläufern oder

gezogen von scharf beschlagenen Pferden, auf den Chausseen der in glatte Spiegel verwandelten Straßen. Die Seine war, mehrere Fuß tief gefroren, der Sammelplatz der Müßiggänger geworden, die sich im Rennen, im Niederfallen durch Ausglitschen, im Schlittschuhlaufen, kurz in Spielen aller Art übten, und durch diese Gymnastik erwärmt, so bald die Müdigkeit sie zur Ruhe zwang, zum nächsten Feuer liefen, um den Schweiß am Gefrieren auf ihren Gliedern zu verhindern.

Man sah den Augenblick vorher, wo, da die Communication zu Wasser unterbrochen, da die Communication zu Lande unmöglich geworden, die Lebensmittel nicht mehr ankommen würden und Paris, dieser riesige Körper, in Ermangelung von Nahrung unterliegen müßte, wie jene Cetaceen, die, nachdem sie ihre Cantone entvölkert, in den Polareisen eingeschlossen bleiben und an Entkräftung sterben, weil es ihnen nicht möglich gewesen ist, wie die kleinen Fische, ihre Beute, durch die Spalten zu entkommen und gemäßigtere Zonen, fruchtbarere Wasser zu erreichen.

Der König versammelte in dieser verzweiflungsvollen Lage seinen Rath. Er beschloß darin, aus Paris zu verbannen, das heißt, sie zu bitten, nach ihren Provinzen zurückzukehren: die Bischöfe, die Aebte, die Mönche, die sich gar zu wenig um ihre Residenz bekümmerten; die Gouverneurs, die Intendanten der Provinzen, die aus Paris ihren Gouvernementssitz gemacht hatten; die Magistrate endlich, welche die Oper und die Gesellschaft ihren mit Lilien verzierten Amtsstühlen vorzogen.

Alle diese Leute machten merklich großen Aufwand an Holz in ihren reichen Hotels, alle diese Leute verbrauchten viele Lebensmittel in ihren ungeheuren Küchen.

Man sollte auch noch alle adeligen Gutsbesitzer der Provinzen auffordern, sich in ihre Schlösser einzusperren. Aber Herr Lenoir, der Polizeilieutenant, bemerkte dem König: da alle diese Leute nicht schuldig seien, so könne

man sie nicht zwingen, Paris von einem Tag auf den andern zu verlassen; sie würden daher, um sich zu entfernen, mit einer Langsamkeit zu Werke gehen, welche theils dem bösen Willen, theils der Schwierigkeit der Wege zuzuschreiben, und so müßte das Thauwetter eintreten, ehe man den Vortheil der Maßregel erlangt hätte, indeß alle möglichen Unannehmlichkeiten daraus hervorgegangen wären.

Das Mitleid des Königs, das die Kassen trocken legte, die Barmherzigkeit der Königin, die ihre Sparbüchse erschöpfte, hatten die sinnreiche Dankbarkeit des Volkes erregt, das durch ephemere Monumente das Andenken an die Wohlthaten heiligte, die Ludwig XVI. und die Königin den Dürftigen hatten zufließen lassen. Wie einst die Soldaten dem siegreichen Feldherrn Trophäen mit den Waffen des Feindes errichteten, von dem sie der Feldherr befreit hatte, so errichteten die Pariser auf dem Schlachtfeld selbst, auf dem sie gegen den Feind kämpften, dem König und der Königin Obelisken von Schnee und Eis. Jeder trug dazu bei, der Tagelöhner gab seine Arme, der Handwerker seine Industrie, der Künstler sein Talent, und die Obelisken erstanden zierlich, kühn und solid an jeder Ecke der Hauptstraßen, und der arme Schriftsteller, den die Wohlthat des Königs in seiner Mansarde aufgesucht hatte, brachte die Opfergabe einer mehr noch durch das Herz als durch den Geist abgefaßten Inschrift herbei.

Am Ende des März trat das Thauwetter ein, aber ungleichmäßig, unvollständig, mit Wiederholungen des Gefrierens, welche die Noth, den Schmerz und den Hunger bei der Pariser Bevölkerung vermehrten, während sie zugleich die Schneemonumente aufrecht und fest erhielten.

Nie war das Elend so groß gewesen als in dieser letzten Periode; Zwischenerscheinungen einer schon lauen Sonne ließen die Nächte des Frostes und des Nordostwinds noch kälter erscheinen; die großen Eislagen waren geschmolzen und in die Seine abgelaufen, welche

an allen Theilen austrat. Doch in den erſten Tagen des April zeigte ſich eine von den Erneuerungen der Kälte, von denen wir geſprochen; die Obeliske, an denen ſchon jener Schweiß herabgelaufen war, der ihren Tod weiſſagt, die Obeliske befeſtigten ſich, halb geſchmolzen, abermals ungeſtalt und vermindert; eine ſchöne Schneelage bedeckte die Boulevards und die Quais, und man ſah wieder die Schlitten mit ihren muntern Roſſen erſcheinen. Das war herrlich auf den Boulevards und den Quais. Doch in den Straßen wurden die Kutſchen und Cabriolets der Schrecken der Fußgänger, die ſie nicht kommen hörten, die ihnen häufig durch die Eismauern verhindert, nicht ausweichen konnten, die endlich am häufigſten unter die Räder fielen, wenn ſie fliehen wollten.

In wenigen Tagen bedeckte ſich Paris mit Verwundeten und Sterbenden. Hier ein Bein gebrochen durch einen Fall auf dem Glatteis, dort eine Bruſt eingedrückt durch die Gabeldeichſel eines Cabriolets, das in ſeinem raſchen Laufe, fortgeriſſen auf dem Eiſe, nicht hatte anhalten können. Da fing die Polizei an, ſich damit zu beſchäftigen, daß ſie vor den Rädern Diejenigen bewahrte, welche der Kälte, dem Hunger oder den Ueberſchwemmungen entgangen waren. Man ließ die Reichen, welche die Armen zermalmten, Bußen bezahlen. In jener Zeit, dem Reiche der Ariſtokratie, gab es ſogar Ariſtokratie in der Art, die Pferde zu führen; ein Prinz von Geblüt fuhr mit verhängten Zügeln, und ohne: Aufgepaßt! zu rufen; ein Herzog und Pair, ein Edelmann und eine Tänzerin der Oper in geſtrecktem Trab; ein Präſident und ein Banquier im Trab; ein Petitmaitre in ſeinem Cabriolet führte ſich ſelbſt wie auf der Jagd, und der Jockey, der hinten obenſtand, rief: „Aufgepaßt!“ wenn der Herr einen Unglücklichen angehakt oder niedergeworfen hatte.

Und dann raffte ſich auf, wer konnte, wie Mercier ſagt; inſofern aber der Pariſer die ſchönen Schlitten mit Schwanenhals auf dem Boulevard hineilen ſah,

insofern er in ihren Marder- oder Zobelpelzen die Damen des Hofes bewunderte, welche wie Meteore auf des Eises glänzenden Furchen fortgezogen wurden, insofern die goldenen Schellen, die Purpurgarne und die Federbüsche der Pferde, die am Wege von allen diesen schönen Dingen staffelförmig aufgestellten Kinder belustigten, vergaß der Pariser Bürger die Sorglosigkeit der Polizeileute und die Brutalitäten der Kutscher, während der Arme seinerseits, wenigstens für einen Augenblick, sein Elend vergaß, denn in jener Zeit war er noch gewohnt, von den reichen Leuten oder von denen, die dieß zu sein sich den Anschein gaben, patronirt zu werden.

Unter den von uns mitgetheilten Umständen sah man acht Tage nach dem Mittagsmahle des Herrn von Richelieu zu Versailles, in Paris bei einer schönen, aber kalten Sonne vier elegante Schlitten hereinfahren, welche über den verhärteten Schnee hinglitten, der den Cours-la-Reine und das Ende der Boulevards von den Champs-Elisées an bedeckte. Außerhalb Paris kann der Schnee lange seine jungfräuliche Weiße bewahren, da die Füße des Wanderers selten sind. In Paris dagegen berauben hunderttausend Füße im Tag rasch, indem sie ihn schwärzen, den glänzenden Mantel des Winters seiner Jungfräulichkeit.

Die Schlitten, welche dumpf über die Straße hinglitten, hielten zuerst auf dem Boulevard an, das heißt, sobald der Koth auf den Schnee folgte. Die Sonne des Tages hatte in der That die Athmosphäre erweicht, und das augenblickliche Aufthauen begann; wir sagen augenblicklich, denn die Reinheit der Luft verhieß für die Nacht jenen eisigen Nordostwind, der im April die ersten Blätter und die ersten Blüthen versengt.

In dem Schlitten, der voran fuhr, befanden sich zwei Männer, in den weiten braunen Reiserock von Tuch mit zwei Kragen gekleidet; der einzige Unterschied, den man unter ihren Kleidern bemerkte, war der, daß

der eine Knöpfe und Galonen von Gold und der andere Galonen und Knöpfe von Seide hatte.

Diese zwei Männer, gezogen von einem Rappen, dessen Nüstern einen dichten Rauch ausströmten, fuhren vor einem andern Schlitten, auf den sie von Zeit zu Zeit ihre Blicke warfen, als überwachten sie ihn.

In diesem zweiten Schlitten saßen zwei Frauen, so gut in Pelze eingehüllt, daß Niemand ihre Gesichter hätte sehen können. Man dürfte sogar beifügen, es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welchem Geschlechte diese zwei Personen angehörten, hätte man sie nicht an der Höhe ihres Kopfputzes erkannt, auf dessen Gipfel ein kleiner Hut seine Federn schüttelte.

Von dem kolossalen Gebäude dieses mit geflochtenen Bändern durchwirkten Kopfputzes fiel eine Wolke von weißem Puder hinab, wie im Winter eine Wolke von Rauhreif von den Zweigen herabfällt, die der Nordost schüttelt.

Diese zwei Damen, welche so nahe beisammen saßen, daß sich ihr Sitz gleichsam vereinigte, unterhielten sich mit einander, ohne auf die zahlreichen Zuschauer Achtung zu geben, die sie auf dem Boulevard vorüberfahren sahen.

Wir haben vergessen, zu bemerken, daß sie nach kurzem Zögern weiter gefahren waren.

Die Eine von ihnen, die größere und majestätischere, drückte an ihre Lippen ein Sacktuch von feinem gesticktem Batist und hielt den Kopf gerade und fest trotz des Nordosts, der den Schlitten in seinem raschen Laufe durchschnitt. Es hatte fünf Uhr auf der Kirche Sainte-Croix-d'Antin geschlagen, und die Nacht fing an sich auf Paris herabzusenken, und mit der Nacht die Kälte.

In diesem Augenblick hatten die Equipagen ungefähr die Porte Saint-Denis erreicht.

Die Dame vom Schlitten, dieselbe, welche ein Sacktuch vor den Mund hielt, machte den zwei Männern der Vorhut, die sich, den Gang des Rappen beschleunigend, weiter vom Schlitten der zwei Damen

entfernten, ein Zeichen. Dann wandte ſich dieſelbe Dame gegen die Nachhut um, welche aus zwei andern Schlitten, jeder geführt von einem Kutſcher ohne Livree, beſtand, und ihrerſeits dem Zeichen gehorchend, das ſie verſtanden hatten, verſchwanden die zwei Kutſcher in der Rue Saint-Denis, in deren Tiefe ſie ſich verloren.

Der Schlitten der zwei Männer gewann, wie geſagt, einen bedeutenden Vorſprung vor den zwei Frauen und verſchwand am Ende in den erſten Nebeln des Abends.

Als der zweite Schlitten auf das Boulevard de Menilmontant kam, hielt er an; hier waren die Spaziergänger ſelten, die Nacht hatte ſie zerſtreut; überdieß wagten ſich in dieſes abgelegene Quartier wenige Bürger ohne Stocklaternen und ohne Geleite, ſeitdem der Winter die Zähne von drei- bis viertauſend Bettlern geſchärft hatte, welche ganz ſachte in Diebe verwandelt worden waren.

Die Dame, die wir ſchon als Befehle ertheilend bezeichnet haben, berührte mit der Fingerſpitze die Schulter des Kutſchers, der den Schlitten führte.

Der Schlitten hielt an.

„Weber,“ ſagte ſie, „wie viel braucht Ihr Zeit, um das Euch bekannte Cabriolet zu bringen?“

„Madame nimmt das Cabriolet?“ fragte der Kutſcher mit einem ſcharfen deutſchen Accent.

„Ja, ich werde durch die Straßen zurückkommen, um die Feuer zu ſehen. Die Straßen ſind aber noch kothiger, als die Boulevards, und man würde ſchlecht im Schlitten fahren. Und dann habe ich ein wenig kalt bekommen; Sie auch, nicht wahr, Kleine?“ ſagte die Dame, ſich an ihre Begleiterin wendend.

„Ja, Madame,“ antwortete dieſe.

„Ihr hört alſo, Weber, oder Ihr wißt, mit dem Cabriolet?“

„Gut, Madame.“

„Wie viel Zeit braucht Ihr?“

„Eine halbe Stunde.“

„Es ist gut. Schauen Sie auf Ihre Uhr, Kleine.“

Die jüngere von den zwei Damen suchte in ihrem Pelz und schaute dann auf ihrer Uhr mit großer Schwierigkeit nach der Stunde, denn die Nacht verfinsterte sich, wie gesagt, immer mehr.

„Drei Viertel auf sechs Uhr,“ antwortete sie.

„Um drei Viertel auf sieben Uhr also, Weber.“

Und, nachdem sie diese Worte gesagt, sprang die Dame leicht aus dem Schlitten, gab ihrer Freundin die Hand und fing an, sich zu entfernen, während der Kutscher mit Geberden ehrfurchtsvoller Verzweiflung laut genug, um von seiner Gebieterin gehört zu werden, murmelte:

„Unklugheit, oh! mein Gott, welche Unklugheit!“

Die zwei Frauen lachten, hüllten sich in ihre Pelze, deren Kragen bis zur Höhe ihrer Ohren gingen, und durchschritten die Gegenallee des Boulevard, wobei sie sich damit belustigten, daß sie den Schnee unter ihren kleinen, mit Pelzstiefelchen bekleideten Füßen krachen ließen.

„Sie, die Sie gute Augen haben, Andrée,“ sagte diejenige von den Damen, welche die ältere zu sein schien, und dennoch nicht über dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen mochte, „suchen Sie doch an dieser Ecke den Namen der Straße zu lesen.“

„Rue du Pont-aux-Choux, Madame,“ antwortete die junge Frau lachend.

„Welche Straße ist das? Rue du Pont-aux-Choux? Oh! mein Gott! wir sind verloren. Rue du Pont-aux-Choux! Man sagte mir, die zweite Straße rechts. Aber Andrée, wie es hier so gut nach heißem Brod riecht!“

„Das ist kein Wunder, wir sind hier vor der Thüre eines Bäckers,“ erwiederte ihre Begleiterin.

„Nun wohl, fragen wir, wo die Rue Saint-Claude ist.“

Und diejenige, welche gesprochen, machte eine Bewegung nach der Thüre.

„Oh! gehen Sie nicht hinein," sagte rasch die andere Frau, „lassen Sie mich."

„Die Rue Saint-Claude, meine niedlichen Damen," sprach eine muntere Stimme, „Sie wollen wissen, wo die Rue Saint-Claude ist?"

Die zwei Damen wandten sich zu gleicher Zeit und mit einer einzigen Bewegung in der Richtung der Stimme um und erblickten an der Thür des Bäckers lehnend einen Gesellen, der nur in seine Jacke gehüllt war und, trotz der eisigen Kälte, welche eben herrschte, eine entblößte Brust und entblößte Beine hatte.

„Oh! ein nackter Mensch!" rief die jüngere von den beiden Frauen. „Sind wir denn in Oceanien?"

Und sie machte einen Schritt rückwärts und verbarg sich hinter ihrer Gefährtin.

„Sie suchen die Rue Saint-Claude?" fuhr der Bäckergeselle fort, der die Bewegung nicht begriff, welche die jüngere von den zwei Damen gemacht hatte, und an seine Tracht gewöhnt, dieser entfernt nicht die Centrifugalkraft, deren Resultat wir gesehen, zuschrieb.

„Ja, mein Freund, die Rue Saint-Claude," antwortete die ältere von den zwei Frauen, welche selbst eine starke Lachlust bewältigte.

„Oh! die ist nicht schwer zu finden, und überdieß will ich Sie führen," sagte der heitere bemehlte Junge, und die That mit dem Worte verbindend, fing er an, seine mageren Beine zu öffnen, an deren Ende zwei Schlappen, so weit wie Schiffe, hingen.

„Nein, nein!" versetzte die ältere von den beiden Frauen, welche ohne Zweifel nicht gern mit einem solchen Führer getroffen werden wollte; „bezeichnen Sie uns nur die Straße, ohne sich zu bemühen, und wir werden Ihrer Andeutung folgen."

„Die erste Straße rechts, Madame," erwiederte der Führer, indem er sich bescheiden zurückzog.

„Ich danke," sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

Und sie enteilten, ihr Gelächter unter ihren Aermeln erstickend, in der bezeichneten Richtung.

II.

Das Innere eines Hauses.

Wenn wir nicht viel auf das Gedächtniß unseres Lesers gerechnet haben, dürfen wir hoffen, daß er schon diese Rue Saint-Claude kennt, welche östlich an das Boulevard, westlich an die Rue Saint-Louis stößt: er hat in der That mehr als eine von den Personen, welche in dieser Geschichte eine Rolle gespielt oder spielen werden, sie zu einer andern Zeit durchlaufen sehen, nämlich zur Zeit, da der große Physiker Joseph Balsamo mit seiner Sibylle Lorenza und seinem Lehrer Althotas hier wohnte.

Im Jahre 1784, wie im Jahre 1770, in welcher Epoche wir zum ersten Mal unsere Leser dahin führten, war die Rue Saint-Claude eine gute, ehrliche Straße, nicht sehr hell, das ist wahr, nicht sehr reinlich, das ist auch wahr, wenig besucht, wenig mit Bauten geschmückt, wenig bekannt. Doch sie hatte ihren heiligen Namen und ihren Rang als Straße des Marais, und und als solche beherbergte sie in den drei bis vier Häusern, die ihren Effectivstand bildeten, mehrere arme Rentiers, mehrere arme Handelsleute und mehrere auf den Etats des Kirchspiels vergessene neue Arme.

Außer diesen drei bis vier Häusern gab es wohl noch an der Ecke des Boulevards ein Hotel von großartigem Aussehen, mit dem sich die Rue Saint-Claude als mit einem aristokratischen Gebäude hätte brüsten können. Aber dieses Gebäude, dessen hohe Fenster, über der Mauer des Hofes, an einem Festtage allein mit dem Wiederschein seiner Candelaber und seiner Kronleuchter erhellt hätten, dieses Gebäude, sagen wir, war das schwärzeste, stummste und verschlossenste von allen Häusern des Quartiers.

Die Thüre öffnete sich nie; die mit ledernen Polstern verstopften Fenster hatten auf jedem Blatte der

Jalouſien, auf jeder Leiſte der Laden eine Staublage, von der Phyſiologen und Geologen behauptet hätten, ſie gehe auf zehn Jahre zurück.

Zuweilen näherte ſich ein Müßiger, der gerade vorüberging, ein Neugieriger oder ein Nachbar dem Thorweg und betrachtete durch das weite Schloß das Innere des Gebäudes.

Da erblickte er nichts als Grasbüſchel zwiſchen den Pflaſterſteinen, Schimmel und Moos auf den Platten. Zuweilen durchſchritt eine ungeheure Ratte, die ſouveraine Gebieterin dieſer verlaſſenen Domaine, ruhig den Hof und verſenkte ſich in den Keller, eine ſehr überflüſſige Beſcheidenheit, da ſie zu ihrer unumſchränkten Verfügung ſo bequeme Salons und Cabinets hatte, wo ſie die Katzen nicht beunruhigen konnten.

War es ein Vorübergehender oder ein Neugieriger, ſo ſetzte er, nachdem er die Einſamkeit dieſes Gebäudes ſich gegenüber beſtätigt, ſeine Wanderung fort; war es aber ein Nachbar, ſo blieb er, da er ein viel größeres Intereſſe bei dem Hotel hatte, beinahe immer lange genug auf ſeinem Beobachtungspoſten, daß ein anderer Nachbar, durch eine ähnliche Neugierde angelockt, ſich neben ihn ſtellte, und dann knüpfte ſich ein Geſpräch an, deſſen Hauptinhalt, wenn auch nicht die Details, wir mit ziemlicher Sicherheit angeben können.

„Nachbar," ſagte derjenige, welcher nicht hineinſchaute, zu dem, welcher hineinſchaute, „was ſehen Sie denn in dem Hauſe des Herrn Grafen von Balſamo?"

„Nachbar," antwortete derjenige, welcher hineinſchaute, dem, welcher nicht hineinſchgute, „ich ſehe die Ratte."

„Ah! wollen Sie erlauben," ſagte der zweite Neugierige.

Und er ſtellte ſich ebenfalls an das Schlüſſelloch.

„Sehen Sie ſie?" fragte der des Beſitzes Verluſtige den im Beſitz Befindlichen.

„Ja," antwortete dieſer, „ich ſehe ſie. Ah! mein Herr, ſie iſt fett geworden."

„Sie glauben?“

„Ja, ich bin deſſen ſicher.“

„Ich glaube wohl, nichts ſtört ſie.“

„Und es müſſen, was man auch ſagen mag, ſicherlich noch gute Brocken in dem Hauſe übrig ſein.“

„Gute Brocken, ſagen Sie?“

„Ah! gewiß. Herr von Balſamo iſt zu bald verſchwunden, um nicht etwas vergeſſen zu haben.“

„Ei! Nachbar, was ſoll man vergeſſen, wenn ein Haus halb verbrannt iſt?“

„Sie können im Ganzen Recht haben, Nachbar.“

Und nachdem man die Natte noch einmal angeſchaut, trennte man ſich, erſchrocken darüber, daß man ſo viel über einen ſo geheimnißvollen und zarten Gegenſtand geſagt hatte.

Seit dem Brand dieſes Hauſes oder eines Theils vom Hauſe war Balſamo wirklich verſchwunden, keine Wiedererſcheinung hatte ſtattgefunden und das Hotel war verlaſſen geblieben.

Laſſen wir es ganz düſter und ganz feucht mit ſeinen ſchneebedeckten Terraſſen und ſeinem von den Flammen ausgezackten Dach wiedererſtehen, dieſes alte Hotel, an dem wir nicht vorübergehen wollen, ohne uns dabei wie bei einem alten Bekannten aufzuhalten; dann betrachten wir, während wir die Straßen durchſchreiten, um von links nach rechts zu gehen, an ein durch eine große Mauer geſchloſſenes Gärtchen anſtoßend, ein ſchmales, hohes Haus, das ſich, einem langen weißen Thurm ähnlich, von dem blaugrauen Grund des Himmels abhebt.

Auf dem Firſt dieſes Hauſes ragt ein Kamin wie ein Blitzableiter empor, und gerade im Zenith dieſes Kamins wirbelt und funkelt ein glänzender Stern.

Der letzte Stock des Hauſes würde ſich unbemerkt im Raume verlieren, ohne einen Lichtſtrahl, der zwei Fenſter von dreien röthet, welche die Façade bilden.

Die anderen Stockwerke ſind düſter und traurig. Schlafen die Miethsleute ſchon? ſparen ſie unter ihren

Decken sowohl die theuren Lichter, als das in diesem Jahre so seltene Holz? So viel ist gewiß, daß die vier Stockwerke kein Lebenszeichen von sich geben, während der fünfte nicht nur lebt, sondern sogar mit einer gewissen Affectation strahlt.

Klopfen wir an die Thüre; steigen wir die finstere Treppe hinauf; sie endigt bei diesem fünften Stock, wo wir zu thun haben. Eine einfache an die Mauer angelehnte Leiter führt zum obersten Stockwerk.

Ein Rehfuß hängt an der Thüre; eine Strohmatte und eine hölzerne Schale zieren die Treppe.

Sobald die erste Thüre geöffnet ist, treten wir in eine dunkle, kahle Stube ein; es ist diejenige, deren Fenster nicht erleuchtet ist. Diese Stube dient als Vorzimmer und führt in eine andere, deren Ausstattung und Einzelheiten unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Platten statt eines getäfelten Fußbodens, plump angemalte Thüren, drei Lehnstühle von weißem Holz mit gelbem Sammet überzogen, ein armseliges Sopha, dessen Kissen unter den Falten die Spuren einer durch das Alter erzeugten Abmagerung tragen.

Zwei an der Wand hängende Portraits ziehen sogleich die Blicke auf sich. Ein Licht und eine Lampe, von denen das eine auf einem dreifüßigen Tischchen, die andere auf dem Kamin steht, verbinden ihre Feuer so, daß sie aus diesen zwei Portraits zwei Lichtbrennpunkte machen.

Mit dem Toquet auf dem Kopfe, mit dem langen, bleichen Gesicht, dem matten Auge, der Krause am Hals empfiehlt sich das erstere von den Portraits durch seine Kundbarkeit; es ist das heroisch ähnliche Bildniß von Heinrich III., König von Frankreich und Polen.

Unten liest man eine Inschrift mit schwarzen Buchstaben auf eine schlecht vergoldete Rahme gezeichnet:

Henry de Valois.

Das zweite Portrait, das in neuerer Zeit vergoldet worden und ebenso frisch in seinen Malereien erscheint, als das andere gealtert ist, stellt eine junge Frau mit schwarzem Auge, feiner, gerader Nase, hervorspringenden Backenknochen und behutsamem Mund vor. Ihr Kopf ist geschmückt oder vielmehr schwer bedrückt von einem Gebäude von Haaren und seidenen Bändern, neben dem das Toquet von Heinrich III. das Verhältniß eines Maulwurfshaufens gegen eine Pyramide annimmt.

Unter diesem Portrait liest man ebenfalls in schwarzen Buchstaben:

Jeanne de Valois.

Und wenn man, nachdem man den erloschenen Heerd, die armseligen Vorhänge von baumwollenem Zeug des mit vergelbtem grünem Damast bedeckten Bettes betrachtet hat, wissen will, welche Beziehung diese Portraits zu den Bewohnern des fünften Stockes haben, so braucht man sich nur zu einem kleinen eichenen Tisch umzuwenden, auf welchem eine einfach gekleidete Frau, die sich mit dem linken Ellenbogen auflehnt, mehrere versiegelte Briefe übersieht und die Adressen derselben controlirt.

Diese junge Frau ist das Original des Portraits.

Drei Schritte von ihr, in einer halb neugierigen, halb ehrerbietigen Haltung, gekleidet wie eine Duenna von Greuze, wartet und schaut eine kleine alte Kammerfrau von sechzig Jahren.

„Jeanne von Valois," sagte die Inschrift.

Doch wenn diese Dame eine Valois war, wie ertrug Heinrich III., der syberitische König, der Wollüstling, selbst nur im Gemälde, das Schauspiel eines solchen Elends, wenn es sich nicht nur um eine Person seines Geschlechts, sondern auch um seinen Namen handelte.

Die Dame vom fünften Stock strafte übrigens den Ursprung, den sie sich gab, persönlich durchaus nicht Lügen.

Sie hatte weiße, zarte Hände, die sie von Zeit zu Zeit unter ihren gekreuzten Armen erwärmte. Sie hatte einen kleinen, feinen, schmalen Fuß, bekleidet mit einem Pantoffel von noch zierlichem Sammet, den sie auch dadurch zu erwärmen suchte, daß sie damit auf den Boden schlug, der so glänzend und kalt wie das Eis, das Paris bedeckte."

Wenn dann der Nordost unter den Thüren und durch die Spalten der Fenster pfiff, schüttelte die Zofe traurig die Schultern und schaute den Kamin ohne Feuer an.

Was die Dame, die Herrin der Wohnung, betrifft, so zählte sie fortwährend die Briefe und las die Adressen.

Immer nachdem sie eine Adresse gelesen, machte sie eine Bewegung.

„Frau von Misery," murmelte sie, „erste Staatsdame Ihrer Majestät. Hier darf ich nur sechs Louisd'or rechnen, denn man hat mir schon gegeben."

Und sie stieß einen Seufzer aus.

„Madame Patrix, erste Kammerfrau Ihrer Majestät, zwei Louisd'or.

„Herr d'Ormesson, eine Audienz.

„Herr von Calonne, einen Rath.

„Herr von Rohan, einen Besuch, und wir werden darauf bedacht sein, daß er ihn uns erwiedert," sagte lächelnd die junge Frau.

„Wir haben also von jetzt bis in acht Tagen nur acht Louisd'or sicher," fuhr sie mit demselben singenden Tone fort.

Und sie richtete den Kopf auf und sagte:

„Frau Clotilde, putzen Sie doch das Licht."

Die Alte gehorchte und setzte sich wieder ernst und aufmerksam an ihren Platz.

Diese Art von Inquisition, deren Gegenstand sie war, schien die junge Frau zu ermüden.

„Meine Liebe," sagte sie, „suchen Sie doch, ob nicht ein Stümpfchen von einer Wachskerze übrig ist. Ich hasse es, Talglichter zu brennen."

„Es ist keines mehr vorhanden," erwiederte die Alte.

„Sehen Sie immerhin nach."

„Wo denn?"

„Im Vorzimmer."

„Es ist dort sehr kalt."

„Ah! hören Sie, man läutet eben," sagte die junge Frau.

„Madame täuscht sich," erwiederte die alte Hartnäckige.

„Ich glaube es, Frau Clotilde."

Und da sie sah, daß die Alte widerstand, gab sie nach, leicht murrend jedoch, wie es die Personen thun, welche aus irgend einer Ursache Geringeren Rechte über sich eingeräumt haben, welche ihnen nicht mehr gehören sollten.

Dann setzte sie ihre Berechnung fort.

„Acht Louisd'or, von denen ich drei für Quartier schuldig bin."

Sie nahm die Feder und schrieb.

„Drei Louisd'or. Fünf Herrn von La Mothe versprochen, um ihm den Aufenthalt in Bar-sur-Aube erträglich zu machen . . . Armer Teufel! unsere Heirath hat ihn nicht bereichert; doch Geduld!"

Und sie lächelte abermals, doch indem sie sich dießmal in einem Spiegel betrachtete, der zwischen den zwei Portraits angebracht war.

„Nun," sprach sie weiter, „Fahrten von Versailles nach Paris und von Paris nach Versailles. Fahrten einen Louisd'or."

Und sie schrieb diese neue Zahl zu der Colonne der Ausgaben.

„Nun Lebensunterhalt für acht Tage, einen Louisd'or."

Sie schrieb abermals.

„Toilette, Fiacres, Geschenke an die Portiers der Häuser, wo ich sollicitire: vier Louisd'or. Ist das wohl Alles? addiren wir."

Doch mitten unter dem Addiren unterbrach sie sich und rief:

„Man läutet, sage ich Ihnen.“

„Nein, Madame,“ erwiederte die Alte wie erstarrt an ihrem Platze. „Es ist nicht hier, es ist unten im vierten.“

„Vier, sechs, elf, vierzehn Louisd'or: sechs weniger als ich brauche um eine Garderobe zu erneuern und dieses alte Thier zu bezahlen, um es entlassen zu können.“

Dann rief sie plötzlich voll Zorn:

„Ich sage Ihnen, man läutet, Unglückliche.“

Dießmal, man muß es gestehen, hätte sich das ungelehrigste Ohr nicht weigern können, den Ruf von Außen zu verstehen: kräftig gezogen bebte die Klingel in ihrer Ecke und vibrirte so lange, daß der Schläger wenigstens ein dutzendmal an die Wände der Glocke anschlug.

Bei diesem Geräusch und während die Alte, endlich erweckt, nach dem Vorzimmer lief, raffte ihre Gebieterin, behende wie ein Eichhörnchen, die auf dem Tische zerstreuten Briefe und Papiere zusammen, warf das Ganze in eine Schublade und setzte sich nach einem raschen Blick im Zimmer umher, um sich zu versichern, daß hier Alles in Ordnung, auf das Sopha, wo sie die demüthige und traurige Haltung einer leidenden, aber in ihr Schicksal ergebenen Person annahm.

Nur, bemerken wir dieß sogleich, ruhten die Glieder allein. Thätig, unruhig, wachsam befragte das Auge den Spiegel, in dem die Eingangsthüre sichtbar war, während das lauschende Ohr den geringsten Ton aufzufassen sich bereit hielt.

Die Duenna öffnete die Thüre und man hörte ein paar Worte im Vorzimmer flüstern.

Dann fragte eine frische und liebliche, dabei aber sehr feste Stimme:

„Wohnt hier die Frau Gräfin La Mothe?“

„Die Frau Gräfin La Mothe Valois?“ wiederholte näselnd Clotilde.

„So ist es, meine gute Frau. Ist Frau von La Mothe zu Hause?“

„Ja, Madame, sie ist zu leidend, um auszugehen.“

Während dieses Gesprächs, von dem sie kein Wort verlor, schaute die angebliche Kranke in den Spiegel und sah, daß eine Frau Clotilde befragte, und daß diese Frau aller Wahrscheinlichkeit nach einer hohen Classe der Gesellschaft angehörte.

Sie verließ sogleich das Sopha und ging zum Lehnstuhl, um das Ehrenmeuble der Fremden zu überlassen,

Während sie diese Bewegung ausführte, konnte sie nicht bemerken, daß sich der weibliche Besuch auf dem Ruheplatz umgedreht hatte, und zu einer andern Person, welche im Schatten geblieben, sagte:

„Sie können eintreten, Madame, es ist hier.“

Die Thüre schloß sich wieder, und die zwei Frauen, die wir nach der Rue Saint-Claude haben fragen sehen, treten in die erste Stube der Gräfin von La Mothe Valois ein.

„Wen soll ich der Frau Gräfin melden?“ fragte Clotilde, indem sie neugierig, obgleich mit Respect, das Licht vor den Gesichtern der zwei Frauen hin- und herspazieren ließ.

„Melden Sie eine Dame vom Guten Werke,“ erwiederte die Aeltere.

„Von Paris?“

„Nein, von Versailles.“

Clotilde ging zu ihrer Gebieterin hinein, und die Fremden, die ihr folgten, befanden sich in dem Zimmer, das in dem Augenblick erleuchtet wurde, wo Jeanne von Valois sich mühsam von ihrem Stuhl erhob, um ihre zwei Gäste sehr höflich zu begrüßen.

Clotilde rückte die zwei anderen Stühle vor und zog sich dann in das Vorzimmer mit einer weisen Langsamkeit zurück, welche errathen ließ, sie würde vor der Thüre das Gespräch verfolgen, das statthaben sollte.

III.

Jeanne von La Mothe Valois.

Die erste Sorge von Jeanne von La Mothe, als sie schicklicher Weise die Augen aufschlagen konnte, war, zu sehen, mit welchen Gesichtern man es zu thun hatte.

Die ältere von den beiden Frauen mochte, wie gesagt, dreißig bis zweiunddreißig Jahre alt sein, sie war von merkwürdiger Schönheit, obgleich eine über ihr ganzes Gesicht verbreitete Miene des Hochmuths natürlich ihrer Physiognomie einen Theil des Zaubers, den sie haben konnte, benehmen mußte. So urtheilte wenigstens Jeanne nach dem Wenigen, was sie von den Zügen des Besuches erblickte.

Einen der Lehnstühle dem Sopha vorziehend, hatte sie den Lichtstrahl, der aus der Lampe hervorsprang, dadurch von sich fern gehalten, daß sie in eine Ecke des Zimmers zurückwich, und über ihre Stirne die taffetne Kalesche ihres Mantels vorzog, wodurch ein Schatten auf ihr Gesicht geworfen wurde.

Doch die Haltung des Kopfes war so stolz, das Auge so lebhaft und so natürlich erweitert, daß man, wäre jede Einzelheit verschwunden, nach ihrem Gesammtmaße hätte erkennen müssen, die Dame sei von schöner Race und besonders von edler Race.

Ihre Gefährtin, minder schüchtern, scheinbar wenigstens, obgleich vier bis fünf Jahre jünger, verbarg ihre wirkliche Schönheit nicht.

Ein bewunderungswürdiges Gesicht hinsichtlich der Haut und der Farbe, ein Kopfputz, der die Schläfe entblößt ließ und das vollkommene Eirund der Maske hervorhob; zwei große blaue Augen, ruhig bis zur Heiterkeit, hellsehend bis zur Tiefe, ein Mund von einer lieblichen Zeichnung, dem die Natur die Offenherzigkeit, und die Erziehung und die Etiquette die Discretion gegeben hatten; eine Nase, welche, was

die Form betrifft, die der Venus von Medicis um nichts zu beneiden gehabt hätte; das iſt es, was der raſche Blick von Jeanne auffaßte. Sodann konnte die Gräfin, noch zu andern Einzelheiten überſchweifend, bei der jüngeren von den zwei Frauen wahrnehmen: eine Taille zarter und biegſamer als die ihrer Gefährtin, eine Bruſt breiter und von reicherer Rundung als die der älteren, eine Hand endlich eben ſo fleiſchig, als die der andern Dame nervig und fein war.

Jeanne von Valois machte alle dieſe Bemerkungen in einigen Secunden, das heißt, in weniger Zeit, als wir gebraucht haben, um ſie hier zu bezeichnen.

Als ſodann dieſe Wahrnehmungen gemacht waren, fragte ſie ſanft, welchem glücklichen Umſtand ſie den Beſuch der Damen zu verdanken habe.

Die zwei Frauen ſchauten ſich an und auf ein Zeichen der älteren ſagte die jüngere:

„Madame, denn Sie ſind, glaube ich, verheirathet?"

„Ich habe die Ehre, Madame, die Frau des Herrn Grafen von La Mothe, eines vortrefflichen Edelmanns, zu ſein."

„Nun wohl, wir, Frau Gräfin, ſind die Superiorinnen einer Stiftung zu guten Werken. Man hat uns hinſichtlich Ihrer Lage Dinge geſagt, die unſere Theilnahme erregen, und wir wollen dem zu Folge genauere Erkundigungen über Sie und über das, was Sie betrifft, einziehen."

Jeanne wartete einen Augenblick und ſprach dann, als ſie die Zurückhaltung der älteren Frau bemerkte:

„Meine Damen, Sie ſehen hier das Portrait von Heinrich III., das heißt, des Bruders meines Ahnherrn; denn ich bin wirklich aus dem Blut der Valois, wie man Ihnen vielleicht geſagt hat."

Und ſie wartete auf eine neue Frage, indem ſie ihre Gäſte mit einer Art von ſtolzer Demuth anſchaute.

„Madame," ſprach nun die ernſte und zugleich ſanfte Stimme der älteren von den zwei Frauen:, „Madame,

Digitized by Google

ist es wahr, daß Ihre Frau Mutter Verwalterin eines Hauses genannt Fontette bei Bar-sur-Seine gewesen ist?"

Jeanne erröthete bei dieser Erinnerung, erwiederte aber sogleich, ohne sich stören zu lassen:

„Das ist Wahrheit, Madame, meine Mutter war Verwalterin eines Hauses, genannt Fontette."

„Ah!" machte die Andere.

„Und da Marie Joffel, meine Mutter, von seltener Schönheit war," fuhr Jeanne fort, „so verliebte sich mein Vater in sie und heirathete sie. Durch meinen Vater bin ich von edlem Geschlecht, Madame, mein Vater war ein Saint-Remy von Valois, ein unmittelbarer Abkömmling der Valois, welche regiert haben."

„Wie sind Sie aber zu diesem Grad von Armuth herabgesunken, Madame?" fragte die ältere von den zwei Frauen.

„Ach! das ist leicht zu begreifen."

„Ich höre."

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß nach der Thronbesteigung von Heinrich IV., durch den die Krone von Frankreich vom Hause der Valois auf das Haus der Bourbons überging, erstere Familie noch einige Sprößlinge hatte, welche allerdings dunkel, doch unbestreitbar von dem den vier Brüdern, welche alle vier ein so unseliges Ende nahmen, gemeinschaftlichen Geschlecht abstammten."

Die Damen machten ein Zeichen, das wie eine Beipflichtung gelten konnte.

Jeanne fuhr fort:

„Befürchtend, sie könnten, trotz ihrer Dunkelheit, die neue königliche Familie in Schatten stellen, vertauschten die Sprößlinge der Valois diesen ihren Namen mit dem Namen Remy, den sie einem Gute entlehnten, und man findet sie von Ludwig XIII. an unter diesem Namen in der Genealogie bis zum vorletzten Valois, meinem Großvater, der, da er die Monarchie befestigt und die ältere Linie vergessen sah, sich nicht länger eines ruhmwürdigen Namens, seiner einzigen

Apanage, berauben zu müssen glaubte. Er nahm also wieder den Namen Valois an und schleppte ihn im Schatten der Armuth in seiner Provinz fort, ohne daß es Jemand vom Hofe von Frankreich einfiel, es vegetire außerhalb des Strahlenkreises des Throns ein Abkömmling der älteren, wenn nicht glorreichsten, doch wenigstens unglücklichsten Könige der Monarchie."

Jeanne unterbrach sich bei diesen Worten.

Sie hatte einfach und mit einer Mäßigung, die man bemerkt, gesprochen.

„Sie haben ohne Zweifel Ihre Beweise in guter Ordnung?" fragte die ältere von den zwei Damen mit sanftem Tone, indem sie einen tiefen Blick auf diejenige heftete, welche sich die Abkömmlingin der Valois nannte.

„Ja, Madame," erwiederte diese mit einem bittern Lächeln, „die Beweise fehlen mir nicht. Mein Vater hatte sie machen lassen und hinterließ sie mir sterbend in Ermangelung einer andern Erbschaft. Doch wozu sollen die Beweise einer unnützen Wahrheit, oder einer Wahrheit, die Niemand anerkennen will, dienen?"

„Ihr Vater ist gestorben?" fragte die jüngere von den zwei Damen.

„Ach ja."

„In der Provinz?"

„Nein."

„In Paris also?"

„Ja."

„In dieser Wohnung?"

„Nein, Madame; mein Vater, Baron von Valois, ein Abkömmling des Bruders von Heinrich III., ist vor Armuth und Hunger gestorben."

„Unmöglich!" riefen die zwei Frauen gleichzeitig.

„Und nicht hier, nicht in diesem dürftigen Winkel, nicht auf seinem armseligen Bett! Nein, mein Vater ist an der Seite der Elendesten und Leidendsten gestorben. Mein Vater ist im Hotel Dieu in Paris gestorben."

Die zwei Frauen stießen einen Schrei des Erstaunens aus, der einem Schreckensschrei glich.

Zufrieden mit der Wirkung, die sie durch die Kunst hervorgebracht, mit der sie die Periode gelenkt und die Entwicklung herbeigeführt hatte, blieb Jeanne unbeweglich, das Auge niedergeschlagen, die Hand träge.

Die ältere von den zwei Damen schaute sie aufmerksam und mit Verstand an, und da sie in diesem zugleich so einfachen und so natürlichen Schmerz nichts von dem fand, was die Charlatanerie und die Gemeinheit charakterisirt, so nahm sie wieder das Wort und sprach:

„Nach dem, was Sie mir sagen, haben Sie großes Unglück erlitten, und der Tod Ihres Herrn Vaters besonders . . .“

„Oh! wenn ich Ihnen mein Leben erzählte, Madame, so würden Sie sehen, daß der Tod meines Vaters nicht zu dem größten Unglück, das über mich ergangen, zu rechnen ist.“

„Wie, Madame, Sie betrachten den Tod ihres Vaters als ein geringeres Unglück?“ versetzte die Dame, voll Strenge die Stirne faltend.

„Ja, Madame, und wenn ich dieß sage, spreche ich als fromme Tochter; denn mein Vater ist durch den Tod von allen Uebeln befreit worden, die ihn auf dieser Erde heimsuchten und die seine unglückliche Familie fortwährend bedrücken. Mitten unter dem Schmerz, den mir sein Tod verursacht, gewährt es mir eine gewisse Freude, denken zu können, mein Vater sei todt, und der Abkömmling der Könige sei nicht mehr darauf angewiesen, sein Brod zu betteln.“

„Sein Brod zu betteln?“

„Oh! ich sage es, ohne mich zu schämen, denn an unserem Unglück ist weder mein Vater Schuld, noch habe ich es verschuldet.“

„Doch Ihre Frau Mutter . . .“

„Mit derselben Offenherzigkeit, mit der ich Ihnen so eben sagte, ich danke Gott, daß er meinen Vater

zu sich gerufen, beklage ich mich über Gott, daß er meine Mutter hat leben lassen."

Die zwei Frauen schauten sich beinahe bebend bei diesen seltsamen Worten an.

„Wäre es eine Unbescheidenheit, Madame, Sie um eine ausführlichere Erzählung Ihres Unglücks zu bitten?" sagte die Aeltere.

„Die Unbescheidenheit, Madame, käme von mir, da ich Ihre Ohren mit der Erzählung von Schmerzen ermüden würde, die Ihnen nur gleichgiltig sein können."

„Ich höre, Madame," erwiederte die ältere von den zwei Damen, an welche ihre Gefährtin sogleich einen Blick in Form einer Ermahnung, sie möge vorsichtig sein, richtete.

Frau von La Mothe war wirklich der gebieterische Ausdruck dieser Stimme aufgefallen und sie schaute die Dame voll Erstaunen an.

„Ich höre also," wiederholte diese mit einer minder starken Betonung, „ich höre, wenn Sie zu sprechen so gefällig sein wollen."

Und einer Bewegung des Mißbehagens, das ohne Zweifel von der Kälte herrührte, nachgebend, schüttelte diejenige, welche gesprochen, mit einem Beben der Schultern den Fuß, der bei der Berührung des feuchten Bodens erstarrte.

Die Jüngere schob ihr dann eine Art von Fußteppich zu, der sich unter ihrem Stuhl befand, eine Aufmerksamkeit, welche ihrerseits ihre Gefährtin durch einen Blick tadelte.

„Behalten Sie diesen Teppich für sich, meine Schwester, Sie sind zarter, als ich."

„Verzeihen Sie, Madame, ich bedaure es auf das Schmerzlichste, daß ich Sie frieren sehen muß; doch das Holz ist noch um sechs Livres theurer geworden, wodurch die Fuhre siebenzig Livres kostet, und mein Vorrath ist vor acht Tagen zu Ende gegangen."

„Sie sagten, Sie seien unglücklich, daß Sie eine Mutter haben?" sprach die ältere von den zwei Damen.

„Ja, ich begreife, eine solche Blasphemie fordert eine Erläuterung, nicht wahr, Madame!“ sagte Jeanne. „Ich werde mich erklären, da Sie es Ihrer Aeußerung nach wünschen.“

Die ältere Dame machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Ich sagte Ihnen schon, Madame, mein Vater habe eine Mißheirath gemacht.“

„Ja, dadurch, daß er seine Hausverwalterin geheirathet.“

„Nun wohl! statt beständig stolz und dankbar für die Ehre zu sein, die man ihr erwies, fing Marie Fossel, meine Mutter, damit an, daß sie meinen Vater zu Grunde richtete, was übrigens keine Schwierigkeit war, indem sie auf Kosten des Wenigen, was ihr Mann besaß, die Gierde ihrer Bedürfnisse befriedigte. Dann, nachdem sie ihn dahin gebracht hatte, daß er sein letztes Stück Land verkaufen mußte, überredete sie ihn, nach Paris zu gehen, um die Rechte in Anspruch zu nehmen, die seinem Namen gebührten. Mein Vater war leicht zu verführen, er rechnete wohl auch auf die Gerechtigkeit des Königs.

„Außer mir hatte mein Vater noch einen Sohn und eine Tochter. Unglücklich, wie ich, vegetirt der Sohn auf den letzten Rangstufen der Armee; die Tochter, meine arme Schwester, wurde am Vorabend der Abreise meines Vaters nach Paris vor dem Hause eines Pächters, ihres Pathen, abgesetzt.

„Diese Reise erschöpfte das wenige Geld, das uns blieb. Mein Vater müdete sich in unnützen, fruchtlosen Gesuchen ab. Kaum sah man ihn zu Hause erscheinen, wo er, das Elend zurückbringend, ebenfalls Nichts als Elend fand. Meine Mutter, die ein Opfer brauchte, erbitterte sich gegen mich. Sie fing damit an, daß sie mir den Theil, den ich am Mahle nahm, zum Vorwurf machte. Ich aß allmälig lieber Brod oder gar Nichts als daß ich mich an unsern dürftigen Tisch setzte; aber es gebrach meiner Mutter nicht an Vorwänden zum

Strafen: beim geringsten Fehler, bei einem Fehler, über den eine andere Mutter gelächelt hätte, schlug mich die meinige; Nachbarn, die mir einen Dienst zu leisten glaubten, machten meinen Vater auf die schlimme Behandlung, deren Gegenstand ich war, aufmerksam. Mein Vater suchte mich gegen meine Mutter in Schutz zu nehmen, aber er bemerkte nicht, daß er durch seine Protektion meine Feindin von jenem Augenblick in eine ewige Stiefmutter verwandelte. Ach! ich konnte ihm keinen Rath in meinem eigenen Interesse geben, ich war zu jung, zu sehr Kind. Ich vermochte mir Nichts zu erklären. Ich empfand die Wirkungen, ohne daß ich die Ursachen zu errathen suchte. Ich kannte den Schmerz und nicht mehr.

Mein Vater wurde krank und war Anfangs genöthigt, das Zimmer und dann das Bett zu hüten. Da hieß man mich die Stube verlassen, unter dem Vorwand, meine Gegenwart ermüde ihn, und ich wisse nicht das Bedürfniß der Bewegung zu unterdrücken, das der Schrei der Jugend ist. Sobald ich aus der Stube war, gehörte ich wie zuvor meiner Mutter. Sie lehrte mich eine Phrase, wobei ich stets Schläge und Püffe bekam; wenn ich dann diese demüthigende Phrase, die ich instinktartig durchaus nicht behalten wollte, auswendig wußte, wenn meine Augen von meinen Thränen geröthet waren, ließ sie mich vor die Hausthüre treten, und von der Thüre sandte sie mich auf den ersten Vorübergehenden, der gut aussah, ab mit dem Befehl, ihm die erwähnte Phrase vorzusagen, wenn ich nicht auf den Tod geschlagen werden wollte."

„Oh! gräßlich! gräßlich!" murmelte die jüngere von den zwei Damen.

„Und wie lautete diese Phrase?" fragte die ältere.

„Diese Phrase lautete," fuhr Jeanne fort: „„Mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer kleinen Waise, welche in gerader Linie von Heinrich von Valois abstammt.""

„Oh! pfui!“ rief die ältere mit einer Geberde d
Ekels.

„Und welche Wirkung brachte die Phraſe bei de
jenigen hervor, an die ſie gerichtet war?“ fragte d
ältere.

„Die Einen hörten mich an und hatten Mitlei
die Andern erzürnten ſich und drohten mir, wied
Andere, welche noch mildherziger, als die Erſten, mac
ten mich darauf aufmerkſam, daß ich große Gefa
laufe, wenn ich ſolche Worte ſpreche, die in eingenom
mene Ohren fallen können. Doch ich, ich kannte nu
Eine Gefahr, die, meiner Mutter ungehorſam zu ſei
Ich hatte nur Eine Furcht, die, geſchlagen zu werden.

„Und was geſchah?“

„Oh! mein Gott, Madame, was meine Mutt
hoffte; ich brachte ein wenig Geld nach Hauſe un
mein Vater konnte um einige Tage die ſchrecklich
Perſpective, die ſeiner harrte, hinausſchieben.“

Das Geſicht der jüngeren von den zwei Dame
zog ſich zuſammen, der älteren traten die Thränen i
die Augen.

„Endlich, welche Erleichterung es auch meine
Vater brachte, empörte mich dieſes häßliche Gewerb
Eines Tages ſetzte ich mich, ſtatt den Vorübergehende
nachzulaufen und ſie mit meiner gewöhnlichen Phra
zu verfolgen, an den Fuß eines Weichſteins, wo ic
einen Theil des Tags wie vernichtet blieb. A
Abend kehrte ich mit leeren Händen zurück. Mein
Mutter ſchlug mich dergeſtalt, daß ich am andern Ta
krank wurde.

„Da war mein Vater, jedes Mittels beraubt, g
nöthigt, in das Hôtel Dieu abzugehen, wo er ſtarb.“

„Oh! welch eine furchtbare Geſchichte!“ murmelte
die beiden Damen.

„Aber was machten Sie dann, als Ihr Vater to
war?“ fragte die jüngere.

„Gott hatte Mitleid mit mir. Einen Monat na
dem Tode meines armen Vaters entfernte ſich unſe

itter mit einem Soldaten, ihrem Liebhaber, aus
ris, und ließ uns, meinen Bruder und mich,
Stich."

„Sie blieben Waisen!"

„Oh! Madame, wir waren, im Gegensatz zu An=
en, nur Waisen, so lange wir eine Mutter hatten.
: öffentliche Wohlthätigkeit adoptirte uns. Da uns
r das Betteln widerstrebte, so bettelten wir nur nach
ißgabe unserer Bedürfnisse. Gott befiehlt seinen
schöpfen, daß sie zu leben suchen."

„Ach!"

„Was soll ich Ihnen sagen, Madame? Eines
gs hatte ich das Glück, einem Wagen zu begegnen,
langsam den Faubourg Saint Marcel hinauf
r; vier Lackeien standen hintenauf, eine noch
ge Frau saß darin; ich streckte die Hand nach ihr
; sie befragte mich; meine Antwort und mein Name
:en sie in Erstaunen, sie war aber ungläubig. Ich
Adresse und Auskunft. Schon am andern Tag
te sie, daß ich nicht gelogen hatte; sie nahm sich
nes Bruders und meiner an, brachte meinen Bruder
einem Regiment und mich in ein Nähterinhaus.
: waren Beide vor dem Hunger geschützt."

„Ist diese Dame nicht Frau von Boulainvilliers?"

„Sie selbst."

„Sie ist, glaube ich, gestorben?"

„Ja, und ihr Tod hat mich wieder in den Abgrund
irzt."

„Doch ihr Gatte lebt noch, er ist reich."

„Ihrem Gatten habe ich alles Unglück als Mäd=
zu verdanken, wie ich meiner Mutter alles Unglück
Kind zu verdanken habe. Ich war groß, vielleicht
: geworden; er bemerkte es und wollte einen Preis
seine Wohlthaten setzen: ich weigerte mich. Mitt=
eile starb Frau von Boulainvilliers, und ich, die
n einen braven und redlichen Militär, Herrn von
Rothe, verheirathet hatte, fand mich, da ich von mei=
Mann getrennt, nach ihrem Tod mehr verlassen,

als ich es nach dem Tod meines Vaters gewese
war.

„Dieß ist meine Geschichte, Madame; ich hab
abgekürzt: die Leiden haben immer ihre Längen, mi
denen man glückliche Menschen verschonen muß, un
wären Sie auch wohlthätigen Sinnes, wie Sie es z
sein scheinen, meine Damen."

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese letzt
Periode der Geschichte der Frau von La Mothe.

Die ältere von den beiden Frauen brach es zuer
und fragte:

„Und Ihr Mann, was macht er?"

„Mein Mann ist in Garnison in Bar-sur-Aub
Madame; er dient bei der Gensd'armerie und wart
auch auf bessere Zeiten."

„Aber Sie haben bei Hofe sollicitirt?"

„Gewiß."

„Durch Titel nachgewiesen, mußte der Name Valo
Sympathie erwecken!"

„Ich weiß nicht, Madame, welche Gefühle mei
Name erwecken konnte, denn ich habe auf keines mein
Gesuche eine Antwort erhalten."

„Sie haben jedoch die Minister, den König u
die Königin gesehen?"

„Niemand. Ueberall vergebliche Versuche," erwi
derte Frau von La Mothe.

„Sie können doch nicht betteln?"

„Nein, Madame, ich habe die Gewohnheit verler
Aber . . ."

„Aber was?"

„Ich kann Hungers sterben, wie mein Vater."

„Sie haben kein Kind?"

„Nein, Madame, und mein Mann, wenn er
für den Dienst des Königs tödten läßt, wird wenigst
seinerseits ein glorreiches Ende für sein Elend finde

„Können Sie, Madame, ich bedaure, auf die
Gegenstand beharren zu müssen, können Sie die rech
kräftigen Beweise Ihrer Genealogie liefern?"

Jeanne stand auf, suchte in einem Schranke und zog einige Papiere heraus, die sie der Dame reichte.

Da sie aber den Augenblick benützen wollte, wo diese Damen, um die Papiere zu untersuchen, sich dem Lichte nähern und ihr Gesicht ganz enthüllen würden, ließ Jeanne ihr Manöver durch die Sorgfalt errathen, mit der sie den Docht der Lampe abschnitt, um die Helle zu verdoppeln.

Da drehte die Dame vom Guten Werke, als ob das Licht ihre Augen verletzte, der Lampe und folglich Frau von La Mothe den Rücken zu.

In dieser Stellung durchging sie alle Stücke, eines nach dem andern.

„Das sind aber nur Abschriften von Urkunden und ich sehe kein authentisches Stück dabei," sagte sie.

„Die Originalien sind an sicherem Orte aufbewahrt, und ich werde sie beibringen."

„Wenn sich eine ansehnliche Gelegenheit bieten würde, nicht wahr?" sagte lächelnd die Dame.

„Allerdings, Madame, eine ansehnliche Gelegenheit, wie die, welche mir die Ehre Ihres Besuches verschafft; doch die Documente, von denen Sie sprechen, sind so kostbar für mich, daß . . ."

„Ich verstehe, Sie können sie nicht dem Ersten, dem Besten übergeben."

„Oh! Madame," rief die Gräfin, welche endlich das würdevolle Antlitz der Beschützerin erschaut hatte; „oh! Madame, mir scheint, für mich sind Sie nicht die Erste, die Beste."

Und sie öffnete sogleich einen andern Schrank, in dem eine Geheimschublade spielte, und zog die Originalien der Beweisstücke heraus, welche sorgfältig in einem alten Portefeuille, worauf das Wappen der Valois, eingeschlossen waren.

Die Dame nahm sie und sprach nach einer Prüfung voll Verstand und Aufmerksamkeit:

„Sie haben Recht, diese Titel sind vollkommen in

Ordnung; verfehlen Sie nicht, dieſelben geeignete Ortes zu überreichen."

„Und was werde ich Ihrer Meinung nach dadurch erlangen, Madame?"

„Ohne Zweifel eine Penſion für Sie, ein Avancement für Herrn von La Mothe, wenn dieſer ſich einigermaßen durch ſich ſelbſt empfiehlt."

„Mein Mann iſt ein Muſter der Ehrenhaftigkeit und nie hat er ſich gegen die Pflichten des Militärdienſtes verfehlt."

„Dieß genügt, Madame," ſprach die Dame, während ſie die Kaleſche ganz über ihr Geſicht vorſchlug.

Frau von La Mothe folgte ängſtlich jeder dieſer Bewegungen.

Sie ſah ſie in ihrer Taſche ſtören, aus der ſie zuerſt ein geſticktes Sacktuch zog, das ihr zum Verberge ihres Geſichtes gedient hatte, als ſie im Schlitten di Boulevards entlang fuhr.

Auf das Sacktuch folgte ein Röllchen von einer Zoll im Durchmeſſer und drei bis vier Zoll lang.

Die Dame legte das Röllchen auf den Nähtiſch und ſprach:

„Das Bureau vom Guten Werk bevollmächtigt mich, Madame, Ihnen, in Erwartung von Beſſerem dieſe leichte Unterſtützung anzubieten."

„Drei-Livres-Thaler," dachte ſie; „das müſſen wenigſtens fünfzig oder ſogar hundert ſein. Das ſind hundertundfünfzig oder dreihundert Livres, die uns vom Himmel herab zufallen. Für hundert iſt es ſehr kurz, für fünfzig aber iſt es ſehr lang."

Während ſie dieſe Beobachtungen anſtellte, waren die zwei Damen in die erſte Stube gegangen, wo Frau Clotilde auf einem Stuhl bei einem Licht ſchlief, deſſen rother, rauchiger Docht ſich in einer Lache von flüſſigem Unſchlitt erhob.

Der ſcharfe, ſtinkende Geruch verſetzte der von den zwei Damen, welche das Röllchen auf den Nähtiſch

gelegt hatte, den Athem. Sie fuhr rasch in ihre Tasche und zog einen Flacon heraus.

Doch auf den Ruf von Jeanne erwachte Frau Clotilde und ergriff mit ihren Händen den Rest des Lichtes. Sie hielt es wie ein Leuchtfeuer über die dunklen Stufen, trotz der Einwendungen der beiden Damen, die man durch diese Dienstfertigkeit zugleich vergiftete.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, Frau Gräfin," riefen sie und eilten die Treppen hinab.

„Wo könnte ich die Ehre haben, Ihnen zu danken, meine Damen?" fragte Jeanne von Valois.

„Wir werden es Ihnen zu wissen thun," erwiederte die ältere von den beiden Damen, so rasch als möglich hinabsteigend.

Und das Geräusch ihrer Tritte verlor sich in der Tiefe der unteren Stockwerke.

Frau von Valois trat, ungeduldig, zu bewahrheiten, ob ihre Beobachtungen richtig, wieder in ihre Wohnung ein. Während sie aber durch die erste Stube schritt, stieß ihr Fuß an einen Gegenstand, der von der Strohmatte, die dazu diente, die Thüre unten zu verstopfen, auf den Boden rollte.

Sich bücken, den Gegenstand aufheben, an die Lampe laufen, dieß war die erste Eingebung der Gräfin von La Mothe.

Es war eine runde, glatte und ziemlich einfach guillochirte goldene Büchse.

Diese Büchse enthielt einige Kügelchen von duftender Chocolade; aber so glatt sie auch war, so hatte diese Büchse doch sichtbar einen doppelten Boden, dessen Feder die Gräfin einige Zeit nicht finden konnte.

Endlich fand sie die Feder und ließ sie spielen.

Sogleich erschien ein ernstes, von männlicher Schönheit und gebieterischer Majestät glänzendes Frauenporträt vor ihren Augen.

Ein deutscher Kopfputz, ein herrliches, dem eines

Ordens ähnliches Halsband verliehen dem Porträt dieser Physiognomie eine Erstaunen erregende Seltsamkeit.

Eine Chiffre, bestehend aus den zwei in einem Lorbeerkranz verschlungenen Buchstaben M und T nahm den unteren Theil der Büchse ein.

Nach der Aehnlichkeit dieses Porträts mit dem Gesichte der jungen Dame, ihrer Wohlthäterin, vermuthete Frau von La Mothe, es sei das Porträt einer Mutter oder einer Großmutter, und es war, was hier bemerkt werden muß, ihre erste Bewegung, an die Treppe zu laufen, um die Damen zurückzurufen.

Die Thüre vom Gang schloß sich.

Sie lief an's Fenster, um die Damen zurückzurufen, da es zu spät war, sie einzuholen.

Doch am Ende der in die Rue Saint-Louis einmündenden Rue Saint-Claude, war ein rasches Cabriolet der einzige Gegenstand, den sie erblickte.

Als die Gräfin keine Hoffnung mehr hatte, ihre zwei Beschützerinnen zurückzurufen, betrachtete sie abermals die Büchse und gelobte sich, dieselbe nach Versailles zu schicken; dann nahm sie die auf dem Nähtischchen liegen gebliebene Rolle und sagte:

„Ich täuschte mich nicht, es sind nur fünfzig Thaler."

Und das ausgeleerte Papier fiel auf den Boden.

„Louisd'or! Doppellouisd'or!" rief die Gräfin. „Fünfzig Doppellouisd'or! zweitausend vierhundert Livres!"

Und die gierigste Freude malte sich in ihren Augen, während Frau Clotilde ganz verblüfft beim Anblick von mehr Geld, als sie je gesehen, mit aufgesperrtem Mund und gefalteten Händen dastand.

„Hundert Louisd'or!" wiederholte Frau von La Mothe . . . „Diese Damen sind also sehr reich? Oh! ich werde Sie wiederfinden!"

IV.

Belus.

Frau von La Mothe täuschte sich nicht, wenn sie glaubte, das Cabriolet, das sie hatte verschwinden sehen, habe die wohlthätigen Damen entführt.

Die zwei Damen hatten wirklich unten vor dem Hause ein Cabriolet gefunden, wie man es damals baute, nämlich mit hohen Rädern, leichtem Kasten, erhabenem Spritzleder und einem bequemen Sitzchen für den Jockey, der sich hinten hielt.

Dieses Cabriolet, bespannt mit einem herrlichen, irischen Pferd mit kurzem Schweif, fleischigem Kreuz, und von braunrother Farbe war nach der Rue Saint-Claude von demselben Bedienten, dem Führer des Schlittens, gebracht worden, den die ältere Dame, wie oben bemerkt, Weber genannt hatte.

Weber hielt das Pferd am Gebiß, als die Damen kamen, er suchte die Ungeduld des hitzigen Thiers zu mäßigen, das mit einem nervigen Fuß den Schnee schlug, der sich seit der Wiederkehr der Nacht allmälig verhärtete.

Sobald die beiden Damen erschienen, sagte Weber:

„Madame, ich hatte Scipio bestellen lassen, der sehr sanft und leicht zu führen ist; doch Scipio hat sich gestern Abend verrenkt; es blieb nur noch Belus und Belus ist schwierig.“

„Oh! für mich, Ihr wißt das, Weber,“ erwiederte die ältere von den zwei Damen, „für mich ist das ohne Belang; ich habe eine nervige Hand und bin an das Fahren gewöhnt.“

„Ich weiß, daß Madame sehr gut fährt, aber die Wege sind äußerst schlecht. Wohin fährt Madame?“

„Nach Versailles.“

„Ueber die Boulevards also?“

„Nein, Weber, es gefriert und die Boulevards wer-

den voll Glatteis sein. Die Straßen müssen durch die Tausende von Fußgängern, die den Schnee erwärmen, weniger Widerstand bieten. Geschwinde, Weber, geschwinde!"

Weber hielt das Pferd, während die Damen behende in das Cabriolet stiegen; dann schwang er sich hinten auf und meldete, daß er seinen Sitz eingenommen.

Die ältere von den beiden Damen wandte sich nun an ihre Gefährtin und sagte:

„Was denken Sie von dieser Gräfin, Andrée?"

Und während sie so sprach, ließ sie dem Pferde die Zügel schießen und dieses jagte wie ein Blitz um die Ecke der Rue Saint-Louis.

Es war dieß der Augenblick, wo Frau La Mothe das Fenster öffnete, um die beiden Damen zurückzurufen.

„Madame," erwiederte diejenige von den zwei Frauen, welche man Andrée nannte, „ich denke, Frau von La Mothe ist arm und unglücklich."

„Gut erzogen, nicht wahr?"

„Ja, ohne Zweifel."

„Sie sind kalt in Beziehung dieser Frau, Andrée."

„Sie hat, wenn ich es Ihnen gestehen soll, etwas Verschmitztes in ihrer Physiognomie, was mir mißfällt."

„Oh! ich weiß, Sie sind mißtrauisch, Andrée, und um Ihnen zu gefallen, muß man Alles vereinigen. Ich, ich finde diese kleine Gräfin interessant und einfach in ihrem Stolz, wie in ihrer Demuth."

„Es ist sehr erfreulich für sie, Madame, daß sie das Glück gehabt hat, Ihnen zu gefallen."

„Aufgepaßt!" rief die Dame lebhaft, indem sie ihr Pferd, das einen Lastträger umzuwerfen in Begriff war, auf die Seite zog.

„Aufgepaßt!" schrie Weber mit einer Stentorstimme.

Und das Cabriolet fuhr weiter.

Nun hörte man die Verwünschungen des Menschen, der den Rädern entgangen war, und mehrere wie ein Echo brummende Stimmen gaben ihm auf der Stelle

die Unterstützung eines für das Cabriolet äußerst feindseligen Geschrei's.

Doch in wenigen Secunden legte Belus zwischen seine Gebieterin und die Lästerer den ganzen Raum, der sich von der Rue Sainte Catherine bis zur Place Baudoyer erstreckt zurück.

Hier bildet der Weg bekanntlich eine Gabel, aber die geschickte Führerin warf sich entschlossen in die Rue de la Tixeranderie, eine volkreiche, schmale und sehr wenig aristokratische Straße.

Trotz der sehr wiederholten „Aufgepaßt!" die sie von sich gab, trotz des Brüllens von Weber, hörte man auch nichts als wüthende Ausrufungen der Fußgänger.

„Oh! das Cabriolet!... Nieder mit dem Cabriolet."

Belus blieb unaufhaltsam, und seine Führerin machte ihn, unerachtet der Zartheit einer Kinderhand, rasch und besonders geschickt in den Lachen flüssigen Schnees oder auf den noch gefährlicheren Eisanhäufungen laufen, welche Gossen und Pflasterabschüsse bildeten.

Es geschah indessen wider alles Erwarten kein Unglück; eine glänzende Laterne sandte ihre Strahlen voraus, und dieß war ein Luxus der Vorsicht, den die Polizei den Cabriolets jener Zeit nicht vorgeschrieben hatte.

Es geschah also kein Unglück, sagen wir. Kein Wagen wurde angehakt, kein Weichstein gestreift, kein Vorübergehender berührt, es war dieß ein Wunder, und dennoch folgten sich die Schreie und Drohungen unablässig.

Das Cabriolet fuhr mit derselben Geschwindigkeit und demselben Glück durch die Rue Mederic, die Rue Saint-Martin und die Rue Aubry-la-Boucher.

Unsere Leser denken vielleicht, als sich das aristokratische Gefährt den civilisirten Quartieren genähert, werde der Haß gegen dasselbe minder heftig geworden sein.

Aber im Gegentheil; kaum kam Belus in die Rue de la Feronnerie, als Weber, beständig durch das Ge-

schrei des Pöbels verfolgt, Gruppen auf dem Wege des Cabriolets erblickte. Mehrere Personen machten sogar Miene, ihm nachzulaufen, um es einzuholen.

Weber wollte indessen seine Gebieterin nicht beunruhigen. Er bemerkte, wie viel Kaltblütigkeit und Gewandtheit sie entwickelte, wie geschickt sie durch alle diese träge oder lebendige Hindernisse durchschlüpfte, die dem Pariser Kutscher zugleich zur Verzweiflung und zum Triumph gereichen.

Fest auf seinen stählernen Häkchen war Belus nicht einmal ausgeglitscht, so sehr wußte die Hand, die ihn führte, die Abhänge und Gefährnisse des Terrains für ihn vorherzusehen.

Man murrte nicht mehr um das Cabriolet her, man schrie; die Dame, welche die Zügel hielt, bemerkte es, und da sie diese Feindseligkeit einer alltäglichen Ursache, wie der Strenge der Zeiten oder auch der Mißstimmung zuschrieb, so beschloß sie, die Prüfung abzukürzen.

Sie schnalzte mit der Zunge und bei dieser Aufmunterung allein bebte Belus und ging vom kurzen Trab in den gestreckten über.

Die Buben flohen, die Fußgänger warfen sich auf die Seite.

Das: „Aufgepaßt, aufgepaßt!“ hörte nicht auf.

Das Cabriolet berührte beinahe das Palais-Royal und war an der Rue du Coq-Saint-Honoré vorübergefahren, vor der der schönste der Schneeobelisk noch ziemlich stolz seinen durch das Aufthauen verminderten Gipfel, einer Stange Gerstenzucker ähnlich, welche die Kinder durch Saugen in Spitzen verwandeln, empor streckte.

Dieser Obelisk war überragt von einem prangenden Busch, allerdings etwas verwitterter Bänder, welche eine Tafel hielten, auf die der öffentliche Schreiber des Quartiers mit großen Buchstaben folgende Strophe gezeichnet hatte, die sich zwischen zwei Laternen gaukelte:

Reine dont la beauté surpasse les appas,
Près d'un roi bienfaisant occupe ici ta place:
Si ce frêle édifice est de neige et de glace,
Nos coeurs pour toi ne le sont pas. *)

Hier stieß Belus zum ersten Mal auf ernstliche Schwierigkeiten. Das Monument, das man eben beleuchtete, hatte eine Menge von Neugierigen herbeigelockt; die Neugierigen bildeten eine Masse und man konnte im Trab nicht durch diese Masse kommen.

Belus war also genöthigt, im Schritt zu gehen.

Aber man hatte Belus wie der Blitz herbeischießen sehen, man hörte das Geschrei, das ihn verfolgte, und das Cabriolet schien, obgleich es beim Anblick des Hinderniſſes angehalten hatte, die schlimmste Wirkung hervorzubringen.

Die Menge öffnete sich indessen abermals.

Aber hinter dem Obelisk kam eine andere Ursache der Zusammenschaarung.

Die Gitter des Palais-Royal waren offen und im Hofe erwärmten ungeheure Gluthpfannen ein ganzes Heer von Bettlern, unter welche die Bedienten des Herrn Herzogs von Orleans Suppen in irdenen Näpfen austheilten.

Doch die Leute, welche aßen, und die, welche sich wärmten, so zahlreich sie auch waren, waren es doch noch weniger, als diejenigen, welche ihnen beim Essen und Trinken zuschauten. In Paris ist es eine Gewohnheit: für einen Schauspieler, was er auch thun mag, gibt es immer einen Zuschauer.

Das Cabriolet, nachdem es das erste Hinderniß überwunden, war daher genöthigt, beim zweiten anzuhalten, wie es ein Schiff mitten in der Brandung thut.

Sogleich gelangten die Schreie, die bis dahin die

*) Königin, deren Schönheit alle Reize übersteigt, nimm Deinen Platz hier bei einem wohlthätigen König ein. Ist dieses zerbrechliche Gebäude auch von Eis und von Schnee, so sind es doch unsere Herzen nicht für Dich.

beiden Frauen nur wie ein unbestimmtes, verworrenes Geschrei gehört hatten, deutlich aus der Menge zu ihren Ohren.

Man rief:

„Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern."

„Sind diese Schreie an uns gerichtet," fragte die ältere Dame ihre Gefährtin?

„Ich befürchte es in der That, Madame," erwiederte diese.

„Haben wir denn Jemand niedergefahren?"

„Niemand."

„Nieder mit dem Cabriolet! nieder mit den Zerquetschern."

Der Sturm bildete sich, das Pferd wurde am Zügel gefaßt, und Belus, der wenig Geschmack an der Berührung dieser rohen Hände fand, stampfte und schäumte furchtbar.

„Zum Commissär! zum Commissär!" rief eine Stimme.

Die beiden Frauen schauten sich mit dem höchsten Erstaunen um.

Alsbald wiederholten tausend Stimmen:

„Zum Commissär! Zum Commissär."

Indessen kamen die neugierigen Köpfe unter dem Verdeck des Cabriolets hervor.

Die Commentare liefen in der Menge umher.

„Ah! es sind Frauen," sagte eine Stimme.

„Ja, Puppen von Soubises, Frauenzimmerchen von Hennin."

„Tänzerinnen von der Oper, die sich berechtigt glauben, die armen Leute niederzufahren, weil sie zehntausend Livres monatlich haben, um die Spitalkosten zu bezahlen."

Diese letzte Geißelung wurde mit einem wüthenden Hurrah aufgenommen.

Es brachte dieß eine verschiedenartige Wirkung auf die zwei Frauen hervor. Die Eine zog sich

zitternd und bleich in den Hintergrund des Cabriolets zurück. Die Andere streckte entschlossen, die Stirne gefaltet und die Lippen an einander gepreßt, den Kopf vor.

„Oh! Madame, was machen Sie," rief, diese zurückziehend, ihre Gefährtin.

„Zum Commissär! zum Commissär!" riefen die Erbitterten, „man muß sie kennen lernen!"

„Oh! Madame, wir sind verloren," sagte die jüngere von den beiden Frauen ihrer Gefährtin in's Ohr.

„Muth, Andrée, Muth!" erwiederte die Andere.

„Man wird Sie sehen, vielleicht erkennen!"

„Schauen Sie durch das Fensterchen, ob Weber immer noch hinten auf dem Cabriolet ist."

„Er sucht hinabzusteigen, doch man belagert ihn; er vertheidigt sich. Ach! nun kommt er."

„Weber! Weber!" sagte die Dame deutsch, „macht, daß wir aussteigen können."

Weber gehorchte und öffnete mit Hülfe zweier Stöße mit den Schultern, durch die er die Angreifenden zurücktrieb, das Spritzleder des Cabriolets.

Die zwei Frauen sprangen leicht zu Boden.

Mittlerweile fiel die Menge das Pferd und das Cabriolet an, dessen Kasten sie zu zerbrechen anfing.

„Aber was gibt es denn in des Himmels Namen?" fragte die ältere Dame deutsch: „versteht Ihr, was das bedeuten soll, Weber?"

„Meiner Treue, nein, Madame," erwiederte der Diener, dem es in dieser Sprache viel behaglicher war, als in der französischen, während er dahin und dorthin mächtige Fußtritte austheilte, um seine Herrin frei zu machen.

„Das sind keine Menschen, das sind wilde Thiere," fuhr die Dame immer deutsch fort; „was werfen sie mir denn vor?"

Alsbald antwortete eine artige Stimme, welche seltsam mit den Drohungen und Schmähworten contrastirte, deren Gegenstand die Damen waren, im reinsten Deutsch:

„Sie werfen Ihnen vor, Madame, daß Sie der Polizeiverordnung trotzen, die diesen Morgen in Paris erschienen ist und bis zum Frühjahr das Fahren der Cabriolets verbietet, die schon bei gutem Pflaster gefährlich, aber tödtlich werden, wenn es gefriert und man die Räder nicht vermeiden kann."

Die Dame wandte sich um, um zu sehen, woher diese artige Stimme mitten unter allen diesen drohenden Stimmen käme.

Sie erblickte einen jungen Offizier, der, um sich ihr zu nähern, sicherlich ebenso muthig hatte kämpfen müssen, als es Weber that, um sich auf seinem Platze zu behaupten.

Das liebreizende, ausgezeichnete Gesicht, die martialische Stimme des jungen Mannes gefielen der Dame und diese erwiederte sogleich deutsch:

„Oh! mein Gott! mein Herr, ich wußte nichts von dieser Verordnung, durchaus nichts."

„Sie sind eine Fremde, Madame?" fragte der junge Offizier.

„Ja, mein Herr; doch sagen Sie mir, was soll ich thun, man zertrümmert mein Cabriolet."

„Sie müssen es zertrümmern lassen, Madame, und mittlerweile verschwinden. Das Volk von Paris ist wüthend gegen die Reichen, welche den Luxus im Angesicht des Elends zur Schau stellen, und Kraft der diesen Morgen erlassenen Verordnung wird man Sie zum Commissär führen."

„Oh! wie," rief die jüngere von den beiden Damen, „wie!"

„Dann benützen Sie die Oeffnung, die ich in der Menge machen werde, und verschwinden Sie," versetzte der junge Offizier.

Diese Worte wurden mit einem leichten Tone gesprochen, der den Fremden begreiflich machte, der Offizier habe die Commentare des Volks über die von den Herren von Soubise und Hennin unterhaltenen Mädchen gehört.

Doch es war dieß nicht der Augenblick, um empfind=
zu sein.

„Geben Sie mir Ihren Arm bis zu einem Fiacre,
ı Herr," sprach die ältere von den beiden Damen
einem Tone voll Autorität.

„Ich wollte Ihr Pferd sich bäumen lassen, und in
nothwendig durch diese Bewegung hervorgebrachten
ümmel wären Sie entflohen, denn," fügte der
ze Mann bei, der gern die Verantwortlichkeit eines
agten Patronats von sich ablehnen wollte, „denn
Volk wird müde, uns eine Sprache sprechen zu
n, die es nicht versteht."

„Weber," rief die Dame mit starker Stimme, „laß
us sich bäumen, daß die ganze Menge erschrickt
beiseit geht."

„Und dann, Madame . . ."

„Und dann bleibe, während wir uns entfernen."

„Und wenn sie den Kasten zertrümmern?"

„Sie mögen ihn zertrümmern, was ist daran ge=
ı: rette Belus, wenn Du kannst, uud Dich beson=
, das ist das Einzige, was ich Dir empfehle."

„Gut, Madame," erwiederte Weber.

Und in demselben Augenblick kitzelte er den reiz=
ı Irländer, der mitten im Hofe aufsprang und die
nschaftlichsten, die sich am Zügel und an der Gabel=
sel angeklammert hatten, niederwarf.

Groß waren in diesem Augenblick der Schrecken
die Verwirrung.

„Ihren Arm, mein Herr," sagte nun die Dame
m Offizier; „kommen Sie, Kleine," fügte sie bei,
ı sie sich an Andrée wandte.

„Vorwärts, muthige Frau," flüsterte der Offizier.
er bot auf der Stelle und mit einer wirklichen
nderung derjenigen, welche ihn darum ersuchte,
ı Arm.

In einigen Minuten hatte er die zwei Frauen auf
ächsten Platz geführt, wo Fiacres, die Kutscher

auf ihren Sitzen schlafend, der Kundschaft entge
harrten, während ihre Pferde, das Auge halb geschl
und den Kopf gesenkt, auf die magern Abendrati
warteten.

V.

Straße nach Versailles.

Die beiden Damen befanden sich außerhalb
Angriffe der Menge. Doch es war zu befürchten, e
Neugierige, die ihnen gefolgt, dürften sie erkennen
eine Scene erneuern, der ähnlich, welche so eben
gefunden und der sie dießmal vielleicht mit
Schwierigkeit entkommen würden.

Der junge Offizier begriff diese Alternative:
sah es an der Thätigkeit, mit der er den auf se
Sitz mehr gefrorenen als eingeschlafenen Kutscher
zuwecken bemüht war.

Es herrschte eine so furchtbare Kälte, daß
die Gewohnheit der Kutscher, die darin wetteifern,
sie einander durch alle möglichen Mittel die Ku
zu stehlen suchen, keiner von den Automedons zu
undzwanzig Sous die Stunde sich rührte, nicht ei
derjenige, an welchen man sich wandte.

Der Offizier nahm den Kutscher am Kragen
armseligen Oberrocks und schüttelte ihn so gew
daß er ihn seiner Erstarrung entriß.

„Hollah! he!“ rief ihm der junge Mann
Ohr, als er sah, daß er ein Lebenszeichen von sich

„Hier, Herr, hier,“ sagte der Kutscher, noch
mend und wie ein Trunkener auf seinem Sitze wa

„Wohin wollen Sie, meine Damen?“ fragt
Offizier immer deutsch.

„Nach Versailles," antwortete die ältere von den zwei Frauen in derselben Sprache.

„Nach Versailles!" rief der Kutscher, „Sie haben gesagt, nach Versailles?"

„Allerdings."

„Oh! ja wohl, nach Versailles. Vier und eine halbe Meile, bei einem solchen Eis! Nein, nein, nein."

„Man wird gut bezahlen," versetzte die ältere von den Damen.

„Man wird bezahlen," wiederholte der Offizier französisch dem Kutscher.

„Und wie viel wird man bezahlen?" fragte dieser von seinem Bock herab, denn er schien kein ungeheures Vertrauen zu haben. „Damit ist es nicht abgemacht, mein Offizier, daß man nach Versailles fährt; ist man einmal dort, so muß man auch zurückkehren."

„Einen Louisd'or, ist das genug?" sagte die jüngere von den Damen, fortwährend deutsch sprechend, zu dem Offizier.

„Man bietet Dir einen Louisd'or," wiederholte der junge Mann.

„Ein Louisd'or, das ist nicht mehr als billig," brummte der Kutscher, „denn ich laufe Gefahr, daß meine Pferde die Beine brechen."

„Bursche! Du hast nur ein Recht auf drei Livres für die Fahrt von hier bis zum Schlosse der Muetten, was die Hälfte des Weges ist. Du siehst also, daß Du bei dieser Berechnung, wenn man Dir die Hin- und Herfahrt bezahlt, nur zwölf Livres ansprechen kannst, und statt zwölf sollst Du vierundzwanzig bekommen."

„Oh! handeln Sie nicht," sagte die ältere von den zwei Damen; „zwei Louisd'or, drei, zwanzig, wenn er nur auf der Stelle abgeht und, ohne anzuhalten, fortfährt."

„Ein Louisd'or genügt," entgegnete der junge Offizier.

Dann kehrte er zu dem Kutscher zurück und rief ihm zu:

„Vorwärts, Bursche, von Deinem Bocke herab und öffne den Schlag.“

„Ich will zuerst bezahlt sein,“ versetzte der Kutscher.

„Du willst!“

„Das ist mein Recht.“

Der Offizier machte eine Bewegung vorwärts.

„Bezahlen wir voraus, bezahlen wir,“ sagte die ältere von den Damen.

Und sie störte rasch in ihrer Tasche.

„Oh! mein Gott,“ sprach sie leise zu ihrer Gefährtin, „ich habe meine Börse nicht.“

„Wahrhaftig?“

„Und Sie, Andrée, haben Sie die Ihrige?“

Die jüngere Dame störte ebenfalls mit derselben Angst.

„Ich . . . ich, auch nicht.“

„Suchen Sie in allen Ihren Taschen.“

„Vergebens,“ rief die junge Frau voll Aerger, denn sie sah den Offizier ihnen während dieser Erörterung mit dem Auge folgen, und der pöbelhafte Kutscher öffnete schon den Mund, um zu lächeln, denn er wünschte sich Glück zu dem, was er vielleicht leise eine glückliche Vorsicht nannte.

Die Damen suchten umsonst, weder die eine, noch die andere fand einen Sou.

Der Offizier sah sie ungeduldig werden, erröthen, erbleichen; die Lage der Dinge verwickelte sich.

Die Damen waren im Begriff, eine Kette oder irgend ein Juwel als Pfand zu geben, als der Offizier, um ihnen jeden Verdruß zu ersparen, der ihr Zartgefühl verletzt hätte, einen Louisd'or aus der Tasche zog und ihn dem Kutscher reichte.

Dieser nahm den Louisd'or, beschaute ihn, wog ihn auf der Hand, während eine von den beiden Damen dem Offizier dankte; dann öffnete er seinen Kutschenschlag und die Dame stieg, gefolgt von ihrer Gefährtin, ein.

„Und nun, Bursche,“ sagte der junge Mann zu

dem Kutscher, „führe diese Damen und zwar tüchtig und redlich besonders, hörst Du?“

„Oh! Sie brauchen mir das nicht zu empfehlen, das versteht sich von selbst.“

Während dieses kurzen Gesprächs beriethen sich die Damen.

Sie sahen in der That ihren Führer, ihren Beschützer bereit, sie zu verlassen.

„Madame,“ sagte leise die jüngere zu ihrer Gefährtin, „er darf sich nicht entfernen.“

„Warum das? fragen wir ihn nach seinem Namen und seiner Adresse: morgen schicken wir ihm seinen Louisd'or mit einem Wörtchen des Dankes, das Sie ihm schreiben werden.“

„Nein, Madame, nein, ich flehe Sie an, behalten wir ihn; wenn der Kutscher unredlich ist, wenn er unter Weges Schwierigkeiten macht. . . . Bei einer solchen Witterung sind die Wege schlecht; an wen könnten wir uns wenden, um Beistand zu verlangen?“

„Oh! wir haben seine Nummer und den Buchstaben der Regie.“

„Sehr gut, Madame, und ich leugne nicht, daß Sie ihn später kennen und lahm schlagen lassen würden, mittlerweile aber kommen Sie heute Nacht nicht nach Versailles, und was wird man dann sagen, großer Gott!“

Die ältere von den zwei Damen dachte nach.

„Es ist wahr,“ sagte sie.

Doch schon verbeugte sich der Offizier, um Abschied zu nehmen.

„Mein Herr, mein Herr,“ sagte Andrée in deutscher Sprache, „ein Wort, erlauben Sie nur noch ein Wort.“

„Zu Ihren Befehlen, Madame,“ erwiederte der Offizier, sichtbar mißstimmt, während er indessen in seiner Miene und im Ton seiner Stimme die äußerste Höflichkeit beobachtete.

„Mein Herr,“ fuhr Andrée fort, „nach den vielen Diensten, die Sie uns schon geleistet, können Sie uns eine Gefälligkeit nicht abschlagen.“

„Sprechen Sie!“

„Nun denn! wir müssen Ihnen gestehen, wir haben bange vor dem Kutscher, der die Unterhandlung auf eine so ärgerliche Weise angefangen hat.“

„Sie haben Unrecht, wenn Sie Besorgnisse hegen,“ erwiederte der Offizier. „Ich weiß seine Nummer 107, den Buchstaben der Regie Z. Sollte er Ihnen eine Unannehmlichkeit bereiten, so wenden Sie sich an mich.“

„An Sie?“ entgegnete Andrée, die sich vergaß, französisch; „wie sollen wir uns an Sie wenden, da wir nicht einmal Ihren Namen kennen?“

Der junge Mann machte einen Schritt rückwärts.

„Sie sprechen französisch!“ rief er ganz erstaunt, „Sie sprechen französisch und verdammen mich seit einer halben Stunde, deutsch zu radebrechen! Oh! wahrhaftig Madame, das ist schlimm!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ erwiederte französisch die andere Dame, die ihrer verblüfften Gefährtin muthig zu Hülfe kam. „Sie sehen wohl, daß wir, ohne vielleicht Fremde zu sein, in Paris, in einem Fiacre besonders, unheimisch sind. Sie sind genugsam Weltmann, um zu begreifen, daß wir uns nicht in einer natürlichen Stellung befinden. Uns nur zur Hälfte verbinden, hieße uns unverbindlich begegnen. Minder discret sein, als Sie es bis jetzt gewesen sind, hieße indiscret sein. Wir urtheilen gut von Ihnen, mein Herr; wollen Sie nicht schlecht von uns urtheilen, und wenn Sie uns einen Dienst erweisen können, nun! so thun Sie es ohne Rückhalt, oder erlauben Sie uns, Ihnen zu danken und einen andern Beistand zu suchen.“

„Madame,“ antwortete der Offizier, betroffen von dem zugleich edlen und reizenden Ton der Unbekannten, „verfügen Sie über mich.“

„Dann haben Sie die Gefälligkeit, zu uns einzusteigen.“

„In den Fiacre?“

„Und uns zu begleiten.“

„Bis Verſailles?“

„Ja, mein Herr.“

Ohne etwas zu erwiedern, ſtieg der Offizier ein, nahm Platz auf dem Vorderſitz und rief dem Kutſcher: „Vorwärts!“ zu.

Sobald die Kutſchenſchläge geſchloſſen, die Mäntelchen und Pelze zu gemeinſchaftlicher Benützung gelegt waren, ſchlug der Fiacre den Weg durch die Rue Saint-Thomas du Louvre ein, und fuhr dann über die Place du Carrouſſel und die Glacis entlang.

Der Offizier kauerte ſich, ſeine Redingote ſorgfältig über ſeinen Schooß ausgebreitet, in eine Ecke, der älteren von den zwei Frauen gegenüber.

Es herrſchte das tiefſte Stillſchweigen im Innern.

Der Kutſcher, wollte er nun getreulich dem Vertrag nachkommen, oder hielt ihn die Gegenwart des Offiziers durch eine ehrerbietige Furcht im Kreiſe der Redlichkeit, der Kutſcher ließ ſeine mageren Roſſe mit Beharrlichkeit auf dem ſchlüpferigen Pflaſter der Quais und des Weges der Conference laufen.

Der Hauch der drei Reiſenden erwärmte indeſſen unmerklich den Fiacre. Ein zarter Froſtgeruch verdichtete die Luft und führte nach dem Gehirn des jungen Mannes Eindrücke, welche von Augenblick zu Augenblick minder ungünſtig für ſeine Gefährtinnen wurden.

„Es ſind,“ dachte er, „es ſind Frauen, die ſich bei einem Rendezvous verſpätet haben, und nun, ein wenig erſchrocken, ein wenig beſchämt, nach Verſailles zurückkehren.“

„Warum,“ ſprach der Offizier in ſeinem Innern weiter, „warum fahren dieſe Frauen, wenn es Damen von einiger Diſtinction ſind, in einem Cabriolet, und warum fahren ſie beſonders ſelbſt?

„Oh! darauf gibt es eine Antwort.

„Das Cabriolet war zu eng für drei Perſonen, und zwei Frauen werden ſich keinen Zwang anthun, um einen Lackei zu ſich ſitzen zu laſſen.

„Doch weder bei der Einen noch bei der Andern

Geld! ein ärgerlicher Einwurf, der Ueberlegung verdient.

„Ohne Zweifel hatte der Lackei die Börse. Das Cabriolet, das nun in Stücke gegangen sein muß, war von einer vollkommenen Eleganz. Und das Pferd!... wie ich mich auf Pferde verstehe, hatte einen Werth von hundertundfünfzig Louisd'or.

„Nur reiche Frauen können ein solches Cabriolet und ein solches Pferd ohne Bedauern preisgeben. Der Mangel an Geld bedeutet also durchaus Nichts.

„Ja, doch die Manie, eine fremde Sprache zu sprechen, wenn man Französin ist!

„Gut; doch dieß beweist gerade eine ausgezeichnete Erziehung. Es ist nicht natürlich für Abenteurerinnen, das Deutsche mit einer ganz germanischen Reinheit und das Französische wie Pariserinnen zu sprechen.

„Ueberdieß ist eine angeborene Distinction bei diesen Frauen bemerkbar.

„Die Bitte der jüngeren war rührend.

„Das Ersuchen der älteren war edel, gebieterisch.

„Dann, wahrhaftig," fuhr der junge Mann fort, während er seinem Degen im Fiacre eine solche Richtung gab, daß er seine Nachbarinnen nicht belästigte, „sollte man nicht glauben, es sei gefährlich für einen Militär, zwei Stunden in einem Fiacre mit zwei hübschen Frauen zuzubringen?

„Hübsch und discret," fügte er bei; „denn sie reden nicht, und warten, daß ich ein Gespräch anknüpfe."

Die zwei Frauen dachten ohne Zweifel an den jungen Offizier, wie der junge Offizier an sie dachte; denn in dem Augenblick, wo er seine Gedanken vollends abgeschlossen hatte, wandte sich die eine von den beiden Damen an ihre Gefährtin und sagte englisch:

„Meine liebe Freundin, dieser Kutscher führt uns wahrhaftig wie Todte; wir werden nie nach Versailles kommen. Ich wette, unser armer Gefährte langweilt sich zum Sterben."

„Unsere Unterhaltung ist auch nicht sehr belustigend," erwiederte lächelnd die jüngere.

„Finden Sie nicht auch, daß er das Aussehen eines durchaus anständigen Menschen hat?"

„Gewiß, Madame."

„Ueberdieß haben Sie bemerkt, daß er Marine-Uniform trägt?"

„Ich verstehe mich nicht viel auf Uniformen."

„Wohl! er trägt, wie ich Ihnen sage, die Uniform eines Marine-Offiziers, und alle Offiziere der Marine sind von gutem Haus; die Uniform steht ihm schön, und er ist ein hübscher Cavalier, nicht wahr?"

Die junge Frau wollte antworten und wahrscheinlich im Sinn ihrer Gefährtin überfließen, als der Offizier eine Geberde machte, die ihr den Mund schloß.

„Verzeihen Sie, meine Damen," sagte er in vortrefflichem Englisch, „ich glaube, Ihnen bemerken zu müssen, daß ich das Englische ziemlich leicht spreche und verstehe; doch das Spanische verstehe ich nicht, und wenn Sie desselben mächtig und es beliebt Ihnen, sich in dieser Sprache zu unterhalten, so sind Sie wenigstens sicher, daß ich den Sinn Ihrer Worte nicht zu erfassen vermag."

„Mein Herr," erwiederte die Dame lachend, „wir wollten nicht schlimm von Ihnen sprechen, wie Sie bemerken konnten; wir thun uns auch keinen Zwang mehr an und sprechen nun französisch, wenn wir uns etwas zu sagen haben."

„Ich danke für diese Gunst, Madame; sollte Sie übrigens meine Gegenwart belästigen . . ."

„Sie können das nicht voraussetzen, mein Herr, da wir Sie gebeten haben."

„Aufgefordert sogar," sagte die jüngere von den zwei Frauen.

„Beschämen Sie mich nicht, Madame, und verzeihen Sie mir einen Augenblick der Unentschiedenheit; nicht wahr, Sie kennen Paris? Paris ist voll von Schlingen, Täuschungen und Widerwärtigkeiten."

„Sie hielten uns also für? — Sagen Sie es offenherzig.“

„Der Herr hat uns ganz einfach für Schlingen gehalten.“

„Oh! meine Damen,“ erwiederte der junge Mann, sich demüthigend, „ich schwöre Ihnen, daß mir nichts dergleichen eingefallen ist.“

„Verzeihen Sie, was gibt es denn? der Fiacre hält an.“

„Was ist geschehen?“

„Ich will nachsehen, meine Damen.“

„Ich glaube, wir werden umgeworfen, nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,“ sagte die jüngere Dame.

Und ihre Hand streckte sich mit ungestümer Bewegung aus und verweilte auf der Schulter des jungen Mannes.

Der Druck dieser Hand machte ihn beben.

Durch einen ganz natürlichen Antrieb suchte er sie zu fassen, schon aber hatte sich Andrée, die einer ersten Bewegung der Angst nachgegeben, wieder in den Hintergrund des Fiacre zurückgeworfen.

Der Offizier, den nun nichts mehr zurückhielt, sprang aus dem Wagen und fand den Kutscher beschäftigt, eines von seinen Pferden aufzuheben, das sich in der Deichsel und den Strängen verwickelte.

Man war in der Nähe der Brücke von Sèvres.

Durch die Hülfe, die der Offizier dem Führer des Fiacre leistete, war das arme Thier bald wieder auf seinen Beinen.

Der Kutscher, der sich zu einem liebenswürdigen Kunden Glück wünschte, ließ seine Peitsche, ohne Zweifel in der doppelten Absicht, seine Rosse und sich selbst wieder zu beleben, lustig knallen.

Doch man hätte glauben sollen, die durch den offenen Schlag eindringende Kälte habe das Gespräch vereist und die zunehmende Vertraulichkeit gefrieren gemacht, in der der junge Mann einen Reiz zu finden

anfing, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Man erkundigte sich einfach bei ihm nach dem Vorfall; er erzählte, was sich ereignet hatte.

Dieß war Alles und das Stillschweigen lastete abermals auf dem reisenden Trio.

Der Offizier, den diese warme, zitternde Hand ungemein in Anspruch genommen hatte, wollte wenigstens einen Fuß im Austausch haben.

Er streckte daher das Bein aus, doch so geschickt er auch war, er traf nichts, oder vielmehr, wenn er etwas traf, so hatte er den Schmerz, das, was er vor sich getroffen, fliehen zu sehen.

Einmal sogar, als er am Fuß der älteren von diesen beiden Frauen anstreifte, sagte diese mit der größten Kaltblütigkeit:

„Nicht wahr, ich beenge Sie furchtbar, mein Herr? verzeihen Sie."

Der junge Mann erröthete bis über die Ohren und wünschte sich Glück, daß die Nacht finster genug war, um seine Röthe zu verbergen.

Dann war Alles gesagt, und hier endigten die Unternehmungen.

Wieder stumm, unbeweglich und ehrerbietig geworden, als befände er sich in einem Tempel, fürchtete er sich, zu athmen, und machte sich klein wie ein Kind.

Allmählig aber und unwillkürlich bemächtigte sich ein seltsamer Eindruck seines ganzen Geistes, seines ganzen Wesens.

Er fühlte, ohne sie zu berühren, die zwei reizenden Frauen; er sah sie, ohne sie zu sehen; nach und nach gewöhnte er sich daran, in ihrer Nähe zu leben, und es kam ihm vor, als verschmelze sich ein Theilchen von ihrem Dasein mit dem seinigen. Um Alles in der Welt hätte er das erloschene Gespräch wieder anknüpfen mögen, und er wagte es nicht, denn er fürchtete die Alltäglichkeiten, er, der es beim Abgang verachtete, nur eines von den einfachsten Worten der

Weltsprache anzubringen. Er besorgte, albern oder frech vor diesen Frauen zu erscheinen, denen er eine Stunde zuvor viel Ehre zu erweisen glaubte, wenn er ihnen das Almosen eines Louisd'or und eine Artigkeit spende.

Mit einem Wort — alle Sympathien in diesem Leben erklären sich durch die Verwandtschaften der zu geeigneter Zeit in Berührung gesetzten Fluida, und so war es auch hier, ein mächtiger Magnetismus den Düften und der jugendlichen Wärme dieser drei durch den Zufall zusammengebrachten Körper entströmt, beherrschte den jungen Mann, erschloß ihm den Geist und erweiterte zugleich sein Herz.

So entstehen, leben und sterben zuweilen im Raum von einigen Augenblicken die ächtesten, wonnigsten und glühendsten Leidenschaften. Sie haben den Zauber, weil sie ephemer sind, sie haben die Stärke, weil sie im Zaume gehalten werden.

Der Offizier sagte nicht ein einziges Wort mehr. Die Damen sprachen leise unter sich.

Da indessen sein Ohr beständig offen war, so faßte er Worte ohne Folge auf, welche jedoch seiner Einbildungskraft einen Sinn boten.

Er hörte:

„Die vorgerückte Stunde . . . die Thore . . . der Vorwand für die Fahrt . . ."

Der Fiacre hielt abermals an.

Dießmal was es weder ein gefallenes Pferd, noch ein zerbrochenes Rad. Nach drei Stunden muthiger Anstrengung hatte sich der brave Kutscher die Arme erwärmt, das heißt, er hatte seine Rosse vor Schweiß triefen gemacht und Versailles erreicht, dessen lange, düstere, öde Alleen unter dem röthlichen Schimmer einiger durch den Rauhreif weiß gewordenen Laternen wie eine doppelte Procession schwarzer, fleischloser Schatten erschienen.

Der junge Mann begriff, daß man angelangt war.

Durch welchen Zauber war ihm die Zeit so kurz vorgekommen?

Der Kutscher neigte sich gegen das Vorderfenster und sagte:

„Herr, wir sind in Versailles."

„Wo soll er anhalten, meine Damen?" fragte der Offizier.

„Auf der Place d'Armes."

„Nach der Place d'Armes," rief der junge Mann dem Kutscher zu.

„Ich soll nach der Place d'Armes fahren?" fragte dieser.

„Ja, da man es Dir sagt."

„Es wird ein kleines Trinkgeld geben?" versetzte grinsend der Auvergnat.

„Immer zu."

Die Peitschenhiebe fingen wieder an.

„Ich muß doch sprechen," dachte der Offizier. „Ich werde für einen Dummkopf gelten, nachdem ich für einen Frechen gegolten habe."

„Meine Damen," sagte er, nicht ohne abermals zu zögern, „Sie sind nun zu Hause."

„Durch Ihren edelmüthigen Beistand."

„Welche Mühe haben wir Ihnen gemacht!" sprach die jüngere von den beiden Damen.

„Oh! ich habe das mehr als vergessen, Madame."

„Und wir, mein Herr, wir werden es nicht vergessen. Ihr Name, wenn es gefällig wäre, mein Herr?"

„Mein Name? Oh!"

„Es ist dieß das zweite Mal, daß man Sie darum bittet. Nehmen Sie sich in Acht!"

„Und nicht wahr, Sie wollen uns kein Geschenk mit einem Louisd'or machen?"

„Oh! wenn dem so ist," versetzte der Offizier etwas gereizt, „ich gebe nach: ich bin der Graf von Charny, dabei, wie Madame bemerkt hat, Offizier in der königlichen Marine."

„Charny!" wiederholte die ältere von den beiden

Damen, mit dem Ton, mit dem sie etwa gesagt hätte: „Es ist gut, ich werde es nicht vergessen.“

„Georges, Georges von Charny,“ fügte der Offizier bei.

„Georges,“ murmelte die jüngere Dame.

„Und Sie wohnen?“

„Hotel des Princes, Rue de Richelieu.“

Der Fiacre hielt an.

Die ältere von den Damen öffnete selbst den Schlag zu ihrer Linken, sprang behende zur Erde und reichte ihrer Gefährtin die Hand.

Der junge Mann aber, der ihnen zu folgen sich anschickte, rief:

„Meine Damen, nehmen Sie wenigstens meinen Arm an, Sie sind noch nicht zu Hause, und die Place d'Armes ist keine Wohnung.“

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle,“ sagten gleichzeitig die zwei Frauen.

„Wie, ich soll mich nicht rühren?“

„Nein, bleiben Sie im Fiacre.“

„Aber allein gehen, bei Nacht, bei diesem Wetter? unmöglich!“

„Gut, nachdem Sie sich beinahe geweigert haben, uns zu verbinden, wollen Sie uns durchaus zu sehr verbinden,“ versetzte mit heiterem Tone die ältere von den beiden Damen.

„Aber . . .“

„Es gibt kein Aber. Seien Sie bis an's Ende ein artiger und biederer Cavalier. Ich danke Ihnen, Herr von Charny, ich danke Ihnen aus dem Grund meines Herzens, und da Sie ein artiger und biederer Cavalier sind, wie ich Ihnen so eben sagte, so verlangen wir nicht einmal Ihr Wort von Ihnen.“

„Mein Wort? wofür?“

„Daß Sie den Schlag schließen und den Kutscher nach Paris zurückkehren heißen. Was Sie thun werden, nicht wahr, ohne nach uns umzuschauen.“

Sie haben Recht, meine Damen, und mein Wort wäre unnütz. Kutscher, mein Freund, kehren wir zurück."

Und der junge Mann drückte dem Kutscher noch einen Louisd'or in seine plumpe Hand.

Der würdige Auvergnat bebte vor Freude.

„Alle Teufel," sagte er, „die Pferde mögen darüber krepiren, wenn sie wollen."

„Ich glaube das wohl, sie sind bezahlt," murmelte der Offizier.

Der Fiacre rollte, und er rollte rasch. Er erstickte durch das Geräusch der Räder einen Seufzer des jungen Mannes, einen wollüstigen Seufzer, denn der Syberite hatte sich auf die noch von der Gegenwart der zwei unbekannten Schönen warme Kissen gelegt.

Sie aber waren auf derselben Stelle geblieben, und erst als der Fiacre verschwunden, wandten sie sich nach dem Schloß.

VI.

Der Befehl.

In dem Augenblick, wo sie weiter gingen, trugen heftige Windstöße an das Ohr der Reisenden die drei Viertel, die es in der Saint-Louis-Kirche schlug.

„Oh! mein Gott, drei Viertel auf zwölf Uhr," riefen gleichzeitig die zwei Frauen.

„Alle Gitter sind geschlossen," fügte die jüngere bei.

„Oh! das bekümmert mich wenig, liebe Andrée, wenn wäre das Gitter auch offen geblieben, so würden wir doch sicher nicht durch den Ehrenhof eingetreten sein. Geschwinde, geschwinde, gehen wir durch die Reservoirs."

Beide wandten sich nach der Rechten des Schlosses.

Bekanntlich ist hier ein besonderer Gang, der nach den Gärten führt.

Man kam zu diesem Gang.

„Das kleine Thor ist geschlossen, Andrée," sagte unruhig die ältere von den zwei Frauen.

„Klopfen wir an, Madame."

„Nein, rufen wir. Laurent muß mich erwarten, ich habe ihn benachrichtigt, ich würde vielleicht spät zurückkommen."

„Nun, so will ich rufen."

Andrée näherte sich der Thüre.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme im Innern, die nicht einmal wartete, bis man rief.

„Oh! das ist nicht die Stimme von Laurent," sprach erschrocken die junge Frau.

„In der That, nein."

Die andere Frau näherte sich ebenfalls.

„Laurent," flüsterte sie durch das Thor.

Keine Antwort.

„Laurent!" wiederholte die Dame und klopfte zugleich an.

„Es ist kein Laurent hier," erwiederte barsch die Stimme.

„Oeffnen Sie immerhin, mag es nun Laurent oder nicht Laurent sein," rief Andrée mit dringlichem Tone.

„Ich öffne nicht."

„Aber, mein Freund, Sie wissen nicht, daß uns Laurent zu öffnen pflegt."

„Ich kümmere mich den Teufel um Laurent, ich habe meinen Befehl."

„Wer sind Sie denn?"

„Wer ich bin?"

„Ja."

„Und Sie?" fragte die Stimme.

Die Frage war ein wenig brutal, doch es ließ sich nicht feilschen, man mußte antworten.

„Wir sind Damen vom Gefolge Ihrer Majestät. Wir wohnen im Schloß und möchten gern in unsere Wohnung zurückkehren."

„Wohl! ich, meine Damen, ich bin ein Schweizer

der erſten Compagnie Soliſchemade, und ich werde
das Gegentheil von Laurent thun, ich werde Sie
der Thüre laſſen."

„Oh!" murmelten die zwei Frauen, von denen die
der andern voll Zorn die Hände drückte.

Dann, ſich bewältigend, ſagte ſie:

„Ich begreife, daß Sie Ihre Vorſchrift beobach-
das iſt die Pflicht eines guten Soldaten und Sie
n ſich nicht dagegen verfehlen. Aber ich bitte Sie,
iſen Sie mir nur den Gefallen, Laurent, der nicht
ſein kann, zu benachrichtigen."

„Ich kann meinen Poſten nicht verlaſſen."

„Schicken Sie Jemand."

„Ich habe Niemand."

„Ich bitte inſtändig."

„Ei! alle Wetter, Madame, ſchlafen Sie in der
dt. Iſt das nicht eine ſchöne Geſchichte! Oh! wenn
mir das Thor der Kaſerne vor der Naſe ſchlöſſe,
würde wohl ein Lager finden."

„Grenadier, hören Sie," ſprach entſchloſſen die
e von den beiden Frauen. „Zwanzig Louisd'or für
wenn Sie öffnen."

„Und zehn Jahre Kettenſtrafe; ich danke. Acht-
ierzig Livres jährlich, das iſt nicht genug.

„Ich laſſe Sie zum Sergenten ernennen."

„Ja, und der, welcher mir den Befehl gegeben
läßt mich erſchießen; ich danke."

„Wer hat Ihnen denn dieſen Befehl gegeben?"

„Der König."

„Der König!" wiederholten die beiden Frauen er-
ken; „oh! wir ſind verloren."

Die Jüngere ſchien ganz außer ſich zu ſein.

„Sagen Sie," fragte die Aeltere, „gibt es keine
n Thore?"

„Oh! Madame, wenn man dieſes geſchloſſen hat,
nan die anderen auch geſchloſſen."

„Und wenn wir Laurent an dieſem Thor nicht

finden, welches das seinige ist, wo glauben Sie, da wir ihn finden?"

„Oh! nein, das ist eine beschlossene Sache."

„Es ist wahr, und Sie haben Recht. Andrée Andrée, das ist ein furchtbarer Streich vom König."

Die Dame betonte die letzten Worte mit eine beinahe drohenden Verachtung.

Das Thor der Reservoirs war in der Dicke eine Mauer angebracht, welche tief genug war, um au dieser Nische eine Art von Vorhaus zu bilden.

Eine steinerne Bank lief an beiden Seiten hin.

Die Damen sanken darauf in einem Zustand de Aufregung, der der Verzweiflung glich.

Man sah unter dem Thore einen leuchtenden Strahl man hörte hinter dem Thor die Tritte des Schweizers der sein Gewehr bald aufnahm, bald niedersetzte.

Jenseits dieses dünnen, eichenes Hindernisses di Rettung; diesseits die Schande, ein Aergerniß, beinah der Tod.

„Oh! morgen! morgen! wenn man es erfährt!" murmelte die ältere von den beiden Frauen.

„Aber Sie werden die Wahrheit sagen?"

„Wird man es glauben?"

„Sie haben Beweise. Madame, der Soldat wird nicht die ganze Nacht wachen," sagte die junge Frau, die in demselben Maße Muth zu fassen schien, in dem ihn ihre Gefährtin verlor; „in einer oder der andern Stunde wird man ihn ablösen, und sein Nachfolger ist vielleicht gefälliger. Warten wir."

„Ja, aber die Patrouillen werden nach Mitternacht vorüberkommen; man wird mich erwartend, mich verbergend, außen finden: Das ist schändlich! Hören Sie, Andrée, das Blut steigt mir zu Kopfe und erstickt mich."

„Oh! Muth gefaßt, Madame; Sie sind gewöhnlich so stark, ich war vorhin noch so schwach, und nun muß ich Sie unterstützen!"

„Darunter steckt ein Komplott, Andrée, wir sind die Opfer desselben. Das ist noch nie geschehen, nie

ist dieß Thor geschlossen worden. Ich werde darüber sterben, Andrée, ich sterbe!"

Und sie warf sich rückwärts, als ob sie wirklich erstickte.

In demselben Augenblick erschollen auf dem gegenwärtig so wenig betretenen dumpfen weiten Pflaster von Versailles Schritte.

Gleichzeitig vernahm man eine Stimme, eine leichte, heitere Stimme, die Stimme eines singenden jungen Mannes.

Er sang eines von den manierirten Liedern, welche der Epoche angehören, die wir zu schildern versuchen.

Die Damen lauschten.

„Diese Stimme!" riefen sie.

„Ich kenne sie," sagte die ältere.

„Es ist die von . . ."

„Er ist es!" sagte Andrée der Dame in's Ohr, deren Unruhe sich so stark geoffenbart hatte, „er ist es, er wird uns retten."

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann, in einen weiten Pelzoberrock gehüllt, in die Nische ein, klopfte, ohne die Frauen zu sehen, an die Thüre und rief:

„Laurent!"

„Mein Bruder!" sagte die ältere von den beiden Frauen, den jungen Mann an der Schulter berührend.

„Die Königin!" rief dieser, indem er einen Schritt zurückwich und seinen Hut in die Hand nahm.

„So! Guten Abend, mein Bruder." *)

„Guten Abend, Madame; guten Abend, meine Schwester; Sie sind nicht allein?"

„Nein, Fräulein Andrée von Taverney ist bei mir."

„Ah! schön! guten Abend, mein Fräulein."

„Hoheit," murmelte Andrée sich verbeugend.

---

*) Es ist hier zur Verdeutlichung zu bemerken, daß man in Frankreich in der freundlichen Umgangssprache Bruder und Schwester für Schwager und Schwägerin sagt. D. Uebers.

„Sie gehen aus, meine Damen?“ fragte der junge Mann.

„Nein.“

„Sie kommen also nach Hause?“

„Wir möchten gern zu Hause kommen.“

„Haben sie Laurent nicht gerufen?“

„Doch.“

„Nun?“

„Rufen Sie Laurent ebenfalls ein wenig; und Sie werden sehen.“

„Ja, ja, rufen Sie, Hoheit, und Sie werden sehen.“

Der junge Mann, in dem man ohne Zweifel den Grafen d'Artois erkannt hat, näherte sich ebenfalls der Thüre, klopfte an und rief:

„Laurent!“

„Gut! nun fängt der Spaß wieder an,“ sprach die Stimme des Schweizers; „ich sage Ihnen, daß ich, wenn Sie mich länger quälen, den Offizier rufen werde.“

„Was ist das?“ fragte der junge Mann verblüfft, indem er sich gegen die Königin umwandte.

„Ein Schweizer, den man an die Stelle von Laurent gesetzt hat.“

„Wer hat dieß gethan?“

„Der König.“

„Der König!“

„Der Schweizer hat es uns selbst so eben gesagt.“

„Und mit einem Befehl?“

„Mit einem sehr strengen, wie es scheint.“

„Teufel! capituliren wir!“

„Wie dieß?“

„Geben wir dem Burschen Geld.“

„Ich habe ihm geboten und er hat es ausgeschlagen.“

„Bieten wir ihm die Gallonen an.“

„Ich habe sie ihm angeboten.“

„Und?“

„Er wollte nichts hören.“

„Dann gibt es nur ein Mittel.“

„Welches?“

„Ich werde Lärmen machen.“

„Sie werden uns compromittiren; mein lieber Karl, ich flehe Sie an.“

„Ich werde Sie nicht im Geringsten compromittiren.“

„Ah!“

„Sie treten beiseit, ich klopfe wie ein Tauber, ich schreie wie ein Blinder, man wird mir am Ende öffnen und Sie gehen hinter mir hinein.“

„Versuchen Sie es.“

Der junge Prinz rief abermals Laurent, dann klopfte er, dann machte er mit seinem Degengriff einen solchen Lärm, daß der Schweizer wüthend schrie:

„Ah! es ist so. Nun wohl! ich rufe meinen Offizier.“

„Ei! bei Gott! rufe ihn, Bursche! Das ist es, was ich schon seit einer Viertelstunde verlange.“

Nach einem Augenblicke hörte man Schritte jenseits der Thüre. Die Königin und Andrée stellten sich hinter den Grafen d'Artois, bereit, den Durchgang zu benützen, der ohne Zweifel geöffnet werden würde.

Man hörte den Schweizer die ganze Ursache dieses Lärmens erklären.

„Mein Lieutenant, es sind Damen mit einem Mann, der mich Bursche genannt hat. Sie wollen mit Gewalt herein.“

„Nun! was ist darüber zu wundern, daß wir hinein zu kommen wünschen, da wir aus dem Schlosse sind.“

„Das kann ein natürlicher Wunsch sein, mein Herr, doch es ist verboten,“ erwiederte der Offizier.

„Verboten! Durch wen?“

„Durch den König.“

„Verzeihen Sie, der König kann nicht wollen, daß ein Offizier des Schlosses auswärts schläft.“

„Mein Herr, es ist nicht meine Sache, die Absichten des Königs zu untersuchen; ich bin nur verpflichtet, zu thun, was mir der König befiehlt.“

„Hören Sie, Lieutenant, öffnen Sie ein wenig die Thüre, daß wir anders als durch ein Brett sprechen können.“

„Mein Herr, ich wiederhole, daß ich den Befehl habe, das Thor geschlossen zu halten. Wenn Sie aber Offizier sind, wie Sie sagen, müssen Sie wissen, was ein Befehl bedeutet.“

„Lieutenant, Sie sprechen mit dem Obersten eines Regiments.“

„Mein Oberster, entschuldigen Sie, doch mein Befehl ist sehr bestimmt.“

„Der Befehl ist nicht für einen Prinzen gemacht. Mein Herr, ein Prinz schläft nicht auswärts, und ich bin Prinz.“

„Mein Prinz, Sie bringen mich in Verzweiflung, aber der König hat befohlen.“

„Hat Ihnen der König befohlen, seinen Bruder wie einen Bettler oder einen Dieb wegzujagen? Ich bin der Graf d'Artois, mein Herr. Alle Teufel! Sie wagen viel, daß Sie mich so vor der Thüre gefrieren lassen.“

„Monseigneur Graf d'Artois,“ erwiederte der Lieutenant, „Gott ist mein Zeuge, daß ich all' mein Blut für Eure Königliche Hoheit hingeben würde, doch der König hat mir die Ehre erwiesen, mir, indem er mir die Bewachung dieser Thüre anvertraute, zu sagen, ich dürfe Niemand einlassen, selbst nicht ihn, den König, sollte er sich nach elf Uhr einfinden. Ich bitte Sie also um Verzeihung, Monseigneur, ich bin Soldat, und wenn ich an Ihrer Stelle vor diesem Thor, Ihre Majestät die Königin vor Kälte erstarrt sähe, ich würde Ihrer Majestät antworten, was ich zu meinem Schmerz Ihnen antworten mußte.“

Hienach murmelte der Offizier einen äußerst ehr-

furchtsvollen guten Abend und kehrte langsam an seinen Posten zurück.

Der Soldat, der mit geschultertem Gewehr, dicht an dem Verschlag stand, wagte nicht mehr zu athmen, und sein Herz schlug so stark, daß der Graf d'Artois, der sich ebenfalls an das Thor anlehnte, das Pulsiren fühlte.

„Wir sind verloren," sagte die Königin zu ihrem Schwager, indem sie ihn an der Hand nahm.

Dieser erwiederte nichts.

„Es ist bekannt, daß Sie ausgegangen sind?" fragte er.

„Ach! ich weiß es nicht."

„Vielleicht hat der König auch nur gegen mich diesen Befehl gegeben. Der König weiß, daß ich bei Nacht ausgehe und zuweilen spät zurückkomme. Die Frau Gräfin d'Artois wird etwas erfahren und sich bei Seiner Majestät beklagt haben: daher dieser tyrannische Befehl!"

„Oh! nein, nein, mein Bruder; ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Zartheit, mit der Sie mich zu beruhigen suchen, aber die Maßregel ist meinetwegen oder vielmehr gegen mich getroffen worden."

„Unmöglich, meine Schwester, der König hat zu viel Achtung . . ."

„Mittlerweile bin ich vor der Thüre, und ein abscheulicher Scandal wird aus einer ganz unschuldigen Sache entstehen. Ah! ich weiß wohl, ich habe einen Feind beim König."

„Es ist möglich, daß Sie einen Feind beim König haben, Schwesterchen. Ich aber habe eine Idee."

„Eine Idee? lassen Sie geschwinde hören."

„Eine Idee, die Ihren Feind dummer machen wird, als einen Esel, der an seinen Halfter aufgehenkt ist."

„Oh! wenn Sie uns nur von der Lächerlichkeit dieser Lage erretten, mehr verlange ich nicht."

„Ob ich Sie erretten werde! ich hoffe es wohl.

Oh! ich bin nicht alberner als er, obgleich er gelehrte ist als ich."

„Wer, er?"

„Ei! bei Gott! der Herr Graf von Provence."

„Ah! Sie erkennen also wie ich, daß er mein Feind ist."

„Ei! ist er nicht der Feind von Allem, was jung von Allem, was schön, von Allem dem, was kann .. was er nicht kann!"

„Mein Bruder, Sie wissen etwas über diese Befehl."

Vielleicht; doch vor Allem bleiben wir nicht unter diesem Thor, es ist eine Hundekälte hier. Kommen Sie mit mir, meine Schwestern."

„Wohin?"

„Sie werden es sehen, an einen Ort, wo es wenigstens minder kalt ist. Kommen Sie, und unterwegs sage ich Ihnen, was ich von dem Thorschluß denke. Ah! Herr von Provence, mein theurer und unmündiger Bruder! Geben Sie mir Ihren Arm, meine Schwester: nehmen Sie meinen andern Arm, Fräulein von Taverney, und wenden wir uns rechts."

Man brach auf.

„Und Sie sagten also, Herr von Provence?" fragte die Königin.

„Ah! ja wohl. Diesen Abend, nach dem Mahl des Königs, kam er in das große Cabinet; der König hatte im Verlaufe des Tages viel mit dem Grafen von Haga gesprochen, und man hatte Sie nicht gesehen."

„Um zwei Uhr bin ich nach Paris abgefahren."

„Ich wußte es wohl, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, liebe Schwester. Der König dachte eben so wenig an Sie, als an Harun al Raschid und seinen Großvezir Giaffar, und unterhielt sich über Geographie. Ich hörte ziemlich ungeduldig zu, denn ich hatte auch auszugehen: Ah! verzeihen Sie, wir gingen ohne

! nicht aus derselben Ursache aus, somit hatte
echt ..."
mmerzu, immerzu."
Wenden wir uns links."
Wohin führen Sie uns denn?"
ur noch zwanzig Schritte. Nehmen Sie sich in
s liegt hier ein Schneehaufen. Ah! Fräulein
erney, wenn Sie meinen Arm loslassen, werden
en, das sage ich Ihnen zum Voraus. Kurz, um
König zurückzukommen, er dachte nur an die
nd Breite, als Herr von Provence zu ihm sagte:
chte doch gern der Königin meine Ehrfurcht
"
! oh!" machte Marie Antoinette.
ie Königin speist in ihren Zimmern zu Nacht,""
e der König.
! ich glaubte sie wäre in Paris," fügte mein
ei.
in, sie ist zu Hause," antwortete ruhig der

) komme von ihrer Wohnung her, und man
dort nicht empfangen," entgegnete der Graf
ence.
sah ich, wie der König die Stirne faltete.
ß uns, meinen Bruder und mich, und erkun-
wohl, als wir weggegangen waren. Ludwig
chtig, wie Sie wissen, wenn ihn gerade der
kommt; er wird Sie haben sehen wollen,
ihm wohl den Eintritt verweigert, und er hat
is gemuthmaßt."
ig richtig, Frau von Misery hatte den Be-

ist es; und um sich Ihrer Abwesenheit zu
wird er die strenge Verordnung erlassen ha-
ns hinausschließt."
Sie müssen gestehen Graf, das ist ein ab-
Zug."
gestehe es, doch wir sind an Ort und Stelle."

„Dieses Haus?“

„Mißfällt Ihnen, meine Schwester?“

„Oh! ich sage das nicht, es entzückt mich im Gegentheil. Doch Ihre Leute?“

„Nun?“

„Wenn sie mich sehen.“

„Meine Schwester, treten Sie immerhin ein, und ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Niemand sieht.“

„Nicht einmal der, welcher mir die Thüren öffnet?“ fragte die Königin.

„Nicht einmal der.“

„Unmöglich.“

„Wir wollen es versuchen,“ erwiederte lachend der Graf d'Artois.

Und er näherte seine Hand der Thüre.

Die Königin hielt seinen Arm zurück.

„Ich flehe Sie an, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht.“

Der Prinz drückte mit seiner andern Hand in eine zierlich geschnitzte Füllung.

Die Thüre öffnete sich.

Die Königin konnte eine Bewegung der Angst nicht unterdrücken.

„Treten Sie doch ein, meine Schwester, ich beschwöre Sie,“ sagte der Prinz; „Sie sehen wohl, daß bis jetzt Niemand da ist.“

Die Königin schaute Fräulein von Taverney wie eine Person an, die sich der Gefahr aussetzen will; dann trat sie über die Schwelle mit einer von jenen bei den Frauen so reizenden Geberden, welche besagen wollen:

„Unter der Obhut Gottes.“

Die Thüre schloß sich geräuschlos hinter ihr.

Sie befand sich dann in einem Vorhaus von Stuck mit marmornen Unterlagen; die Platten waren eine Mosaik, Blumensträucher vorstellend, während auf marmornen Randtischchen hundert niedrige, buschige Rosenstöcke ihre, um diese Jahreszeit so seltenen, wohl-

enden Blumenblätter, aus ihren japaneſiſchen Ge-
regnen ließen.
Eine ſanfte Wärme, ein ſüßer Duft feſſelten die
ie ſo gut, daß die zwei Damen, als ſie in das
aus kamen, nicht nur einen Theil ihrer Befürch-
n, ſondern auch einen Theil ihrer Bedenklichkeiten
ßen.
„Nun iſt es gut; nun ſind wir unter Obdach, und
Obdach iſt ſogar ziemlich bequem, wenn ich es
n geſtehen ſoll," ſagte die Königin. „Doch wäre es
erſprießlich, wenn Sie ſich mit Einem beſchäf-
n, mein Bruder?"
„Womit?"
„Damit, daß Sie Ihre Diener entfernen."
„Oh! das läßt ſich leicht machen."
Und der Prinz ergriff ein Glöckchen, das in der
ehlung einer Säule ſtand, und ließ es nur ein-
ertönen, dieſer einzige Anſchlag vibrirte aber ge-
nißvoll in den Tiefen der Treppe.
Die zwei Frauen gaben einen ſchwachen Angſtſchrei
ſich.
„Auf dieſe Art entfernen Sie Ihre Leute, mein
er?" fragte die Königin; „ich hätte im Gegentheil
ubt, Sie würden dieſelben ſo herbeirufen."
„Läutete ich zum zweiten Mal, ſo würde allerdings
nd kommen; da ich aber nur ein Mal geläutet
, ſo können Sie unbeſorgt ſein, meine Schweſter,
and wird kommen."
Die Königin lachte.
„Sie ſind ein Mann der Vorſicht," ſagte ſie.
„Sie können nun nicht in einem Vorhaus wohnen,
Schweſter," fuhr der Prinz fort, „wollen Sie ſich
Mühe nehmen, hinaufzugehen."
„Gehorchen wir," ſprach die Königin; „der Haus-
ſcheint mir nicht zu böswillig zu ſein."
Und ſie ſtieg hinauf.
Der Prinz ging ihr voran.
Man hörte die Tritte von Keinem von ihnen, auf

den Aubusson-Teppichen, mit denen die Treppe g
schmückt war.

Im ersten Stocke angelangt, ließ der Prinz ei
zweites Glöckchen ertönen, bei dessen Geräusch die Kö
nigin und Fräulein von Taverney, da sie nicht darau
aufmerksam gemacht worden waren, abermals bebten.

Doch ihr Erstaunen verdoppelte sich, als sie di
Thüren dieses Stockes sich allein öffnen sahen.

„In der That, Andrée," sagte die Königin, „ic
fange an zu zittern; und Sie?"

„Ich, Madame, so lange Eure Majestät vorangeh
werde ich mit Vertrauen folgen."

„Meine Schwester, nichts kann einfacher sein, al
das, was hier vorgeht," sagte der junge Prinz: „Di
Thüre Ihnen gegenüber ist die Ihrer Wohnung. Sehe
Sie?"

Und er bezeichnete der Königin ein reizende
Plätzchen, dessen Beschreibung wir nicht unterlasse
dürfen.

Ein kleines Vorzimmer von Rosenholz mit zwe
Etagèren von Boule, Plafond von Bouchen, Fußbode
von Rosenholz ging in ein Boudoir von weißem Kasch
mir, gestickt mit Blumen, aus der Hand gearbeitet vo
den geschicktesten Stickerinnen.

Die Ausstattung dieses Zimmers war eine Tapi
serie mit kleinem Seidenstich mit jener Kunst nuancirt
welche aus einer Gobelins-Tapete in jener Zeit ei
Meisterstück machte.

Nach dem Boudoir ein schönes, blaues Schlafzim
mer mit Spitzen und Seide von Tours geschmückt, ei
kostbares Bett in einem dunklen Alkoven, ein blende
des Feuer in einem Kamin von weißem Marmor, zwöl
wohlriechende Kerzen, die auf Candelabern von Clodio
brannten, ein Windschirm von lasurblauem Lack mi
seinen goldenen Verzierungen in chinesischem Styl, die
waren die Wunder, welche vor den Augen der Dame
erschienen, als sie schüchtern in diesen eleganten Wink
eintraten.

Kein lebendes Wesen zeigte sich, überall Wärme, Licht, ohne daß man in irgend einer Hinsicht die Ursachen von so vielen glücklichen Wirkungen errathen konnte.

Die Königin, welche schon mit einer gewissen Zurückhaltung in das Boudoir eingetreten war, blieb einen Augenblick auf der Schwelle des Schlafzimmers.

Der Prinz entschuldigte sich auf eine ganz artige Weise über die Nothwendigkeit, die ihn antreibe, seine Schwester in ein ihrer unwürdiges Vertrauen zu ziehen.

Die Königin antwortete durch ein Halblächeln, das viel mehr Dinge ausdrückte, als alle Worte, die sie hätte aussprechen können.

„Meine Schwester," fügte der Graf d'Artois bei, „Sie sehen hier meine Junggesellenwohnung; ich komme allein herein, und zwar immer allein."

„Beinahe immer," sagte Marie Antoinette.

„Nein, immer."

„Ah!" sagte die Königin.

„Ueberdieß," fuhr er fort, „überdieß finden sich in diesem Boudoir ein Sopha und eine Bergère, worauf ich sehr oft, wenn mich die Nacht auf der Jagd überraschte, so gut als in meinem Bett geschlafen habe."

„Ich begreife, daß die Frau Gräfin d'Artois zuweilen unruhig ist," sagte die Königin.

„Allerdings, doch gestehen Sie, meine Schwester, daß die Frau Gräfin, wenn sie über mich unruhig ist, heute Nacht sehr Unrecht haben wird."

„Heute Nacht, ich leugne es nicht, doch die andern Nächte . . ."

„Meine Schwester, wer einmal Unrecht hat, hat immer Unrecht."

„Fassen wir uns kurz," sagte die Königin, während sie sich auf ein Fauteuil setzte. Ich bin furchtbar müde, und Sie, meine arme Andrée?"

„Oh! ich, ich unterliege der Müdigkeit, und wenn Eure Majestät mir erlaubt . . ."

„Sie erbleichen in der That, mein Fräulein," rie der Graf d'Artois.

„Thun Sie es, meine Liebe," sprach die Königin „setzen Sie sich, legen Sie sich sogar nieder, der Her Graf d'Artois tritt uns diese Wohnung ab, nicht wahr Karl?"

„Als volles Eigenthum, Madame."

„Einen Augenblick, Graf, ein letztes Wort."

„Nun?"

„Wenn Sie weggehen, wie sollen wir Sie zurück-rufen?"

„Sie bedürfen meiner nicht; einmal hier einquar-tirt, verfügen Sie über das ganze Haus."

„Es hat also noch andere Zimmer als dieses?"

„Allerdings; es hat vor Allem ein Speisezimmer, das ich Sie zu besuchen einlade."

„Ohne Zweifel mit einer vollkommen bestellten Tafel?"

„Ei! gewiß, worauf Fräulein von Taverney, die mir dessen sehr zu bedürfen scheint, eine Kraftbrühe, ein Hühnerflügelchen und einen Fingerhut voll Xeres finden wird, und wo Sie, meine Schwester, verschie-dene Sorten von den gekochten Früchten finden, die Sie so sehr lieben."

„Und dieß Alles ohne Bedienten?"

„Ohne den geringsten."

„Wir werden sehen. Doch hernach."

„Hernach?"

„Ja, um in das Schloß zurückzukehren."

„Sie dürfen gar nicht daran denken, in der Nacht zurückzukehren, da der Befehl gegeben ist. Doch der für die Nacht gegebene Befehl fällt mit dem Eintritt des Tages; um sechs Uhr öffnen sich die Thore. Gehen Sie um drei Viertel auf sechs Uhr von hier weg. Sie finden in den Schränken Mäntel von allen Farben und Formen, wenn Sie sich verkleiden wollen; gehen Sie ins Schloß hinein, wie ich Ihnen sage, begeben Sie

in Ihr Gemach, legen Sie ſich zu Bette und be-
mmern Sie ſich nicht um das Uebrige.“
„Aber Sie?“
„Wie, ich?“
„Ja, was werden Sie thun?“
„Ich verlaſſe das Haus.“
„Wie, wir vertreiben Sie, mein armer Bruder?“
„Es wäre nicht ſchicklich, daß ich die Nacht unter
em Dache mit Ihnen zugebracht hätte, meine
weſter.“
„Aber Sie müſſen doch ein Lager haben, und wir
auben Sie des Ihrigen.“
„Oh! es bleiben mir noch drei dieſem ähnliche.“
Die Königin lachte.
„Und er ſagt, die Frau Gräfin Artois habe Un-
t, wenn ſie ſich beunruhige; ich werde ſie in Kennt-
ſetzen,“ ſprach ſie mit einer reizenden Geberde der
hung.
„Dann werde ich dem König Alles ſagen,“ verſetzte
Prinz in demſelben Tone.
„Er hat Recht, wir ſind von ihm abhängig.“
„Ganz und gar: das iſt demüthigend: doch was
man machen?“
„Sich unterwerfen. Sie ſagen alſo, um morgen
wegzugehen, um Niemand zu begegnen?“
„Einmal läuten an der Säule unten.“
„An welcher? an der rechts oder an der links?“
„Gleichviel.“
„Die Thüre wird ſich öffnen?“
„Und wieder ſchließen.“
„Ganz allein?“
„Ganz allein.“
„Ich danke. Guten Abend, mein Bruder.“
„Guten Abend, meine Schweſter.“
Der Prinz verbeugte ſich. Andrée ſchloß die Thüre
er ihm und er verſchwand.

VII.

Der Alkoven der Königin.

Am andern Tag, oder vielmehr an demselben Morgen, denn unser letztes Kapitel endigte Nachts um zwei Uhr, an demselben Morgen, sagen wir, klopfte Ludwig XVI. in kleinem, veilchenblauem Kleid, ohne Orden und ohne Puder, kurz so, wie er aus dem Bette gekommen, an die Thüren des Vorzimmers der Königin.

Eine Frau vom Dienst öffnete diese Thüre ein wenig und sagte, als sie den König erkannte:

„Sire . . .“

„Die Königin?“ fragte der König mit barschem Ton.

„Ihre Majestät schläft, Sire.“

Der König machte eine Geberde, als wollte er die Frau entfernen. Doch diese wich nicht von der Stelle.

„Nun!“ sagte der König, „wollen Sie sich wohl rühren? Sie sehen, daß ich hinein will.“

Der König hatte in gewissen Augenblicken eine Raschheit der Bewegung, die seine Feinde Brutalität nannten.

„Die Königin schläft,“ entgegnete schüchtern die Frau vom Dienst.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir Platz machen sollen,“ erwiederte der König.

Und bei diesen Worten schob er wirklich die Frau auf die Seite und ging vorbei.

Als er vor die Thüre des Schlafzimmers kam, sah er Frau von Misery, die erste Kammerfrau der Königin, welche die Messe in ihrem Gebetbuche las.

Diese Dame stand auf, sobald sie den König erblickte.

„Sire,“ sprach sie mit leiser Stimme und unter tiefer Verneigung, „Ihre Majestät hat noch nicht gerufen.“

„Ah! wahrhaftig!“ versetzte der König mit einer spöttischen Miene.

„Sire, es ist, glaube ich, kaum halb sieben Uhr, und Ihre Majestät läutet nie vor sieben Uhr.“

„Und Sie wissen bestimmt, daß die Königin in ihrem Bette ist? Sie wissen bestimmt, daß sie schläft?“

„Ich möchte nicht behaupten, daß Ihre Majestät schläft; aber ich weiß bestimmt, daß sie in ihrem Bette ist.“

„Sie ist dort?“

„Ja, Sire.“

Der König konnte sich nicht mehr länger bewältigen. Er ging gerade auf die Thüre zu und drehte den vergoldeten Knopf mit einer geräuschvollen Hast.

Das Zimmer der Königin war dunkel, wie mitten in der Nacht; Läden und Vorhänge erhielten darin, hermetisch geschlossen, die dichteste Finsterniß.

Eine in der entferntesten Ecke des Zimmers auf einem Tischchen brennende Nachtlampe ließ den Alkoven der Königin völlig in Schatten getaucht und die ungeheuren weißen seidenen Vorhänge mit goldenen Lilien hingen in wogenden Falten auf das ungeordnete Bett herab.

Der König ging mit raschen Schritten auf das Bett zu.

„Oh! Frau von Misery,“ rief die Königin, „welchen Lärmen machen Sie . . . Sie haben mich nun aufgeweckt.“

Der König blieb erstaunt stehen und murmelte:

„Es ist nicht Frau von Misery.“

„Ah! Sie sind es, Sire,“ versetzte die Königin, indem sie sich erhob.

„Guten Morgen, Madame,“ sprach der König mit sauersüßem Tone.

„Was für ein guter Wind führt Sie hierher, Sire?“ fragte die Königin. „Frau von Misery! Frau von Misery, öffnen Sie doch die Fenster.“

Die Frauen traten ein und öffneten nach der Gewohnheit, die ihnen Marie Antoinette beigebracht hatte, sogleich Thüren und Fenster, um die frische Luft einzulassen, welche die Königin beim Erwachen voll Wonne einschlürfte.

„Sie schlafen mit gutem Appetit," sagte der König, nachdem er seinen forschenden Blick überall hatte umherlaufen lassen.

„Ja, Sire, ich habe lange gelesen, und würde folglich, wenn mich Eure Majestät nicht geweckt hätte, noch schlafen."

„Woher kömmt es, daß Sie gestern nicht empfangen haben, Madame?"

„Empfangen, wen? Ihren Bruder, Herrn von Provence!" versetzte die Königin mit einer Geistesgegenwart, die dem Argwohn des Königs entgegentrat.

„Ganz richtig, meinen Bruder; er wollte Sie begrüßen, und man hat ihn nicht eingelassen."

„Nun?"

„Man sagte ihm, Sie seien abwesend."

„Hat man ihm das gesagt?" fragte nachlässig die Königin. „Frau von Misery! Frau von Misery!"

Frau von Misery erschien an der Thüre; sie hielt auf einer goldenen Platte eine Anzahl an die Königin adressirte Briefe.

„Ihre Majestät ruft mich?" fragte Frau von Misery.

„Ja. Hat man gestern Herrn von Provence gesagt, ich sei vom Schlosse abwesend?"

Um nicht vor dem König vorüberzugehen, drehte sich Frau von Misery um diesen und reichte der Königin die Platte mit den Briefen. Sie hielt unter ihrem Finger einen von diesen Briefen, dessen Handschrift die Königin erkannte.

„Antworten Sie dem König, Frau von Misery," fuhr Marie Antoinette mit derselben Nachlässigkeit fort, „sagen Sie Seiner Majestät, was man gestern Herrn von Provence erwiedert hat, als er vor meiner

Thüre erschien; ich meinerseits erinnere mich dessen nicht mehr."

„Sire," sagte Frau von Misery, während die Königin den Brief entsiegelte, „Monseigneur der Graf von Provence kam gestern, um Ihrer Majestät seinen Respect zu bezeigen, und ich antwortete ihm, Ihre Majestät empfange nicht."

„Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl der Königin."

„Ah!" machte der König.

Während dieser Zeit hatte die Königin den Brief entsiegelt und folgende Zeilen gelesen:

„Sie sind gestern von Paris zurückgekommen und um acht Uhr Abends in das Schloß eingetreten, Laurent hat Sie gesehen."

Mit derselben gleichgültigen Miene entsiegelte die Königin sodann ein halbes Dutzend Billets, Briefe und Bittschriften, welche unter ihren Eiderdunen lagen.

„Nun?" fragte sie zum König aufschauend,

„Ich danke, Madame," sagte dieser zu der ersten Kammerfrau.

Frau von Misery entfernte sich.

„Verzeihen Sie, Sire," sprach die Königin, „geben Sie mir über einen Punkt Aufklärung."

„Ueber welchen?"

„Steht es mir frei oder nicht frei, Herrn von Provence zu sehen?"

„Oh! vollkommen frei, Madame, aber . . ."

„Was wollen Sie, sein Geist ermüdet mich; überdieß liebt er mich nicht; es ist wahr, ich gebe es ihm zurück. Ich erwartete seinen verdrießlichen Besuch und legte mich um acht Uhr in's Bett, um diesen Besuch nicht zu empfangen. Was haben Sie denn, Sire?"

„Nichts, nichts."

„Man sollte glauben, Sie zweifeln."

„Aber . ."

„Was, aber?"

„Aber ich glaubte Sie gestern in Paris."

„Um wie viel Uhr?“

„In den Stunden, wo Sie zu Bette gegangen zu sein behaupten.“

„Allerdings, ich bin nach Paris gefahren. Kommt man etwa nicht von Paris zurück?“

„Doch. Es hängt Alles von der Stunde ab, zu der man zurückkommt.“

„Ah, ah! Sie wollen genau die Stunde wissen, zu der ich von Paris zurückgekommen bin?“

„Ja.“

„Das ist ganz leicht, Sire!“

Die Königin rief:

„Frau von Misery?“

Die Kammerfrau erschien wieder.

„Wie viel Uhr war es, als ich gestern von Paris zurückkam, Frau von Misery?“ fragte die Königin.

„Ungefähr acht Uhr, Eure Majestät.“

„Ich glaube nicht,“ versetzte der König, „Sie müssen sich täuschen, Frau von Misery, erkundigen Sie sich.“

Die Kammerfrau drehte sich steif und unempfindlich nach der Thüre um und sagte:

„Madame Duval!“

„Madame!“ erwiederte eine Stimme.

„Um wie viel Uhr ist Ihre Majestät gestern Abend von Paris zurückgekehrt?“

„Es mochte acht Uhr sein,“ antwortete die zweite Kammerfrau.

„Sie müssen sich täuschen, Madame Duval,“ sagte Frau von Misery.

Madame Duval neigte sich aus dem Fenster des Vorzimmers und rief:

„Laurent.“

„Wer ist das, Laurent?“ fragte der König.

„Der Concierge des Thores, durch das Ihre Majestät gestern zurückgekommen ist,“ antwortete Frau von Misery.

„Laurent,“ rief Madame Duval, „um welche

Stunde ist Ihre Majestät gestern Abend nach Hause gekommen?"

„Gegen acht Uhr," erwiederte der Concierge unten von der Terrasse.

Der König ließ den Kopf sinken.

Frau von Misery entließ Madame Duval, die sodann Laurent entließ.

Die beiden Gatten blieben allein.

Ludwig XVI. schämte sich und strengte sich gewaltig an, diese Scham zu verbergen.

Aber statt über den Sieg zu frohlocken, den sie davon getragen, sagte die Königin mit kaltem Ton zu Ludwig:

„Nun, Sire, was wünschen Sie noch zu wissen?"

„Oh! nichts," rief der König, seiner Frau die Hände drückend, „nichts."

„Aber . . ."

„Verzeihen Sie, Madame, ich weiß nicht recht, was mir durch den Kopf gegangen ist. Sehen Sie meine Freude, sie ist so groß als meine Reue. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Schmollen Sie nicht, bei meinem Wort, ich wäre in Verzweiflung."

Die Königin zog ihre Hand aus der des Königs zurück.

„Nun! was machen Sie, Madame?" fragte der König.

„Sire," erwiederte Marie Antoinette, „eine Königin von Frankreich lügt nicht."

„Nun?" fragte der König erstaunt.

„Damit will ich sagen, daß ich nicht gestern Abend um acht Uhr zurückgekommen bin."

Der König wich erstaunt zurück.

„Damit will ich sagen, daß ich erst diesen Morgen um sechs Uhr nach Hause gekommen bin," fuhr die die Königin mit derselben Kaltblütigkeit fort.

„Madame!"

„Und daß ich ohne den Herrn Grafen d'Artois, der mir ein Asyl angeboten und mich in ein ihm ge=

höriges Haus einquartirt hat, wie eine Bettlerin vor der Thüre geblieben wäre."

„Ah! Sie waren nicht nach Hause gekommen," sagte der König mit düsterer Miene, „ich hatte also Recht?"

„Sire, ich bitte um Verzeihung, Sie ziehen aus dem, was ich gesagt habe, den Schluß eines Arithmetikers, aber nicht den Schluß eines galanten Mannes."

„Inwiefern, Madame?"

„Insofern, daß Sie, um sich zu versichern, ob ich früh oder spät nach Hause gekommen, nicht nöthig hatten, Befehle zu geben, sondern nur mich aufsuchen und fragen durften: „„Um welche Stunde sind Sie zurückgekommen, Madame?""

„Ah!" machte der König.

„Es ist Ihnen nicht mehr erlaubt, zu zweifeln; Ihre Spione waren getäuscht, oder bestochen, Ihre Thore forcirt oder geöffnet, Ihre Besorgnisse waren bekämpft worden, Ihren Verdacht hatte man zerstreut; ich sah, daß Sie sich schämten, daß Sie Gewalt gegen eine Frau, die in ihrem Recht, gebraucht hatten. Ich konnte fortfahren, mich an meinem Siege zu weiden. Aber ich finde Ihr Benehmen schmählich für einen König, unanständig für einen Edelmann, und will mir die Befriedigung, Ihnen das zu bemerken, nicht versagen."

Der König staubte sein Jabot ab, wie ein Mensch der auf eine Erwiederung sinnt.

„Oh! Sie mögen machen, was Sie wollen, mein Herr, es wird Ihnen nicht gelingen, Ihr Benehmen gegen mich zu entschuldigen."

„Im Gegentheil, es wird mir leicht gelingen," versetzte der König. „Vermuthete zufällig irgend Jemand im Schloß, Sie wären nicht nach Hause gekommen? Nun wohl, wenn Jedermann wußte, Sie seien zurückgekehrt, so konnte Niemand glauben, mein Befehl, die Thore zu schließen, sei gegen Sie gerichtet. Ob man ihn den Ausschweifungen des Herrn Graf

d'Artois oder irgend eines Andern zugeschrieben, darum bekümmere ich mich, wie Sie begreifen, nicht."

„Weiter, Sire!"

„Ich fasse mich kurz und sage, wenn ich den Schein gegen Sie gerettet, Madame, habe ich Recht, und Sie haben Unrecht, Sie, die Sie nicht so viel für mich gethan, und wenn ich Ihnen ganz einfach eine geheime Lection geben wollte, wenn Ihnen die Lection frommt, was ich nach der Gereiztheit, die Sie gegen mich kund geben, glaube, nun, so habe ich abermals Recht, und ich nehme nichts von dem zurück, was ich gethan."

Die Königin hatte die Antwort ihres erhabenen Gemahls, allmälig sich beruhigend, angehört; nicht als wäre sie minder aufgebracht gewesen, aber sie wollte alle ihre Kräfte für den Kampf bewahren, der ihrer Meinung nach, statt beendigt zu sein, kaum anfing.

„Sehr gut!" sagte sie. „Sie entschuldigen sich also nicht, daß Sie vor der Thüre ihres Hauses, wie Sie es der Ersten der Besten gethan hätten, die Tochter von Maria Theresia, Ihre Frau, die Mutter Ihrer Kinder, haben verschmachten lassen. Nein, das ist Ihrer Ansicht nach ein ganz königlicher Scherz voll attischen Salzes, dessen Moral seinen Werth verdoppelt. In Ihren Augen ist es also nur eine ganz natürliche Sache, die Königin von Frankreich gezwungen zu haben, die Nacht in dem kleinen Hause zuzubringen, wo der Graf d'Artois die Demoiselle von der Oper und die galanten Frauen Ihres Hofes empfängt? Oh! das ist nichts, nein, ein König schwebt über allen diesen Erbärmlichkeiten, besonders ein philosophischer König. Und Sie sind Philosoph, Sire! Bemerken Sie wohl, daß Herr d'Artois hiebei die schöne Rolle gespielt hat. Bemerken Sie, daß er mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet. Bemerken Sie wohl, daß ich dießmal dem Himmel zu danken gehabt habe, daß mein Schwager ein ausschweifender Mensch ist, da seine Ausschweifung meiner Schmach zum Deckmantel gedient hat, da seine Laster meine Ehre geschützt haben."

Der König erröthete und bewegte sich geräuschvoll auf seinem Stuhle hin und her.

„Oh!“ fuhr die Königin mit einem bitteren Lächeln fort, „ich weiß wohl, daß Sie ein moralischer König sind, Sire. Aber haben Sie bedacht, auf welches Resultat Ihre Moral hinausläuft? Niemand hat erfahren, daß ich nicht zurückgekehrt, sagen Sie? Und Sie selbst haben mich hier geglaubt! Werden Sie sagen, Herr von Provence, Ihr Anstifter, er habe es geglaubt? Werden Sie sagen, meine Frauen, die Sie diesen Morgen auf meinen Befehl belogen, haben es geglaubt? Werden Sie sagen, Laurent, vom Grafen d'Artois und mir erkauft, habe es geglaubt? Ah! der König hat immer Recht, doch die Königin kann auch Recht haben. Nehmen wir diese Gewohnheit an, wollen Sie? Sie, daß Sie mir Spione und Schweizer Wachen zuschicken, und ich, daß ich Ihre Schweizer und Ihre Spione bestehe, und ich sage Ihnen, ehe ein Monat vergeht, denn Sie kennen mich und wissen, daß ich nicht an mich halten werde, nun wohl! die Majestät des Thrones und die Würde der Ehe, wir addiren das Alles eines Morgens, wie zum Beispiel heute, zusammen, und werden sehen, was uns Beide dieß kostet.“

Diese Worte hatten offenbar eine große Wirkung auf denjenigen hervorgebracht, an den sie gerichtet waren.

„Sie wissen,“ sprach der König mit bebender Stimme, „Sie wissen, daß ich aufrichtig bin, und daß ich mein Unrecht stets gestehe. Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie von Versailles im Schlitten mit Ihren angehörigen Cavalieren wegfahren? Eine tolle Truppe, die Sie unter den meisten Umständen, unter den wir leben, gefährdet? Wollen Sie mir beweisen, daß Sie Recht haben, wenn Sie mit ihnen in Paris verschwinden, wie Masken auf einem Ball, und erst in der Nacht, ärgerlich spät, wieder erscheinen, während sich meine Lampe bei der Arbeit verzehrt und alle Welt schläft. Sie sprechen

von der Würde der Ehe, von der Majestät des Thrones und Ihren Eigenschaften als Mutter? Ist das, was Sie gethan haben, einer Gattin, einer Königin, einer Mutter angemessen?"

„Ich erwiedere Ihnen hierauf zwei Worte, und ich sage zum Voraus, ich werde ihnen noch verächtlicher antworten, als ich es bis jetzt gethan habe, denn mir scheint in der That, daß gewisse Theile Ihrer Anklage nur meine Verachtung verdienen.

„Ich habe Versailles im Schlitten verlassen, um schneller nach Paris zu kommen; ich bin mit Fräulein von Taverney weggefahren, deren Ruf, Gott sei Dank! einer der reinsten des Hofes ist, und habe mich nach Paris begeben, um durch mich selbst zu bewahrheiten, daß der König von Frankreich, dieser Vater der großen Familie, dieser philosophische König, diese moralische Stütze aller Gewissen, er, der die fremden Armen ernährt, die Bettler erwärmt und die Liebe des Volkes durch seine Wohlthätigkeit verdient hat, ich wollte bewahrheiten, sage ich, daß der König Jemand von seiner Familie, der so viel als der König, einen Abkömmling von einem der Könige, welche Frankreich regiert, Hungers sterben, in der Vergessenheit verfaulen, allen Angriffen des Lasters und der Dürftigkeit ausgesetzt ließ."

„Ich!" versetzte der König erstaunt.

„Ich stieg in eine Art von Speicher hinauf," fuhr die Königin fort, „und sah ohne Feuer, ohne Licht, ohne Geld die Enkelin eines großen Fürsten; ich gab diesem Opfer der Vergessenheit, der königlichen Gleichgültigkeit hundert Louisd'or. Und da ich mich, über die Nichtigkeit unserer Größen nachdenkend, verspätete, denn auch ich bin zuweilen Philosoph, da es hart gefroren war und die Pferde auf dem Eise schlecht gehen, besonders die Fiacre-Pferde . . ."

„Die Fiacre-Pferde!" rief der König. „Sie sind im Fiacre zurückgekommen?"

„Ja, Sire, in Nro. 167."

„Ho! ho!" murmelte der König, indem er sein

gerades rechtes, über das linke gekreuzte Bein schaukelte, was bei ihm das Sympton einer lebhaften Ungeduld war; „ein Fiacre!“

„Ja, und ich war noch zu glücklich, daß ich diesen Fiacre fand,“ erwiederte die Königin.

„Madame,“ unterbrach sie der König, „Sie haben wohl gethan; Sie haben stets edle Eingebungen, die sich vielleicht nur zu leicht erschließen; daran aber ist die Wärme des Edelmuths Schuld, durch die Sie sich auszeichnen.“

„Ich danke, Sire,“ erwiederte die Königin mit spöttischem Ton.

„Bedenken Sie wohl,“ fuhr der König fort, „daß ich Sie nicht im Verdacht von etwas gehabt habe, was nicht vollkommen gerade und ehrlich gewesen wäre; der Schritt allein und das abenteuerliche Aussehen der Königin haben mir nicht gefallen; Sie haben das Gute gethan wie immer, doch indem Sie Andern Gutes erwiesen, haben Sie Mittel gefunden, Ihnen selbst Schlimmes zuzufügen. Das ist, was ich Ihnen zum Vorwurf mache. Nun habe ich eine Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, ich habe über dem Geschick einer Familie von Königen zu wachen. Ich bin bereit: nennen Sie mir diese Mißgeschicke, und meine Wohlthaten werden nicht auf sich warten lassen.“

„Der Name Valois, Sire, ist, denke ich, berühmt genug, daß er Ihrem Gedächtniß gegenwärtig sein muß.“

„Ah!“ rief Ludwig mit einem schallenden Gelächter, „ich weiß nun, was Sie beschäftigt. Die kleine Valois, nicht wahr, eine Gräfin von . . . Warten Sie doch . . .“

„Von La Mothe.“

„Von La Mothe, ganz richtig, ihr Mann ist Gendarme?“

„Ja, Sire.“

„Und die Frau ist eine Intrigante. Oh! ärgern Sie sich nicht; sie setzt Himmel und Erde in Bewegung, sie überläuft die Minister, sie quält meine

Tanten, sie erdrückt mich selbst mit Eingaben, mit Bittschriften, mit genealogischen Beweisführungen."

„Ei! Sire, daraus geht nur hervor, daß sie bis jetzt vergebens reclamirt hat."

„Ich läugne es nicht."

„Ist sie eine Valois oder ist sie keine?"

„Ich glaube wohl, daß sie eine ist."

„Nun denn! eine Pension, eine anständige Pension für sie, ein Regiment für ihren Mann, kurz, einen entsprechenden Hausstand für Sprößlinge von königlichem Stamm."

„Oh! sachte, Madame, sachte! Teufel! wie rasch gehen Sie zu Werke. Die kleine Valois wird mir immerhin genug Federn ausrupfen, ohne daß Sie bemüht sind, ihr beizustehen. Sie hat ihren Schnabel, die kleine Valois."

„Oh! ich befürchte nichts für Sie, Ihre Federn halten fest."

„Eine anständige Pension, da danke ich! Wissen Sie, wie furchtbar sie diesen Winter meiner Cassette zur Ader gelassen hat? Ein Regiment diesem Gendarmen, der die Speculation gemacht, eine Valois zu heirathen? Ich habe kein Regiment mehr zu vergeben, Madame, nicht einmal an diejenigen, welche es bezahlen oder verdienen. Einen Hausstand würdig der Könige, von denen sie abstammen, diesen Bettlern! Gehen Sie doch! während wir anderen Könige nicht einmal mehr einen reicher Privatleute würdigen Hausstand haben! Der Herr Herzog von Orleans hat seine Pferde, und seine Maulthiere nach England geschickt, um sie verkaufen zu lassen, und zwei Drittel seines Haushalts aufgehoben. Ich habe mein Wolfszeug aufgegeben. Herr von Saint-Germain hat auch meine Haustruppen verabschieden lassen. Wir leben Alle, Große und Kleine, von Entbehrungen, meine Liebe."

„Aber, Sire, Valois können nicht Hungers sterben."

„Sagten Sie mir nicht, Sie haben hundert Louisd'or gegeben?"

„Ein schönes Almosen!“

„Es ist königlich.“

„Geben Sie eben so viel.“

„Ich werde mich wohl hüten. Was Sie gegeben, ist genug für uns Beide.“

„Eine kleine Pension also.“

„Keineswegs, nichts Fixes; diese Leute werden ihnen genug für sich selbst auspressen: sie gehören zu der Familie der Nagethiere. Habe ich Lust zu geben, nun, so werde ich geben ohne Vorgänge, ohne Verpflichtungen für die Zukunft. Mit einem Wort, ich werde geben, wenn ich zu viel Geld habe. Die kleine Valois, doch wahrlich, ich kann Ihnen nicht Alles erzählen, was ich von ihr weiß. Ihr gutes Herz hat sich in der Falle fangen lassen, meine liebe Antoinette. Ich bitte Ihr gutes Herz um Vergebung.“

Indem er so sprach, reichte Ludwig seine Hand der Königin, die sie, einer innern Bewegung nachgebend, ihren Lippen näherte.

Doch plötzlich stieß sie seine Hand wieder zurück und rief:

„Sie sind nicht gut gegen mich. Ich grolle Ihnen.“

„Sie grollen mir, Sie! Nun wohl! ich ... ich ...“

„Oh! ja, sagen Sie mir, Sie seien mir nicht böse, Sie, der Sie mir die Thore von Versailles verschließen lassen; Sie, der Sie um halb sieben Uhr Morgens in mein Vorzimmer kommen, der Sie meine Thüre mit Gewalt öffnen und mit wüthenden Augen bei mir eintreten.“

Der König lachte.

„Nein,“ sagte er, „ich grolle Ihnen nicht.“

„Sie grollen mir nicht, gut.“

„Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen beweise, daß ich Ihnen nicht einmal grollte, als ich hierher kam.“

„Zuerst will ich den Beweis von dem haben, was Sie sagen.“

„Oh! das ist leicht,“ erwiederte der König, „ich habe den Beweis in der Tasche.“

„Bah!“ rief die Königin neugierig, indem sie sich aufsetzte, „Sie haben mir etwas zu geben? Oh! dann sind Sie wirklich sehr liebenswürdig; doch verstehen Sie wohl, ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie den Beweis nicht sogleich vorlegen. Oh! keine Ausflüchte. Ich wette, daß Sie abermals versprechen wollen.“

Mit einem Lächeln voll Güte steckte der König nun seine Hand in seine Tasche, wobei er mit der Langsamkeit zu Werke ging, die das Kind für sein Spielzeug, das Thier für seine Leckerbissen, die Frau für ihr Geschenk vor Ungeduld zittern macht. Dann zog er aus seiner Tasche ein rothes, künstlich bemodeltes und vergoldetes Etui von Maroquin.

„Ein Etui!“ rief die Königin, „oh! lassen Sie sehen.“

Der König legte das Etui auf das Bett.

Die Königin ergriff es rasch und zog es an sich.

Kaum hatte sie das Etui geöffnet, als sie, berauscht, geblendet, ausrief:

„Oh! wie schön ist das! mein Gott! wie schön ist das.“

Der König fühlte etwas wie einen Schauer der Freude sein Herz kitzeln.

„Sie finden?“ sagte er.

Die Königin war nicht im Stande, zu antworten, sie keuchte nur.

Dann zog sie aus dem Etui ein Halsband von so großen, so reinen, so leuchtenden, so geschickt zusammengestellten Diamanten, daß es ihr vorkam, als sehe sie über ihre schönen Hände einen Fluß von Phosphor und Flammen laufen.

Das Halsband wogte wie die Ringe einer Schlange, von der jede Schuppe ein Blitz gewesen wäre.

„Oh! das ist herrlich,“ sagte die Königin, als sie die Sprache endlich wieder fand. „Herrlich,“ wiederholte sie mit Augen, die sich, sei es nun bei der Berührung dieser glänzenden Diamanten, sei es, weil sie

dachte, keine Frau der Erde könne ein solches Halsband haben, immer mehr belebten.

„Sie sind also zufrieden?“ fragte der König.

„Begeistert, Sire. Sie machen mich zu glücklich.“

„Wahrhaftig?“

„Sehen Sie doch diese erste Reihe, die Diamanten haben die Größe von Haselnüssen.“

„In der That.“

„Und zusammengestellt! Man vermöchte sie nicht von einander zu unterscheiden. Wie die Stufenfolge der Größen geschickt geordnet ist! Wie geistreich sind die Proportionen der Verschiedenheiten zwischen der ersten und zweiten und der zweiten und dritten Reihe! Der Juwelier, der diese Diamanten verbunden und dieses Halsband gemacht hat, ist ein Künstler.“

„Es sind zwei.“

„Dann wette ich, es sind die Herrn Böhmer und Bossange.“

„Sie haben es errathen.“

„Wahrlich, nur Sie können es wagen, solche Unternehmungen zu machen. Wie schön ist das, oh! Sire wie schön!“

„Madame,“ versetzte der König, „nehmen Sie sich in Acht, Sie bezahlen dieß Halsband viel zu theuer.“

„Oh!“ rief die Königin, „oh! Sire!“

Und plötzlich verdüsterte sich, neigte sich ihre schöne Stirne.

Diese Veränderung in ihrem Gesicht ging so rasch vor sich und verschwand dann so rasch wieder, daß der König nicht einmal Zeit hatte, sie zu bemerken.

„Gönnen Sie mir ein Vergnügen,“ sagte er.

„Welches?“

„Dieses Collier an Ihren Hals zu legen.“

Die Königin hielt ihn zurück.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „es ist sehr theuer?“

„Meiner Treue, ja,“ erwiederte der König lachend, „doch, wie gesagt, Sie haben mehr dafür bezahlt, als

rth ist, und es wird erst an seinem Platze, näm=
n Ihrem Hals, seinen wahren Werth erlangen."
So sprechend näherte sich Ludwig der Königin,
lt in seinen Händen die beiden Enden des pracht=
Halsbandes, um es mittelst der Agraffe, die
aus einem großen Diamant gemacht war, zu
gen.
Nein, nein," sagte die Königin, „keine Kinderei.
Sie dieses Halsband wieder in sein Etui, Sire."
Ind sie schüttelte den Kopf.
„Sie weigern sich, mich es zuerst an Ihnen sehen
sen."
Oh! Gott verhüte, daß ich Ihnen diese Freude
te, wenn ich es annehme; aber . . ."
Aber . . ." sagte der König erstaunt.
„Aber weder Sie, Sire, noch irgend Jemand wird
ollier von diesem Preis an meinem Halse sehen."
Sie werden es nicht tragen, Madame?"
Nie."
Sie schlagen es mir ab?"
Ich weigere mich, mir eine Million, vielleicht
halb Millionen an den Hals zu hängen, denn
ätze dieses Halsband zu fünfzehnmal hunderttau=
ivres, ist es nicht so?"
Ich läugne es nicht," erwiederte der König.
Ich weigere mich, an meinen Hals anderthalb
nen zu hängen, während die Kassen des Königs
nd, während der König genöthigt ist, seine Un=
ungen abzuweisen, und zu den Armen zu sagen:
be kein Geld mehr, Gott stehe Euch bei!"
Wie, Sie sagen das im Ernste?"
Sire, Herr von Sartines sagte mir eines Tags,
nfzehnmal hunderttausend Livres könne man ein
schiff haben, und in der That, Sire, der König
ankreich bedarf mehr eines Linienschiffs, als die
in von Frankreich eines Halsbands."
Oh!" rief der König entzückt und die Augen von
en befeuchtet, „oh, was Sie hier gethan haben,

ist erhaben . . . Ich danke, ich danke, Antoinette . . Sie sind eine gute Frau."

Und um auf eine würdige Weise seiner herzlichen bürgerlichen Kundgebung die Krone aufzusetzen, umschlang er ihren Hals und küßte sie.

„Oh! wie wird man Sie in Frankreich segnen Madame, wenn man das Wort erfährt, das Sie gesprochen haben," rief Ludwig.

Die Königin seufzte.

„Es ist noch Zeit," sagte der König lebhaft. „Ein Seufzer des Bedauerns?"

„Nein, Sire, ein Seufzer der Erleichterung schließen Sie dieses Etui und geben Sie es dem Juwelier zurück."

„Ich hatte schon meinen Zahlungstermin bestimmt das Geld liegt bereit; sprechen Sie, was soll ich thun Seien Sie nicht so uneigennützig, Madame."

„Nein, ich habe es mir wohl überlegt. Sire, ich will dieses Halsband entschieden nicht haben; doch ich will etwas Anderes."

„Teufel! meine sechszehnmal hunderttausend Livres werden geschmälert."

„Sechszehnmal hunderttausend Livres! Ah! ah! wie theuer war das?"

„Meiner Treue, Madame, es ist mir das Wort entfahren, und ich nehme es nicht zurück."

„Beruhigen Sie sich, was ich nun von Ihnen erbitte, wird nicht so viel kosten."

„Was wünschen Sie?"

„Daß Sie mich noch einmal nach Paris gehen lassen."

„Oh! das ist leicht, und besonders nicht theuer.

„Warten Sie, warten Sie.

„Teufel!"

„Nach Paris, auf die Place Vendome."

„Teufel! Teufel!"

„Zu Herrn Mesmer."

Der König kratzte sich am Ohr.

„Nun," sagte er, „Sie haben eine Phantasie von sechszehnmal hunderttausend Livres ausgeschlagen; ich kann diese wohl durchgehen lassen. Gehen Sie also zu Herrn Mesmer; doch ich stelle ebenfalls eine Bedingung."

„Welche?"

„Sie werden sich von einer Prinzessin von Geblüt begleiten lassen.

Die Königin dachte nach.

„Ist Ihnen Frau von Lamballe genehm?" sagte sie.

„Frau von Lamballe, gut."

„Abgemacht."

„Ich unterzeichne."

„Meinen Dank."

„Und auf der Stelle," sprach der König, „auf der Stelle werde ich mein Linienschiff bestellen, und ich taufe es: Das Halsband der Königin. Sie sind die Pathin, Madame, dann schicke ich es Laperouse."

Der König küßte seiner Frau die Hand, und verließ ganz freudig das Gemach.

VIII.

Das kleine Lever der Königin.

Kaum war der König weggegangen, als die Königin aufstand und an's Fenster trat, um die scharfe, eiskalte Morgenluft einzuathmen.

Der Tag kündigte sich glänzend und voll von jenem Reize an, den der Eintritt des Frühlings gewissen Aprilltagen verleiht. Auf den Frost der Nacht folgte die sanfte Wärme einer schon fühlbaren Sonne. Der Wind hatte sich seit dem vorhergehenden Tag von Nord zu Ost gedreht.

Blieb er in dieser Richtung, so war es mit de Winter, mit diesem furchtbaren Winter von 1784 vorbe

Schon sah man in der That am rosenfarbige Horizont den gräulichen Dunst hervortreten, der nich Anderes ist, als die vor der Sonne fliehende Feuc tigkeit.

In den Gärten fiel der Rauhreif allmälig von de Aesten und die kleinen Vögel fingen an, frei auf di schon gebildeten Knospen ihre zarten Klauen zu setze

Unter dem Frost gebeugt, wie jene armen Blüthe von denen Dante spricht, erhob die Aprilblume, de Lack, sein schwärzliches Haupt aus dem Schooße de kaum geschmolzenen Schnees und unter den Blätter des Veilchens, dichten, harten, breiten Blättern, scho die längliche Knospe der geheimnißvollen Blüthe ihr ecliptischen Foliolen, die bei ihr dem Erschließen un dem Wohlgeruch vorangehen.

In den Baumgängen, auf den Statuen, an de Gittern glitt das Eis in raschen Diamanten herab es war noch nicht Wasser, es war aber auch nich mehr Eis.

Alles verkündigte den dumpfen Kampf des Früh lings gegen die aufgehäuften Wirkungen der Kälte Alles weissagte die nahe bevorstehende Niederlage de Winters.

„Wenn wir das Eis benützen wollen, müssen wi uns, glaube ich, beeilen," rief die Königin die Ath mosphäre befragend. „Nicht wahr, Frau von Misery, fügte sie bei, indem sie sich umwandte, „denn der Früh ling tritt hervor?"

„Eure Majestät hatte schon lange Lust, eine Par tie auf dem Schweizer-Teich zu machen," erwiederte die erste Kammerfrau."

„Nun denn, wir werden diese Partie noch heut machen! denn morgen wäre es vielleicht zu spät," sagt die Königin.

„Um welche Stunde soll die Toilette Eurer Ma jestät statthaben?"

„Sogleich; ich werde leicht frühſtücken und dann ahren."

„Sind dieß die einzigen Befehle Eurer Majeſtät?"

„Man erkundige ſich, ob Fräulein von Taverney eſtanden iſt, und ſage ihr, ich wünſche ſie zu ſprechen."

„Fräulein von Taverney iſt ſchon im Boudoir er Majeſtät," erwiederte die Kammerfrau.

„Schon?" fragte die Königin, die beſſer als irgend and wußte, um welche Zeit ſich Andrée niederge-
hatte.

„Oh! Madame, Sie wartet ſchon über zwanzig uten."

„Führen Sie ſie ein."

Andrée tratt wirklich ein, als der erſte Schlag neun Uhr im Marmorhof ertönte.

Bereits ſorgfältig angekleidet wie jede Frau des s, die nicht das Recht hatte, ſich bei der Gebie-
im Negligé zu zeigen, erſchien Fräulein von rney lächelnd und beinahe unruhig.

Die Königin lächelte auch, was Andrée beruhigte.

„Genug, meine gute Miſery," ſprach die Königin, ken Sie mir Leonard und meinen Schneider."

Sie folgte Frau von Miſery mit den Augen und , als die Thüre hinter ihr geſchloſſen war:

„Nichts, der König war reizend; er hat gelacht ſt entwaffnet worden."

„Hat er erfahren?"

„Sie begreifen, daß man nicht lügt, wenn man Unrecht hat und Königin von Frankreich iſt."

Es iſt wahr, Madame," erwiederte Andrée er-
d.

Und dennoch ſcheint es, meine liebe Andrée, daß in Unrecht gehabt haben."

Ein Unrecht, Madame? ohne Zweifel mehr als "

Wohl möglich; doch das erſte beſteht darin, daß rau von La Mothe beklagten; der König kann

sie nicht leiden; ich gestehe indessen, daß sie mir gefallen hat."

„Oh! Eure Majestät ist eine zu gute Richterin, als daß man sich nicht vor Ihren Sprüchen beugen sollte."

„Hier ist Leonard," sagte Madame Misery, die nun wieder eintrat.

Die Königin setzte sich vor ihre Toilette von Vermeil, und der berühmte Friseur begann seinen Dienst.

Die Königin hatte die schönsten Haare der Welt, und ihre Eitelkeit bestand darin, daß sie diese Haare bewundern ließ.

Leonard wußte das, und statt rasch zu Werke zu gehen, wie er es bei jeder Frau gethan hätte, ließ er der Königin die Zeit und das Vergnügen, sich selbst zu bewundern.

An diesem Tag war Marie Antoinette zufrieden, freudig sogar; sie strahlte von Schönheit. Von ihrem Spiegel ging sie zu Andrée über, der sie die zärtlichsten Blicke zusandte.

„Sie sind nicht geschmückt worden," sagte die Königin, „Sie, die Freie, Stolze, Sie, vor der sich alle Welt ein wenig fürchtet, weil Sie, wie die göttliche Minerva, zu weise sind."

„Ich, Madame?" stammelte Andrée.

„Ja, ja, Sie, die unerbittlich Strenge gegen alle Unbesonnenen des Hofes. Oh! mein Gott! wie glücklich preise ich Sie, daß Sie noch ein Mädchen, und besonders, daß Sie sich glücklich fühlen, dieß zu sein."

Andrée erröthete, suchte zu lächeln und erwiederte:

„Es ist ein Gelübde, das ich gethan habe."

„Und das Sie halten werden, meine schöne Vestalin?" fragte die Königin.

„Ich hoffe es."

„Ah!" rief die Königin, „was fällt mir ein ..."

„Was, Eure Majestät?"

„Daß Sie, ohne verheirathet zu sein, doch seit gestern einen Herrn haben."

„Einen Herrn, Madame?“

„Ja, Ihren theuren Bruder. Wie heißt er . . . Philipp, glaube ich.“

„Ja, Madame, Philipp.“

„Er ist angekommen?“

„Seit gestern, wie Eure Majestät mir zu sagen e Gnade hatte.“

„Und Sie haben ihn noch nicht gesehen? Wie lbstsüchtig bin ich doch! ich entzog Sie ihm gestern, n Sie nach Paris mitzunehmen. Das ist in der That verzeihlich.“

„Oh! Madame,“ erwiederte Andrée lächelnd, „ich rzeihe Ihnen von ganzem Herzen und Philipp auch.“

„Ist das sicher?“

„Ich stehe dafür.“

„Für Sie?“

„Für mich und für ihn.“

„Wie ist er?“

„Immer schön und gut, Madame.“

„Wie alt ist er nun?“

„Zweiunddreißig Jahre.“

„Armer Philipp! wissen Sie, daß ich ihn nun d vierzehn Jahre kenne, und daß ich ihn von diesen rzehn Jahren neun bis zehn nicht gesehen habe?“

„Will Eure Majestät die Gnade haben, ihn zu pfangen, so wird er glücklich sein, Eure Majestät zu sichern, daß die Abwesenheit den Gefühlen ehrfurchts- ler Ergebenheit, die er für die Königin hegt, keinen ntrag gethan hat.“

„Kann ich ihn sogleich sehen?“

„In einer Viertelstunde wird er zu den Füßen rer Majestät sein, wenn es Eure Majestät erlaubt.“

„Gut! gut! ich erlaube es, ich will es sogar.“

Die Königin vollendete kaum, als ein lebhaftes, ches, geräuschvolles Wesen auf den Teppich des An- dezimmers sprang und ein lachendes, spöttisches sicht in demselben Spiegel zeigte, in dem Marie toinette dem ihrigen zulächelte.

„Mein Bruder d'Artois," sagte die Königin, „Sie haben mir in der That bange gemacht."

„Einen guten Morgen Eurer Majestät," erwiederte der junge Prinz, „wie hat Eure Majestät die Nacht zugebracht?"

„Sehr schlecht; ich danke, mein Bruder."

„Und den Morgen?"

„Sehr gut."

„Das ist die Hauptsache. Ich vermuthete so eben, die Prüfung sei glücklich überstanden worden, denn ich begegnete dem König, der mir köstlich zulächelte. Das ist das Vertrauen."

Die Königin lachte; der Graf d'Artois, der nicht mehr wußte, lachte auch, doch aus einem ganz andern Grund.

„Aber was fällt mir ein!" sagte er, „ich Unbesonnener! Ich habe Fräulein von Taverney nicht einmal befragt, wie sie ihre Zeit angewendet."

Die Königin schaute in ihren Spiegel, durch dessen Reflexe ihr Nichts von dem, was im Zimmer geschah, entging.

Leonard hatte sein Werk beendigt, und von ihrem Frisirmantel von indischem Mousselin befreit, zog die Königin ihr Morgenkleid an.

Die Thüre öffnete sich.

„Ah!" sagte Marie Antoinette zum Grafen d'Artois, „wenn Sie sich bei Andrée nach Etwas erkundigen wollen, hier ist sie."

Andrée trat wirklich in demselben Augenblick ein; sie hielt an ihrer Hand einen schönen Cavalier, braun von Antlitz, mit schwarzen Augen, in denen ein tiefes Gepräge von Adel und Schwermuth unverkennbar, einen kräftigen Soldaten mit verständiger Stirne, einen Mann von ernster Haltung, einem von jenen schönen Porträts ähnlich, wie sie Coypel und Canisboroug gemalt haben.

Philipp von Taverney trug einen dunkelgrauen Rock, fein mit Silber gestickt, doch dieses Grau schien

ſchwarz, dieſes Silber ſchien Eiſen zu ſein; die weiße Halsbinde, der mattweiße Jabot ſtachen von der dunkelfarbigen Weſte ab und der Puder der Friſur hob die männliche Energie der Geſichtshaut und der Züge hervor.

Philipp trat, eine Hand in der ſeiner Schweſter, die andere um ſeinen Hut gerundet, vor.

„Eure Majeſtät," ſprach Andrée, indem ſie ſich ehrerbietig verneigte, „hier iſt mein Bruder."

Philipp verbeugte ſich ernſt und langſam.

Als er den Kopf wieder erhob, hatte die Königin noch nicht aufgehört, in ihren Spiegel zu ſchauen. Sie ſah allerdings in ihrem Spiegel Alles eben ſo gut, als wenn ſie Philipp in's Geſicht geſchaut hätte.

„Guten Morgen, Herr von Taverney," ſagte die Königin.

Und ſie wandte ſich um.

Sie war ſchön in jenem königlichen Glanz, der um ihren Thron her die Freunde des Königthums und die Anbeter des Weibes blendete. Sie hatte die Macht der Schönheit, und, man verzeihe uns dieſe Umkehrung des Gedankens, ſie beſaß die Schönheit der Macht.

Philipp, als er ſie lächeln ſah, als er dieſes durchſichtige, zugleich ſtolze und ſanfte Auge auf ſich geheftet fühlte, Philipp erbleichte und ließ an ſeiner ganzen Perſon die lebhafteſte Aufregung gewahr werden.

„Herr von Taverney," fuhr die Königin fort, „es ſcheint, Ihren erſten Beſuch haben Sie uns gemacht? Meinen Dank hiefür!"

„Eure Majeſtät hat die Gnade, zu vergeſſen, daß es an mir iſt, zu danken," erwiederte Philipp.

„Wie viel Jahre ſind vergangen, ſeitdem wir uns nicht mehr geſehen? ach! die ſchönſte Zeit des Lebens."

„Für mich, ja, Madame; doch nicht für Eure Majeſtät, für die alle Tage ſchöne Tage ſind."

„Sie haben alſo viel Geſchmack an Amerika gefunden, Herr von Taverney, daß Sie dort geblieben ſind, während alle Welt zurückkehrte."

„Madame," erwiederte Philipp, „Herr von Lafayette bedurfte, als er die neue Welt verließ, eines vertrauten Offiziers, dem er einen Theil vom Commando der Hülfstruppen übergeben konnte, Herr von Lafayette hat dem zu Folge mich dem General Washington vorgeschlagen, der auch die Güte hatte, mich anzunehmen."

„Es scheint, es kommen aus der neuen Welt, von der Sie sprechen, viele Helden zu uns zurück," sprach die Königin.

„Eure Majestät sagt dieß nicht in Beziehung auf mich," entgegnete Philipp lächelnd.

„Warum nicht?" versetzte die Königin.

Dann sich an den Grafen d'Artois wendend:

„Betrachten Sie doch die schöne Miene und das martialische Aussehen von Herrn von Taverney, mein Bruder."

Als sich Philipp so mit dem Grafen d'Artois, den er nicht kannte, in Berührung gebracht sah, machte er einen Schritt gegen ihn und bat den jungen Prinzen durch eine Geberde um Erlaubniß, ihn begrüßen zu dürfen.

Der Graf machte ein Zeichen mit der Hand. Philipp verbeugte sich.

„Ein schöner Offizier," rief der junge Prinz, „ein edler Cavalier, dessen Bekanntschaft zu machen ich mich glücklich schätze. Was sind Ihre Absichten bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich?"

Philipp schaute seine Schwester an.

„Sire," sagte er, „das Interesse meiner Schwester beherrscht das meinige. Was sie will, daß ich thun soll, werde ich thun."

„Es ist aber auch noch, wie ich glaube, Herr von Taverney der Vater da?" versetzte der Graf d'Artois.

„Gleichviel," unterbrach ihn rasch die Königin, „es ist mir lieber, wenn Andrée unter dem Schutze ihres Bruders und ihr Bruder unter Ihrer Protection steht. Herr Graf, Sie werden sich des Herrn von Taverney annehmen. Nicht wahr, das ist abgemacht?"

Der Graf d'Artois machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Wissen Sie, daß uns sehr enge Bande vereinigen?“ fuhr die Königin fort.

„Sehr enge Bande! Sie . . . meine Schwester! Oh! ich bitte, erzählen Sie mir das.“

„Ja, Herr Philipp von Taverney war der erste Franzose, der sich meinen Augen bot, als ich in Frankreich ankam, und ich gelobte mir aufrichtig, das Glück des ersten Franzosen zu machen, den ich treffen würde.“

Philipp fühlte, wie ihm die Röthe zur Stirne stieg; er biß sich auf die Lippen, um unempfindlich zu bleiben.

Andrée schaute ihn an und senkte dann ihren Kopf.

Marie Antoinette erhaschte einen von den Blicken, die der Bruder und die Schwester mit einander wechselten. Wie hätte sie errathen sollen, was Alles ein solcher Blick an schmerzlich angehäuften Geheimnissen verbarg.

Marie Antoinette wußte Nichts von den Ereignissen, die wir in der ersten Abtheilung dieser Geschichte erzählt haben.

Die Königin schrieb die sichtbare Traurigkeit, die sie wahrnahm, einer andern Ursache zu: Warum sollte Herr von Taverney, während sich so viele Leute im Jahre 1774 in die Dauphine verliebten, nicht auch ein wenig an dieser epidemischen Liebe für die Tochter von Maria Theresia gelitten haben?

Nichts ließ diese Vermuthung als unwahrscheinlich betrachten: nicht einmal die im Spiegel vorgenommene Inspection der Schönheit des Mädchens, das nun Frau und Königin geworden.

Marie Antoinette schrieb daher den Seufzer von Philipp einer vertraulichen Mittheilung dieser Art zu, die der Bruder der Schwester gemacht; sie lächelte dem Bruder und liebkoste die Schwester mit ihren freundlichsten Blicken. Sie hatte nicht ganz errathen, sie

hatte sich nicht ganz getäuscht; und bei dieser unschuldigen Coquetterie, in der Niemand ein Verbrechen sieht, war die Königin stets Weib; sie setzte ihren Ruhm darein, geliebt zu sein. Gewisse Seelen haben dieses Anstreben zur Sympathie von Allem, was sie umgibt. Das sind nicht die am wenigsten edeln Seelen dieser Welt.

Ach! Du arme Königin, es wird ein Augenblick kommen, wo Du dieses Lächeln gegen die Leute, die Dich lieben, das man Dir zum Vorwurf macht, vergebens an die Leute, die Dich nicht mehr lieben, richten wirst!

Der Graf d'Artois näherte sich Philipp, während sich die Königin mit Andrée über den Besatz eines Jagdkleides berieth.

„Sagen Sie mir im Ernste," sprach der Graf d'Artois, „ist Herr von Washington wirklich ein großer General?"

„Ein großer Mann, ja, Monseigneur."

„Und welchen Effect machten die Franzosen dort?"

„Den Effect, den die Engländer im Schwimmen machten."

„Einverstanden; Sie sind ein Anhänger der neuen Ideen, mein lieber Herr Philipp von Taverney. Haben Sie aber Eines wohl bedacht?"

„Was, Monseigneur? Ich gestehe, daß ich dort auf dem Rasen der Lager, in den Savannen am Ufer der großen Seen oft Zeit gehabt habe, über viele Dinge nachzudenken."

„Nun denn! darüber, zum Beispiel, daß Sie, indem Sie dort Krieg führten, dieß weder gegen die Indianer, noch gegen die Engländer thaten."

„Gegen wen denn, Monseigneur?"

„Gegen uns."

„Oh! Monseigneur, ich werde Sie nicht Lügen strafen; das ist wohl möglich."

„Sie gestehen . . ."

„Ich gebe den unglücklichen Gegenschlag eines Ereignisses zu, das die Monarchie gerettet hat.“

„Ja, doch ein Gegenschlag kann tödtlich für diejenigen sein, die vom ursprünglichen Unfall genesen waren.“

„Leider, Monseigneur!“

„Darum halte ich die Siege von Herrn Washington und von Herrn von Lafayette für kein so großes Glück, wie man das behauptet. Das ist Selbstsucht, ich will es nicht in Abrede ziehen, doch glauben Sie mir, es ist nicht Egoismus für mich allein.“

„Oh! Monseigneur.“

„Und wissen Sie, warum ich Sie mit allen meinen Kräften unterstützen werde?“

„Monseigneur, was auch die Ursache sein mag, ich werde Eurer Königlichen Hoheit den innigsten Dank wissen.“

„Mein lieber Herr von Taverney, Sie gehören nicht zu denjenigen, welche die Trompete auf unseren Kreuzwegen heroisirt hat. Sie haben Ihren Dienst muthig durchgemacht, Sie haben sich aber nicht unablässig in das Mundstück der Trompete gesteckt, man kennt Sie in Paris nicht, darum liebe ich Sie. Im andern Fall . . . Oh! meiner Treue . . . Herr von Taverney, im andern Fall . . . sehen Sie, ich bin Egoist.“

Hienach küßte der Prinz der Königin lachend die Hand, grüßte Andrée mit einer freundlichen, viel liebreicheren Miene, als das bei Frauen seine Gewohnheit war, die Thüre öffnete sich und er verschwand.

Die Königin brach nun mit einem gewissen Ungestüm ihr Gespräch mit Andrée ab, wandte sich gegen Philipp um und fragte ihn:

„Haben Sie Ihren Vater gesehen, mein Herr?“

„Ich fand ihn, ehe ich hierher kam, in den Vorzimmern; meine Schwester hatte mich benachrichtigen lassen.“

„Warum haben Sie Ihren Vater nicht zuerst besucht?“

„Ich schickte meinen Kammerdiener und mein geringfügiges Gepäcke zu ihm, Madame; Herr von Taverney schickte mir aber den Burschen mit dem Befehl zurück, mich zuerst zum König oder zu Eurer Majestät zu begeben.“

„Und Sie haben gehorcht?“

„Ich fühlte mich glücklich, zu gehorchen, Madame; ich konnte auf diese Art meine Schwester umarmen.“

„Das Wetter ist herrlich,“ rief die Königin mit einer freudigen Bewegung. „Frau von Misery, morgen wird der Schnee geschmolzen sein, ich brauche sogleich einen Schlitten.“

Die erste Kammerfrau ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

„Und meine Chocolade hierher,“ fügte die Königin bei.

„Eure Majestät wird nicht frühstücken!“ rief Frau von Misery; „oh! Eure Majestät hat gestern schon nicht zu Nacht gespeist.“

„Sie täuschen sich, meine liebe Misery, wir haben zu Nacht gespeist. Fragen Sie Fräulein von Taverney.“

„Und zwar sehr gut,“ erwiederte Andrée.

„Dessen ungeachtet werde ich meine Chocolade zu mir nehmen,“ sagte die Königin. „Geschwinde, geschwinde, meine gute Misery: diese schöne Sonne lockt mich an. Es werden viele Leute auf dem Schweizer-Teich sein?“

„Gedenkt Eure Majestät Schlittschuh zu laufen?“ fragte Philipp.

„Oh! Sie werden über uns spotten, Herr Amerikaner,“ rief die Königin, „Sie, die Sie die ungeheuren Seen durchlaufen haben, auf denen man mehr Meilen macht, als wir hier Schritte machen.“

„Madame,“ erwiederte Philipp, „hier hat Eure

Majestät ihre Lust an der Kälte und am Weg, dort stirbt man daran."

„Oh! da kommt meine Chocolade. Andrée, Sie werden eine Tasse nehmen!"

Andrée erröthete vor Vergnügen und verbeugte sich.

„Sie sehen, Herr von Taverney, ich bin immer dieselbe, die Etiquette ekelt mich an, wie früher. Erinnern Sie sich der früheren Zeit, Herr Philipp, haben Sie sich verändert?"

„Nein, Madame," erwiederte er mit kurzem Ton, „nein, ich habe mich nicht verändert, wenigstens nicht, was das Herz betrifft."

„Wenn Sie dasselbe Herz bewahrt haben, so danken wir Ihnen, da das Herz gut war, auf unsere Weise," sprach heiter die Königin. „Eine Tasse für Herrn von Taverney, Frau von Misery."

„Oh! Madame," rief Philipp ganz verwirrt, „Eure Majestät denkt nicht daran, eine solche Ehre einem armen, dunkeln Soldaten, wie ich!"

„Einem alten Freund!" rief die Königin, „so ist es. Dieser Tag macht mir alle Wohlgerüche der Jugend zu Gehirn steigen; dieser Tag findet mich glücklich, frei, stolz und toll . . . Dieser Tag erinnert mich an meine ersten Tage in meinem geliebten Trianon, an die muthwilligen Streiche, die wir, Andrée und ich, machten; dieser Tag erinnert mich an meine Rosen, an meine Erdbeeren, an mein Eisenkraut, an die Vögel, die ich in meinen Blumenbeeten zu bespähen suchte. An Alles, bis auf meine lieben Gärtner, deren gute Gesichter immer eine neue Blume, eine schmackhafte Frucht bedeuteten, an Herrn von Jussieu, an das Original Rousseau, der todt ist. Dieser Tag, sage ich Ihnen, dieser Tag macht mich toll. Aber was haben Sie, Andrée? Sie sind roth. Was haben Sie, Herr Philipp? Sie sind bleich!"

Das Gesicht der zwei jungen Leute hatte wirklich diese grausame Erinnerung, in der die unbestimmte Gestalt von Gilbert schwebte, schlecht ausgehalten.

Aber Beide riefen bei den letzten Worten der Königin ihren Muth zu Hülfe.

„Entschuldigen Sie mich, Madame, ich habe mir den Gaumen verbrannt," sagte Andrée.

„Und ich, Madame," sprach Philipp, „ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß mich Eure Majestät beehrt, wie einen vornehmen Mann."

„Gut, gut," unterbrach ihn Marie Antoinette, indem sie selbst Chocolade in die Tasse von Philipp goß, „Sie sind ein Soldat, wie Sie gesagt haben, und als solcher an das Feuer gewöhnt; verbrennen Sie sich muthig mit der Chocolade, ich habe nicht Zeit, zu warten."

Hiebei lachte die Königin. Philipp nahm aber die Sache im Ernst, wie es ein Landmann hätte thun können; nur was dieser aus Verlegenheit gethan haben würde, vollbrachte er aus Heldenmuth.

Die Königin verlor ihn nicht aus dem Blick: ihr Gelächter verdoppelte sich.

„Sie haben einen vollkommenen Charakter," sagte sie.

Und sie stand auf.

Schon hatten ihr ihre Frauen einen reizenden Hut, einen Hermelinmantel und Handschuhe gegeben.

Die Toilette von Andrée war ebenso schnell gemacht.

Philipp nahm seinen Hut unter den Arm und folgte den Damen.

„Herr von Taverney," sagte die Königin, „Sie dürfen mich nicht verlassen. Ich will heute, aus Politik, einen Amerikaner confisciren. Gehen Sie zu meiner Rechten, Herr von Taverney."

Taverney gehorchte; Andrée trat an die Linke der Königin.

Als die Königin die große Treppe hinabging, als die Trommeln den Feldmarsch rasselten, als die Töne der Trompeten der Gardes-du-Corps und das Klirren der Gewehre, die man bereit hielt, vom Winde der Vestibules getragen, in den Palast hinaufstiegen, da

schlugen dieses königliche Gepränge, diese Ehrfurcht Aller, diese Anbetungen, die dem Herzen der Königin gezollt wurden und unter Weges Taverney begegneten, da schlugen, sagen wir, diese Triumphe den zuvor schon verwirrten Kopf von Taverney mit dem Schwindel; ein Fieberschweiß perlte auf seiner Stirne; seine Schritte zögerten. Ohne den Wirbel der Kälte, der seine Augen und seine Lippen traf, wäre er sicherlich ohnmächtig geworden.

Es war dieß für den jungen Mann nach so vielen traurig im Kummer und in der Verbannung aufgezehrten Tagen eine zu plötzliche Rückkehr zu den Freuden des Stolzes und des Herzens.

Während sich auf dem Wege der von Schönheit strahlenden Königin die Stirnen beugten und die Gewehre präsentirt wurden, blieb ein kleiner Greis, den die Befangenheit die Etiquette vergessen ließ, den Kopf vorgestreckt, das Auge auf Taverney und auf die Königin geheftet, unbeweglich, statt seinen Kopf und seine Blicke zu senken.

Sobald die Königin sich entfernte, brach der kleine Greis aus seiner Reihe, mit dem Spalier, das sich um um ihn her auflöste und man sah ihn so hastig laufen, als es ihm seine kleinen siebenzigjährigen Beine erlaubten.

IX.

Der Schweizer-Teich.

Jedermann kennt das in der schönen Jahreszeit bläuliche, schillernde, im Winter weiße, runzelige Viereck, das man noch heute den Schweizerteich nennt.

Eine Allee von Linden, die ihre röthlichen Arme freudig in der Sonne ausstrecken, begränzt jedes Ufer

des Teiches; diese Allee ist von Spaziergängern jedes Alters und jedes Rangs bevölkert, die sich an dem Schauspiel der Schlitten und der Schlittschuhläufer ergötzen.

Die Toiletten der Frauen bieten das glänzende Gemische des ein wenig beengenden Luxus vom alten Hof und der etwas launenhaften Ungezwungenheit der neuen Mode.

Die hohen Coiffuren, die dunkeln Schleier, jugendliche Stirnen beschattend, die Stoffhüte in großer Mehrheit, die Pelzmäntel und die weiten Falten der seidenen Kleider bilden ein wunderliches Gemenge mit den orangefarbigen Röcken, den himmelblauen Redingoten, den gelben Livreen und den großen weißen Leviten.

Die blau und rothen Bedienten durchschneiden diese ganze Menge wie Klatschrosen und Kornblumen, die der Wind zwischen den Aehren oder auf dem Klee wogen läßt.

Zuweilen ward ein Schrei in der Versammlung hörbar: Saint-Georges, der kühne Schlittschuhläufer, hat einen so vollkommenen Kreis ausgeführt, daß ein Geometer, der denselben messen würde, keinen merklichen Fehler fände.

Während die Ufer des Teiches mit einer solchen Anzahl von Zuschauern bedeckt sind, daß sie sich durch die Berührung erwärmen, und von fern aussehen, wie ein buntscheckiger Teppich, über dem ein Dunst schwebt, der des Hauches, dessen sich die Kälte bemächtigt, bietet der Teich selbst, zu einem dichten Eisspiegel geworden, den geschmücktesten und besonders beweglichsten Anblick.

Hier ist es ein Schlitten, den drei ungeheure Molosse, nach russischer Manier angespannt, über das Eis hinfliegen machen.

In eine Sammetdecke gekleidet, worauf Wappen gestickt, auf dem Kopf flatternde Federn, gleichen die Hunde jenen chimärischen Thieren in den Teufelsscenen von Callot oder den Hexenbildern von Goya.

Nachläſſig in ſeinem Schlitten ſitzend, der mit Tigerfellen ausgeſtopft iſt, neigt ſich ihr Gebieter, Herr von Lauzun, auf die Seite, um frei zu athmen, was er wahrſcheinlich nicht vermöchte, wenn er dem Strome des Windes folgen würde.

Einzelne Schlitten von beſcheidenem Ausſehen ſuchen da und dort die Abſonderung. Eine, ohne Zweifel der Kälte wegen, verlarvte Dame fährt in einem von dieſen Schlitten, während ein ſchöner Schlittſchuhläufer in einem weiten Ueberrock von Sammet mit goldenen Schnüren und Litzen ſich auf die Lehne neigt, um dem Schlitten, den er zugleich antreibt und lenkt, einen raſcheren Impuls zu geben.

Die Worte werden zwiſchen der verlarvten Dame und dem Schlittſchuhläufer im Sammetüberrock im Bereiche des Hauches ausgetauſcht, und Niemand könnte dieſe Rendezvous unter dem Himmelsgewölbe im Angeſichte von ganz Verſailles tadeln.

Was iſt den Andern daran gelegen, was ſie ſagen, da man ſie ſieht; was iſt ihnen daran gelegen, daß man ſie ſieht, da man ſie nicht hört? Sie leben offenbar inmitten dieſer ganzen Welt ein abgeſondertes Leben; ſie ziehen durch die Menge wie Wandervögel. Wohin gehen ſie? Nach der unbekannten Welt, welche jede Seele ſucht und die man das Glück nennt. Plötzlich entſteht unter dieſen Sylphen, die mehr gleiten, als gehen, eine große Bewegung, erhebt ſich ein gewaltiger Tumult.

Es iſt nämlich die Königin beim Schweizer-Teich erſchienen, man hat ſie erkannt und ſchickt ſich an, ihr den Platz zu überlaſſen; doch durch ein Zeichen mit der Hand bedeutet ſie Jedem, er möge bleiben. Der Ruf: Es lebe die Königin! ertönt; ſtark durch die ertheilte Erlaubniß bilden die fliegenden Schlittſchuhläufer und die Schlitten, die man treibt, wie durch eine elektriſche Bewegung einen Kreis um die Stelle, wo die erhabene Fürſtin angehalten hat.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf sie gerichtet. Die Männer nähern sich durch geschickte Manövers; die Frauen machen sich mit einer ehrfurchtsvollen Wohlanständigkeit zurecht; Jeder findet ein Mittel, sich mit der Gruppe der Cavaliere und der hohen Offiziere zu vermischen, welche der Königin ihre Huldigung darbringen.

Unter den Hauptpersonen, die das Publikum wahrgenommen hat, ist eine sehr bemerkenswerthe, die, statt dem allgemeinen Impuls zu folgen und der Königin entgegen zu kommen, sobald sie ihre Toilette und ihre Umgebung erkennt, ihren Schlitten verläßt und sich in eine Gegenallee wirft, wo sie mit den Leuten ihres Gefolges verschwindet.

Der Graf d'Artois, den man unter der Zahl der leichtesten und zierlichsten Schlittschuhläufer gewahrte, durcheilte nicht zuletzt den Raum, der ihn von seiner Schwägerin trennte.

Er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr zugleich zu:

„Sehen Sie, wie unser Bruder, Herr von Provence, uns vermeidet!"

So sprechend, deutete er mit dem Finger auf die Königliche Hoheit, die mit großen Schritten in das mit Rauhreif gefüllte Gehölze ging, um auf einem Umweg seinen Wagen aufzusuchen.

„Er will nicht, daß ich ihm Vorwürfe mache," sagte die Königin.

„Oh! was die Vorwürfe betrifft, die er erwartet, so ist das meine Sache, und nicht darum fürchtet er Sie."

„Seines Gewissens wegen also?" sagte die Königin mit ernstem Tone.

„Aus einem andern Grunde, meine Schwester."

„Warum denn?"

„Ich will es Ihnen sagen. Er hat erfahren, daß Herr von Suffren, der glorreiche Sieger, diesen Abend ankommen soll, und da die Nachricht wichtig ist, so will er Sie dieselbe nicht wissen lassen."

Die Königin sah um sich her einige Neugierige, deren Ohren der Respekt nicht so sehr entfernte, daß sie nicht die Worte ihres Schwagers hören konnten. „Herr von Taverney," sagte sie, „haben Sie die Güte, für meinen Schlitten besorgt zu sein, und wenn Ihr Vater da ist, umarmen Sie ihn: ich gebe Ihnen für eine Viertelstunde Urlaub."

Der junge Mann verbeugte sich und durchschritt die Menge, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

Auch die Menge hatte begriffen, sie hat zuweilen wunderbare Instincte; sie erweiterte den Kreis, und die Königin und der Graf d'Artois waren bequemer gestellt.

„Mein Bruder," sagte nun die Königin, „ich bitte, erklären Sie mir, was mein Schwager dabei gewinnt, daß er mir die Ankunft von Herrn von Suffren nicht mittheilt?"

„Oh! meine Schwester, ist es denn möglich, daß Sie, Weib, Königin und Feindin, die Absicht dieser schlauen Politik nicht sogleich auffassen? Herr von Suffren kommt an, Niemand weiß es bei Hofe. Herr von Suffren ist der Held der indischen Meere und hat folglich auf einen prachtvollen Empfang in Versailles Anspruch zu machen. Herr von Suffren kommt also an. Dem König ist seine Ankunft unbekannt; der König vernachlässigt ihn, ohne es zu wissen, und folglich, ohne es zu wollen; Sie ebenso, meine Schwester. Während dieser Zeit empfängt Herr von Provence, der die Ankunft von Herrn von Suffren weiß, ganz im Gegentheil den siegreichen Seemann, lächelt ihm zu, schmeichelt ihm, macht Verse auf ihn und wird, indem er sich an den Helden Indiens anhängt, der Held Frankreichs."

„Das ist klar," sagte die Königin.

„Ich glaube wohl, bei Gott!"

„Sie vergessen nur Einen Punkt, mein lieber Zeitungsmann."

„Welchen?"

„Woher wissen Sie dieses ganze schöne Project unsers lieben Bruders und Schwagers?“

„Woher ich es weiß! Das ist ganz einfach! wie ich Alles weiß, was er thut. Da ich bemerkte, Herr von Provence mache es sich zur Aufgabe, Alles in Erfahrung zu bringen, was ich thue, so bezahlte ich Leute, die mir Alles sagen, was er thut. Oh! das kann mir dereinst nützlich sein, meine Schwester, — und Ihnen auch.“

„Ich danke für Ihr Bündniß, mein Bruder; doch der König?“

„Oh! der König ist benachrichtigt.“

„Durch Sie?“

„Nein, durch seinen Marineminister, den ich zu ihm geschickt habe. Sie begreifen, dieß Alles geht mich Nichts an; ich bin zu leichtfertig, zu sehr Verschwender, zu närrisch, um mich um Dinge von dieser Wichtigkeit zu bekümmern.“

„Und der Marineminister wußte auch Nichts von der Ankunft von Herrn von Suffren in Frankreich?“

„Ei! mein Gott, meine liebe Schwester, nicht wahr, Sie haben in den vierzehn Jahren, die Sie Dauphine oder Königin von Frankreich sind, genug Minister kennen gelernt, um zu wissen, daß eine wichtige Sache diesen Herren stets unbekannt ist. Nun denn! ich habe den unsern in Kenntniß gesetzt, und er ist enthusiasmirt.“

„Ich glaube es wohl.“

„Sie begreifen, meine Schwester, das ist ein Mensch, der mir sein Leben lang dankbar sein wird, und ich bedarf gerade seiner Dankbarkeit.“

„Wozu?“

„Um ein Anlehen zu negociren.“

„Oh!“ rief die Königin lachend, „nun verderben Sie mir Ihre schöne Handlung.“

„Meine Schwester,“ erwiederte der Graf d'Artois mit ernster Miene, „Sie müssen Geld nöthig haben, und ich stelle, so wahr ich ein Sohn von Frankreich

bin, die Hälfte der Summe, die ich erhalten werde, zu Ihrer Verfügung."

„Oh! mein Bruder," rief Marie Antoinette, „behalten Sie das Ganze; ich brauche, Gott sei Dank, in diesem Augenblicke Nichts."

„Teufel! warten Sie nicht zu lange, um meine Zusage in Anspruch zu nehmen."

„Warum dieß?"

„Weil ich, wenn Sie länger warten würden, nicht mehr im Stande sein dürfte, mein Versprechen zu halten."

„Nun, in diesem Fall werde ich es auch so einrichten, daß ich irgend ein Staatsgeheimniß entdecke."

„Meine Schwester, Sie bekommen kalt," versetzte der Graf d'Artois. „Ihre Wangen werden blau, das muß ich Ihnen sagen."

„Hier kehrt Herr von Taverney mit meinem Schlitten zurück."

„Dann bedürfen Sie meiner nicht mehr?"

„Nein."

„So jagen Sie mich fort, ich bitte Sie."

„Warum? Bilden Sie sich etwa ein, Sie beengen mich in irgend einer Hinsicht?"

„Nein; ich bin es im Gegentheil, der seine Freiheit nöthig hat."

„Gott befohlen also."

„Auf Wiedersehen, theure Schwester."

„Wann?"

„Diesen Abend."

„Was ist denn diesen Abend?"

„Es ist nicht, aber es wird sein."

„Was wird denn sein?"

„Große Gesellschaft beim Spiel des Königs."

„Warum dieß?"

„Weil der Herr Minister heute Abend Herrn von Suffren bringen wird."

„Sehr gut. Heute Abend also."

Bei diesen Worten grüßte der junge Prinz seine Schwägerin mit der ihm natürlichen reizenden Artigkeit und verschwand in der Menge.

Taverney Vater hatte seinem Sohne nachgeschaut, während er sich von der Königin entfernte, um sich mit dem Schlitten zu beschäftigen.

Bald aber war sein wachsamer Blick zu der Königin zurückgekehrt.

Das belebte Gespräch von Marie Antoinette mit ihrem Schwager bereitete ihm einige Unruhe, denn dieses Gespräch schnitt die seinem Sohn kurz zuvor von der Königin erwiesene Vertraulichkeit entzwei.

Er beschränkte sich auch darauf, daß er Philipp eine freundliche Geberde machte, als dieser vollends die zur Abfahrt des Schlittens unerläßlichen Vorbereitungen traf und als der junge Mann nach der Vorschrift der Königin seinen Vater umarmen wollte, den er zehn Jahre nicht umarmt hatte, wies ihn dieser zurück und sagte:

„Später, später; komm nach deinem Dienst zurück, dann wollen wir plaudern."

Philipp entfernte sich, und der Baron sah zu seiner Freude, daß der Graf d'Artois von der Königin Abschied genommen hatte.

Diese stieg in den Schlitten und ließ Andrée mit sich einsteigen; als aber zwei große Heiducken erschienen, um den Schlitten anzutreiben, sagte sie:

„Nein, nein, ich will nicht auf diese Art fahren; laufen Sie nicht Schlittschuh, Herr von Taverney?"

„Verzeihen Sie, Madame," erwiederte Philipp.

„Geben Sie dem Herrn Chevalier Schlittschuhe," befahl die Königin.

Dann wandte sie sich zu ihm um, und fügte bei:

„Ich weiß nicht, was mir sagt, Sie laufen so gut Schlittschuh als Saint-Georges."

„Früher schon lief Philipp sehr zierlich," sagte Andrée.

„Und nun kennen Sie keinen Nebenbuhler mehr, nicht wahr, Herr von Taverney?“

„Madame,“ antwortete Philipp, „da Eure Majestät dieses Zutrauen zu mir hat, so werde ich thun, was ich nur immer vermag.“

So sprechend, hatte sich Philipp schon mit Schlittschuhen, so scharf und einschneidend, wie Klingen, versehen.

Er stellte sich hierauf hinter den Schlitten, gab ihm mit einer Hand den Impuls und die Fahrt begann.

Man sah nun ein seltsames Schauspiel.

Saint-Georges, der König der Gymnasten, Saint-Georges, der zierliche Mulatte, der Mann der Mode, der in allen Leibesübungen Ausgezeichnete, Saint-Georges erhielt einen Nebenbuhler in dem jungen Mann, der es wagte, sich neben ihm auf die Laufbahn zu werfen.

Augenblicklich umschwebte er auch den Schlitten der Königin mit so ehrerbietigen, so reizvollen Verbeugungen, daß nie ein auf dem Boden von Versailles sehr fester Höfling verführerische gemacht hatte. Er beschrieb um den Schlitten die raschesten und richtigsten Kreisen; er umschlang ihn mit einer Reihe von wunderbar mit einander verbundenen Ringen, so daß die neue krumme Linie immer der Ankunft des Schlittens zuvorkam, der ihn hinter sich ließ, wonach er mit einem kräftigen Schlittschuhstoß Alles wieder gewann, was er durch den Umkreis verloren hatte.

Keiner konnte, auch nur mit dem Blick, ohne betäubt und geblendet zu werden, diesem Manöver folgen.

Hierdurch angespannt, faßte Philipp einen verwegenen Entschluß; er trieb den Schlitten mit einer so furchtbaren Geschwindigkeit an, daß Saint-Georges, statt sich vor ihm zu befinden, seinen Kreis hinter ihm vollendete, und als die Schnelligkeit des Schlittens viele Leute Angstschreie ausstoßen machte, welche die Königin hätten erschrecken können, sagte er:

„Wenn es Eure Majestät wünscht, werde ich anhalten oder wenigstens langsamer fahren."

„Oh! nein, nein," rief die Königin mit dem Ungestüm, mit dem sie bei der Arbeit, wie beim Vergnügen zu Werke ging, „nein, ich habe keine Angst. Schneller, wenn Sie können, Chevalier, schneller!"

„Oh! desto besser! Ich danke für die Erlaubniß, Madame. Ich halte Sie gut, verlassen Sie sich auf mich."

Und als seine kräftige Hand sich abermals am Triangel der Lehne befestigte, war die Bewegung so gewaltig, daß der ganze Schlitten zitterte.

Es war als hätte er ihn mit ausgestrecktem Arm aufgehoben.

Dann legte er seine zweite Hand an den Schlitten, was er bis jetzt zu thun verachtet hatte, und riß die Maschine fort, die ein Spielzeug unter seinen stählernen Armen geworden war.

Von diesem Augenblick an kreuzte er jeden von den Kreisen von Saint-Georges durch noch größere Kreise; so daß sich der Schlitten wie der geschmeidigste Mensch bewegte und sich seiner ganzen Länge nach hin und her drehte, als handelte es sich um die einfachen Sohlen, auf denen Saint-Georges das Eis bearbeitete. Trotz des Gewichts, trotz der Ausdehnung, hatte sich der Schlitten der Königin zum Schlittschuh gemacht. Er drehte sich, er flog, er wirbelte wie ein Tänzer.

Anmuthiger, feiner, pünktlicher in seinen Wendungen, fing Saint-Georges an, unruhig zu werden; er lief schon seit einer Stunde Schlittschuh. Als ihn Philipp ganz in Schweiß gebadet sah, als er die Anstrengungen seiner bebenden Kniebeugungen wahrnahm, beschloß er, ihn durch die Ermattung niederzukämpfen.

Er veränderte den Lauf, verzichtete auf die Kreise, die ihm die Mühe machten, den Schlitten jedesmal aufzuheben und trieb die Equipage gerade aus.

Der Schlitten schoß rascher als ein Pfeil fort.

Saint-Georges hätte ihn mit einem einzigen

Stoße bald eingeholt, aber Philipp ergriff den Augenblick, wo der zweite Impuls den Schwung des ersten vervielfältigt; er trieb den Schlitten auf eine noch unberührte Eislage und zwar mit einer solchen Starrheit, daß er zurückblieb.

Saint-Georges rannte fort, um den Schlitten einzuholen. Aber alle seine Kräfte zusammenraffend, glitt Philipp so fein auf der äußersten Krümmung des Schlittschuhs, daß er Saint-Georges voranfuhr und seine beiden Hände auf den Schlitten legte. Mit einer herculischen Bewegung drehte er hienach den Schlitten völlig um und trieb ihn abermals in entgegengesetzter Richtung an, während Saint-Georges, durch eine äußerste Anstrengung fortgerissen, im Laufe nicht anhalten konnte und, einen unwiederbringlichen Raum verlierend, ganz in der Entfernung blieb.

Die Luft erscholl von einem solchen Beifallsgeschrei, daß Philipp vor Scham erröthete.

Er war jedoch sehr erstaunt, als die Königin, nachdem sie selbst in die Hände geklatscht hatte, sich gegen ihn umwandte und mit dem Ausdruck einer wollüstigen Beklemmung zu ihm sagte:

„Oh! Herr von Taverney, nun, da mein Sieg Ihnen geblieben ist, Gnade! Gnade! Sie würden mich tödten!“

X.

Der Versucher.

Auf diesen Befehl oder vielmehr auf diese Bitte der Königin zog Philipp seine stählernen Muskeln zusammen, klammerte sich auf seinen Kniebeugen fest, und der Schlitten hielt kurz an, wie das arabische Pferd, das im Sande der Ebene auf seinen Hacksen bebt.

„Und nun ruhen Sie aus," sagte die Königin, während sie ganz schwankend aus dem Schlitten stieg. „Ich hätte in der That nie geglaubt, die Geschwindigkeit sei so berauschend. Sie hätten mich beinahe toll gemacht."

Und sie stützte sich wirklich ganz wankend auf den Arm von Philipp.

Ein Beben des Erstaunens, das diese ganze goldbetreßte, buntscheckige Menge durchlief, verkündigte ihr, daß sie abermals einen von den Fehlern gegen die Etiquette begangen hatte — ungeheure Fehler in den Augen der Eifersucht und der Servilität.

Ganz betäubt von diesem Uebermaß von Ehre war Philipp zitternder und beschämter, als wenn ihn seine Fürstin öffentlich beleidigt hatte.

Er schlug die Augen nieder; sein Herz pochte, daß die Brust beinahe zersprungen wäre.

Eine seltsame Aufregung, ohne Zweifel von ihrer Fahrt herrührend, erfaßte auch die Königin, denn sie zog ihren Arm sogleich wieder zurück, nahm den von Fräulein von Taverney und forderte einen Stuhl.

Man brachte ihr einen kleinen Feldstuhl.

„Verzeihen Sie, Herr von Taverney," sagte sie zu Philipp.

Dann fügte sie plötzlich leise bei:

„Mein Gott! es ist doch ein großes Unglück, unablässig von Neugierigen und von albernen Menschen umgeben zu sein."

Die gewöhnlichen Cavaliere und die Ehrendamen hatten ihre Nähe wieder erreicht, und verschlangen mit ihren Augen Philipp, der, um seine Röthe zu verbergen, seine Schlittschuhe aufschnürte.

Nachdem dieß geschehen war, wich Philipp zurück um den Höflingen den Platz zu überlassen.

Die Königin blieb einige Augenblicke nachdenkend. Dann erhob sie das Haupt und sprach:

„Oh! ich fühle, daß ich mich erkälten würde, wenn ich so unbeweglich bliebe; noch eine Fahrt."

Und sie stieg wieder in den Schlitten.

Philipp wartete auf einen Befehl, aber vergebens.

Da traten zwanzig Edelleute heran.

„Nein, meine Herren, ich danke Ihnen; meine Heiducken," sagte sie.

Dann, als die Bedienten an ihren Posten waren, sprach sie zu diesen:

„Sachte, nur sachte."

Und sie schloß die Augen und überließ sich einer inneren Träumerei!

Der Schlitten entfernte sich, wie es die Königin befohlen hatte, sachte, gefolgt von einer Menge von Gierigen, Neugierigen und Eifersüchtigen.

Philipp blieb allein und wischte von seiner Stirne die Schweißtropfen.

Er suchte mit den Augen Saint-Georges, um ihn über seine Niederlage durch irgend ein redliches Compliment zu trösten.

Doch dieser hatte eine Botschaft vom Herzog von Orleans, seinem Protector, erhalten und war schon vom Schlachtfeld abgegangen.

Ein wenig traurig, ein wenig müde und beinahe selbst erschrocken über das, was vorgefallen, blieb Philipp unbeweglich an seinem Platz und schaute dem Schlitten der Königin nach, als er etwas seine Seite streifen fühlte.

Er wandte sich um und erkannte seinen Vater.

Ganz zusammengeschrumpft wie eine Hoffmann'sche Figur, ganz in Pelze gehüllt, wie ein Samojede, hatte der kleine Greis seinen Sohn mit dem Ellenbogen gestoßen, um die Hände nicht aus seinem Muff thun zu müssen, den er an seinem Kragen trug.

Durch die Kälte oder durch die Freude erweitert, erschien Philipp sein Auge blitzend.

„Du umarmst mich nicht, mein Sohn?" sagte er.

Er sprach diese Worte mit dem Ton, den der Vater des griechischen Athleten annehmen mußte, wenn er

dem Sohn für den Sieg dankte, den er im Circus davon getragen.

„Mein lieber Vater, von ganzem Herzen," erwiederte Philipp.

Aber es ließ sich begreifen, daß keine Harmonie zwischen dem Ton der Worte und ihrer Bedeutung herrschte.

„Gut, gut, und nun, da Du mich umarmt hast, gehe geschwinde!" sagte der Baron.

Und er schob seinen Sohn vorwärts.

„Wohin soll ich denn gehen, mein Herr?" fragte Philipp.

„Dorthin bei Gott."

„Dorthin?"

„Ja, zur Königin."

„Oh! nein, mein Vater, ich danke."

„Wie, nein! Wie, ich danke! Bist Du verrückt? Du willst nicht die Königin wieder einholen?"

„Nein, das ist unmöglich; Sie denken nicht daran, mein Vater."

„Wie! unmöglich, die Königin einzuholen, die Dich erwartet?"

„Die mich erwartet?"

„Ja, ja, die Königin, die nach Dir begehrt."

„Die nach mir begehrt," sprach Taverney, den Baron starr anschauend.

Und er fügte kalt bei:

„In der That, mein Vater, ich glaube, Sie vergessen sich."

„Bei meinem Ehrenwort, das ist zum Erstaunen!" rief der Greis, indem er sich aufrichtete, und mit dem Fuße stampfte. „Ah! Philipp, mache mir das Vergnügen, und sage mir ein wenig, ob Du verrückt bist?"

„Mein Herr," erwiederte der Chevalier traurig, „wahrlich, ich befürchte eine Gewißheit zu erlangen?"

„Welche?"

„Daß Sie meiner spotten, oder daß . . ."

„Oder daß?"

eihen Sie, mein Vater, — daß Sie närriſch

Greis packte ſeinen Sohn mit einer ſo ener-
rvöſen Bewegung beim Arme, daß der junge
Schmerz die Stirne faltete.
n Sie, Herr Philipp," ſagte der Greis, „ich
, Amerika iſt ein von Frankreich ſehr weit
Land."
mein Vater, weit .entfernt," wiederholte
„aber ich begreife nicht, was Sie damit
en. Ich bitte, erklären Sie ſich doch."
Land, wo es weder einen König, noch eine
bt."
Unterthanen."
gut! Auch keine Unterthanen, Herr Philo-
leugne das nicht. Dieſer Punkt intereſſirt
wegs und iſt mir ſehr gleichgültig; was
nicht gleichgültig, was mich peinigt, was
higt, iſt, daß ich auch eine Gewißheit zu
fürchte."
e, mein Vater? Ich denke, daß in jedem
e Gewißheiten ſehr von einander verſchie-

neinige iſt die, daß Du ein Einfaltspinſel
Sohn. Und das iſt einem großen Burſchen,
wie Du, nicht erlaubt. Aber ſieh, ſieh doch

he, mein Herr."
die Königin wendet ſich um, und zwar
Mal. Ja, mein Herr, die Königin hat
umgedreht. Und ſchau doch! ſie dreht ſich
m; ſie ſucht wen? den Herrn Einfalts-
Herr Puritaner, den Herrn von Amerika.

r kleine Greis biß, nicht mehr mit den
dern mit dem Zahnfleiſch, auf den grauen
n Handſchuh, der zwei Hände, wie die
genommen hätte.

„Wohl, mein Herr," sprach der junge Mann, „wenn es wahr wäre, was aber nicht wahrscheinlich ist, daß die Königin mich suchte?"

„Oh!" rief der Greis, mit dem Fuß stampfend, „er hat gesagt, wenn es wahr wäre! Oh! dieser Mensch ist nicht von meinem Blut, dieser Mensch ist kein Taverney."

„Ich bin nicht von Ihrem Blut!" murmelte Philipp.

Dann sprach er ganz leise und die Augen zum Himmel erhoben:

„Soll ich Gott dafür danken?"

„Mein Herr, rief der Greis, „ich sage Ihnen, daß die Königin nach Ihnen verlangt; ich sage Ihnen, daß die Königin Sie sucht."

„Sie haben ein gutes Gesicht, mein Vater," erwiederte Philipp trocken.

„Höre," fuhr der Greis sanfter fort, indem er seine Ungeduld zu mäßigen suchte, „laß mich Dir erklären. Es ist wahr, Du hast Deine Gründe, aber ich, ich habe die Erfahrung. Sprich, Philipp, bist Du ein Mann, oder bist Du keiner?"

Philipp zuckte leicht die Achseln und erwiederte nichts.

Als der Greis sah, daß er vergebens auf eine Antwort wartete, heftete er seine Augen, mehr aus Verachtung als aus Bedürfniß, auf seinen Sohn, und gewahrte nun die ganze Würde, die ganze undurchdringliche Zurückhaltung, den ganzen unerklärlichen Willen, womit dieses Gesicht, leider! für das Gute bewaffnet war.

Er unterdrückte seinen Schmerz, streichelte mit seinem Aermel seine rothe Nasenspitze und sagte mit einer Stimme, so süß, wie die von Orpheus, als er zu den thessalischen Felsen sprach:

„Philipp, mein Freund, höre mich."

„Ei!" erwiederte der junge Mann, „mir scheint, ich thue seit einer Viertelstunde nichts Anderes, mein Vater."

„Oh!“ dachte der Greis, „ich will Dich von ner Höhe herabfallen machen, Herr Amerikaner. haſt wohl Deine ſchwache Seite, Koloß. Laß mich e Seite mit meinen alten Klauen ziehen, und Du t ſehen.“

Dann ſprach er laut:

„Du haſt Eines nicht bemerkt?“

„Was?“

„Etwas, was Deiner Naivität Ehre macht.“

„Sagen Sie es, mein Herr.“

„Es iſt ganz einfach; Du kommſt von Amerika. Du in einem Augenblick abgereiſt, wo es nur noch n König gab, und keine Königin mehr, wenn nicht a die Dubarry, eine wenig achtbare Majeſtät; Du mſt zurück, Du ſiehſt eine Königin, und ſagſt zu Dir: ten wir ſie.“

„Allerdings.“

„Armes Kind!“ rief der Greis.

Und er erſtickte in ſeinem Aermel zugleich einen ten und ein Gelächter.

„Wie!“ fragte Philipp, „Sie beklagen mich, weil das Königthum achte, Sie ein Taverney Maiſon ige, Sie einer von den guten Edelleuten Frank= ns?“

„Warte doch, ich ſpreche nicht vom Königthum, ich che von der Königin.“

„Und Sie machen einen Unterſchied?“

„Bei Gott! Was iſt das Königthum, mein Lieber? Krone. Teufel! das rührt man nicht an! Was ie Königin? eine Frau. Oh! eine Frau, das iſt s Anderes, das rührt man an.“

„Das rührt man an!“ rief Philipp erröthend vor und dieſes Wort mit einer ſo ſtolzen Geberde eitend, daß ihn keine Frau, ohne ihn zu lieben, Königin, ohne ihn anzubeten, hätte ſehen können.

„Du glaubſt das nicht? Nun!“ fuhr der kleine is, mit einem beinahe grimmigen Ausdruck fort, iel Cynismus legte er in das Lächeln, das zugleich

auf seinem Gesichte hervortrat, „nun! so frage Herr von Coigny, frage Herrn von Lauzun, frage Herr von Vaudreuil.“

„Stille, stille, mein Vater,“ rief Philipp m dumpfem Tone, „oder, ich werde für diese drei Bla phemien, da ich Sie nicht dreimal mit meinem Schwert dafür schlagen kann, mich selbst schlagen, das schwö ich Ihnen, und zwar ohne Mitleid, auf der Stelle!“

Taverney machte einen Schritt rückwärts, un drehte sich auf dem Absatz um, wie es Richelieu seine Aermel schüttelnd mit dreißig Jahren gethan hätte.

„Oh! wahrhaftig,“ sagte er, „das Thier ist dumm das Pferd ist ein Esel, der Adler eine Gans, der Hah ein Kapaun. Guten Abend, Du hast mich ergötzt. Ic hielt mich für den Ahnherrn, für den Kassander, un nun bin ich der Adonis, der Apollo. Guten Abend.“

Und er pirouettirte noch einmal auf seinen Ab sätzen.

Philipp war düster geworden; er hielt den Grei bei der halben Wendung an und sagte:

„Nicht wahr, mein Vater, Sie haben nicht in Ernste gesprochen? denn ein Edelmann von so gute Geschlecht wie Sie, kann unmöglich solchen Verleum dungen, die von den Feinden, nicht nur der Königi sondern auch des Königthums, ausgestreut worden sin länger Glauben beimessen.“

„Er zweifelt noch, der doppelte Dummkopf,“ ri Taverney.

„Sie haben nicht mit mir gesprochen, wie S vor Gott sprechen?“

„Wahrhaftig!“

„Vor Gott, dem Sie sich jeden Tag nähern?“

Der junge Mann hatte das von ihm so verächtli abgebrochene Gespräch wieder aufgenommen.

Das war ein Sieg für den Baron. Er trat näh zu ihm und sagte:

„Mir scheint, ich bin ein ziemlich guter Edelman mein Herr Sohn, und ich lüge nicht immer!“

Dieses immer war ein wenig lächerlich, Philipp lachte jedoch nicht.

„Mein Herr," sprach er, „es ist also Ihre Meinung, die Königin habe Liebhaber gehabt?"

„Eine schöne Neuigkeit."

„Diejenigen, welche Sie angeführt?"

„Und Andere, was weiß ich? Befrage die Stadt und den Hof; man muß von Amerika zurückkommen, um nicht zu wissen, was man sagt."

„Und man sagt das? gemeine Pamphletmacher?"

„Ho! ho! hältst Du mich etwa für einen Zeitungsschreiber?"

„Nein! und das ist gerade das Unglück, daß Menschen wie Sie dergleichen Schändlichkeiten wiederholen, die sich sonst wie die schädlichen Dünste auflösen würden, welche zuweilen die schönste Sonne verdunkeln. Sie und die Leute von Geschlecht geben solchen Schmähungen, indem sie dieselben wiederholen, eine erschreckliche Haltbarkeit. Oh! mein Herr, aus Religion wiederholen Sie dergleichen Dinge nicht."

„Ich wiederhole sie dennoch."

„Und warum thun Sie das?"

„Ei!" erwiederte der Greis, indem er sich am Arm seines Sohnes anklammerte und ihn mit seinem dämonischen Gelächter anschaute, „um Dir zu beweisen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich zu Dir sagte: Philipp, die Königin wendet sich um; Philipp, die Königin sucht Dich; Philipp, die Königin begehrt nach Dir; Philipp, laufe, laufe, die Königin wartet auf Dich."

„Oh!" rief der junge Mann, sein Gesicht in seinen Händen verbergend, „in des Himmels Namen, mein Vater, schweigen Sie, Sie würden mich wahnsinnig machen."

„In der That, Philipp, ich begreife Dich nicht," sagte der Greis. „Ist es ein Verbrechen zu lieben? Das beweist, daß man Herz hat; und fühlt man nicht in den Augen dieser Frau, in ihrer Stimme, in ihrem

Gang ihr Herz? Sie liebt, liebt sie Dich? ich we
es nicht; einen Andern, es ist möglich; glaube ab
in diesem Augenblick meiner alten Erfahrung, sie lieb
oder fängt an, Einen zu lieben, sage ich Dir, doc
Du bist ein Philosoph, ein Puritaner, ein Quäke
ein amerikanischer Mann; Du liebst nicht, laß sie al
schauen, laß sie sich umwenden, laß sie warten, belei
dige sie, verachte sie, stoße sie zurück, Philipp, da
heißt Joseph von Taverney."

Nach diesen Worten, die er mit einer derben Ironi
betonte, entfloh der Greis, da er sah, welche Wirkun
er hervorgebracht, wie der Versucher, nachdem er den
ersten Rath zum Verbrechen gegeben.

Philipp blieb allein, das Herz angeschwollen, das
Gehirn kochend; er dachte nicht mehr daran, daß er
seit einer halben Stunde an dieselbe Stelle gefesselt
gewesen war, daß die Königin ihre Spazierfahrt been-
digt hatte, daß sie zurückkam, daß sie ihn anschaute
und ihm, aus ihrem Gefolge heraus, im Vorüberfah-
ren zurief:

„Sie müssen nun ausgeruht haben, Herr von Ta-
verney! Kommen Sie doch, nur Sie allein vermögen,
eine Königin königlich spazieren zu führen. Treten
Sie auf die Seite, meine Herren."

Philipp lief geblendet, betäubt, trunken auf sie zu.

Indem er die Hand auf die Lehne des Schlittens
legte, fühlte er sich brennen: die Königin war nach-
lässig auf ihrem Sitze zurückgeworfen; die Finger des
jungen Mannes hatten die Hände von Marie Antoi-
nette gestreift.

XI.

Der Suffren.

Gegen alle Gewohnheiten des Hofes war das Geheimniß Ludwig XVI. und dem Grafen d'Artois getreulich bewahrt worden.

Niemand wußte, zu welcher Stunde und wie Herr von Suffren kommen sollte.

Der König hatte sein Spiel für den Abend angekündigt.

Um sieben Uhr trat er mit den Prinzen und Prinzessinnen seiner Familie ein.

Die Königin führte Madame Royale, die erst sieben Jahre alt war, bei der Hand.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend.

Während der Präliminarien der Versammlung, in dem Augenblicke, wo Jedermann Platz nahm, näherte sich der Graf d'Artois sachte der Königin und sagte zu ihr:

„Meine Schwester, schauen Sie umher."

„Nun wohl, ich schaue."

„Was sehen Sie?"

Die Königin ließ ihre Blicke im Kreise umherlaufen, durchsuchte die Massen, sondirte die leeren Räume und erwiederte, als sie überall Freunde, überall Diener erblickte, worunter Andrée und ihr Bruder:

„Ich sehe angenehme und besonders sehr befreundete Gesichter."

„Schauen Sie nicht, wen wir haben, meine Schwester, schauen Sie, wer uns fehlt."

„Ah! es ist meiner Treue wahr!" rief Marie Antoinette.

Der Graf d'Artois lachte.

„Abermals abwesend," sagte die Königin. „Oh! werde ich ihn immer so fliehen machen?"

„Nein, der Scherz währt nur länger. Monsieur

ist an die Barrière von Fontainebleau abgegangen, u den Bailli von Suffren zu erwarten."

„Dann sehe ich nicht ein, warum Sie lache mein Bruder."

„Sie sehen nicht ein, warum ich lache?"

„Allerdings, wenn Monsieur den Bailli von Su fren bei der Barrière erwartet, so ist er feiner als S gewesen, denn er wird ihn zuerst sehen und vor Jede mann beglückwünschen."

„Ah! liebe Schwester," entgegnete der Prinz lachen „Sie haben einen sehr kleinen Begriff von unserer Dipl matie. Es ist wahr, Monsieur hat sich an die Barriè von Fontainebleau begeben, um den Bailli zu erwa ten, aber wir haben Jemand, der ihn auf der Statio von Villejuise erwartet."

„Wahrhaftig?"

„So daß sich Monsieur allein an der Barriè durchkälten wird, indeß auf einen Befehl des König Herr von Suffren, Paris umfahrend, unmittelbar nac Versailles kommt, wo wir ihn erwarten."

„Das ist vortrefflich ausgedacht."

„Nicht schlecht, und ich bin ziemlich zufrieden mi mir. Machen Sie ihr Spiel, meine Schwester."

Es waren in diesem Augenblick im Spielsaa wenigstens hundert Personen vom höchsten Rang, Her von Condé, Herr von Penthièvre, Herr de la Tre mouille, die Prinzessinnen.

Der König allein bemerkte, daß der Graf d'Artoi die Königin lachen machte, und um ein wenig an ihren Complot Theil zu nehmen, sandte er ihnen einen äußerst bezeichnenden Blick zu.

Die Nachricht von der Ankunft des Commandeu von Suffren hatte sich, wie wir gesagt, nicht verbrei tet, und dennoch hatte man eine Art von Ahnung, di über den Geistern schwebte, nicht unterdrücken können

Man fühlte etwas Verborgenes, was erscheinen etwas Neues, was sich erschließen sollte; es war ei unbekanntes Interesse, das sich durch diese ganze Wel

erbreitete, wo das geringste Ereigniß Wichtigkeit zewinnt, sobald der Herr die Stirne gefaltet hat, um u mißbilligen, oder den Mund bewegt, um zu lächeln.

Der König, der um einen Sechs-Livres-Thaler zu pielen pflegte, um das Spiel der Prinzen und der Herren des Hofes zu mäßigen, der König bemerkte nicht, daß er Alles, was er an Geld in der Tasche hatte, auf den Tisch legte.

Ganz ihrer Rolle sich hingebend, ging die Königin mit List zu Werke und lockte die Aufmerksamkeit des Kreises durch den Eifer ab, mit dem sie ihr Spiel betrieb.

Philipp, der zu der Partie zugelassen war und einen Platz seiner Schwester gegenüber hatte, verschlang mit allen seinen Sinnen zugleich den unerhörten, Staunen erregenden Eindruck dieser Gunst, die ihn unversehens wieder erhitzte.

Die Worte seines Vaters kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er fragte sich, ob der Greis, der drei bis vier Regierungen von Favoritinnen gesehen, nicht wirklich ganz genau die Geschichte der Zeiten und der Sitten kenne.

Er fragte sich, ob der Puritanismus, der eine Aehnlichkeit mit der religiösen Anbetung hat, nicht eine Lächerlichkeit mehr sei, die er aus entfernten Ländern mitgebracht.

War die so poetische, so schöne, gegen ihn so schwesterliche Königin nicht im Ganzen nur eine furchtbare Coquette, gierig, eine Leidenschaft mehr in ihren Erinnerungen zu befestigen, wie ein Entomologe ein Insect oder einen Schmetterling mehr in seinem Kästchen befestigt, ohne sich darum zu bekümmern, was das arme Thier leidet, dessen Herz eine Nadel durchsticht?

Und dennoch war die Königin keine gewöhnliche Frau, kein alltäglicher Charakter, ein Blick von ihr bedeutete etwas, von ihr, die nie einen Blick fallen ließ, ohne das Gewicht davon zu berechnen.

„Coigny, Vaudreuil," wiederholte Philipp, „ha-

ben die Königin geliebt, und sind von ihr geliebt worden. Oh! warum ist diese Verleumdung so finster, warum dringt nicht ein Lichtstrahl in diesen tiefen Abgrund, den man ein Frauenherz nennt, und der noch tiefer ist, wenn er das Herz einer Königin ist?"

Und als Philipp diese zwei Namen genugsam in seinem Geiste hin und hergeworfen hatte, erblickte er am Ende des Tisches die Herren von Coigny und Vaudreuil, die durch eine seltsame Laune des Zufalls, die Augen auf einen andern Punkt gerichtet, als den, wo sich die Königin befand, sorglos, um nicht zu sagen vergeßlich, neben einander saßen.

Philipp sagte sich, diese zwei Menschen können unmöglich geliebt haben und so ruhig sein, geliebt worden sein und so vergessen haben. Oh! wenn die Königin ihn liebte, er würde vor Glück wahnsinnig werden; wenn sie ihn vergäße, nachdem sie ihn geliebt, er würde sich vor Verzweiflung tödten.

Von den Herren von Coigny und Vaudreuil ging er zur Königin Marie Antoinette über.

Und beständig träumend befragte er diese so reine Stirne, diesen so gebieterischen Mund, diesen so majestätischen Blick; er verlangte von allen den Schönheiten dieses Weibes die Enthüllung des Geheimnisses der Königin.

„Oh! nein! Verleumdungen, nichts als Verleumdungen alle diese schwankenden Gerüchte, die beim Volk in Umlauf zu kommen anfingen, und denen die Interessen, die Gehässigkeiten oder die Intriguen des Hofes allein ihre Haltbarkeit verliehen."

Philipp war so weit in seinen Betrachtungen gekommen, als es drei Viertel auf acht Uhr im Saale der Garden schlug.

In diesem Saale erschollen hastige Schritte. Der Kolben der Gewehre stieß auf die Platten. Ein Geräusch von Stimmen erregte, durch die ein wenig geöffnete Thüre eindringend, die Aufmerksamkeit des

Königs, der, um beſſer zu hören, den Kopf zurückwarf, und dann der Königin ein Zeichen machte.

Dieſe begriff die Andeutung und hob die Sitzung ſogleich auf.

Jeder Spieler raffte, was er vor ſich hatte, zuſammen, und wartete, um einen Entſchluß zu faſſen, bis die Königin den ihrigen errathen ließe.

Die Königin ging in den großen Empfangſaal.

Der König war vor ihr dahin gekommen.

Ein Adjutant von Herrn von Caſtries, dem Marineminiſter, näherte ſich dem König und ſagte ihm ein paar Worte in's Ohr.

„Gut," erwiederte der König, „gehen Sie."

Dann fügte er gegen die Königin gewendet bei:

„Alles geht gut."

Jeder befragte ſeinen Nachbar mit dem Blick, denn das „Alles geht gut" gab den ſämmtlichen Anweſenden viel zu denken.

Plötzlich trat der Marſchall von Caſtries in den Saal und ſprach laut:

„Geruht Seine Majeſtät den Herrn Bailli von Suffren, der von Toulon ankommt, zu empfangen?"

Bei dieſem, mit lauter, triumphirender, freudiger Stimme ausgeſprochenen Namen entſtand ein unausſprechlicher Tumult in der Verſammlung.

„Ja, mein Herr, mit großem Vergnügen," antwortete der König.

Herr von Caſtries ging hinaus.

Es fand beinahe eine Bewegung in Maſſe gegen die Thüre ſtatt, durch welche Herr von Caſtries verſchwunden war.

Um die Sympathie Frankreichs für Herrn von Suffren zu erklären, um das Intereſſe begreiflich zu machen, das ein König, eine Königin, Prinzen von königlichem Geblüt in den Genuß der Erſtlinge eines Blickes von Herrn von Suffren ſetzten, werden wenige Worte genügen. Suffren iſt ein weſentlich franzöſiſcher Name, wie Turenne, wie Catinat, wie Jean Bart.

Seit dem Kriege mit England, oder vielmehr seit der letzten Periode der Kämpfe, die dem Frieden vorhergegangen waren, hatte der Herr Commandant von Suffren sieben große Seeschlachten geliefert, ohne eine Niederlage zu erleiden; er hatte Trinquemale und Gondelour genommen, die französischen Besitzungen gesichert, das Meer gesäubert und den Nabob Hayder Ali gelehrt, daß Frankreich die erste Macht Europa's. Er hatte mit der Ausübung des Seemannsgewerbes die ganze Diplomatie eines feinen und redlichen Unterhändlers, die ganze Tapferkeit und die ganze Taktik eines Soldaten, die ganze Gewohnheit eines Administrators in Verbindung gebracht. Kühn, unermüdlich, stolz, wenn es sich um die Ehre der französischen Flagge handelte, hatte er zu Wasser und zu Land die Engländer dergestalt ermüdet, daß es diese hoffärtigen Seeleute nie wagten, einen begonnenen Sieg zu vollenden, oder einen Angriff auf Suffren zu versuchen, wenn der Löwe seine Zähne zeigte.

Dann, nach dem Treffen, in dem er sein Leben mit der Sorglosigkeit des letzten Matrosen preisgegeben, hatte man ihn menschlich, großmüthig, mitleidig gesehen; es war das Musterbild eines Seemanns, den, ein wenig vergessen seit Jean Bart und Duguay-Trouin, Frankreich im Bailli von Suffren wiederfand.

Wir wollen es nicht versuchen, die geräuschvolle Begeisterung zu schildern, welche seine Ankunft unter den zu dieser Gesellschaft in Versailles zusammenberufenen Edelleuten hervorbrechen machte.

Suffren war ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, stark, kurz, mit feurigem Auge und leichter, edler Geberde. Behende trotz seiner Beleibtheit, majestätisch trotz seiner Geschwindigkeit, trug er stolz seine Frisur oder vielmehr seine Mähne; wie ein Mensch, der gewohnt ist, aller Schwierigkeiten zu spotten, hatte er das Mittel gefunden, sich in seiner Postchaise ankleiden und frisiren zu lassen.

Er trug einen blauen, goldgestickten Rock, eine

rothe Weste und blaue Beinkleider, und hatte den militärischen Kragen beibehalten, auf dem sich sein mächtiges Kinn wie die nothwendige Ergänzung seines kolossalen Kopfes rundete.

Als er in den Saal der Garden eintrat, sagte Jemand ein Wort zu Herrn von Castries, der ungeduldig auf und abging, und alsbald rief dieser:

„Herr von Suffren, meine Herren."

Sogleich sprangen die Garden nach ihren Mousquetons und stellten sich von selbst in Linie auf, als hätte es sich um den König von Frankreich gehandelt, und sobald der Bailli vorüber war, formirten sie sich in guter Ordnung zu vier und vier, gleichsam um ihm als Geleite zu dienen.

Er drückte Herrn von Castries die Hand und suchte ihn zu umarmen; doch der Marineminister schob ihn sanft zurück und sprach:

„Nein, mein Herr, nein, ich will des Glücks, Sie zu umarmen, den ersten Jemand, der dessen würdiger ist, als ich, nicht berauben."

Und auf diese Art führte er Herrn von Suffren bis zu Ludwig XVI.

„Herr Bailli," rief der König ganz strahlend, sobald er ihn erblickte, „Seien Sie in Versailles willkommen. Sie bringen dahin den Ruhm, Sie bringen Alles, was die Helden ihren Zeitgenossen auf Erden geben. Ich spreche nicht von der Zukunft, das ist Ihr Eigenthum. Umarmen Sie mich, Herr Bailli."

Herr von Suffren hatte das Knie gebeugt, der König hob ihn auf und umarmte ihn so herzlich, daß ein langes Beben der Freude und des Triumphes die ganze Versammlung durchlief.

Ohne die dem König schuldige Achtung würden alle Anwesenden in Bravos und Beifallrufen ausgebrochen sein.

Der König wandte sich gegen die Königin und sprach:

„Madame, das ist Herr von Suffren, der Sieger

von Trinquemale und Gondelour, der Schrecken unserer Nachbarn, der Engländer, mein Jean Bart.

„Mein Herr," sagte die Königin, „ich habe Ihnen kein Lob zu spenden. Erfahren Sie nur, daß Sie keinen Kanonenschuß für den Ruhm Frankreichs gethan haben, ohne daß mein Herz vor Bewunderung und Dankbarkeit für Sie geschlagen."

Die Königin hatte kaum geendigt, als sich ihm der Graf d'Artois mit seinem Sohne, dem Herzog von Angoulème, näherte und zu diesem sagte:

„Mein Sohn, Du siehst einen Helden. Schau' ihn wohl an, das ist etwas Seltenes."

„Monseigneur," antwortete der junge Prinz seinem Vater, „kürzlich las ich die großen Männer von Plutarch, aber ich sah sie nicht. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Suffren gezeigt haben."

Es erhob sich ein Gemurmel um den Prinzen. Der Knabe konnte wahrnehmen, daß er ein Wort gesagt hatte, das bleiben würde.

Der König nahm Herrn von Suffren nun beim Arm und schickte sich an, ihn in sein Cabinet zu nehmen, um mit ihm über seine Reise und seine Expedition zu sprechen.

Herr von Suffren leistete aber einen ehrfurchtsvollen Widerstand und sprach:

„Sire, wollen Sie mir erlauben, da Eure Majestät so viel Güte für mich hat . . ."

„Oh!" rief der König, „Sie wünschen, Herr von Suffren?"

„Sire, einer meiner Offiziere hat einen so schweren Fehler gegen die Disciplin begangen, daß ich dachte, Eure Majestät allein könne der Richter in dieser Sache sein."

„Oh! Herr von Suffren, ich hoffte, Ihre erste Bitte werde eine Gunst und nicht eine Bestrafung betreffen."

„Sire, Eure Majestät wird, wie ich zu sagen die

Ehre gehabt habe, Richter über das sein, was sie thun soll."

„Ich höre."

„Bei dem letzten Gefecht commandirte der Offizier, von dem ich spreche, den Sévère."

„Oh! das Schiff, das die Flagge strich," sagte der König, die Stirne faltend.

„Sire, der Kapitän des Sévère hatte in der That seine Flagge gestrichen," antwortete Herr von Suffren, „und schon schickte Sir Hugues, der englische Admiral, ein Boot ab, um die Prise mit seinen Leuten zu bemannen; als aber der Lieutenant des Schiffes, der die Kanonen des Zwischendecks überwachte, wahrnahm, daß das Feuer aufhörte, und den Befehl erhielt, die Kanonen schweigen zu lassen, stieg er auf das Verdeck; er sah, daß die Flagge gestrichen und der Kapitän sich zu ergeben bereit war. Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, Sire, aber bei diesem Anblick empörte sich Alles, was er von französischem Blut in sich hatte. Er nahm die Flagge, die sich im Bereiche seiner Hand fand, griff nach einem Hammer, befahl das Feuer wieder zu beginnen und nagelte die Flagge über den Wimpel. Durch dieses Ereigniß, Sire, wurde der Sévère Eurer Majestät erhalten."

„Ein schöner Zug," sagte der König.

„Eine wackere Handlung," sprach die Königin.

„Ja, Sire, ja, Madame: aber eine schwere Rebellion gegen die Disciplin. Es war der Befehl vom Kapitän gegeben, der Lieutenant mußte gehorchen. Ich bitte Sie um Begnadigung dieses Offiziers, Sire, ich bitte Sie um so dringender darum, als es mein Neffe ist."

„Ihr Neffe!" rief der König, „und Sie haben mir nichts davon gesagt?"

„Dem König, nein; doch ich hatte die Ehre, dem Herrn Marine-Minister meinen Bericht zu machen und ersuchte ihn dabei, Eurer Majestät nichts zu sagen, bevor ich die Begnadigung des Schuldigen erlangt hätte."

„Bewilligt! bewilligt!" rief der König, „und ich

verspreche zum Voraus meine Protection jedem Disciplinwidrigen, der so die Ehre der Flagge und des Königs von Frankreich zu rächen wissen wird. Sie hätten mir diesen Offizier vorstellen sollen, Herr Bailli."

„Er ist hier," erwiederte Herr von Suffren, „und da Eure Majestät erlaubt . . ."

Dann sich umwendend:

„Nähern Sie sich, Herr von Charny."

Die Königin bebte, dieser Name erweckte in ihrem Geiste eine Erinnerung, welche zu frisch war, um schon verwischt zu sein.

Da trennte sich ein junger Offizier von der um Herrn von Suffren gebildeten Gruppe und erschien plötzlich vor den Augen des Königs.

Ganz begeistert von der Erzählung seiner schönen That, hatte die Königin ihrerseits eine Bewegung gemacht, um dem jungen Mann entgegen zu gehen.

Aber beim Namen, beim Anblick des Seemanns, den Herr von Suffren dem König vorstellte, blieb sie stehen, erbleichte und gab ein kleines Gemurmel von sich.

Fräulein von Taverney erbleichte auch und schaute voll Angst die Königin an.

Ohne etwas zu sehen, ohne etwas anzuschauen, ohne daß sein Gesicht irgend eine andere Bewegung, als die Ehrfurcht ausdrückte, verbeugte sich Herr von Charny vor dem König, der ihm die Hand zum Kusse reichte, dann kehrte er bescheiden und zitternd, unter den gierigen Blicken der Versammlung, in den Kreis der Offiziere zurück, die ihn geräuschvoll beglückwünschten und mit Schmeicheleien erdrückten.

Da trat ein Augenblick des Stillschweigens und der Aufregung ein, in dem man den König strahlend, die Königin lächelnd und unentschlossen, und Philipp, dem die Bewegtheit der Königin nicht entgangen war, unruhig und befragend sehen konnte.

„Auf! auf!" sagte endlich der König, „kommen Sie, Herr von Suffren, kommen Sie, daß wir plau-

Digitized by Google

dern; ich sterbe vor Verlangen, Sie zu hören und Ihnen zu beweisen, wie viel ich an Sie gedacht habe."

„Sire, so viel Güte . . ."

„Oh! Sie werden meine Karten sehen, Herr Bailli, Sie werden jede Phase Ihrer Expedition zum Voraus durch meine Sorgfalt errathen sehen. Kommen Sie, kommen Sie."

Nachdem er hierauf, Herrn von Suffren mit sich fortziehend, einige Schritte gemacht hatte, wandte er sich plötzlich gegen die Königin um und sagte:

„Oh! Madame, ich lasse, wie sie wissen, ein Schiff von hundert Kanonen bauen, ich habe meine Ansicht über den Namen, den es bekommen soll, geändert; statt es zu nennen, wie wir gesagt haben, nicht wahr, Madame . . ."

Marie Antoinette, die sich wieder ein wenig gefaßt hatte, griff den Gedanken des Königs im Fluge auf und antwortete:

„Ja, ja, wir nennen es den Suffren, und ich werde mit dem Herrn Bailli die Pathin sein."

Bis dahin zurückgehaltene Rufe: Es lebe der König! es lebe die Königin! brachen mit Gewalt hervor.

„Es lebe der Suffren!" fügte der König mit großer Zartheit bei, denn Niemand konnte in Gegenwart des Königs so rufen: Es lebe Herr von Suffren! während die ängstlichsten Beobachter der Etiquette rufen konnten: „Es lebe das Schiff Seiner Majestät!"

„Es lebe der Suffren!" wiederholte die Versammlung voll Begeisterung.

Der König machte ein Zeichen des Dankes dafür, daß man seine Gedanken so gut begriffen, und führte den Bailli mit sich fort.

XII.

Herr von Charny.

Sobald der König verschwunden, gruppirte sich Alles, was im Saale von Prinzen und Prinzessinnen war, um die Königin.

Der Bailli hatte seinem Neffen durch ein Zeichen zu warten befohlen, und nach einer Verbeugung, welche Gehorsam andeutete, war dieser in der Gruppe, wo wir ihn gesehen, geblieben.

Die Königin, welche mit Andrée mehrere bezeichnende Blicke gewechselt hatte, verlor den jungen Mann beinahe nicht mehr aus dem Auge, und so oft sie ihn anschaute, sagte sie zu sich selbst:

„Er ist es, es läßt sich nicht bezweifeln."

Worauf Fräulein von Taverney mit einer Pantomime antwortete, die der Königin keinen Zweifel übrig lassen sollte, denn sie bezeichnete:

„Oh! mein Gott, ja, Madame; er ist es, er ist es ganz gewiß."

Philipp bemerkte, wie gesagt, die Bewegtheit der Königin; er sah sie und fühlte, wenn nicht die Ursache, doch wenigstens den unbestimmten Sinn davon.

Nie täuscht sich derjenige, welcher liebt, über den Eindruck von derjenigen, die er liebt.

Er errieth also, die Königin sei von einem seltsamen, geheimnißvollen, Jedermann, sie und Andrée ausgenommen, unbekannten Ereigniß betroffen worden.

Die Königin hatte wirklich die Haltung verloren und eine Zuflucht hinter ihrem Fächer gesucht, sie, die gewöhnlich aller Welt die Augen niederschlagen machte.

Während sich der junge Mann fragte, worauf diese Bewegtheit der Königin hinauslaufen würde, während er die Gesichter der Herren von Coigny und Vaudreuil zu sondiren suchte, um sich zu versichern, ob sie keinen Antheil an diesem Geheimniß hätten, und er

ſah, daß ſie ſich ganz gleichgültig mit Herrn von Haga unterhielten, der nach Verſailles gekommen war, um ſeine Aufwartung zu machen, trat ein Mann im majeſtätiſchen Cardinalsgewand, gefolgt von Officianten und Prälaten, in den Salon, in dem man ſich befand.

Die Königin erkannte Herrn Louis von Rohan, ſie ſah ihn von einem Ende des Saals am andern, und wandte ſogleich den Kopf ab, ohne ſich nur die Mühe zu geben, das Falten ihrer Stirne zu verbergen.

Der Prälat durchſchritt die ganze Verſammlung, ohne Jemand zu grüßen, und ging gerade auf die Königin zu, vor der er ſich mehr als ein Weltmann, der eine Frau, denn als ein Unterthan, der eine Königin grüßt, verbeugte.

Dann richtete er ein äußerſt galantes Compliment an Ihre Majeſtät, doch ſie wandte kaum den Kopf um, murmelte ein paar eiskalt ceremonielle Worte und ſetzte ihr Geſpräch mit Frau von Lamballe und Frau von Polignac fort.

Der Prinz Louis ſchien den ſchlechten Empfang der Königin nicht bemerkt zu haben. Er beendigte ſeine Verbeugungen, drehte ſich ohne Haſt um und wandte ſich mit aller Anmuth eines vollkommenen Hofmanns an Mesdames, die Tanten des Königs, mit denen er ſich lange unterhielt, in Betracht daß ihm kraft des bei Hofe üblichen Schaukelſpiels hier ein ebenſo wohlvollender Empfang zu Theil wurde, als der der Königin eiſig geweſen war.

Der Cardinal Louis von Rohan war ein Mann in der Kraft des Alters, von impoſanter Geſtalt und edler Haltung; ſeine Züge drückten Verſtand und Sanftmuth aus; er hatte einen feinen, bedachtſamen Mund und eine bewunderungswürdige Hand; ſeine etwas entblößte Stirne deutete den Mann des Vergnügens oder den Mann der Studien an und bei dem Prinzen von Rohan fand ſich wirklich das Eine und das Andere.

Er war ein Mann, dem die Frauen huldigten,

welche die Galanterie ohne Geckenhaftigkeit und ohne Geräusch liebten; man führte seine Freigebigkeit an, und er hatte wirklich das Mittel gefunden, sich mit einem Einkommen von sechzehnmalhunderttausend Livres für arm zu halten.

Die Königin liebte ihn, weil er gelehrt war, die Königin haßte ihn im Gegentheil.

Die Gründe dieses Hasses sind nie genau bekannt geworden, aber sie unterliegen zwei Arten von Commentaren.

Einmal sollte der Prinz Louis als Botschafter in Wien, wie man sagte, dem König Ludwig XV. über Maria Theresia Briefe voll Ironie geschrieben haben, die Marie Antoinette diesem Diplomaten nie hätte verzeihen können.

Sodann, und dieß ist menschlicher und besonders wahrscheinlicher, sollte der Botschafter in Beziehung auf die Heirath der jungen Erzherzogin mit dem Dauphin an den König Ludwig XV., der den Brief laut bei einem Abendbrod bei Madame Dubarry vorgelesen, gewisse, für die Eitelkeit der damals sehr mageren jungen Frau feindliche besondere Umstände geschrieben haben.

Diese Angriffe hätten Marie Antoinette tief verletzt, die sich nicht öffentlich als Opfer derselben anerkennen konnte, und sie hätte geschworen, den Urheber früher oder später dafür zu bestrafen.

Darunter fand sich natürlich eine ganze politische Intrigue.

Die Botschafterstelle in Wien war Herrn von Breteuil zu Gunsten von Herrn von Rohan entzogen worden.

Zu schwach, um offen gegen den Prinzen zu kämpfen, hätte Herr von Breteuil dann das angewandt, was man in der Diplomatie Geschicklichkeit nennt. Er hatte sich die Abschriften oder sogar die Originalien des Prälaten, der damals Botschafter in Wien, verschafft, und die wirklich von dem Prälaten geleisteten

Dienste durch die Feindseligkeiten gegen die Kaiserlich östreichische Familie aufwägend, in der Dauphine einen Bundesgenossen gefunden, der entschlossen, eines Tags den Herrn Prinzen von Rohan zu Grunde zu richten.

Dieser Haß brütete dumpf bei Hofe fort und machte die Stellung des Cardinals sehr schwierig.

So oft er die Königin sah, hatte er den eisigen Empfang zu ertragen, von dem wir einen Begriff gegeben haben.

Doch über die Verachtung erhaben, war er nun wirklich stark oder riß ihn ein unwiderstehliches Gefühl hin, seiner Feindin Alles zu verzeihen, versäumte Louis von Rohan keine Gelegenheit, sich Marie Antoinette zu nähern, und hiezu fehlte es ihm nicht an Mitteln: Louis von Rohan war Großalmosenier des Hofes.

Nie hatte er sich beklagt, nie hatte er sich gegen Jemand ausgesprochen. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen man den Baron von Planta, einen deutschen Offizier, seinen innigen Vertrauten, auszeichnete, diente dazu, ihn über die königlichen Zurückstoßungen zu trösten, wenn die Damen des Hofes, die sich im Punkte der Strenge gegen den Cardinal nicht alle nach dem Muster der Königin richteten, dieses glückliche Resultat nicht bewerkstelligt hatten.

Der Cardinal war wie ein Schatten über das lachende Gemälde hingezogen, das in der Einbildungskraft der Königin spielte. Kaum hatte er sich entfernt, als sich Marie Antoinette wieder erheiterte und zur Frau Prinzessin von Lamballe sagte:

„Wissen Sie, daß die That dieses jungen Offiziers, des Neffen von Herrn Bailli, eine der merkwürdigsten dieses Krieges ist? Wie heißt er doch?“

„Herr von Charny, glaube ich,“ antwortete die Prinzessin.

Dann sich gegen Andrée umwendend, fragte sie:

„Ist es nicht so, Fräulein von Taverney?“

„Charny, ja, Eure Hoheit,“ erwiederte Andrée.

„Herr von Charny," fuhr die Königin fort, „muß uns diese Episode selbst erzählen, ohne daß er einen einzigen Umstand übergehen darf. Man suche ihn. Ist er noch hier?"

Ein Offizier ging eiligst weg, um den Befehl der Königin zu vollziehen.

In demselben Augenblick, da sie umherschaute, gewahrte sie Philipp, und ungeduldig wie immer, rief sie ihm zu:

„Herr von Taverney, sehen Sie doch nach."

Philipp erröthete; vielleicht dachte er, er hätte dem Wunsche seiner Fürstin zuvorkommen müssen. Er schickte sich also an, den glücklichen Offizier aufzusuchen, den er seit seiner Vorstellung nicht mit dem Auge verlassen hatte.

Das Suchen war ihm daher sehr leicht.

Herr von Charny kam nach einem Augenblick zwischen den zwei Boten der Königin.

Der Kreis erweiterte sich vor ihm; die Königin konnte ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit prüfen, als ihr dieß am Abend zuvor möglich gewesen war.

Es war ein junger Mann von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, von schlankem, geradem Wuchs, mit breiten Schultern und vollkommenem Bein. Sein feines und zugleich sanftes Gesicht nahm einen seltsamen Charakter von Energie an, so oft er sein großes blaues Auge mit dem tiefen Blick erweiterte; er war, was zum Erstaunen bei einem Mann, der kurz zuvor die Kriege in Indien mitgemacht, ebenso weiß von Teint, als Philipp braun. Von einer bewunderungswürdigen Zeichnung spielte sein nerviger Hals in einer Binde, die minder glänzend weiß, als seine schöne Haut.

Als er sich der Gruppe näherte, in deren Mittelpunkt die Königin, hatte er noch auf keine Weise kundgegeben, er kenne Fräulein von Taverney oder die Königin selbst.

Umgeben von Offizieren, die ihn befragten und

denen er höflich antwortete, schien er vergessen zu haben, daß er mit einem König gesprochen, daß ihn eine Königin angeschaut.

Diese Höflichkeit, diese Zurückhaltung waren ganz geeignet, ihn noch viel bemerkbarer für die Königin zu machen, welche so zartfühlend war in Allem, was das Benehmen betraf.

Herr von Charny hatte nicht nur Recht, vor Andern sein Erstaunen bei dem so unerwarteten Anblick der Damen vom Fiacre zu verbergen. Es war das höchste Maß von Klugheit und zarter Biederkeit, wo möglich sie selbst nicht wissen zu lassen, daß sie erkannt worden war.

Natürlich und mit einer Schüchternheit von gutem Geschmack gleichsam belastet geblieben, erhob sich der Blick von Herrn von Charny nicht eher, als bis ihn die Königin angeredet hatte.

„Herr von Charny," sagte sie, „diese Damen wünschen, und es ist dieß ein sehr natürlicher Wunsch, da ich ihn auch hege, diese Damen wünschen die Affaire des Schiffes in allen ihren Einzelnheiten zu kennen: ich bitte, erzählen Sie uns das."

„Madame," erwiederte der Seemann unter einem tiefen Stillschweigen, „ich bitte Eure Majestät flehentlich, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Leutseligkeit, mich von dieser Erzählung freizusprechen; was ich als Lieutenant des Sévère gethan habe, gedachten zu gleicher Zeit wie ich zehn Offiziere, meine Kameraden, zu thun; ich schritt zuerst zur Ausführung, das ist mein ganzes Verdienst. Denn was geschehen ist, die Wichtigkeit einer an Ihre Majestät gerichteten Erzählung zu geben, nie, Madame, das ist unmöglich, und Ihr großes Herz, Ihr Königliches Herz besonders, wird dieß begreifen."

„Der Commandant des Sévère ist ein braver Offizier, der an diesem Tag den Kopf verloren hatte. Ach! Madame, Sie müßten es die Muthigsten sagen

hören, man ist nicht alle Tage tapfer; er brauchte zehn Minuten, um sich zu erholen; unser Entschluß, uns nicht zu ergeben, hat ihm die Frist verliehen und der Muth ist bei ihm wiedergekehrt; von diesem Augenblick war er der Tapferste von uns Allen; darum beschwöre ich Eure Majestät, das Verdienst meiner Handlung nicht zu übertreiben, das wäre eine Gelegenheit, den armen Offizier niederzuschmettern, der jeden Tag das Vergessen einer Minute beweint."

„Gut, gut," sagte die Königin, gerührt und strahlend vor Freude, da sie das günstige Gemurmel hörte, das die edelmüthigen Worte des jungen Offiziers um sie her hervorgerufen hatten, „gut, Herr von Charny, Sie sind ein redlicher Mann, als einen solchen kannte ich Sie."

Bei diesen Worten erhob der Offizier das Haupt; eine ganz jugendliche Röthe bepurpurte sein Antlitz; seine Augen gingen mit einer Art von Angst von der Königin zu Andrée über. Er befürchtete, den Anblick dieser so edelmüthigen und in ihrem Edelmuth so schüchternen Natur.

Herr von Charny war in der That noch nicht beim Ende.

„Denn," fuhr die unerschrockene Königin fort, „denn es ist gut, daß Sie Alles wissen, daß Herr von Charny, dieser junge Offizier, der sich gestern erst ausgeschifft, dieser Unbekannte, uns sehr bekannt war, ehe er uns heute Abend vorgestellt wurde, und daß er allen Frauen bekannt zu sein und von allen bewundert zu werden verdient."

Man sah, daß die Königin sprechen, daß sie eine Geschichte erzählen wollte, aus der Jeder einen kleinen Scandal, ein kleines Geheimniß auflesen konnte. Man bildete einen Kreis, man horchte, man drängte sich zusammen.

„Meine Damen," sprach die Königin, „stellen Sie sich vor, daß Herr von Charny ebenso nachsichtig gegen die Damen ist, als unbarmherzig gegen die Engländer.

Man hat mir von ihm eine Geschichte erzählt, die ihm, ich erkläre es Ihnen zum Voraus, die größte Ehre in meinem Geiste macht."

„Oh! Madame," stammelte der junge Offizier.

Man erräth, daß die Worte der Königin und die Gegenwart von demjenigen, an welchen sie gerichtet waren, die Neugierde nur verdoppelten.

Ein Schauer durchlief das ganze Auditorium.

Die Stirne von Schweiß bedeckt, hätte Charny ein Jahr seines Lebens dafür gegeben, wäre er noch in Indien gewesen.

„Man höre, wie sich die Sache verhält," fuhr die Königin fort. „Zwei Damen von meiner Bekanntschaft hatten sich verspätet und waren in ein Gedränge gerathen. Sie liefen eine große Gefahr, Herr von Charny kam in diesem Augenblick zufällig oder vielmehr glücklicher Weise vorüber. Er trieb die Menge auf die Seite und nahm die zwei Damen, ohne sie zu kennen, und obgleich es schwer war, ihren Rang zu unterscheiden, unter seinen Schutz und begleitete sie sehr weit, ich glaube zwei Meilen von Paris."

„Ach! Eure Majestät übertreibt," entgegnete lachend und beruhigt durch die Wendung, die die Erzählung genommen, Herr von Charny.

„Nun, so sagen wir fünf Meilen und sprechen wir nicht mehr davon," unterbrach der Graf d'Artois, der sich plötzlich in das Gespräch mischte.

„Gut, mein Bruder," fuhr die Königin fort; „das Schönste dabei aber war, daß Herr von Charny nicht einmal den Namen der zwei Damen zu erfahren suchte, denen er diesen Dienst geleistet hatte, daß er sie an der Stelle, die sie ihm bezeichneten, absetzte, daß er sich entfernte, ohne nur den Kopf umzuwenden, so daß sie seinen schützenden Händen entkamen, ohne auch nur einen Augenblick beunruhigt worden zu sein."

Man schrie, man bewunderte. Charny wurde von zwanzig Damen zugleich mit Complimenten überschüttet.

„Nicht wahr, das ist schön?" endigte die Königin;

„ein Ritter von der Tafelrunde hätte es nicht besser gemacht.“

„Das ist herrlich!“ rief der Chor.

„Herr von Charny,“ sprach die Königin, „der König ist ohne Zweifel damit beschäftigt, daß er Herrn von Suffren, Ihren Oheim, belohnt; ich, meinerseits, möchte gern etwas für den Neffen dieses großen Mannes thun.“

Sie reichte ihm die Hand.

Und während Charny bleich vor Freude seine Lippen darauf drückte, begrub sich Philipp bleich vor Schmerz in die weiten Vorhänge des Salons.

Andrée war ebenfalls erbleicht, und dennoch konnte sie nicht errathen, was Alles ihr Bruder litt.

Die Stimme des Grafen d'Artois brach diese Scene ab, welche so interessant für einen Beobachter gewesen wäre.

„Ah! mein Bruder von Provence,“ rief er; „kommen Sie doch, mein Herr, kommen Sie; Sie haben ein schönes Schauspiel versäumt, den Empfang von Herrn von Suffren; es war in der That ein Augenblick, den die französischen Herzen nie vergessen werden. Wie, des Teufels, haben Sie was versäumt, mein Bruder, Sie, der vorzugsweise pünktliche Mann!“

Monsieur preßte die Lippen zusammen, grüßte die Königin zerstreut und antwortete mit einer Alltagsphrase.

Dann sagte er leise zu Herrn von Favras, seinem Capitain der Garden:

„Wie kommt es, daß er in Versailles ist?“

„Ei! Monseigneur,“ antwortete dieser, „ich frage mich das seit einer Stunde und habe es noch nicht begriffen.“

XIII.

Die hundert Louisd'or der Königin.

Nun, da wir unſere Leſer die Bekanntſchaft mit den Hauptperſonen dieſer Geſchichte haben machen oder erneuern laſſen, nachdem wir ſie ſowohl in das kleine Haus des Grafen d'Artois, als in den Palaſt von König Ludwig XVI. eingeführt, wollen wir ſie wieder in das Haus der Rue Saint-Claude führen, in dem die Königin von Frankreich incognito erſchienen und mit Andrée von Taverney in den vierten Stock hinauf geſtiegen war.

Sobald die Königin verſchwunden war, zählte Frau von La Mothe, wie wir wiſſen, wieder und wieder freudig die hundert Louisd'or, die ihr auf eine ſo wunderbare Weiſe vom Himmel zugefallen.

Fünfzig ſchöne Doppellouis von acht und vierzig Livres, die, auf dem armſeligen Tiſch ausgebreitet und in den Reflexen der Lampe ſtrahlend, durch ihre ariſtokratiſche Gegenwart Alles zu demüthigen ſchienen, was ſich an dürftigen Dingen in der elenden Dachſtube fand.

Nach dem Vergnügen, zu haben, kannte Frau von La Mothe kein größeres, als das, ſehen zu laſſen. Der Beſitz war nichts für ſie, wenn er nicht Neid erregte.

Es war ihr ſchon ſeit einiger Zeit widrig, ihre Kammerfrau zur Vertrauten ihres Elends zu haben; ſie beeilte ſich daher, ſie zur Vertrauten ihres Glückes zu machen.

Sie rief Frau Clotilde, die im Vorzimmer geblieben war, gab dem Licht der Lampe geſchickt eine ſolche Richtung, daß das Gold auf dem Tiſche glänzte, und ſprach:

„Clotilde!“

Die Haushälterin machte einen Schritt in's Zimmer.

„Kommen Sie hierher und schauen Sie," fügte Frau von La Mothe bei:

„Oh! Madame!" rief die Alte, die Hände faltend und den Hals vorstreckend.

„Sie waren besorgt wegen Ihres Lohnes?" sagte die Gräfin.

„Oh! Madame, nie habe ich ein Wort hierüber gesagt. Ich fragte die Frau Gräfin nur, wann sie mich bezahlen könnte, und das war natürlich, da ich seit drei Monaten nichts erhalten hatte."

„Glauben Sie, daß das hinreicht, um Sie zu bezahlen?"

„Jesus! Madame, wenn ich hätte, was da liegt, so wäre ich reich für mein ganzes Leben."

Frau von La Mothe schaute die Alte an, zuckte die Achseln mit einer Geberde unaussprechlicher Verachtung, und sagte:

„Es ist ein Glück, daß sich gewisse Leute des Namens erinnern, den ich führe, während ihn diejenigen, welche sich desselben erinnern müßten, vergessen."

„Und wozu werden Sie all' dieß Geld verwenden?" fragte Frau Clotilde.

„Zu Allem!"

„Was ich am wesentlichsten fände, Madame, wäre meiner Ansicht nach, daß Sie meine Küche einrichten würden, denn, nicht wahr, nun, da Sie Geld haben, werden Sie Gäste bewirthen?"

„St!" machte Frau von La Mothe, „man klopft."

„Madame täuscht sich," entgegnete die Alte, die mit ihren Schritten stets sehr sparsam war.

„Ich sage Ihnen aber, daß man klopft."

„Oh! ich verspreche Madame . . ."

„Sehen Sie nach."

„Ich habe nichts gehört."

„Ja, wie vorhin, vorhin hatten Sie auch nichts gehört: nun! wenn die zwei Damen hinweggegangen wären, ohne herein zukommen!"

Dieser Grund schien überzeugend für Frau Clotilde, denn sie wandte sich der Thüre zu.

„Hören Sie?“ rief Frau von La Mothe.

„Oh! es ist wahr,“ sagte die Alte, „ich gehe, ich gehe.“

Frau von La Mothe strich eilig die fünfzig Doppellouis vom Tisch auf ihre Hand, warf sie in eine Schublade, stieß diese wieder zu und murmelte:

„Oh! Vorsehung noch ein hundert Louisd'or.“

Diese Worte wurden mit einem Ausdruck skeptischer Gierde gesprochen, der Voltaire lächeln gemacht hätte.

Mittlerweile öffnete man die Thüre des Ruheplatzes und der Tritt eines Mannes wurde im ersten Zimmer hörbar.

Der Unbekannte und Frau Clotilde wechselten ein paar Worte, ohne daß die Gräfin den Sinn davon auffassen konnte.

Dann schloß man die Thüre wieder, die Tritte verloren sich auf der Treppe und die Alte kehrte, einen Brief in der Hand, zurück.

„Hier!“ sagte sie, der Gebieterin den Brief reichend.

Die Gräfin betrachtete aufmerksam die Schrift, den Umschlag und das Siegel; dann schaute sie empor und fragte:

„Ein Bedienter?“

„Ja, Madame.“

„Was für eine Livrée?“

„Er hatte keine.“

„Ein Vertrauter also?“

„Ja.“

„Ich kenne dieses Wappen,“ sprach Frau von La Mothe, während sie das Siegel noch einmal anschaute.

Dann näherte sie dieses Siegel der Lampe und sagte:

„Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten: wer hat Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?“

Sie ſuchte einen Augenblick in ihren Erinnerungen, doch vergebens.

„Sehen wir immerhin den Brief an," murmelte ſie.

Und nachdem ſie ihn ſorgfältig geöffnet, um das Siegel nicht zu zerbrechen, las ſie:

„„Madame, die Perſon, an die Sie ein Geſuch gerichtet haben, wird Sie morgen Abend beſuchen, iſt es Ihnen angenehm, Ihre Thüre für ſie zu öffnen.""

„Und das iſt Alles."

Die Gräfin ſtrengte abermals ihr Gedächtniß an.

„Ich habe an ſo viele Perſonen geſchrieben," ſagte ſie.

„An alle Welt.

„Iſt die Perſon, die mir antwortet, ein Mann oder eine Frau?

„Die Handſchrift beſagt nichts ... unbedeutend ... eine wahre Secretärshandſchrift.

„Dieſer Styl? ein Protectorſtyl ... flach und alt."

Dann wiederholte ſie:

„„Die Perſon, an die Sie ein Geſuch gerichtet haben ...""

„In dieſer Phraſe liegt die Abſicht, zu demüthigen. Es kommt gewiß von einer Frau."

Sie fuhr fort:

„„Wird Sie morgen Abend beſuchen, iſt es Ihnen angenehm, Ihre Thüre für ſie zu öffnen.""

„Eine Frau hätte geſagt: Wird Sie morgen Abend erwarten.

„Doch die Damen von geſtern, ſie ſind wohl gekommen, und das waren vornehme Damen.

„Keine Unterſchrift.

„Wer hat denn Roth mit neun durchbrochenen goldenen Rauten?

„Oh!" rief die Gräfin plötzlich, „habe ich denn den Kopf verloren? die Rohan, bei Gott!

„Ja, ich habe an Herrn von Guéménée und an Herrn von Rohan geſchrieben; der Eine von ihnen antwortet mir, das iſt ganz einfach.

„Doch der Wappenschild ist nicht in vier Felder getheilt, der Brief ist vom Cardinal.

„Oh! der Cardinal, dieser Galante, dieser Weiberknecht, dieser Ehrgeizige; er wird Frau von La Mothe besuchen, wenn ihm Frau von La Mothe ihre Thüre öffnet.

„Gut! er mag ruhig sein, die Thüre wird ihm geöffnet werden.

„Und wann ist das? Morgen Abend."

Sie versank in eine Träumerei.

„Eine Dame vom Guten Werke, die hundert Louisd'or gibt, kann in einer Dachstube empfangen werden; sie kann auf meinem kalten Boden frieren, sie kann leiden auf meinen Stühlen, die so hart wie der Rost des heiligen Laurentius, abgesehen vom Feuer. Aber ein Kirchenfürst, ein Boudoirmann, ein Gebieter der Herzen! Nein, nein, die Armuth, die ein solcher Almosenier besucht, braucht mehr Luxus, als gewisse Reiche haben."

Die Gräfin wandte sich nun gegen die Haushälterin um, die ihr Bett vollends zurecht machte, und sagte:

„Frau Clotilde vergessen Sie nicht, mich morgen frühzeitig zu wecken."

Um behaglicher denken zu können, bedeutete die Gräfin hienach der Alten durch ein Zeichen, sie möge sie allein lassen.

Frau Clotilde fachte wieder das Feuer an, das man in der Asche begraben hatte, um der Stube ein elenderes Aussehen zu geben, schloß die Thüre und zog sich in den Dachwinkel zurück, wo sie ihre Lagerstätte hatte.

Jeanne von Valois wachte, statt zu schlafen, die ganze Nacht hindurch. Sie schrieb mit dem Bleistifte beim Scheine der Nachtlampe Bemerkungen und versank erst, nachdem sie des kommenden Tages sicher war, gegen drei Uhr Morgens in die Ruhe des Schlummers, aus dem sie Frau Clotilde, welche kaum mehr als

sie geschlafen hatte, mit dem ersten Dämmerlichte erweckte.

Gegen acht Uhr hatte sie ihre Toilette beendigt, die aus einem zierlichen seidenen Kleide und einem geschmackvollen Kopfputz bestand.

Zugleich als vornehme Dame und als hübsche Frau chaussirt, das Schönpflästerchen auf dem linken Backenbein, die gestickte Militaire am Faustgelenke, ließ sie eine Art von Karren von dem Platze holen, wo man dergleichen Locomotiven fand, nämlich von der Rue du Pont-aux-Choux.

Sie würde eine Sänfte vorgezogen haben, aber da hätte man eine zu fern herholen müssen.

Der Karren, ein vollendeter Stuhl, bespannt mit einem kräftigen Auvergnaten, erhielt Befehl, die Frau Gräfin nach der Place Royale zu führen, wo unter den südlichen Arcaden in dem alten Erdgeschoß eines verlassenen Hotels Meister Fingret, Tapezierer und Decorateur, wohnte, bei dem ältere und neuere Meubles zu billigem Preis für den Verkauf und die Vermiethung zu finden waren.

Der Auvergnat karrte rasch seine Kundin von der Rue Saint-Claude nach der Place Royale.

Zehn Minuten nach ihrem Abgang landete die Gräfin bei den Magazinen von Meister Fingret, wo wir sie sogleich in Bewunderung und Auswahl begriffen in einer Art von Pandämonium finden, das wir zu skizziren suchen wollen.

Man stelle sich fünfzig Fuß lange und ungefähr dreißig Fuß breite Remisen mit einer Höhe von siebenzehn Fuß vor; an den Wänden allerlei Tapeten aus der Zeit der Regierung von Heinrich IV. und Ludwig XIII., an den durch die Menge der aufgehängten Gegenstände verborgenen Decken, Kronleuchter mit Girandolen, die an ausgestopfte Eidechsen, Kirchenlampen und fliegende Fische anstoßen.

Auf dem Boden aufgehäufte Teppiche und Matten, Meubles mit gedrehten Säulen, mit abgevierten Füßen,

geschnitzte Schenktische von Eichenholz, Wandtische nach der Mode von Ludwig XV. mit vergoldeten Pfoten, Sopha's mit rosa Damast oder Utrechter Sammet überzogen, Ruhebetten, große lederne Lehnstühle, wie sie Sully liebte, Schränke von Ebenholz mit Füllungen in Relief und messingenen Stäbchen, Tische von Boule mit Blättern von Schmelz oder Porzellan, Triktrake, Putztische mit völliger Ausrüstung, Commoden mit eingelegter Arbeit von Instrumenten oder Blumen.

Lagerstätten von Rosenholz oder von Eichenholz mit Eckenden oder mit Baldachin-Vorhängen von allen Formen, von allen Dessins, von allen Stoffen sich verhalfternd, sich vermengend, sich verwühlend oder sich stoßend in den Halbschatten der Remise.

Klaviere, Spinette, Harfen, ägyptische Klappern mit einem Gueridon; der Hund Marlborough ausgestopft und mit Augen von Schmelz.

Sodann Weißzeug von allen Qualitäten: Damenkleider neben Sammetröcken hängend, Degengriffe von Stahl, von Silber, von Perlmutter.

Hohe Leuchter, Portraits von Ahnherren und Ahnfrauen, Bilder Grau in Grau, eingerahmte Stiche, und alle die Nachahmungen von Vernet, wie sie damals in der Mode, von jenem Vernet, zu dem die Königin so anmuthreich und so fein sagte:

„Entschieden sind nur Sie allein, Herr Vernet, in Frankreich im Stande, den Regen und das schöne Wetter zu machen."

XIV.

Meister Fingret.

Das ist es, was Alles die Augen und folglich die Einbildungskraft der wenig Begüterten in den Maga-

zinen von Meister Fingret auf der Place Royale verführte.

Lauter Waaren, die nicht ganz neu waren, wie es das Schild redlich sagte, die sich aber, vereinigt, einander Werth gaben und am Ende eine viel beträchtlichere Gesammtsumme herausstellten, als es die hochmüthigsten Einkäufer verlangt haben würden.

Frau von La Mothe bemerkte erst, als sie zu Betrachtung aller dieser Reichthümer zugelassen war, was ihr in der Rue Saint-Claude fehlte.

Es fehlte ihr ein Salon, um Sopha, Fauteuils und Bergères zu enthalten.

Ein Speisezimmer, um Schränke, Etagèren und Anrichtetisch aufzunehmen.

Ein Boudoir für die Zitzvorhänge, die Gueridons und die Feuerschirme.

Was ihr dann noch fehlte, hätte sie Salon, Speisezimmer und Boudoir gehabt, das war das Geld, um die Meubles zu bekommen, die sie in diese neue Wohnung stellen sollte.

Doch mit den Tapezierern von Paris ist jederzeit leicht eine Uebereinkunft zu treffen gewesen, und wir haben nie sagen hören, eine hübsche und junge Frau sei auf der Schwelle einer Thüre gestorben, die sie sich öffnen zu lassen nicht vermocht.

In Paris miethet man das, was man nicht kauft, und es sind die Meublesvermiether, die das Sprüchwort: „Sehen ist haben," in Umlauf brachten.

In der Hoffnung auf eine mögliche Miethe warf Frau von La Mothe, nachdem sie Maße genommen, ihr Auge auf ein Meuble von goldgelber Seide, das ihr beim ersten Anblick gefiel.

Nie aber würde dieses Meuble, das aus zehn Stücken bestand, den geeigneten Raum im vierten Stocke der Rue Saint-Claude haben.

Um Alles zu ordnen, müßte man den dritten Stock, bestehend aus einem Vorzimmer, einem Speise-

immer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer, niethen.

So daß man im dritten Stock die Almosen der Cardinäle und im vierten die der Unterstützungsanstalten in Empfang nehmen würde, das heißt im Luxus die der Leute, welche Wohlthätigkeit aus Prahlerei üben und in der Armuth die Geschenke der mit Vorurtheilen Behafteten, die es nicht lieben, denjenigen zu geben, für welche es nicht Bedürfniß ist, zu empfangen.

Nachdem die Gräfin so ihren Entschluß gefaßt, wandte sie ihre Augen nach der dunklen Seite der Remise, nämlich nach der Seite, wo sich die Reichthümer am glänzendsten boten, nach der Seite der Krystalle, der Goldrahmen, der Spiegel.

Sie sah hier, die Mütze in der Hand, die Miene ungeduldig und das Lächeln ein wenig verächtlich, das Gesicht eines Pariser Bürgersmannes, der einen Schlüssel an den zwei Zeigefingern seiner zwei durch die Nägel an einander befestigten Hände drehen ließ.

Dieser würdige Aufseher der Gelegenheitswaaren war kein Anderer, als Herr Fingret, dem seine Commis den Besuch einer schönen Dame gemeldet hatten.

Man konnte im Hofe dieselben Commis sehen, kurz und eng in Bure und Camelot gekleidet, ihre kleinen Waden unter etwas lachenden Strümpfen in der Luft. Sie waren beschäftigt, mit den älteren Meubles die minder alten zu restauriren, oder besser gesagt, Sophas, Lehnstühle und antike Polster zu plündern und das Roßhaar und die Federn herauszuziehen, die zum Ausstopfen ihrer Nachfolger dienen sollten.

Der Eine krämpelte das Roßhaar, vermengte es roßmüthig mit Werg und stopfte ein neues Geräthe damit voll.

Der Andere bauchte gute Fauteuils.

Der Dritte bügelte mit aromatischen Wassern geeinigte Stoffe aus.

Und mit diesen alten Ingredienzien richtete man die

so schönen Meubles zurecht, welche Frau von La Mothe in diesem Augenblick bewunderte.

Da Herr Fingret bemerkte, daß seine Kundin die Operationen seiner Commis sehen und die Gelegenheit in einem minder günstigen Lichte anschauen konnte, als es für seine Interessen ersprießlich war, so schloß er eine Glasthüre, die nach dem Hofe ging, aus Furcht, wie er sagte, der Staub könnte blendend sein für Madame . . .

Bei diesem „Madame" hielt er inne.

Es war dieß eine Frage.

„Die Frau Gräfin von La Mothe Valois," erwiederte Jeanne nachlässig.

Bei diesem wohlklingenden Titel sah man nun Herrn Fingret seine Finger lösen, den Schlüssel in die Tasche stecken und sich der Gräfin nähern.

„Oh!" sprach er, „es ist nichts hier, was für Madame taugt. Ich habe Neues, Schönes, Prächtiges. Die Frau Gräfin darf nicht denken, weil es auf der Place Royale ist, habe das Haus von Meister Fingret nicht eben so schöne Meubles, als der Tapezierer des Königs. Wollen Sie gefälligst dieß Alles lassen, Madame, und sehen wir in dem andern Magazin nach.

Jeanne erröthete.

Alles, was sie hier gesehen, kam ihr sehr schön vor, so schön, daß sie nicht einmal es kaufen zu können hoffte.

Ohne Zweifel geschmeichelt, daß sie von Herrn Fingret so gut beurtheilt wurde, konnte sie sich der Furcht nicht erwehren, er beurtheile sie zu gut.

Sie verwünschte ihren Stolz und bedauerte es, sich nicht als einfache Bürgersfrau angekündigt zu haben.

Doch aus jeder schlimmen Lage zieht sich ein gewandter Geist mit Vortheil heraus.

„Nichts Neues, mein Herr," sagte sie, „ich will nichts Neues haben."

„Madame will ohne Zweifel eine Wohnung für Freunde meubliren?"

„Ganz richtig, eine Wohnung für Freunde, und Sie begreifen, daß für eine solche Wohnung . . .“

„Vortrefflich, Madame wähle,“ erwiederte Fingret, der, schlau wie ein Handelsmann von Paris, welcher seine Eitelkeit nicht darein setzt, daß er eher Altes, als Neues verkauft, wenn er aus dem Einen so viel gewinnen kann, als aus dem Andern.

„Dieses kleine goldfarbige Meuble zum Beispiel?“ fragte die Gräfin.

„Oh! das ist unbedeutend, es hat nur zehn Stücke.“

„Das Zimmer ist mittelmäßig,“ entgegnete die Gräfin.

„Das Meuble ist ganz neu, wie Madame sehen kann.“

„Nun, und eine Gelegenheitswaare?“

„Allerdings,“ versetzte Herr Fingret lachend; „doch so wie es ist, ist es achthundert Livres werth.“

Dieser Preis machte die Gräfin beben; wie, sollte sie gestehen, die Erbin der Valois begnüge sich mit einem Gelegenheitsmeuble, könne aber die achthundert Livres nicht bezahlen.

Sie entschloß sich zu einer schlechten Laune und rief: „Es ist nicht vom Kaufen die Rede, mein Herr. Woraus entnehmen Sie, ich wolle dergleichen alten Kram kaufen? Es handelt sich nur um ein Miethen und dabei . . .“

Fingret machte ein saures Gesicht, denn unmerklich verlor seine Kundin an ihrem Werthe. Es handelte sich nicht mehr um den Verkauf eines neuen Meuble, oder nur eines Gelegenheitsmeuble, sondern nur um eine Miethe.

„Sie wünschen dieses ganze goldgelbe Meuble zu miethen,“ sagte er, „für ein Jahr etwa?“

„Nein, für einen Monat. Ich habe eine Einrichtung für Jemand aus der Provinz zu treffen.“

„Das macht hundert Livres im Monat,“ sagte Meister Fingret.

„Sie scherzen, mein Herr, denn bei dieser Rechnung würde mein Meuble nach Ablauf von acht Monaten mir gehören.“

„Einverstanden, Frau Gräfin.“

„Nun, und dann?“

„Wenn es Ihnen gehörte, würde es nicht mehr mir gehören, und folglich hätte ich mich nicht um die Auffrischung und Wiederherstellung zu bekümmern, lauter Dinge, welche Geld kosten.“

Frau von La Mothe dachte nach.

„Hundert Livres,“ sagte sie zu sich selbst, „das ist viel; doch man muß die Sache mit Vernunft betrachten: entweder wird das in einem Monat zu theuer sein und dann gebe ich dem Tapezierer die Meubles zurück, und lasse ihm eine große Meinung, oder ich kann in einem Monat ein neues Meuble bestellen. Ich gedachte fünf- bis sechshundert Livres aufzuwenden, machen wir die Sache großartig; geben wir hundert Thaler aus.“

„Ich behalte dieses goldfarbige Meuble für einen Salon mit allen ähnlichen Vorhängen,“ sprach sie laut.

„Gut Madame.“

„Und die Teppiche?“

„Hier sind sie.“

„Was werden Sie für ein anderes Zimmer geben?“

„Diese grünen Stühle ohne Lehne, diesen Schrank von Eichenholz, diesen Tisch mit gedrehten Füßen, diese grünen Damastvorhänge.“

„Gut; und für ein Schlafzimmer?“

„Ein breites, schönes Bett, vortreffliches Bettzeug, eine Bettdecke von Sammet, rosa und mit Silber gestickt, blaue Vorhänge, eine etwas gothische, aber reich vergoldete Kamingarnitur.“

„Toilette?“

„Mit Spitzen von Mecheln. Schauen Sie selbst, Madame. Commode von äußerst zarter, eingelegter Arbeit, ein ähnliches Nähtischchen, Sopha mit Stickerei

ebenso die Stühle, eleganter Kamin, kommt aus dem Schlafzimmer der Frau von Pompadour in Choisy."

„Dieß Alles um welchen Preis?"

„Für einen Monat?"

„Ja."

„Vierhundert Livres."

„Ah! Herr Fingret, ich bitte, halten Sie mich nicht für eine Grisette. Man blendet Leute meines Standes nicht mit Lappen. Wollen Sie gefälligst bedenken, daß vierhundert Livres monatlich, viertausend achthundert Livres im Jahr ausmachen, und daß ich um diesen Preis ein ganz möblirtes Hotel bekäme."

Meister Fingret kratzte sich hinter dem Ohr.

„Sie verleiden mir die Place Royale," fuhr die Gräfin fort.

„Das brächte mich in Verzweiflung."

„Beweisen Sie es mir. Ich will für dieses ganze Mobiliar nur hundert Thaler geben."

Jeanne sprach diese letzten Worte mit so viel würdevoller Hoheit, daß der Handelsmann abermals an die Zukunft dachte.

„Es sei, Madame," sagte er.

„Und zwar unter einer Bedingung."

„Unter welcher, Madame?"

„Daß dieß Alles heute Nachmittag um drei Uhr nach der Wohnung, die ich Ihnen bezeichnen werde, gebracht und in dieser geordnet ist."

„Es ist zehn Uhr, Madame, bedenken Sie wohl, es schlägt eben zehn Uhr."

„Ja oder nein."

„Wohin soll es kommen?"

„Nach der Rue Saint-Claude, im Marais."

„Gut, gut."

Der Tapezier öffnete die Hofthüre und rief: „Sylvain! Landry! Remy!"

Drei von seinen Gehülfen eilten herbei, entzückt, einen Vorwand zu haben, um ihre Arbeit zu unterbrechen, einen Vorwand, um die schöne Dame zu sehen.

„Die Tragbahren, meine Herren, die Handwagen.“

„Remy, Sie packen das goldgelbe Meuble auf; Sylvain, das Vorzimmer in den Wagen, während Sie, der Sie sehr pünktlich sind, das Schlafzimmer zu besorgen haben.“

„Setzen wir die Rechnung auf und ich unterzeichne den Empfang, Madame, wenn es Ihnen genehm ist.“

„Hier sind sechs Doppellouis und ein einfacher Louisd'or; geben Sie mir heraus.“

„Hier sind zwei Sechs-Livres-Thaler, Madame.“

„Von denen ich einen diesen Herren schenke, wenn das Geschäft beendigt ist.“

Nach diesen Worten reichte sie dem Tapezierer ihre Adresse und kehrte zu dem Schubkarren zurück, auf dem sie gekommen war.

Eine Stunde später hatte sie die Wohnung im dritten Stock gemiethet, und es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als schon der Salon, das Vorzimmer und das Schlafzimmer gleichzeitig möblirt wurden.

Der Sechs-Livres-Thaler war von den Herren Landry, Remy und Sylvain in zehn Minuten verdient.

Nachdem die Wohnung so verwandelt war, nachdem man die Fensterscheiben gereinigt und die Kamine mit Feuer versehen hatte, begab sich Jeanne an ihre Toilette; sie weidete sich an dem Glück, auf einem guten Teppich zu wandeln, an der warmen Atmosphäre, die von den wattirten Wänden zurückströmte; sie athmete mit Entzücken den Duft einiger Lackviolen ein, welche freudig ihren Stengel in japanesischen Vasen, ihren Kopf in dem lauen Dunst des Zimmers badeten.

Meister Fingret hatte die goldenen Arme nicht vergessen, welche die Kerzen tragen, und auf den beiden Seiten der Spiegel waren die Lichter mit Glasgirandolen angebracht, die unter dem Feuer der Wachslichter in allen Farben des Regenbogens spielen.

Feuer, Blumen, Kerzen, duftende Rosen, Alles

wandte Jeanne zur Verschönerung des Paradieses an, das sie für Seine Excellenz bestimmte."

Sie war sogar dafür besorgt, daß die Thüre des Schlafzimmers, mit absichtlicher Coquetterie halb geöffnet, ein schönes, sanftes, rothes Feuer erschauen ließ, in dessen Reflexen die Füße der Fauteuils, das Bettgestell und die Feuerböcke von Frau von Pompadour, Köpfe von Chimären, worauf der reizende Fuß der Marquise geruht, glänzten.

Hierauf beschränkte sich die Coquetterie von Jeanne nicht.

Wenn das Feuer das Innere dieses Zimmers hervorhob, wenn die Wohlgerüche die Frau verriethen, so verrieth die Frau einen Reiz, eine Schönheit, einen Geist, einen Geschmack, würdig einer Eminenz.

Jeanne behandelte ihre Toilette mit einer Sorgfalt, über die Herr von La Mothe, ihr abwesender Gatte, Rechenschaft von ihr verlangt hätte. Die Frau war würdig der Wohnung und des von Meister Fingret gemietheten Mobiliars.

Nachdem sie ein nur sehr leichtes Mahl eingenommen, um ihre ganze Geistesgegenwart zu besitzen und ihre elegante Bläße zu bewahren, begrub sich Jeanne in einen großen Fauteuil beim Feuer in ihrem Schlafzimmer.

Ein Buch in der Hand, einen Pantoffel auf einem Tabouret, wartete sie, zugleich auf das Picken der Unruhe ihrer Pendeluhr und das entfernte Geräusch der Wagen horchend, welche selten die Ruhe der Einöde des Marais störten.

Sie wartete, die Glocke schlug neun Uhr, zehn Uhr, elf Uhr; Niemand kam, Niemand im Wagen, Niemand zu Fuß.

Elf Uhr! das ist doch die Stunde der galanten Prälaten, die ihren Wohlthätigkeitssinn bei einem Vorstadtbendbrod geschärft, und da sie nur zwanzigmal ihre Räder drehen zu lassen brauchen, sich Beifall spenden,

daß sie um einen so wohlfeilen Preis menschenfreundlich und religiös sind.

Es schlug mit düsteren Tönen Mitternacht bei den Filles du Calvaire.

Weder Prälat noch Wagen, die Kerzen fingen an zu erbleichen, einige überströmten in durchsichtigen Lachen ihre Schalen von vergoldetem Kupfer.

Unter Seufzern wieder angefacht, hatte sich das Feuer in Kohlenglut und dann in Asche verwandelt. Es herrschte eine afrikanische Hitze in den zwei Zimmern.

Die alte Dienerin, die sich aufgeputzt hatte, brummte und beklagte ihre Haube mit den anspruchsvollen Bändern, deren Knoten, die sich mit ihrem Kopfe beugten, wenn sie vor ihrer Kerze im Vorzimmer entschlief, nicht unberührt, sei es von den Beleckungen der Flamme, sei es von den Angriffen des flüssigen Wachses, wieder in die Höhe kamen.

Um halb ein Uhr stand Jeanne ganz wüthend von ihrem Lehnstuhle auf, den sie mehr als hundertmal am Abend verlassen hatte, um das Fenster zu öffnen und ihre Blicke in die Tiefen der Straße zu tauchen.

Das Quartier war ruhig, wie vor der Erschaffung der Welt.

Sie ließ sich entkleiden, schlug das Abendbrod aus und entließ die Alte, deren Fragen ihr lästig zu werden anfingen.

Und allein, inmitten ihrer seidenen Tapeten, unter ihren schönen Vorhängen, in ihrem vortrefflichen Bett, schlief sie nicht besser, als am Tage vorher, denn am vorhergehenden Tage war ihre Sorglosigkeit glücklicher, sie entsprang aus der Hoffnung.

Doch, indem sie sich dem schlimmen Geschick entgegen wandte, indem sie sich gegen dasselbe anstemmte, fand Jeanne eine Entschuldigung für den Cardinal.

Einmal die, daß er Cardinal, Großalmosenier sei, daß er tausend Geschäfte habe, welche beunruhigend und folglich viel wichtiger, als irgend ein Besuch in der Rue Saint-Claude.

Dann eine andere Entschuldigung:

Er kennt die kleine Gräfin von Valois nicht, eine sehr tröstliche Entschuldigung für Jeanne. Oh! gewiß, sie würde sich nicht getröstet haben, hätte Herr von Rohan sein Wort nach einem ersten Besuche gebrochen.

Dieser Grund, den Jeanne sich selbst gab, bedurfte eines Beweises, um ganz gut zu erscheinen.

Jeanne vermochte sich nicht zu bezwingen; sie sprang ganz weiß in ihrem Nachtgewande aus dem Bett, zündete die Kerzen an der Nachtlampe an und betrachtete sich lange im Spiegel.

Nach der Prüfung lächelte sie, blies die Lichter aus und legte sich wieder zu Bette.

Die Entschuldigung war gut.

XV.

Der Cardinal von Rohan.

Ohne sich entmuthigen zu lassen, begann Jeanne am andern Tage wieder die Wohnungstoilette und die Frauentoilette.

Der Spiegel hatte sie belehrt, Herr von Rohan würde kommen, hätte er nur ein wenig von ihr sprechen hören.

Es schlug sieben Uhr und das Feuer des Salons brannte in seiner ganzen Pracht, als ein Wagen den Abhang der Rue Saint-Claude herabrollte.

Jeanne hatte noch nicht Zeit gehabt, sich an das Fenster zu stellen und ungeduldig zu werden.

Aus dem Wagen stieg ein Mann in einen weiten Ueberrock gehüllt aus; sobald die Hausthüre wieder hinter diesem Mann geschlossen war, fuhr der Wagen in eine benachbarte Gasse, um die Rückkehr des Gebieters zu erwarten.

Bald ertönte die Klingel, und das Herz von Frau von La Mothe schlug so gewaltig, daß man es hätte hören können.

Aber Jeanne schämte sich, daß sie einer unvernünftigen Gemüthsbewegung nachgab, befahl ihrem Herzen Stillschweigen und legte so gut als möglich eine Stickerei auf dem Tisch, eine neue Composition auf dem Klavier, eine Zeitung auf der Ecke des Kamins zurecht.

Nach einigen Secunden meldete Clotilde der Frau Gräfin:

„Die Person, welche vorgestern geschrieben."

„Laßt sie eintreten," erwiederte Jeanne.

Ein leichter Tritt, krachende Schuhe, ein schöner Mann in Sammet und Seide gekleidet, den Kopf hochtragend und in diesem kleinen Gemach dem Anschein nach mehr als zehn Fuß hoch, dieß war es, was Jeanne wahrnahm, als sie sich zum Empfang erhob.

Das von der Person beobachtete Incognito hatte sie unangenehm berührt.

Sie beschloß auch den ganzen Vortheil einer Frau, welche überlegt hat, zu benützen, und fragte mit einer Verbeugung nicht eines Schützlings, sondern einer Beschützerin:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Der Prinz schaute die Thüre des Salons an, vor der die Alte verschwunden war, und antwortete:

„Ich bin der Cardinal von Rohan."

Was Frau von La Mothe, die sich den Anschein gab, als erröthete sie und als würde sie ganz verwirrt vor lauter Demuth, mit einer Verneigung erwiederte, wie man sie nur vor den Königen macht.

Dann rückte sie ein Fauteuil vor, und statt sich auf einen Sessel zu setzen, wie es die Etiquette verlangt hätte, nahm sie in dem großen Lehnstuhl Platz.

Als der Cardinal sah, daß es sich Jeder bequem machen konnte, legte er seinen Hut auf den Tisch,

schaute Jeanne, die ihn ebenfalls anschaute, in's Gesicht und sagte:

„Es ist also wahr, Mademoiselle . . .“

„Madame,“ unterbrach ihn Jeanne.

„Verzeihen Sie . . . Ich vergaß . . . Es ist also wahr, Madame.“

„Mein Mann nennt sich Graf von La Mothe, Monseigneur.“

„Richtig, richtig, Gendarme des Königs oder der Königin.“

„Ja, Monseigneur.“

„Und Sie, Madame, Sie sind eine geborene Valois?“

„Valois, ja, Monseigneur.“

„Ein großer Name,“ sprach der Cardinal, die Beine kreuzend, „ein seltener, erloschener Name.“

Jeanne errieth den Zweifel des Cardinals.

„Erloschen,“ sagte sie, „nein, Monseigneur, da ich ihn führe und einen Bruder habe, der Baron Valois ist.“

„Anerkannt?“

„Es bedarf nicht der Anerkennung, Monseigneur; mag mein Bruder reich oder arm sein, er wird darum nicht minder das sein, als was er geboren ist, Baron von Valois.“

„Madame, ich bitte, erzählen Sie mir ein wenig diese Anerbung. Sie interessiren mich, ich liebe die Wappenkunst.“

Jeanne erzählte einfach, nachlässig, was der Leser schon weiß.

Der Cardinal horchte und schaute.

Er gab sich nicht die Mühe, seine Eindrücke zu verbergen. Wozu? er glaubte weder an das Verdienst noch an den Stand von Jeanne; er sah sie hübsch, arm; er schaute, das war genug.

Jeanne, welche Alles bemerkte, errieth den schlimmen Gedanken des zukünftigen Protectors.

„Somit sind Sie wirklich unglücklich gewesen?“ sagte Herr von Rohan, mit gleichgültigem Wesen.

„Ich beklage mich nicht, Monseigneur.“

„Man hat mir in der That die Schwierigkeiten Ihrer Lage bedeutend übertrieben.“

Er ſchaute umher.

„Dieſe Wohnung iſt bequem, angenehm meublirt.“

„Für eine Griſette allerdings,“ entgegnete Jeanne hart und ungeduldig, das Treffen zu beginnen; „ja, Monſeigneur.“

Der Cardinal machte eine Bewegung.

„Wie?“ ſagte er, „Sie nennen dieſe Einrichtung eine Griſetteneinrichtung?“

„Monſeigneur,“ erwiederte ſie, „ich glaube nicht, daß Sie dieſes Mobiliar eine Prinzeſſinneneinrichtung nennen können.“

„Und Sie ſind Prinzeſſin,“ ſagte er mit einer von jenen unmerklichen Ironien, welche nur die ausgezeichneten Geiſter oder die Leute von ſehr hohem Geſchlecht mit ihrer Sprache zu vermiſchen, ohne ganz und gar unverſchämt zu werden, das Geheimniß beſitzen.

„Ich bin als eine Valois geboren, wie Sie als ein Rohan, das iſt Alles, was ich weiß,“ ſagte ſie.

Dieſe Worte ſprach ſie mit ſo ſanfter Majeſtät des Unglücks, das ſich empört, mit ſo viel Majeſtät des Weibes, das ſich verkannt fühlt, ſie waren zugleich ſo harmoniſch und ſo würdig, daß der Fürſt nicht dadurch verletzt, der Menſch aber bewegt wurde.

„Madame,“ ſagte er, „ich vergaß, daß mein erſtes Wort eine Entſchuldigung hätte ſein ſollen. Ich ſchrieb Ihnen geſtern, ich würde hieher kommen, doch ich hatte in Verſailles beim Empfang von Herrn Suffren zu thun und mußte auf das Vergnügen, Sie zu ſehen, verzichten.“

„Monſeigneur erweiſt mir noch zu viel Ehre, daß er heute an mich gedacht hat, und der Herr Graf von La Mothe, mein Gatte, wird noch lebhafter die Verbannung beklagen, in der ihn die Noth hält, da ihn dieſe Verbannung hindert, ſich einer ſo erhabenen Gegenwart zu erfreuen.“

Das Wort Gatte erregte die Aufmerksamkeit des Cardinals.

„Sie leben allein, Madame?“ sagte er.

„Ganz allein, Monseigneur.“

„Das ist schön von Seiten einer jungen und hübschen Frau.“

„Das ist einfach, Monseigneur, von Seiten einer Frau, die in jeder andern Gesellschaft, als in der, von welcher sie ihre Armuth entfernt, nicht an ihrem Platze wäre.“

Der Cardinal schwieg.

„Es scheint,“ sagte er nach einer Pause, „es scheint, die Genealogen ziehen Ihre Abstammung nicht in Zweifel?“

„Wozu dient mir das?“ erwiederte Jeanne mit verächtlichem Tone, während sie mit einer reizenden Geberde die kleinen, rund gekräuselten, gepuderten Haarlocken von ihren Schläfen aufhob.

Der Cardinal rückte sein Fauteuil näher hinzu, als wollte er mit seinen Füßen das Feuer erreichen.

„Madame,“ sagte er, „ich möchte gern wissen und ich wollte wissen, wozu ich Ihnen nützlich sein könnte.“

„Zu nichts, Monseigneur.“

„Wie, zu nichts?“

„Eure Eminenz überhäuft mich mit Ehre.“

„Sprechen wir offenherziger.“

„Ich vermöchte nicht offenherziger zu sein, als ich es bin, Monseigneur.“

„Sie beklagten sich so eben,“ sagte der Cardinal umherschauend, als wollte er Jeanne daran erinnern, daß sie ihr Mobiliar eine Grisetteneinrichtung genannt habe.

„Ja, es ist wahr, ich beklagte mich.“

„Nun, also, Madame...“

„Nun, Monseigneur, ich sehe, daß mir Eure Eminenz ein Almosen spenden will, nicht wahr?“

„Oh! Madame . . .“

„Nichts Anderes. Almosen habe ich empfangen, werde aber nicht ferner empfangen."

„Was soll dieß bedeuten?"

„Monseigneur, ich bin seit einiger Zeit genug gedemüthigt; es ist mir nicht mehr möglich, zu widerstehen."

„Madame, Sie irren sich. Im Unglück ist man nicht entehrt . . ."

„Selbst mit dem Namen, den ich führe, sagen Sie, würden Sie betteln, Herr von Rohan?"

„Ich spreche nicht von mir," erwiederte der Cardinal mit einer gewissen, mit Stolz gemischten Verlegenheit.

„Monseigneur, ich kenne nur zwei Arten, Almosen zu verlangen: im Wagen oder an einer Kirchenthüre; mit Gold und Sammet oder in Lumpen. Wohl denn! vor Kurzem erwartete ich nicht die Ehre Ihres Besuches; ich glaubte mich vergessen."

„Ah! Sie wußten also, daß ich es war, der geschrieben?"

„Habe ich nicht Ihr Wappen auf dem Siegel des Briefes gesehen, den Sie mir zu schreiben mich beehrten?"

„Sie stellten sich jedoch, als erkennten Sie mich nicht."

„Weil Sie mir nicht die Ehre erwiesen, sich melden zu lassen."

„Wohl! dieser Stolz gefällt mir," sprach lebhaft der Cardinal, indem er mit wohlgefälliger Aufmerksamkeit die feurigen Augen, die hoffärtige Physiognomie von Jeanne anschaute.

„Ich sagte also," fuhr diese fort, „ich sagte, ich habe, ehe ich Sie gesehen, den Entschluß gefaßt, den elenden Mantel, der meine Armuth verschleiert, der die Nacktheit meines Namens bedeckt, liegen zu lassen und in Lumpen, wie jede christliche Bettlerin, um mein Brod, nicht den Stolz, sondern die Menschenliebe der Vorübergehenden anzuflehen."

„Ihre Mittel sind hoffentlich noch nicht erschöpft?“

Jeanne antwortete nicht.

„Sie haben irgend ein Gut, und wäre es auch mit Hypotheken belastet; Familienschmuck? Dieses zum Beispiel?“

Er deutete auf eine Büchse, mit der die weißen und zarten Finger der jungen Frau spielten.

„Dieses?“ sagte sie.

„Eine originelle Büchse, bei meinem Worte. Erlauben Sie?“

„Ah! ein Porträt.“

Er nahm sie.

Alsbald machte er eine Bewegung des Erstaunens.

„Sie kennen das Original dieses Porträts?“ fragte Jeanne.

„Es ist das von Maria Theresia.“

„Von Maria Theresia?“

„Ja, der Kaiserin von Oestreich.“

„Wahrhaftig!“ rief Jener. „Sie glauben, Monseigneur?“

Der Cardinal schaute noch einmal die Büchse an und fragte dann:

„Woher haben Sie das?“

„Von einer Dame, die vorgestern hier gewesen ist.“

„Bei Ihnen?“

„Bei mir.“

„Von einer Dame . . .“

Der Cardinal betrachtete die Büchse mit neuer Aufmerksamkeit.

„Ich irre mich, Monseigneur,“ sagte die Gräfin, „es waren zwei Damen.“

„Und eine von den zwei Damen hat Ihnen diese Büchse gegeben?“ fragte der Cardinal mißtrauisch.

„Nein, sie hat sie mir nicht gegeben.“

„Wie kommt sie denn in Ihre Hände?“

„Sie hat sie bei mir vergessen.“

Der Cardinal blieb nachdenkend, dergestalt nachdenkend, daß die Gräfin von Valois darüber besorgt

wurde und dachte, sie thue wohl daran, auf ihrer Hut zu sein.

Dann erhob der Cardinal das Haupt, schaute die Gräfin aufmerksam an und sagte:

„Und wie heißt diese Dame? Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich diese Frage an Sie richte? ich schäme mich dessen und komme mir vor wie ein Richter."

„Monseigneur, die Frage ist in der That seltsam."

„Indiscret vielleicht; aber seltsam . . ."

„Seltsam, ich wiederhole es. Wenn ich die Dame kennte, welche die Bonbonnière hier hat liegen lassen..."

„Nun!"

„So hätte ich sie ihr schon zurückgeschickt. Ohne Zweifel ist ihr daran gelegen, und ich möchte nicht gern ihren freundlichen Besuch durch eine Unruhe von achtundvierzig Stunden belohnen."

„Ah! Sie kennen Sie nicht . . ."

„Nein, ich weiß nur, daß es die Superiorin einer Stiftung zu guten Werken ist."

„Von hier?"

„Von Versailles."

„Von Versailles . . . die Superiorin einer Wohlthätigkeitsanstalt . . ."

„Monseigneur, ich empfange Frauen, die Frauen demüthigen nicht eine arme Frau, indem sie ihr Unterstützung bringen, und diese Dame, welche menschenfreundliche Mittheilungen über meine Lage in Kenntniß gesetzt hatten, legte hundert Louisd'or auf meinen Kamin, als sie mich besuchte."

„Hundert Louisd'or!" sagte der Cardinal mit Erstaunen; dann, als er sah, er könnte die Empfindlichkeit von Jeanne verletzen, denn diese machte wirklich eine Bewegung, fügte er bei:

„Verzeihen Sie, Madame, ich wundere mich nicht, daß man Ihnen diese Summe gegeben hat. Sie verdienen im Gegentheil alle Fürsorge wohlthätiger Leute, und Ihre Geburt macht es für sie zum Gesetz, Ihnen nützlich zu sein. Es setzt mich nur der Titel: Dame

vom guten Werke, in Erstaunen; die Damen vom guten Werke pflegen leichtere Almosen zu spenden. Könnten Sie mir nicht das Porträt dieser Dame geben, Gräfin?"

„Das ist schwierig, Monseigneur," erwiederte Jeanne, um die Neugierde des Cardinals zu stacheln.

„Wie schwierig, da sie hier gewesen ist?"

„Allerdings. Die Dame, welche ohne Zweifel nicht erkannt sein wollte, verbarg ihr Gesicht in einer ziemlich weiten Kalesche; überdieß war sie in Pelze gehüllt. Doch . . ."

Die Gräfin gab sich das Ansehen, als suche sie.

„Doch . . ." wiederholte der Cardinal.

„Doch glaubte ich zu sehen . . . Ich behaupte nicht, Monseigneur."

„Was glaubten Sie zu sehen?"

„Blaue Augen."

„Der Mund?"

„Klein, obgleich die Lippen ein wenig dick, besonders die Unterlippe."

„Von hohem oder mittlerem Wuchs?"

„Von mittlerem Wuchs."

„Die Hände?"

„Vollkommen."

„Der Hals?"

„Lang und dünn."

„Die Physiognomie?"

„Streng und edel."

„Der Accent?"

„Etwas gehemmt. Doch, Sie kennen vielleicht diese Dame, Monseigneur?"

„Wie sollte ich sie kennen, Frau Gräfin?" fragte lebhaft der Prälat.

„Nach der Art, wie Sie mich befragen, Monseigneur, oder sogar durch die Sympathie, welche alle Arbeiter guter Werke für einander hegen."

„Nein, Madame, nein, ich kenne sie nicht."

„Wenn Sie jedoch irgend eine Vermuthung hätten?"

„In welcher Hinsicht?"

„Etwa eine Vermuthung, die Ihnen dieses Porträt einflößte?“

„Ah!“ erwiederte rasch der Cardinal, der befürchtete, er habe zu viel errathen lassen, „ja, allerdings, dieses Porträt . . .“

„Nun, dieses Porträt, Monseigneur?“

„Nun! es kommt mir immer vor, als wäre dieses Porträt . . .“

„Nicht wahr, das der Kaiserin Maria Theresia?“

„Ich glaube, ja.“

„Somit denken Sie . . .“

„Ich denke, daß Sie den Besuch von irgend einer deutschen Dame empfangen haben, von einer von denjenigen etwa, welche eine Unterstützungsanstalt gegründet . . .“

„In Versailles?“

„In Versailles, ja, Madame.“

Der Cardinal schwieg hienach.

Doch man sah klar, daß er noch zweifelte, und daß die Gegenwart der Büchse im Hause der Gräfin sein ganzes Mißtrauen wieder erweckt hatte.

Nur war das, was Jeanne nicht völlig unterschied, was sie vergebens zu erklären suchte, der Grund des Gedankens des Cardinals, ein sichtbar für sie unvortheilhafter Gedanke, der in nichts weniger bestand, als darin, daß er sie im Verdacht hatte, sie wolle ihm durch den Anschein eine Falle stellen.

Man konnte wirklich erfahren haben, welches Interesse der Cardinal an den Angelegenheiten der Königin nahm, es war dieß ein Hofgerücht, das entfernt nicht im Zustand eines Halbgeheimnisses geblieben, und wir haben sogar angeführt, wie sehr gewisse Feinde sich Mühe gaben, die Erbitterung zwischen der Königin und ihrem Großalmosenier zu unterhalten.

Dieses Porträt von Maria Theresia, diese Büchse, der sie sich gewöhnlich bediente — der Cardinal hatte sie hundertmal in ihren Händen gesehen — wie fand sich das in den Händen von Jeanne der Bettlerin?

War die Königin wirklich selbst in diese armselige Wohnung gekommen?

Und wenn sie gekommen, war sie Jeanne unbekannt geblieben? aus welchem Grunde verheimlichte sie die Ehre, die ihr zu Theil geworden?

Der Prälat zweifelte.

Er zweifelte schon am Tage vorher. Der Name Valois hatte ihn auf seiner Hut zu sein gelehrt, und nun handelte es sich nicht mehr um eine arme Frau, sondern um eine von einer Königin, die ihre Wohlthaten persönlich brachte, unterstützte Prinzessin.

War Marie Antoinette in diesem Genre mildthätig?

Während der Cardinal so zweifelte, fühlte sich Jeanne, die ihn nicht aus dem Blicke verlor, Jeanne, der keines von den Gefühlen des Prinzen entging, auf der Folter. Für die mit einem Hintergedanken belasteten Gewissen ist der Zweifel derjenigen, die man gern mit der reinen Wahrheit überzeugen möchte, ein wirkliches Märtyrthum.

Das Stillschweigen war für Beide peinlich. Der Cardinal brach es durch eine neue Frage.

„Und die Dame, die Ihre Wohltäterin begleitete, haben Sie dieselbe bemerkt? Können Sie mir sagen, wie sie aussah?“

„Oh! diese habe ich genau gesehen,“ antwortete die Gräfin, „sie ist groß und schön, hat ein entschlossenes Gesicht, einen herrlichen Teint, reiche Formen.“

„Und die andere Dame hat sie nicht genannt?“

„Doch, einmal, bei ihrem Taufnamen.“

„Und ihr Taufname heißt?“

„Andrée.“

„Andrée!“ rief der Cardinal. Und er bebte.

Diese Bewegung entging so wenig, als die andern der Gräfin La Mothe.

Der Cardinal wußte nun, woran er sich zu halten hatte, der Name Andrée benahm ihm alle seine Zweifel.

Man wußte in der That, daß die Königin zwei Tage vorher mit Fräulein von Taverney in Paris gewesen. Eine gewisse Geschichte von einer Verzögerung, von einem geschlossenen Thor, von einem ehelichen Streit zwischen dem König und der Königin war in Versailles in Umlauf gekommen.

Der Cardinal athmete.

Es fand sich weder eine Falle noch ein Complot in der Rue Saint-Claude. Frau von La Mothe kam ihm schön und rein vor, wie der Engel der Unschuld.

Man mußte jedoch eine letzte Probe machen. Der Prinz war Diplomat.

„Gräfin," sagte er, „ich muß gestehen, Eines wundert mich ganz besonders."

„Was, Monseigneur?"

„Daß Sie sich mit Ihrem Namen und Ihren Titeln nicht an den König gewendet haben."

„An den König?"

„Ja."

„Monseigneur, ich habe zwanzig Eingaben, zwanzig Bittschriften an den König abgeschickt."

„Ohne Erfolg?"

„Ohne Erfolg."

„In Ermangelung des Königs würden alle Prinzen des Königlichen Hauses Ihre Reclamationen angenommen haben. Der Herr Herzog von Orleans zum Beispiel ist mildthätig, und dann liebt er es oft, das zu thun, was der König nicht thut."

„Ich habe bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans ansuchen lassen, doch vergebens."

„Vergebens! Das setzt mich in Erstaunen."

„Warum? Ist man nicht reich oder wird man nicht empfohlen, so sieht man jedes Gesuch im Vorzimmer der Fürsten sich verlieren."

„Da ist noch Monseigneur, der Graf d'Artois. Die verschwenderischen Leute verrichten zuweilen bessere Handlungen, als die wohlthätigen Leute."

„Es war bei Monseigneur dem Grafen d'Artois

wie bei Seiner Hoheit dem Herzog von Orleans, wie bei Seiner Majestät, dem König von Frankreich."

„Doch Mesdames, die Tanten des Königs? Oh! Gräfin, diese mußten Ihnen, wenn mich nicht Alles täuscht, günstig antworten."

„Nein, Monseigneur."

„Oh! ich kann nicht glauben, daß Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, ein unempfindliches Herz gehabt hat."

„Es ist wahr, von mir ersucht, hat mir Ihre Königliche Hoheit mich zu empfangen versprochen, doch ich weiß nicht, wie es gekommen ist, nachdem sie meinen Mann empfangen hatte, wollte sie, wie dringend ich auch bat, keine Nachricht mehr von sich geben."

„Das ist in der That seltsam," sagte der Cardinal.

Dann rief er plötzlich und als tauchte dieser Gedanke erst in diesem Augenblick in seinem Geiste auf:

„Aber mein Gott! wir vergessen . . ."

„Was?"

„Die Person, an die Sie sich vor Allem hätten wenden müssen."

„An wen hätte ich mich wenden müssen?"

„An die Gnadenspenderin, an diejenige, welche nie eine verdiente Unterstützung versagt hat, an die Königin."

„An die Königin?"

„Ja, an die Königin. Haben Sie sie gesehen?"

„Nie," antwortete Jeanne mit vollkommener Einfachheit.

„Wie, Sie haben der Königin kein Gesuch überreicht?"

„Nie."

„Sie haben nicht von Ihrer Majestät eine Audienz zu erlangen gesucht?"

„Ich habe mich bemüht, doch es ist mir nicht gelungen."

„Sie haben es wenigstens versucht, sich ihr auf den Weg zu stellen, um bemerkt und an den Hof berufen zu werden. Das war ein Mittel."

„Nein, wahrhaftig, ich bin in meinem Leben nur zweimal in Versailles gewesen, und habe nur zwei Personen dort gesehen, den Herrn Doctor Louis, der meinen unglücklichen Vater im Hotel Dieu behandelt hatte, und den Herrn Baron von Taverney, dem ich empfohlen war."

„Und was hat Ihnen Herr von Taverney gesagt? Er war ganz im Stande, Ihnen Zugang zu der Königin zu verschaffen."

„Er hat mir gesagt, ich sei sehr ungeschickt."

„Warum?"

„Daß ich als einen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs eine Verwandtschaft geltend mache, welche natürlich Seiner Majestät widrig sein müsse, da ein armer Verwandter nie gefällt."

„Das ist der selbstsüchtige, brutale Baron," sagte der Prinz.

Dann überlegte er sich wieder den Besuch von Andrée bei der Gräfin und dachte:

„Es ist seltsam, der Vater weist die Bittstellerin zurück, und die Königin führt die Tochter zu ihr. In der That, aus diesem Widerspruch muß etwas hervorgehen."

„So wahr ich ein Edelmann bin," sprach er dann, „ich bin ganz erstaunt, daß ich sagen höre, eine Bittstellerin, eine Frau vom ersten Adel, habe weder den König noch die Königin gesehen."

„Wenn nicht gemalt," sagte Jeanne lächelnd.

„Wohl denn," rief der Cardinal, dießmal überzeugt von der Unwissenheit und Aufrichtigkeit der Gräfin, „ich werde Sie, wenn es sein muß, selbst nach Versailles führen und die Thüren für Sie öffnen machen."

„Oh! Monseigneur, welche Güte," rief die Gräfin im höchsten Maße erfreut.

Der Cardinal näherte sich ihr und sprach:

„Gräfin, binnen Kurzem muß sich nothwendig alle Welt für Sie interessiren."

„Ach! Monseigneur," sagte Jeanne mit einem

anbetungswürdigen Seufzer, „glauben Sie das aufrichtig?“

„Oh! ich bin dessen sicher.“

„Ich glaube, Sie schmeicheln mir,“ sagte Jeanne. Und dabei schaute sie ihn fest an.

Diese plötzliche Veränderung mußte mit Recht die Gräfin in Erstaunen setzen, sie, die der Cardinal zehn Minuten vorher mit einer ganz fürstlichen Leichtigkeit behandelt hatte.

Wie der Pfeil eines Bogenschützen abgeschossen, traf der Blick von Jeanne den Cardinal in sein Herz oder in seine Sinnlichkeit. Er enthielt das Feuer des Ehrgeizes oder das des Verlangens; doch es war Feuer.

Herr von Rohan, der sich auf die Frauen verstand, mußte sich zugestehen, er habe wenige so verführerische gesehen.

„Ah! bei meiner Treue,“ sagte er zu sich selbst mit dem ewigen Hintergedanken der durch die Diplomatie erzogenen Hofleute, „ah! bei meiner Treue, es wäre ein zu außerordentlicher oder zu glücklicher Fall, fände ich zugleich eine ehrliche Frau, die das Aussehen einer Verschmitzten hat, und in der Armuth eine allmächtige Beschützerin.“

„Monseigneur,“ unterbrach ihn die Sirene, „Sie beobachten bisweilen ein Stillschweigen, das mich beunruhigt; verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen sage.“

„Wie soll ich das verstehen, Gräfin?“ fragte der Cardinal.

„Monseigneur, ein Mann, wie Sie, verfehlt sich gegen die Höflichkeit nur bei zwei Arten von Frauen.“

„Oh! mein Gott, was wollen Sie mir sagen, Gräfin? Bei meinem Wort, Sie erschrecken mich.“

Er nahm sie bei der Hand.

„Ja,“ sprach die Gräfin, „bei zwei Arten von Frauen, ich habe es gesagt und wiederhole es.“

„Lassen Sie hören, bei welchen?“

„Bei Frauen, die man zu sehr liebt, und bei Frauen, die man nicht genug schätzt.“

„Gräfin, Gräfin, Sie machen mich erröthen. Ich hätte der Höflichkeit gegen Sie ermangelt?“

„Gewiß.“

„Sagen Sie das nicht, es wäre entsetzlich.“

„Wahrhaftig, Monseigneur, denn Sie können mich nicht zu sehr lieben, und ich habe Ihnen, bis jetzt wenigstens, nicht das Recht gegeben, mich zu wenig zu schätzen.“

Der Cardinal nahm die Hand von Jeanne und erwiederte:

„Oh! Gräfin, Sie sprechen in der That, als wären Sie gegen mich aufgebracht.“

„Nein, Monseigneur, denn Sie haben meinen Zorn noch nicht verdient.“

„Und ich werde ihn nie verdienen, Madame, von diesem Tage an, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen und Sie kennen zu lernen.“

„Oh! mein Spiegel, mein Spiegel!“ dachte Jeanne.

„Und von diesem Tage an wird Sie meine theilnehmende Sorge nicht mehr verlassen.“

„Oh! Monseigneur, genug, genug,“ sagte die Gräfin, die ihre Hand nicht aus den Händen des Cardinals zurückgezogen hatte.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Protection.“

„Gott verhüte, daß ich je das Wort Protection ausspreche. Oh! Madame, nicht Sie würde es demüthigen, sondern mich.“

„Dann nehmen wir Eines an, Herr Cardinal, was mir unendlich schmeicheln würde.“

„Wenn dem so ist, so nehmen wir das Eine an.“

„Nehmen wir an, Sie haben Frau von La Mothe Valois einen Artigkeitsbesuch gemacht. Nicht wahr?“

„Nichts weniger als dieß,“ erwiederte der galante Cardinal.

Und er hob die Finger von Jeanne an seine Lippen und drückte einen ziemlich langen Kuß darauf.

Die Gräfin zog ihre Hand zurück.

„Oh! Höflichkeit," sagte der Cardinal mit dem feinsten Geschmack und dem größten Ernst.

Jeanne gab ihre Hand zurück, die der Cardinal dießmal ganz ehrfurchtsvoll küßte.

„Oh! so ist es sehr gut, Monseigneur."

Der Cardinal verbeugte sich; die Gräfin aber fuhr fort:

„Wenn ich wüßte, daß ich einen Theil, so schwach er auch sein möchte, an dem so erhabenen und so sehr in Anspruch genommenen Geiste eines Mannes, wie Sie sind, besäße, oh! ich schwöre Ihnen, das könnte mich ein Jahr trösten."

„Ein Jahr! Das ist sehr kurz . . . hoffen wir mehr, Gräfin."

„Nun! ich sage nicht nein," erwiederte sie lächelnd.

Herr Cardinal, ganz kurz war eine Vertraulichkeit, der sich Frau von La Mothe zum zweiten Male schuldig machte. Reizbar in seinem Stolz, hätte sich der Cardinal darüber wundern können, aber die Dinge hatten einen Grad erreicht, daß er sich nicht nur nicht darüber wunderte, sondern sogar damit, wie mit einer Gunst, zufrieden war.

„Oh! Vertrauen," rief er, während er noch näher auf sie zurückte. „Das ist gut, das ist gut."

„Ja, ich habe Vertrauen, Monseigneur, denn ich fühle in Eurer Eminenz . . ."

„Sie sagten vorhin Herr, Gräfin."

„Sie müssen mir verzeihen, Monseigneur, ich kenne den Hof nicht. Ich sage also, ich habe Vertrauen, weil Sie im Stande sind, einen abenteuerlichen, muthigen Geist, wie der meinige, und ein ganz reines Herz zu begreifen. Trotz der Prüfungen der Armuth, trotz der Kämpfe, welche niedrige Feinde gegen mich gekämpft haben, wird Eure Eminenz in mir, das heißt in meinem Gespräche, zu nehmen wissen, was Ihrer

würdig ist. Im Uebrigen wird mir Eure Eminenz Nachsicht gewähren."

„Somit sind wir Freunde, Madame. Das ist unterzeichnet, beschworen."

„Mir ist es ganz lieb."

Der Cardinal stand auf und ging auf Frau von La Mothe zu; da er aber die Arme für einen einfachen Schwur ein wenig zu weit offen hatte, so vermied ihn die Gräfin leicht und geschmeidig.

„Freundschaft zu Drei," sagte sie mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Spott und Unschuld.

„Wie, Freundschaft zu Drei?" fragte der Cardinal.

„Allerdings, gibt es nicht in der Welt einen armen Gensd'armen, einen Verbannten, den man den Grafen von La Mothe nennt?"

„Oh! Gräfin, welch ein beklagenswerthes Gedächtniß besitzen Sie!"

„Ich muß wohl von ihm sprechen, da Sie nicht von ihm sprechen."

„Wissen Sie, warum ich nicht von ihm spreche?"

„Sagen Sie es mir."

„Weil er immerhin selbst genug sprechen wird; glauben Sie mir, die Ehemänner vergessen sich nie."

„Und wenn er von sich spricht?"

„Dann wird man von Ihnen, man wird von uns sprechen."

„Wie so?"

„Man wird zum Beispiel sagen, der Herr Graf von La Mothe habe es gut oder habe es schlecht gefunden, daß der Herr Cardinal von Rohan drei-, vier- oder fünfmal in der Woche Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude besuche."

„Aber werden Sie mir so viel sagen, Herr Cardinal, drei-, vier- oder fünfmal in der Woche?"

„Wo wäre dann die Freundschaft, Gräfin? Ich sagte fünfmal und irrte mich. Sechs- oder siebenmal mußte ich sagen, die Schalttage nicht zu rechnen."

Jeanne lachte.

Der Cardinal bemerkte, daß sie zum ersten Mal seinen Scherzen die Ehre erwies und fühlte sich noch dadurch geschmeichelt.

„Werden Sie es verhindern, daß man spricht?“ sagte sie. „Sie wissen wohl, daß dieß unmöglich ist.“

„Ja,“ erwiederte er.

„Und wie?“

„Ah! das ist eine ganz einfache Sache; mit Recht oder mit Unrecht kennt mich das Volk von Paris.“

„Oh! gewiß, und zwar mit Recht, Monseigneur.“

„Aber Sie, ist er so unglücklich, nicht zu kennen.“

„Nun!“

„Stellen wir die Frage anders.“

„Stellen Sie sie. Das heißt . . .“

„Wie Sie wollen. Wenn Sie zum Beispiel . . .“

„Vollenden Sie.“

„Wenn Sie ausgingen, statt daß Sie mich ausgehen machten.“

„Ich soll in Ihr Hotel gehen, Monseigneur?“

„Sie gingen wohl zu einem Minister.“

„Ein Minister ist kein Mann, Monseigneur.“

„Sie sind anbetungswürdig. Nun wohl! es handelt sich nicht um mein Hotel, ich habe ein Haus.“

„Ein kleines Haus, *) drücken wir uns deutlich aus.“

„Nein, ein Haus, das Ihnen gehört.“

„Oh!“ rief die Gräfin, „ein Haus, das mir gehört. Und wie dieß? Ich wußte Nichts von diesem Haus.“

Der Cardinal, der sich gesetzt hatte, stand auf.

„Morgen früh um zehn Uhr werden Sie die Adresse davon erhalten.“

Die Gräfin erröthete, der Cardinal nahm artig ihre Hand.

---

*) Mit petite maison, kleines Haus, bezeichnete man in Paris ein Haus, wie es die vornehmen Herren in abgelegenen Quartieren für ihre geheimen Liebschaften besaßen.

Und dießmal war der Kuß zugleich ehrerbietig, zärtlich und kühn.

Beide grüßten sich sodann mit dem Reste von lächelnder Ceremonie, welche eine nahe bevorstehende Vertraulichkeit bezeichnet.

„Leuchten Sie Monseigneur," rief die Gräfin.

Die Alte kam und leuchtete.

Der Prälat ging hinaus.

„Mir scheint, das ist ein großer Schritt in der Welt gethan," dachte Jeanne.

„Ah! ah!" dachte der Cardinal, während er in seinen Wagen stieg, „ich habe ein doppeltes Geschäft gemacht. Diese Frau besitzt zu viel Geist, um nicht die Königin einzunehmen, wie sie mich eingenommen hat."

XVI.

Mesmer und Saint-Martin.

Es gab eine Zeit, wo Paris ganz geschäftslos und voll Muße in Leidenschaft für Fragen glühte, welche in unsern Tagen das Monopol der Reichen sind, die man die Unnützen, und der Gelehrten, die man die Faullenzer nennt.

Im Jahre 1782, das heißt in der Zeit, zu der wir gelangt sind, war die Modefrage, die Frage, die obenauf schwamm, die in der Luft schwebte, die in allen ein wenig erhabenen Köpfen festhielt, wie es die Dünste an den Bergen thun, der Mesmerismus, eine mystische Wissenschaft, schlecht definirt durch ihre Erfinder, die, da sie das Bedürfniß nicht fühlten, eine Entdeckung schon bei ihrer Geburt volksthümlich zu machen, diese den Namen eines Mannes, das heißt, einen aristokratischen Titel annehmen ließen, statt eines von den aus dem Griechischen geschöpften wissenschaftlichen Namen,

mit deren Hülfe die schamhafte Bescheidenheit der modernen Gelehrten heut zu Tage jedes scientivische Element verallgemeinert.

Wozu sollte es in der That im Jahre 1784 nützen, eine Wissenschaft zu demokratisiren? Das Volk, das seit mehr als anderthalb Jahrhunderten von denen, die es regierten, nicht zu Rathe gezogen worden war, zählte es für Etwas im Staat? nein: das Volk war die fruchtbare Erde, die da einbrachte, es war die reiche Ernte, die man schnitt, der Herr der Erde aber war der König, und die Schnitter waren der Adel.

Heute hat sich Alles geändert: Frankreich gleicht einer Jahrhundert-Sanduhr; neunhundert Jahre hat sie die Stunde des Königthums angegeben; die mächtige Hand des Herrn hat sie umgedreht; Jahrhunderte hindurch wird sie die Aera des Volks bezeichnen.

Im Jahre 1784 war also der Name eines Mannes eine Empfehlung. Heute würde im Gegentheil der höhere Werth einem von Dingen herrührenden Namen zuerkannt werden.

Doch lassen wir heute, um den Blick auf gestern zu werfen. Was ist bei der Rechnung der Ewigkeit diese Entfernung von einem halben Jahrhundert? nicht einmal die, welche zwischen dem gestrigen Tag und dem morgigen besteht.

Der Doctor Mesmer war in Paris, wie es uns Marie Antoinette selbst, da sie den König um Erlaubniß bat, ihm einen Besuch zu machen, mitgetheilt hat. Man erlaube uns also ein paar Worte über Doctor Mesmer zu sagen, dessen Name, heute nur noch im Gedächtniß einer kleinen Anzahl von Adepten, in der Zeit, die wir zu schildern versuchen, in Aller Mund war.

Der Doctor Mesmer hatte im Jahre 1777 aus Deutschland, diesem Lande der nebeligen Träume, eine ganz von Wolken und Blitzen angeschwollene Wissenschaft gebracht. Beim Schimmer dieser Blitze sah der Gelehrte nichts, als die Wolken, die über seinem Kopfe

ein düsteres Gewölbe bildeten; der große Haufen sah nur die Blitze.

Mesmer war in Deutschland zuerst mit einer These über den Einfluß der Planeten aufgetreten. Er hatte zu begründen gesucht, die Himmelskörper üben mittelst der Kraft, die ihre gegenseitige Anziehung hervorbringt, einen Einfluß auf die belebten Körper und besonders auf das Nervensystem durch die Vermittelung eines zarten Fluidums aus, welches das ganze Weltall erfüllt. Diese erste Theorie war aber sehr abstract. Um sie zu begreifen, mußte man in die Wissenschaft des Galilei und Newton eingeweiht sein. Es war eine Mischung von großen astronomischen Wahrheiten mit den astrologischen Träumereien, die, wie gesagt, nicht volksthümlich, sondern nur aristokratisch werden konnten. Denn hiezu hätte sich die Adelskörperschaft in eine gelehrte Gesellschaft verwandeln müssen. Mesmer gab daher dieses System auf, um sich in das der Magnete zu werfen.

Die Magnete wurden in jener Zeit stark studirt; ihre sympathetischen oder antipathetischen Eigenschaften machten die Mineralien ein Leben leben, das beinahe dem menschlichen Leben ähnlich, indem sie ihnen die zwei großen Leidenschaften des menschlichen Lebens, die Liebe und den Haß, verliehen. Demzufolge schrieb man den Magneten erstaunliche Kräfte, Heilung der Krankheiten zu. Mesmer verband die Wirksamkeit der Magnete mit seinem ersten System und versuchte zu sehen, was er aus dieser Zufügung ziehen könnte.

Zu seinem Unglück fand Mesmer, als er nach Wien kam, einen Nebenbuhler, der sich schon festgestellt hatte. Dieser Nebenbuhler hieß Hall und behauptete, Mesmer habe ihm sein Verfahren gestohlen. Sobald dieß Mesmer sah, erklärte er, als ein Mann von Phantasie, er gebe die Magnete als unnütz auf und werde nicht mehr mit dem mineralischen Magnetismus, sondern mit dem animalischen heilen.

Dieses Wort, als ein neues ausgesprochen, bezeichnete

indeſſen keine neue Entdeckung; den Alten bekannt, bei den ägyptiſchen Einweihungen und dem griechiſchen Pythismus angewendet, hatte ſich der Magnetismus im Mittelalter im Zuſtand der Ueberlieferung erhalten; einige geſammelte Fetzen von dieſer Wiſſenſchaft hatten die Hexenmeiſter des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gebildet; Viele, die man verbrannte, bekannten ſich mitten in den Flammen zu der ſeltſamen Religion, deren Märtyrer ſie waren.

Urbain Grandier war nichts Anderes, als ein Magnetiſeur.

Mesmer hörte von den Wundern dieſer Wiſſenſchaft ſprechen.

Joſeph Balſamo, der Held von einem unſerer Bücher, hatte eine Spur von ſeinem Durchzug in Deutſchland und beſonders in Straßburg zurückgelaſſen. Mesmer forſchte nach dieſer Wiſſenſchaft, welche ſo zerſtreut und flatternd, wie jene Irrlichter, die des Nachts über die Teiche hinlaufen; er machte eine vollſtändige Theorie, ein gleichförmiges Syſtem daraus, dem er den Namen Mesmerismus gab.

Zu dieſem Punkte gelangt, theilte Mesmer ſein Syſtem der Akademie der Wiſſenſchaften von Paris, der königlichen Geſellſchaft von London und der Akademie von Berlin mit; die zwei erſten antworteten nicht einmal, die dritte ſagte, er ſei ein Narr.

Mesmer erinnerte ſich des griechiſchen Philoſophen, der die Bewegung leugnete und den ſein Gegner dadurch, daß er ging, in Verwirrung brachte. Er kam nach Frankreich, nahm aus den Händen des Doctor Storck und des berühmten Augenarztes Wenzel ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren, das mit einer Leberkrankheit und mit dem ſchwarzen Staar behaftet war, und nach einer Behandlung von drei Monaten war die Kranke geheilt, ſah die Blinde hell.

Dieſe Kur hatte viele Leute überzeugt, und unter andern einen Arzt Namens Deslon: aus einem Feinde wurde nun ein Apoſtel.

Von diesem Augenblick an nahm der Ruf von Mesmer immer mehr zu; die Akademie hatte sich gegen den Neuerer erklärt, der Hof erklärte sich für ihn: es wurden Unterhandlungen vom Ministerium angeknüpft, um Mesmer zu veranlassen, die Menschheit durch Veröffentlichung seiner Lehre zu bereichern. Der Doctor machte seinen Preis; Herr von Breteuil bot ihm im Namen des Königs eine Leibrente von zwanzigtausend Livres und eine Besoldung von zehntausend, um drei von der Regierung bezeichnete Personen zur Ausübung seines Verfahrens zu bilden. Aber entrüstet über die königliche Sparsamkeit schlug das Mesmer aus und reiste mit einigen von seinen Kranken nach den Heilquellen von Spaa ab.

Eine unerwartete Katastrophe bedrohte Mesmer. Deslon, sein Schüler, Deslon, der Besitzer des großen Geheimnisses, das Mesmer um dreißigtausend Livres jährlich zu verkaufen sich geweigert hatte, Deslon eröffnete in seinem Hause eine öffentliche Behandlung durch die Mesmer'sche Methode.

Mesmer erfuhr diese schmerzliche Kunde; er schrie über Diebstahl, Verrath, Betrug; er glaubte ein Narr zu werden. Da hatte einer von seinen Kranken, Herr von Bergasse, den glücklichen Einfall, die Wissenschaft des ausgezeichneten Professors in gesellschaftliche Ausbeute zu versetzen; es wurde ein Ausschuß von hundert Personen mit einem Kapital von dreimalhundert und vierzigtausend Livres unter der Bedingung gebildet, daß er seine Lehren den Actionären enthülle. Mesmer machte sich zu dieser Enthüllung anheischig, nahm das Kapital in Empfang und kehrte nach Paris zurück.

Die Stunde war günstig. Es gibt Augenblicke im Alter der Völker, diejenigen, welche die Epoche der Verwandlung berühren, wo die ganze Nation wie vor einem unbekannten Hindernisse stehen bleibt, zögert und den Abgrund fühlt, an dessen Rand sie gelangt ist, den sie erräth, ohne ihn zu sehen.

Frankreich befand sich in einem von diesen Augen-

icken; es bot den Anblick einer Gesellschaft, deren
eist bewegt ist; man war gleichsam in einem schein-
ren Glück erstarrt, dessen Ende man nur dunkel er-
aut, wie man, am Saume eines Waldes anlangend,
Ebene durch die Zwischenräume der Bäume erräth.
ese Ruhe, welche nichts Beständiges, nichts Aechtes
tte, ermüdete, man suchte überall Aufregungen, und
Neuigkeiten, wie sie auch beschaffen sein mochten,
rden gut aufgenommen. Man war zu frivol, um
, wie früher, mit ernsten Fragen der Regierung
des Molinismus zu beschäftigen. Aber man stritt
über die Musik, man nahm Partei für Gluck oder
Piccini, man passionirte sich für die Musik, man ent-
mmte über die Denkwürdigkeiten von Beaumarchais.

Die Erscheinung einer neuen Oper nahm mehr
antasien in Anspruch, als der Friedensvertrag mit
gland und die Anerkennung der Unabhängigkeit der
reinigten Staaten. Kurz, es war eine von den Pe-
den, wo die Geister durch die Philosophen zum
hren, das heißt zur Entzauberung hingeführt, der
rchsichtigkeit des Möglichen müde werden, die den
und jeder Sache erscheinen läßt und durch einen
ritt vorwärts die Grenzen der wirklichen Welt zu
rschreiten sucht, um in die Welt der Träume und
tionen einzutreten.

In der That, wenn es bewiesen ist, daß die sehr
en, sehr durchsichtigen Wahrheiten die einzigen sind,
sich schnell volksthümlich machen, so ist es nicht
der bewiesen, daß die Mysterien eine allmächtige
ziehungskraft auf das Volk ausüben.

Das französische Volk wurde daher auf eine un-
erstehliche Weise durch das seltsame Geheimniß des
smerischen Fluidums hingerissen, das nach der Be-
ptung der Aerzte den Kranken die Gesundheit, den
ren den Geist und den Weisen die Narrheit verlieh.

Ueberall bekümmerte man sich um Mesmer. Was
e er gethan? an wem hatte er seine göttlichen
nder verrichtet? welchem vornehmen Mann hatte er

das Gesicht oder die Kraft wieder gegeben? welcher von einer durchwachten Nacht oder vom Spiel ermatteten Dame hatte er die Nerven wieder geschmeidig gemacht? welches Mädchen hatte er die Zukunft in einer magnetischen Krise vorhersehen lassen?

Die Zukunft! dieses große Wort aller Zeiten, dieses große Interesse aller Geister, die Lösung aller Probleme. Was war denn die Gegenwart?

Ein Königthum ohne Strahlen, ein Adel ohne Gewicht, ein Land ohne Handel, ein Volk ohne Rechte, eine Gesellschaft ohne Vertrauen.

Von der auf ihrem Throne besorgten und vereinzelten königlichen Familie an bis zu der in ihrer Dachkammer ausgehungerten Plebejerfamilie, Armuth, Schmach, Angst.

Andere vergessen, um nur an sich zu denken, an neuen, fremden, unbekannten Quellen die Sicherheit eines längeren Lebens und einer während dieser Daseinsverlängerung unstörbaren Gesundheit zu schöpfen, dem geizigen Himmel etwas zu entreißen, war das nicht der Gegenstand eines leicht begreiflichen Anstrebens zu dem Unbekannten, von dem Mesmer eine Falte enthüllte.

Voltaire war todt, und es fand sich in Frankreich kein einziges lautes Gelächter mehr, das Lachen von Beaumarchais ausgenommen, das noch bitterer als das des Meisters. Rousseau war todt; es gab in Frankreich keine religiöse Philosophie mehr. Rousseau wollte Gott aufrecht halten, seitdem aber Rousseau nicht mehr lebte, mochte es Niemand wagen, aus Furcht, unter der Last erdrückt zu werden.

Der Krieg war früher eine ernste Beschäftigung für die Franzosen gewesen. Die Könige unterhielten auf ihre Rechnung den nationalen Heldenmuth; nun war der einzige französische Krieg ein amerikanischer Krieg, um den sich überdieß der König persönlich nicht bekümmerte. Schlug man sich denn nicht wirklich für die unbekannte Sache, welche die Amerikaner Unabhängigkeit nennen, ein Wort, das die Franzosen durch eine Abstraction, die Freiheit, übersetzen.

Dabei hatte dieser entfernte Krieg, dieser Krieg nicht nur eines andern Volks, sondern einer andern Welt, sein Ende erreicht.

War es, Alles wohlerwogen, nicht besser, sich mit Mesmer, diesem deutschen Arzt, zu beschäftigen, der zum zweiten Mal seit sechs Jahren Frankreich leidenschaftlich einnahm, als mit Lord Cornwallis oder mit Herrn Washington, die so weit entfernt, daß man wahrscheinlich niemals den Einen oder den Andern sehen würde.

Indeß man Mesmer, der anwesend war, sehen, berühren, und was der höchste Ehrgeiz von drei Vierteln von Paris war, von ihm berührt werden konnte.

Dieser Mann also, der bei seiner Ankunft von Niemand, nicht einmal von der Königin, seiner Landsmännin, unterstützt worden war, während er sogar die Leute seiner Heimath unterstützte, dieser Mann, der ohne den Doctor Deslon, welcher ihn seitdem verrathen, in der Dunkelheit geblieben wäre, beherrschte wahrhaft die öffentliche Meinung und ließ weit hinter sich den König, von dem man nie gesprochen, Herrn von Lafayette, von dem man noch nicht sprach, und Herrn von Necker, von dem man nicht mehr sprach.

Und als hätte es sich dieses Jahrhundert zur Aufgabe gemacht, jedem Geist nach seiner Fähigkeit, jedem Herz nach seiner Sympathie, jedem Körper nach seinen Bedürfnissen zu geben, erhob sich Mesmer, dem Mann des Materialismus gegenüber Saint-Martin, der Mann des Spiritualismus, dessen Lehre alle Seelen getröstet hatte, welche die Positivität des deutschen Doctors verwundete.

Man stelle sich den Atheisten mit einer Riligion milder als die Religion selbst vor; man stelle sich einen Republikaner voller Artigkeiten und Rücksichten für die Könige vor, einen Edelmann, liberal und zärtlich gegen das Volk; man stelle sich den dreifachen Angriff dieses mit der logischsten, verführerischsten Beredtsam-

keit begabten Mannes gegen die Culte der Erde vor, die er wahnsinnig nennt, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie göttlich sind.

Man denke sich endlich Epikur weiß gepudert, in gesticktem Frack, in einer Weste mit Flittern, in Atlasbeinkleidern, mit seidenen Strümpfen und rothen Absätzen, Epikur nicht mit dem Sturze der Götter zufrieden, an die er nicht glaubt, sondern die Regierungen erschütternd, die er wie die Culte behandelt, weil sie nie übereinstimmen und beinahe immer nur auf das Unglück der Menschen auslaufen; gegen das gesellschaftliche Gesetz wirkend, das er mit dem einzigen Worte: „es bestraft auf gleiche Weise ungleiche Vergehen, es bestraft die Wirkung, ohne die Ursache zu würdigen," entkräftet.

Man denke sich nun, dieser Versucher, der sich den Titel: Der unbekannte Philosoph gibt, vereinige, um die Menschen in einen Kreis von verschiedenartigen Ideen zu bannen, Alles, was die Einbildungskraft an Reizen, den Versprechungen eines moralischen Paradieses beizufügen vermag, und statt zu sagen, die Menschen seien sich gleich, was eine Albernheit ist, erfinde er folgende Formel, welche eben dem Munde, der sie läugnet, entsprungen zu sein scheint:

Alle verständige Menschen sind Könige.

Und dann gebe man sich Rechenschaft von einer solchen Moral, welche plötzlich mitten in eine Gesellschaft ohne Hoffnungen, ohne Führer fiel, in eine Gesellschaft, die ein mit Ideen, das heißt mit Klippen besäter Archipel. Man erinnere sich, daß in jener Zeit die Frauen zärtlich und toll, die Männer gierig nach Macht, Ehrenstellen und Vergnügungen waren, daß die Könige die Krone hängen ließen, auf die sich, zum ersten Mal, im Schatten verloren, ein zugleich neugieriger und drohender Blick heftete — wird man es dann noch wunderbar finden, daß sie Proselyten fand, diese Lehre, die zu den Seelen sprach:

„Wählt unter Euch die erhabene Seele, doch die Seele, die erhaben durch die Liebe, durch die Leutseligkeit, durch den mächtigen Willen, sehr zu lieben, sehr glücklich zu machen. Hat sich dann diese Seele zum Menschen gemacht, geoffenbart, so beugt euch, demüthigt euch, vernichtet euch, alle ihr untergeordneten, niedrigen Seelen, um der Dictatur dieser Seele Raum zu lassen, deren Aufgabe es ist, euch wieder einzusetzen in euer wesentliches Princip, das heißt in die Gleichheit der Leiden im Schooße der gezwungenen Ungleichheit der Fähigkeiten und Verrichtungen."

Dem füge man bei, daß sich der unbekannte Philosoph mit Mysterien umgab, daß er den Schatten wählte, um im Frieden, fern von Spähern und Schmarotzern die große sociale Theorie zu erörtern, welche die Politik der Welt werden konnte.

„Höret mich," sagte er, „getreue Seelen, gläubige Herzen, höret mich und suchet mich zu verstehen, oder vielmehr, höret mich nur, wenn ihr Interesse und Begierde habt, euch zu verstehen, denn es wird euch Anstrengung kosten, und ich gebe meine Geheimnisse denen nicht preis, die den Schleier nicht davon abreißen werden.

„Ich sage Dinge, die ich nicht zu sagen scheinen will, darum werde ich oft Anderes zu sagen scheinen, als ich sage."

Und Saint-Martin hatte Recht, und er hatte wirklich um sein Werk die schweigsamen, düsteren, auf keine Ideen eifersüchtigen Vertheidiger, ein geheimnißvolles Coenaculum, dessen dunkle und religiöse Mysticität Niemand durchdrang.

So arbeiteten an der Verherrlichung sowohl der Seele als der Materie, während sie von der Vernichtung Gottes und der Vernichtung der Religion Christi träumten, diese zwei Männer, welche in zwei Lager alle intelligenten, alle auserwählten Naturen Frankreichs vertheilt hatte.

So gruppirten sich um den Bottich von Mesmer, aus dem das Wohlergehen hervorsprang, das ganze

Leben der Sinnlichkeit, der ganze elegante Materialismus dieser entarteten Nation, während sich um das Buch der Irrthümer und der Wahrheit die frommen, wohlthätigen, liebenden, nachdem sie Chimären genossen, nach der Verwirklichung dürstenden Seelen vereinigten.

Ob nun unter diesen privilegirten Sphären die Ideen divergirten oder in Verwirrung geriethen, ob die daraus entschlüpfenden Geräusche sich in Donner verwandelten, wie sich die Schimmer in Blitze verwandelt hatten, immerhin wird man den Zustand des Anflugs begreifen, in dem die subalterne Gesellschaft, das heißt, das Bürgerthum und das Volk, was man später den dritten Stand nannte, verblieb, dieser Stand, der nur errieth, daß man sich mit ihm beschäftigte, und der in seiner Ungeduld und in seiner Resignation vor Verlangen brannte, wie Prometheus das heilige Feuer zu stehlen und damit eine Welt zu beleben, die die seinige wäre und in der er seine Angelegenheiten selbst handhaben würde.

Die Conspirationen im Zustand von Unterredungen, die Associationen im Zustand von gesellschaftlichen Kreisen, die socialen Parteien im Zustand von Quadrillen, nämlich der Bürgerkrieg und die Anarchie, das ist es, was unter dem Allem dem Denker erschien, der das zweite Leben dieser Gesellschaft noch nicht sah.

Ach! heute, da die Schleier zerrissen, heute, da die Prometheus-Völker zehnmal durch das Feuer, das sie selbst gestohlen, niedergeworfen worden sind, sagt uns, was der Denker in dem Ende dieses seltsamen achtzehnten Jahrhunderts sehen konnte, wenn nicht etwas dem Aehnliches, was nach dem Tode von Cäsar und ehe Augustus zur Regierung gelangte, vorfiel.

Augustus war der Mann, der die heidnische Welt von der christlichen Welt trennte, wie Napoleon der Mann war, der die feudale Welt von der demokratischen Welt trennte.

Vielleicht haben wir unsere Leser in eine Abschweifung geworfen und uns nachgezogen, die ihnen

ein wenig lang vorkommen mußte, aber es wäre in der That schwierig gewesen, diese Epoche zu schildern, ohne mit der Feder die ernsten Fragen zu berühren, die das Fleisch und das Leben derselben sind.

Nun ist der Versuch gemacht, der Versuch eines Kindes, das mit seinem Nagel den Rost von einer antiken Statue abkratzen würde, um unter diesem Roste eine zu drei Vierteln verwischte Inschrift zu lesen.

Kehren wir zum äußeren Ansehen zurück. Wollten wir uns länger mit der Wirklichkeit beschäftigen, so würden wir zu viel für den Romandichter, zu wenig für den Geschichtschreiber sagen.

XVII.

Der Bottich.

Das Gemälde, das wir im vorhergehenden Kapitel sowohl von der Zeit, in der man lebte, als von den Menschen, mit denen man sich in diesem Augenblicke beschäftigte, zu entwerfen gesucht haben, kann in den Augen unserer Leser den unerklärlichen Eifer der Pariser für das Schauspiel der von Herrn Mesmer öffentlich bewerkstelligten Kuren rechtfertigen.

König Ludwig XVI., der, wenn er auch nicht sehr begierig in Betreff der Neuigkeiten war, die in seiner guten Stadt Paris Aufsehen erregten, dieselben doch wenigstens zu würdigen wußte, hatte der Königin, unter der Bedingung, daß sich der erhabene Besuch von einer Prinzessin begleiten lasse, die Erlaubniß gegeben, einmal ebenfalls das zu sehen, was die ganze Welt gesehen.

Es begab sich dieß zwei Tage nach dem Besuch, den der Herr Cardinal von Rohan Frau von La Mothe gemacht hatte.

Das Wetter war milder geworden und ein kräftiges Aufthauen eingetreten. Eine Armee von Gassenkehrern, glücklich und stolz, mit dem Winter ein Ende zu machen, fegte mit dem Feuereifer der Soldaten, die einen Laufgraben eröffnen, in die Gossen den letzten, ganz beschmutzten und in schwarzen Bächen hinschmelzenden Schnee.

Blau und durchsichtig beleuchtete sich der Himmel mit den ersten Sternen, als Frau von La Mothe in eleganter Kleidung, allen Anschein des Reichthums bietend, in einem Fiacre, den Frau Clotilde so neu als möglich gewählt hatte, auf der Place Vendome erschien, wo sie an einem Hause von großartigem Aussehen, dessen hohe Fenster an der ganzen Façade glänzend erleuchtet waren, anhielt.

Dieses Haus war das von Doctor Mesmer.

Außer dem Fiacre von Frau von La Mothe hielten viele Equipagen oder Chaisen vor diesem Hause, und außer diesen Equipagen oder Chaisen gingen zwei bis drei hundert Neugierige im Koth umher und warteten auf das Herauskommen der geheilten Kranken oder auf den Eintritt der zu heilenden Kranken.

Diese — beinahe insgesammt reich und mit Titeln versehen — kamen in ihren mit Wappen geschmückten Wagen an, ließen sich von ihren Lackeien herausheben und tragen und die in Pelze gewickelten oder in Atlasmäntel gehüllten Ballen neuerer Art waren kein geringer Trost für die ausgehungerten, halbnackten Unglücklichen, die vor der Thüre auf den schlagenden Beweis lauerten, daß Gott die Menschen krank mache, ohne ihren Stammbaum um Rath zu fragen.

War einer von diesen Kranken mit bleicher Gesichtsfarbe und matten Gliedern unter dem großen Thor verschwunden, so entstand ein Gemurmel unter den Anwesenden, und es kam selten vor, daß diese neugierige und verständige Menge, die vor der Thüre der Ballsäle und unter den Säulenlauben der Theater, die ganze vergnügungssüchtige Aristokratie sich drängen

ſah, was ihr Vergnügen war, nicht dieſen an einem Arm oder an einem Bein gelähmten Herzog, oder jenen Marſchall erkannte, dem die Füße den Dienſt verſagten, weniger wegen der Strapatzen bei militäriſchen Märſchen, als wegen Erſtarrung in Folge von Halten bei den Damen der Oper oder der italieniſchen Komödie.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Menge mit ihren Forſchungen nicht bei den Männern ſtehen blieb.

Auch die Frau, die man in den Armen ihrer Heiducken, den Kopf hängend, das Auge glanzlos, wie die römiſchen Damen, die ihre Theſſalier nach dem Mahle trugen, hatte vorüberkommen ſehen, auch dieſe Dame, welche Nervenleiden unterworfen, oder durch Ausſchweifungen und Nachtwachen geſchwächt war und von den Modekomödianten oder von den kräftigen Engeln, von denen Madame Dugazon ſo wunderbare Erzählungen zu machen wußte, nicht hatte geheilt oder wieder erweckt werden können, verlangte vom Bottich von Mesmer, was ſie vergebens anderswo geſucht hatte.

Und man glaube nicht, daß wir hier zu unſerem Vergnügen die Sittenverderbniß übertreiben. Man muß zugeſtehen, daß in jener Zeit ein Wettſtreit zwiſchen den Damen des Hofes und den Demoiſellen des Theaters ſtattfand. Die letztern nahmen den Frauen der vornehmen Welt ihre Liebhaber und ihre Männer, jene ſtahlen den Theaterfräulein ihre Kameraden und ihre ſelbſtgemachten Vetter.

Einige von dieſen Damen waren eben ſo bekannt, als die Männer, und ihre Namen kreiſten in der Menge auf eine nicht minder geräuſchvolle Art, aber viele, und ohne Zweifel waren dieß nicht diejenigen, deren Namen das geringſte ärgerliche Aufſehen erregt hätte, viele entgingen an dem genannten Abend wenigſtens dem Lärmen und der Oeffentlichkeit, da ſie, das Geſicht mit einer Atlasmaske bedeckt, zu Mesmer kamen.

An demſelben Tage, der die Mitte des Faſchings bezeichnete, fand nämlich ein Maskenball in der Oper

statt, und diese Damen gedachten die Place-Vendome nur zu verlassen, um sich unmittelbar nach dem Palais-Royale zu begeben.

Mitten durch die Menge, die sich in Klagen, in Gespötte, in Bewunderung und besonders in Gemurre ausließ, schritt die Frau Gräfin von La Mothe, eine Larve vor dem Gesicht, aufrecht und fest, und ohne andere Spuren von ihrem Durchzug zurückzulassen, als die auf dem Wege oft wiederholten Worte:

„Ah! diese muß nicht sehr krank sein."

Man täusche sich hierin nicht, diese Worte schlossen keineswegs die Commentare aus.

Denn wenn Frau von La Mothe nicht krank war, was machte sie bei Mesmer?

Wäre die Menge, wie wir, mit den Ereignissen vertraut gewesen, die wir erzählt, so hätte sie gefunden, nichts sei einfacher, als diese Wahrheit.

Frau von La Mothe hatte wirklich viel über ihre Unterredung mit dem Herrn Cardinal von Rohan und besonders über die ganz eigenthümliche Aufmerksamkeit nachgedacht, mit der vom Cardinal die bei ihr vergessene oder vielmehr verlorene Büchse mit dem Portrait beehrt worden war.

Und da in dem Namen der Eigenthümerin dieser Büchse die ganze Enthüllung der plötzlichen Liebfreundlichkeit des Cardinals lag, so hatte Frau von La Mothe zwei Mittel ausgesonnen, um diesen Namen zu erfahren.

Zuerst nahm sie ihre Zuflucht zum einfacheren.

Sie ging nach Fontainebleau, um sich beim Wohlthätigkeitsbüreau der deutschen Damen zu erkundigen.

Hier erhielt sie, wie man sich leicht denken kann, keine Auskunft.

Es waren der deutschen Damen, die in Versailles wohnten, sehr viele, in Folge der offenen Sympathie, welche die Königin für ihre Landsmänninnen hegte: man zählte hundertundfünfzig bis zweihundert.

Alle waren sehr wohlthätig, doch es hatte keine den Gedanken gehabt, ein Schild an das Wohlthätigkeitsbüreau zu hängen.

Vergebens erkundigte sich daher Jeanne nach den zwei Damen, die sie besucht hatten; vergebens sagte sie, eine von den zwei Damen heiße Andrée. Man kannte in Versailles keine deutsche Dame dieses Namens, der überdieß sehr wenig deutsch war.

Die Nachforschungen führten also auf dieser Seite kein Resultat herbei.

Herrn von Rohan unmittelbar nach dem Namen fragen, den er muthmaßte, hieß vor Allem ihn sehen lassen, man habe Gedanken über ihn, es hieß ferner, sich das Vergnügen und das Verdienst einer aller Welt zum Trotz und außer allen Möglichkeiten gemachten Entdeckung.

Da aber Geheimniß in dem Schritte dieser Damen bei Jeanne, Geheimniß in dem Erstannen und den Verschweigungen von Herrn von Rohan gewesen war, so mußte man mit Geheimniß zu dem Schlüssel von so vielen Räthseln gelangen.

Es lag überdieß eine mächtige Neigung in dem Charakter von Jeanne für diesen Kampf mit dem Unbekannten.

Sie hatte in Paris sagen hören, es habe seit einiger Zeit ein Mann, ein Erleuchteter, das Mittel gefunden, aus dem Körper des Menschen die Krankheiten und Schmerzen auszutreiben, wie einst Christus die Teufel aus dem Leib der Besessenen ausgetrieben.

Sie wußte, daß dieser Mann nicht nur die körperlichen Uebel heilte, sondern daß er auch der Seele das schmerzliche Geheimniß entriß, das sie unterwühlte. Man hatte unter seiner allmächtigen Beschwörung den hartnäckigen Willen seiner Clienten sich erweichen und in eine sklavische Gelehrigkeit verwandeln sehen.

In dem Schlaf, der auf die Schmerzen folgte, nachdem der gelehrte Arzt die aufgeregteste Organi-

sation, dadurch, daß er sie in die völligste Vergessenheit versenkt, beschwichtigt hatte, stellte sich so die über die Ruhe, welche sie dem Zauberer zu verdanken hatte, entzückte Seele ganz und gar zur Verfügung dieses neuen Gebieters; er leitete fortan alle ihre Operationen; er lenkte alle Fäden derselben; auch erschien ihm jeder Gedanke dieser dankbaren Seele übertragen durch eine Sprache, die gegen die menschliche Sprache den Vorzug oder den Nachtheil hatte, daß sie nie log.

Mehr noch, aus dem Leib, der ihr als Gefängniß diente, auf den ersten Befehl desjenigen, der sie für den Augenblick beherrschte, hervortretend lief diese Seele in der Welt umher, vermengte sich mit den andern Seelen, sondirte sie ohne Unterlaß, durchforschte sie unbarmherzig und ging so gut zu Werke, daß sie, wie der Jagdhund, der das Wild aus dem Gebüsch heraustreibt, indem es sich verbirgt, da es sich hier in Sicherheit glaubt, am Ende dieses Geheimniß aus dem Herzen herauskommen machte, wo es begraben war, dasselbe verfolgte, einholte und schließlich zu den Füßen des Gebieters niederlegte — ein getreues Bild des Falken oder des wohldressirten Sperbers, der unter den Wolken für Rechnung des Falkners, seines Herrn, den Reiher, das Rebhuhn oder die seiner Servilität bezeichnete Lerche sucht.

Hievon die Enthüllung einer Menge wunderbarer Geheimnisse.

So fand Frau von Duras ein bei der Amme gestohlenes Kind wieder, Frau von Chantoné einen faustgroßen englischen Hund, für den sie alle Kinder der Erde gegeben hätte, und Herr von Vaudreuil eine Haarlocke, für die er sein halbes Vermögen gegeben haben würde.

Diese Geständnisse waren von Sehern oder Seherinnen in Folge von magnetischen Operationen des Doctor Mesmer gemacht worden.

Man konnte auch in dem Hause des berühmten Doctors die Geheimnisse wählen, welche am meisten

geeignet waren, diese übernatürliche Divinationsgabe zu üben, und Frau von La Mothe zählte wohl darauf, sie würde, wenn sie einer Sitzung beiwohnte, den Phönix ihrer seltsamen Nachforschungen treffen und durch seine Vermittelung die Eigenthümerin der Büchse entdecken, die in diesem Augenblick den Gegenstand der glänzendsten Beschäftigung ihres Innern bildete.

Darum begab sie sich in so großer Hast in den Saal, wo sich die Kranken versammelten.

Dieser Saal — wir bitten unsre Leser um Verzeihung — heischt eine ganz besondere Beschreibung.

Wir nehmen sie ohne Umschweife in Angriff.

Die Wohnung theilte sich in zwei Hauptsäle.

Hatte man die Vorzimmer durchschritten und die nothwendigen Pässe dem Huissier vom Dienst vorgezeigt, so wurde man in einen großen Salon eingelassen, dessen Fenster, hermetisch verschlossen, das Licht und die Luft bei Tage, das Geräusch und die Luft bei der Nacht auffingen und zurückhielten.

Mitten im Salon, unter einem Kronleuchter, dessen Kerzen nur eine gedämpfte und beinahe sterbende Helle gaben, bemerkte man eine große, mittelst eines Deckels geschlossene Kufe.

Diese Kufe hatte nichts Zierliches in ihrer Form; sie war nicht geschmückt, keine Draperie verbarg die Nacktheit ihrer metallenen Seiten.

Diese Kufe war es, was man den Bottich von Mesmer nannte.

Welche Eigenschaft enthielt dieser Bottich? nichts ist leichter zu erklären.

Er war beinahe ganz angefüllt mit Wasser, das mit schwefeligen Bestandtheilen geschwängert, und dieses Wasser concentrirte seine Miasmen unter dem Deckel, um damit wiederum methodisch auf dem Grunde des Bottichs in umgekehrten Stellungen aufgereihte Flaschen zu sättigen.

So fand eine Kreuzung mysteriöser Strömungen

statt, deren Einfluß die Kranken ihre Heilung verdankten.

An den Deckel war ein eiserner Ring angelöthet, der eine lange Schnur hielt, deren Bestimmung wir kennen lernen, wenn wir einen Blick auf die Kranken werfen.

Diese, die wir so eben in das Hôtel eintreten sahen, saßen bleich und schmachtend in Lehnstühlen, die um die Kufe her aufgestellt waren.

Männer und Frauen erwarteten, mit einander vermischt, gleichgültig, ernst oder unruhig, das Resultat des Versuches.

Ein Bedienter nahm das Ende der langen am Deckel des Bottichs befestigten Schnur und rollte sie ringförmig um die kranken Glieder, dergestalt, daß alle, durch dieselbe Kette Gebundenen gleichzeitig die Wirkungen der im Bottich enthaltenen Elektricität empfingen.

Um sodann auf keine Weise die Thätigkeit der an jede Natur übertragenen thierischen Fluida zu unterbrechen, waren die Kranken, auf die Empfehlung des Arztes dafür besorgt, daß sie sich einander mit dem Ellenbogen, oder den Schultern, oder mit den Füßen berührten, so daß der rettende Bottich gleichzeitig allen Körpern seine mächtige Wärme und Wiedergeburt zusandte.

Sie bot allerdings ein seltsames Schauspiel, diese ärztliche Ceremonie, und man wird nicht darüber staunen, daß sie die Neugierde der Pariser in einem so hohen Grade erregte.

Zwanzig bis dreißig Kranke um diese Kufe gereiht; ein Bedienter, stumm wie die Umhersitzenden und sie mit einer Schnur umschlingend, wie einst Laokoon und seine Söhne von ihren Schlangen umwunden waren; dann dieser Mensch selbst, der sich in aller Stille wegschlich, nachdem er den Kranken die eisernen Stangen bezeichnet hatte, welche, in gewisse Löcher der Kufe eingefügt, der heilsamen Thätigkeit des Mesmer'schen

Fluidums als mehr unmittelbar örtliche Leiter dienen sollten.

Und vor Allem begann, sobald die Sitzung eröffnet war, eine gewisse sanfte und eindringliche Wärme im Saale zu kreisen; sie erweichte die ein wenig gespannten Fibern der Kranken; sie stieg stufenweise vom Boden zur Decke auf, und schwängerte sich mit zarten Wohlgerüchen, unter deren Dunst sich die widerspenstigen Gehirne beschwert neigten.

Dann sah man die Kranken dem ganz wollüstigen Eindruck dieser Atmosphäre sich hingeben, als plötzlich eine sanfte, vibrirende Musik, ausgeführt von unsichtbaren Instrumenten und unsichtbaren Musikern, sich wie eine milde Flamme inmitten dieser Wohlgerüche und dieser Wärme verlor.

Rein wie der Krystall, an dessen Rand sie ihren Ursprung nahm, traf diese Musik die Nerven mit einer unwiderstehlichen Macht. Man hätte glauben sollen, es wäre eines von jenen unbekannten und geheimnißvollen Geräuschen, welche selbst die Thiere in Erstaunen setzen und entzücken, eine Klage des Windes in den sonoren Schneckengewinden der Felsen.

Bald verbanden sich mit den Tönen der Harmonie wohlklingende Stimmen, gruppirt wie eine Masse von Blumen, deren Noten, verstreut wie Blätter, auf den Kopf der Anwesenden fielen.

Auf allen den Gesichtern, die das Erstaunen Anfangs belebt hatte, trat allmälig die materielle Befriedigung, der an allen ihren empfindlichen Stellen geschmeichelt wurde, hervor. Die Seele gab nach; sie verließ den Zufluchtsort, wo sie sich verbirgt, wenn sie die Leiden des Körpers belagern, und frei und freudig sich in der ganzen Organisation verbreitend, bezähmte sie die Materie und verwandelte sich.

Dieß war der Augenblick, wo jeder von den Kranken in seine Finger eine an den Deckel der Kufe angefügte eiserne Stange genommen hatte, und diese Stange auf

seine Brust, auf sein Herz, oder auf seinen Kopf, den specielleren Sitz der Krankheit, richtete.

Man stelle sich nun die Glückseligkeit vor, die auf allen Gesichtern an die Stelle des Leidens und der Bangigkeit trat, man denke sich die selbstsüchtige Schlaftrunkenheit dieser absorbirenden Befriedigungen, das von Seufzern unterbrochene Stillschweigen, das auf der ganzen Versammlung lastet, und man wird die möglichst genaue Idee von der Scene haben, die wir zwei Drittelsjahrhunderte vor dem Tage, wo sie stattfand, skizzirt haben.

Nun einige besondere Worte über die theilnehmenden Personen.

Vor Allem zerfielen diese Personen in zwei Classen.

Die einen Kranken, die sich wenig um das bekümmerten, was man den menschlichen Respect nennt, — eine von den Leuten von mittelmäßiger Lebensstellung tief verehrte Grenze, aber stets übersprungen von den sehr Großen oder sehr Kleinen, die Einen, sagen wir, wahre Theilnehmer, waren nur in diesen Salon gekommen, um geheilt zu werden, und sie suchten mit ganzem Herzen zu diesem Ziel zu gelangen.

Die Anderen, Skeptiker oder einfache Neugierige, an keiner Krankheit leidend, waren in das Haus von Mesmer gedrungen, wie man in ein Theater eintritt, hatten sie sich nun Rechenschaft von der Wirkung geben wollen, der man in der Umgebung des Zauberbottichs theilhaftig wurde, oder war es ihre Absicht nur, als Zuschauer einfach dieses neue physische System zu studiren und beschäftigten sie sich nur damit, daß sie die Kranken und sogar diejenigen anschauten, welche an der Kur theilnahmen, während sie sich wohl befanden.

Unter den Ersten leidenschaftlichen Adepten von Mesmer, an seine Lehre vielleicht durch die Dankbarkeit gebunden, bemerkte man eine junge Frau von schönem Wuchse, von schönem Gesicht, vielleicht etwas ausschweifend gekleidet, die der Thätigkeit des Fluidums unterworfen und sich selbst mittelst der Stange die

stärksten Dosen auf den Kopf und den Oberleib zulenkend, ihre schönen Augen zu verdrehen anfing, als ob Alles in ihr schmachtete, während ihre Hände unter diesem ersten Nervenkitzel bebten, den die Bemächtigung des magnetischen Fluidums anzeigt.

Warf sich ihr Kopf auf die Lehne des Stuhles zurück, so konnten die Anwesenden nach Belieben diese bleiche Stirne, diese krampfhaften Lippen und diesen schönen, allmälig durch den rascheren Strom und Rückstrom des Blutes gemarmorten Hals anschauen.

Unter den Anwesenden, von denen Viele ihre Augen mit Erstaunen auf diese junge Frau hefteten, theilten sich dann ein paar Köpfe, die sich gegen einander neigten, eine ohne Zweifel seltsame Idee mit, welche die gegenseitige Aufmerksamkeit dieser Neugierigen verdoppelte.

Unter der Zahl dieser Neugierigen war Frau von La Mothe; nicht befürchtend, sie dürfte erkannt werden, oder vielleicht auch sich nicht darum bekümmernd, daß man sie erkenne, hielt sie die Atlasmaske, die sie auf ihr Gesicht gesetzt hatte, um die Menge zu durchschreiten, in der Hand.

Durch die Art, wie sie sich gestellt hatte, entging sie übrigens beinahe allen Blicken.

Sie stand bei der Thüre an einen Pfeiler angelehnt, war durch eine Draperie verschleiert, und sah von hier aus Alles, ohne gesehen zu werden.

Doch unter Allem, was sie sah, war das, was ihr am meisten der Aufmerksamkeit würdig zu sein schien, ohne Zweifel das Antlitz der durch das Mesmer'sche Fluidum elektrisirten jungen Frau.

Dieses Gesicht war ihr in der That so sehr aufgefallen, daß sie seit mehreren Minuten, gefesselt durch eine unüberwindliche Gierde, zu sehen und zu erfahren, an ihrem Platze, blieb.

„Oh!" murmelte sie, ohne mit den Augen von der schönen Kranken zu lassen, „das ist — es läßt sich nicht bezweifeln — die Dame vom guten Werke, die

mich eines Abends beſucht hat, die ſeltſame Urſache von aller Theilnahme, die mir Herr von Rohan bezeigt.“

Und feſt überzeugt, ſie täuſche ſich nicht, begierig den Zufall zu benützen, der für ſie that, was ihre Nachforſchungen nicht hatten thun können, trat ſie näher hinzu.

Doch in dieſem Augenblick ſchloß die junge Convulſionärin ihre Augen, zog ihren Mund krampfhaft zuſammen und ſchlug mit ihren beiden Händen ſchwach die Luft.

Mit ihren beiden Händen, die, es muß hier bemerkt werden, nicht jene feinen, zarten, wachsartig weißen Hände waren, welche Frau von La Mothe in ihrer Wohnung einige Tage zuvor bewundert hatte.

Die Anſteckung der Kriſe war elektriſch bei der Mehrzahl der Kranken, das Gehirn hatte ſich geſättigt mit Geräuſchen und Wohlgerüchen. Die ganze Nervenaufreizung war angeſtrebt. Durch das Beiſpiel ihrer jungen Gefährtin fortgeriſſen, fingen bald Männer und Frauen an, Seufzer, Gemurmel, Schreie von ſich zu geben, bewegten Arme, Beine und Köpfe, und überließen ſich frei und ohne Widerſtand dem Anfall, dem der Meiſter den Namen Kriſe gegeben hatte.

In dieſem Augenblick erſchien ein Mann im Saale, ohne daß ihn Jemand hatte eintreten ſehen, ohne daß Jemand ſagen konnte, wie er eingetreten.

Kam er wie Phöbus aus der Kufe hervor? War er, Apollo des Waſſers, der balſamiſche und harmoniſche Dunſt des Saales, der ſich verdichtete? So viel iſt immerhin gewiß, daß er ſich plötzlich anweſend fand, und daß ſein lila Kleid, ſanft und friſch für das Auge, und ſein ſchönes, bleiches, verſtändiges und heiteres Antlitz den ein wenig göttlichen Charakter dieſer Erſcheinung nicht Lügen ſtraften.

Er hielt in der Hand einen langen Stab, der auf den geprieſenen Bottich geſtützt, oder vielmehr ſo zu ſagen, an dieſem befeſtigt war.

Er machte ein Zeichen, die Thüren öffneten sich, zwanzig kräftige Diener liefen herbei, ergriffen behende und geschickt jeden von den Kranken, die auf ihren Stühlen das Gleichgewicht zu verlieren anfingen, und trugen sie in weniger als einer Minute in den anstoßenden Saal.

In dem Augenblick, wo diese Operation vorging, welche besonders durch den Paroxismus wüthender Glückseligkeit, dem sich die junge Convulsionärin hingab, anziehend geworden war, hörte Frau von La Mothe die mit den Neugierigen bis zu diesem neuen, für die Kranken bestimmten Saal vorgerückt war, einen Mann schreien:

„Oh! sie ist es, sie ist es!“

Frau von La Mothe wollte eben diesen Mann fragen:

„Wer, sie?“

Da erschienen plötzlich im ersten Saal auf einander gelehnt, zwei Frauen, denen in einiger Entfernung ein Mann folgte, der ganz das Aussehen eines vertrauten Dieners hatte, obgleich er das Kleid eines Bürgers trug.

Die Haltung dieser zwei Frauen, der einen besonders, fiel der Gräfin dergestalt auf, daß sie einen Schritt gegen dieselbe machte.

Ein gewaltiger Schrei, der aus dem zweiten Saal und von den Lippen der Convulsionärin kam, zog in diesem Augenblick Jedermann nach der Verzückten hin.

Alsbald rief der Mann, der schon gesagt hatte: „Sie ist es!“ und der sich in der Nähe von Frau von La Mothe befand, mit dumpfem, geheimnißvollem Ton:

„Aber, meine Herren, schauen Sie doch, es ist die Königin!“

Bei diesem Worte bebte Jeanne.

„Die Königin!“ riefen gleichzeitig mehrere erschrockene und erstaunte Stimmen.

„Die Königin bei Mesmer!“

„Die Königin in einer Krise!“ wiederholten andere Stimmen.

„Oh! das ist unmöglich!“ sagte der Eine.

„Schauen Sie,“ erwiederte ruhig der Unbekannte, „kennen Sie die Königin, ja oder nein?“

„In der That,“ murmelten die meisten Anwesenden, „die Aehnlichkeit ist unglaublich.“

Frau von La Mothe hatte eine Maske, wie alle Frauen, die, wenn sie von Mesmer weggingen, sich auf den Ball im Opernhause begeben wollten.

Sie konnte also, ohne Gefahr zu laufen, sich erkundigen.

„Mein Herr,“ fragte sie den Mann der Ausrufungen, der einen umfangreichen Körper, ein volles, gefärbtes Gesicht und funkelnde, scharf beobachtende Augen hatte, „sagen Sie nicht, die Königin sei hier?“

„Oh! Madame, es ist nicht zu bezweifeln,“ erwiederte der Unbekannte.

„Und wo dieß?“

„Jene junge Frau, die Sie dort auf veilchenblauen Kissen, in einer so heftigen Krise erblicken, daß sie ihre Entzückungen nicht mäßigen kann, ist die Königin.“

„Aber, mein Herr, worauf gründen Sie die Idee, diese Frau sei die Königin?“

„Ganz einfach darauf, Madame, daß diese Frau die Königin ist,“ erwiederte unstörbar der Anschuldigende.

Und er verließ Jeanne, um die Kunde in den Gruppen zu begründen und zu verbreiten.

Jeanne wandte sich von dem fast empörenden Schauspiel ab, das die Epileptische bot. Doch kaum hatte sie ein paar Schritte nach der Thüre gemacht, als sie sich von Angesicht zu Angesicht den zwei Damen gegenüber fand, die, bis sie zu den Convulsionären übergehen sollten, nicht ohne ein lebhaftes Interesse, den Bottich, die Stangen und den Deckel anschauten.

Kaum hatte Jeanne das Gesicht der älteren von

den zwei Damen gesehen, als sie ebenfalls einen Schrei ausstieß.

„Was gibt es?“ fragte diese.

Jeanne riß rasch die Maske ab und fragte:

„Erkennen Sie mich?“

Die Dame machte eine Bewegung, bewältigte sie aber beinahe in demselben Augenblick wieder.

„Nein,“ antwortete sie mit einer gewissen Befangenheit.

„Wohl, ich erkenne Sie, und will Ihnen einen Beweis hievon geben.“

Bei dieser Anrufung preßten sich die Damen ängstlich an einander an.

Jeanne zog aus ihrer Tasche die Büchse und sagte:

„Sie haben das bei mir liegen lassen.“

„Aber wenn dem so wäre,“ fragte die Aeltere, „warum sind Sie so bewegt?“

„Ich bin erschrocken über die Gefahr, die Eure Majestät hier läuft.“

„Erklären Sie sich.“

„Oh! nicht eher, als bis Sie diese Maske vorgenommen haben.“

Und sie reichte ihre Maske der Königin, doch diese zögerte, da sie sich unter ihrer Haube hinlänglich verborgen glaubte.

„Ich bitte, es ist kein Augenblick zu verlieren,“ fuhr Jeanne fort.

„Thun Sie es, thun Sie es, Madame,“ sagte leise die zweite Frau zur Königin.

Die Königin setzte maschinenmäßig die Larve auf ihr Gesicht.

„Und nun kommen Sie,“ sprach Jeanne.

Und sie zog die zwei Frauen so rasch fort, daß sie erst bei der Hausthüre, wo sie sich in einigen Sekunden befanden, anhielten.

„Aber was ist es denn?“ fragte die Königin athmend.

„Eure Majestät ist von Niemand gesehen worden?“

„Ich glaube nicht.“

„Desto besser.“

„Werden Sie uns wohl erklären . . .“

„Für den Augenblick glaube Eure Majestät ihrer getreuen Dienerin, wenn diese ihr sagt, sie laufe die größte Gefahr.“

„Was für eine Gefahr ist es denn?“

„Ich werde die Ehre haben, Ihrer Majestät Alles zu sagen, geruht sie, mir eines Tags eine Stunde Audienz zu bewilligen. Doch die Sache ist lang; Ihre Majestät kann erkannt, bemerkt werden.“

Und als sie wahrnahm, daß die Königin einige Ungeduld kundgab, sagte sie zu der Prinzessin von Lamballe:

„Oh! Madame, ich flehe Sie an, verbinden Sie sich mit mir, um Ihre Majestät zu bewegen, daß sie sich entfernt und zwar auf der Stelle entfernt.“

Die Prinzessin machte eine flehende Geberde.

„Gehen wir, da Sie es wollen,“ sprach die Königin.

Dann wandte sie sich gegen Frau von La Mothe um und sagte:

„Sie haben mich um eine Audienz gebeten.“

„Ich strebe nach der Ehre, Eurer Majestät eine Erklärung über mein Benehmen zu geben.“

„Wohl, bringen Sie mir diese Büchse zurück, und fragen Sie nach dem Concierge Laurent, er wird unterrichtet sein “

Hierauf rief sie deutsch nach der Straße hinaus:

„Kommen Sie hierher, Weber!“

Rasch näherte sich ein Wagen, die zwei Prinzessinnen sprangen hinein.

Frau von La Mothe blieb bei der Thüre, bis sie die Carrosse aus dem Gesicht verloren hatte.

„Oh!“ sagte sie ganz leise, „es war gut, daß ich gethan, was ich gethan, auch für die Folge . . . überlegen wir.“

XVIII.

Mademoiselle Oliva.

Der Mann, der die angebliche Königin den Blicken der Anwesenden bezeichnet hatte, schlug während dieser Zeit einem von den Zuschauern, einem Menschen mit gierigem Auge und abgetragenem Kleid, auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Für Sie, der Sie ein Journalist sind, ist dieß ein schöner Stoff zu einem Artikel."

„Wie so?" erwiederte der Zeitungsschreiber.

„Wollen Sie den Hauptinhalt davon?"

„Gern."

„Hören Sie: „„Ueber die Gefahr als Unterthan eines Landes geboren zu sein, dessen König von der Königin beherrscht wird, welche Königin die Krisen liebt.""

Der Zeitungsschreiber lachte.

„Und die Bastille?" entgegnete er.

„Bah! bah! hat man nicht die Anagramme, mit deren Hülfe man alle königliche Censoren vermeidet. Ich frage Sie, ob Ihnen je ein Censor verbieten wird, die Geschichte des Prinzen Silou und der Prinzessin Etteniotna, Beherrscherin von Narsec, zu erzählen. Nun, was sagen Sie?"

„Oh! ja," rief der Zeitungsschreiber entflammt, „die Idee ist bewundernswürdig."

„Und ich bitte Sie, zu glauben, daß einem Kapitel, betitelt: „Die Krisen der Prinzessin Etteniotna bei dem Fakir Remsem," eine sehr günstige Aufnahme in den Salons zu Theil würde."

„Ich glaube es wie Sie."

„Gehen Sie und schreiben Sie uns das mit ihrer besten Tinte."

Der Journalist drückte dem Unbekannten die Hand.

„Soll ich Ihnen einige Nummern schicken?“ fragte er; „ich thue es mit großem Vergnügen, wenn Sie mir gefälligst Ihren Namen sagen wollen.“

„Gewiß, ja! Dieser Gedanke entzückt mich, und von Ihnen ausgeführt, wird er hundert Procent gewinnen. Wie viel Exemplare lassen Sie gewöhnlich von Ihren Pamphlets abziehen?“

„Zweitausend.“

„Erweisen Sie mir einen Gefallen.“

„Gern.“

„Nehmen Sie diese fünfzig Louisd'or und lassen Sie sechstausend drucken.“

„Wie, mein Herr! oh! Sie sind allzu gütig. Darf ich wenigstens den Namen eines so großmüthigen Beschützers der Wissenschaften kennen.“

„Sie sollen ihn erfahren, wenn ich bei Ihnen tausend Exemplare zu zwei Livres das Stück holen lasse — in acht Tagen, nicht wahr?“

„Ich werde Tag und Nacht daran arbeiten, mein Herr.“

„Und es sei belustigend.“

„Daß ganz Paris bis zu Thränen darüber lacht... eine Person ausgenommen.“

„Nicht wahr, die Blut weinen wird?“

„Oh! mein Herr, wie viel Geist haben Sie!“

„Sie sind sehr gut. Ah! datiren Sie den Artikel von London.“

„Wie immer.“

„Mein Herr, ich bin Ihr Diener.“

Hienach entließ der dicke Unbekannte den Zeitungsschreiber, der mit seinen fünfzig Louisd'or in der Tasche leicht wie ein Vogel an schlimmen Vorzeichen entfloh.

Der Unbekannte, der allein, oder vielmehr ohne Gefährten geblieben war, schaute noch einmal im Saale der Krisen nach der jungen Frau; an die Stelle der Epoche war bei dieser eine völlige Entkräftung getreten, und eine Kammerfrau, bestimmt für die Damen

in der Arbeit der Krise, schlug keuscher Weise die etwas indiscreten Röcke nieder.

Er bemerkte in dieser zarten Schönheit jene feinen, wollüstigen Züge, die edle Grazie jenes sich hingebenden Schlummers, kehrte dann um und sagte zu sich selbst:

„Die Aehnlichkeit ist offenbar zum Erschrecken; Gott, der sie geschaffen, hatte seine Absichten; er hat zum Voraus jene dort, der diese hier gleicht, verurtheilt."

In dem Augenblick, wo er diesen drohenden Gedanken vollendete, erhob sich die junge Frau von ihren Kissen und war, indem sie sich der Hülfe des Armes von einem schon aus der Extase erwachten Nachbar bediente, bemüht, ein wenig Ordnung in ihre, die Gesetze des Wohlanstands stark verletzende Toilette zu bringen.

Sie erröthete ein wenig, als sie sah, welche Aufmerksamkeit ihr die Anwesenden schenkten, und antwortete mit einer coquetten Höflichkeit auf die ernsten und zugleich artigen Fragen von Mesmer; dann streckte sie ihre runden Arme und ihre hübschen Beine aus, wie eine Katze, die aus dem Schlaf erwacht, durchschritt die drei Salons und erntete dabei, ohne einen einzigen zu verlieren, die theils spöttischen, theils begehrlichen, theils scheuen Blicke ein, die ihr die Anwesenden zusandten.

Was sie aber dergestalt in Erstaunen setzte, daß sie darüber lächeln mußte, war der Umstand, daß ihr, als sie an einer in einer Ecke des Salons flüsternden Gruppe vorüberging, statt meuterischer Blicke oder galanter Redensarten eine Ladung ehrfurchtsvoller Verbeugungen zu Theil wurde, die kein französischer Hofmann steifer und ernster hätte finden können, um die Königin zu begrüßen.

Diese erstaunte, ehrerbietige Gruppe war in der That von dem unermüdlichen Unbekannten zusammengebracht worden, der, hinter der Gruppe verborgen, zu ihr sagte:

„Gleichviel, gleichviel, meine Herren, es ist nichtsdestoweniger die Königin von Frankreich, verbeugen wir uns, verbeugen wir uns tief.“

Die kleine Person, der Gegenstand von so viel Respekt, ging mit einer gewissen Bangigkeit durch die letzte Hausflur und kam in den Hof.

Hier suchten ihre matten Augen einen Fiacre oder eine Sänfte; sie fand keines von beiden; doch ungefähr nach einer Minute der Unentschlossenheit, als sie schon ihren niedlichen Fuß auf das Pflaster setzte, näherte sich ihr ein großer Lackei und sagte:

„Der Wagen von Madame.“

„Ich habe keinen Wagen,“ entgegnete die junge Frau.

„Madame ist in einem Fiacre gekommen?“

„Ja.“

„Von der Rue Dauphine?“

„Ja.“

„Ich werde Madame nach Hause führen.“

„Gut, führen Sie mich,“ sprach die kleine Person mit einer sehr ungezwungenen, entschlossenen Miene, ohne daß sie nur eine Minute die Unruhe behalten hatte, welche durch das Unvorhergesehene dieses Antrags bei jeder andern Frau verursacht worden wäre.

Der Lackei machte ein Zeichen, auf das sogleich eine Carrosse von gutem Aussehen antwortete, von der die Dame aufgenommen wurde.

Der Lackei hob den Fußtritt auf und rief dem Kutscher zu:

„Rue Dauphine.“

Die Pferde entfernten sich rasch: als sie den Pont-Neuf erreicht hatte, bedauerte die kleine Dame, die viel Geschmack an dieser Art der Fortbewegung fand, ungemein, daß sie nicht im Jardin des Plantes wohnte.

Der Wagen hielt an. Der Fußtritt sank nieder; schon streckte der wohlunterrichtete Lackei die Hand aus, um von der Dame den Hauptschlüssel zu empfangen, mittelst dessen die Bewohner von dreißigtausend Häusern

in Paris, die keine Hotels waren und weder Hausmeister noch Schweizer hatten, heimkehrten.

Der Lackei öffnete also die Thüre, um die Finger der kleinen Dame zu schonen; dann in dem Augenblick, wo diese in den finstern Gang eindrang, grüßte er sie und schloß die Thüre wieder.

Die Carrosse rollte weiter und verschwand.

„Das ist wahrhaftig ein angenehmes Abenteuer," rief die junge Frau. „Es ist sehr galant von Herrn Mesmer. Oh! wie müde bin ich! Er wird dieß vorhergesehen haben. Er ist ein sehr großer Arzt!"

So sprechend, gelangte sie zum zweiten Stockwerk des Hauses, auf einen Ruheplatz, der von zwei Thüren beherrscht war.

Sobald sie geklopft hatte, öffnete ihr eine Alte.

„Oh! guten Abend, Mutter; ist das Nachtessen bereit?"

„Ja, es wird sogar kalt."

„Ist er da?"

„Nein, noch nicht; doch der Herr ist da."

„Welcher Herr?"

„Der, welchen Sie heute Abend nothwendig sprechen müssen."

„Ich?"

„Ja, Sie."

Diese Unterredung fand in einem kleinen, mit Glasscheiben versehenen Vorzimmer statt, das den Ruheplatz von einer großen, nach der Straße gehenden Stube trennte.

Durch das Fensterwerk sah man deutlich die Lampe, die diese Stube erhellte, deren Anblick, wenn nicht befriedigend, doch wenigstens erträglich war.

Alte Vorhänge von einer gelben Seide, welche die Zeit stellenweise geadert und abgebleicht hatte, einige Stühle von grünlichem Utrechter Sammet, ein großer Schrank mit zwölf Schubladen und mit eingelegter Arbeit, ein alter gelber Sopha, das waren die Herrlichkeiten des Gemaches.

Sie erkannte diesen Mann nicht, aber unsere Leser werden ihn wohl erkennen: es war derjenige, welcher die Neugierigen in Beziehung auf die angebliche Königin aufgewiegelt und die fünfzig Louisd'or für das Pamphlet gegeben hatte.

Die junge Frau öffnete ungestüm die Glasthüre, und kam bis zum Sopha, auf dem sie ruhig einen mehr fetten als magern Mann von gutem Aussehen sitzen sah, der mit einer sehr schönen weißen Hand mit einem äußerst reichen Spitzenjabot spielte.

Die junge Frau hatte nicht Zeit, das Gespräch zu beginnen.

Dieser seltsame Mensch machte eine Art von Gruß, halb Bewegung, halb Verbeugung, heftete einen glänzenden Blick voll Wohlwollen auf seine Wirthin und sprach:

„Ich weiß, um was Sie mich ersuchen wollen, doch ich werde Ihnen besser antworten, wenn ich Sie selbst befrage. Sie sind Mademoiselle Oliva?"

„Ja, mein Herr."

„Eine reizende, äußerst nervöse und für das System von Mesmer eingenommene Frau?"

„Ich komme gerade von ihm."

„Sehr gut! das erklärt Ihnen nicht, wie mir Ihre schönen Augen sagen, warum Sie mich auf Ihrem Sopha finden, und das ist es doch, was Sie besonders zu wissen wünschen."

„Sie haben richtig errathen, mein Herr."

„Wollen Sie mir den Gefallen erweisen, sich zu setzen; wenn Sie stehen blieben, wäre ich genöthigt, mich auch zu erheben; dann würden wir nicht bequem plaudern."

„Sie können sich schmeicheln, sehr außerordentliche Manieren zu haben," erwiederte die junge Frau, die wir fortan Mademoiselle Oliva nennen werden, da sie auf diesen Namen zu antworten sich herbeiließ.

„Mademoiselle, ich habe Sie vorhin bei Mesmer gesehen und so gefunden, wie ich Sie wünschte."

„Mein Herr!“

„Oh! erschrecken Sie nicht; ich sage Ihnen nicht, ich habe Sie reizend gefunden; nein, das würde auf Sie die Wirkung einer Liebeserklärung machen, und das ist nicht meine Absicht. Ich bitte, weichen Sie nicht zurück, Sie nöthigen mich, zu schreien, wie ein Tauber.“

„Was wollen Sie denn?“ versetzte Oliva naiv.

„Ich weiß, daß Sie gewohnt sind, sich schön nennen zu hören,“ fuhr der Unbekannte fort; „ich, der ich dieß übrigens auch denke, habe Ihnen etwas Anderes vorzuschlagen.“

„Mein Herr, Sie sprechen wahrhaftig in einem Ton mit mir . . .“

„Brausen Sie nicht auf, ehe Sie mich gehört haben. . . . Ist Jemand hier verborgen?“

„Niemand ist hier verborgen, aber . . .“

„Wenn Niemand hier verborgen ist, so sprechen wir ohne Scheu. Was würden Sie zu einem kleinen Bündniß zwischen uns sagen?“

„Ein Bündniß . . . Sie sehen wohl . . .“

„Sie verwechseln abermals. Ich sage Ihnen nicht, Bund, sondern Bündniß. Ich spreche nicht von Liebe, sondern von Geschäften.“

„Was für Geschäfte meinen Sie?“ fragte Oliva, deren Neugierde sich durch ein sichtbares Erstaunen verrieth.

„Was thun Sie den ganzen Tag?“

„Aber . . .“

„Seien Sie ohne Furcht; es fällt mir nicht ein, Sie zu tadeln; sagen Sie mir, was Ihnen beliebt.“

„Ich thue Nichts, oder mindestens so wenig, als möglich.“

„Sie sind träge.“

„Oh!“

„Sehr gut.“

„Oh! Sie sagen, sehr gut?“

„Allerdings. Was macht es mir, daß Sie träge sind? Gehen Sie gern spazieren?“

„Sehr gern.“

„Lieben Sie die Schauspiele, die Bälle?“

„Stets.“

„Das Wohlleben?“

„Ganz besonders.“

„Wenn ich Ihnen fünfundzwanzig Louisd'or monatlich geben wollte, würden Sie es ausschlagen?“

„Mein Herr!“

„Meine liebe Demoiselle Oliva, Sie fangen wieder an zu zweifeln. Es war doch unter uns verabredet, daß Sie sich nicht erzürnen sollten. Ich sagte fünfundzwanzig Louisd'or, wie ich fünfzig gesagt hätte.“

„Fünfzig wären mir lieber, als fünfundzwanzig, doch was ich fünfzig vorziehe, das ist das Recht, mir meinen Geliebten zu wählen.“

„Zum Henker! ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht Ihr Liebhaber sein will: hören Sie mich also ruhig an.“

„Nun denn auch zum Henker, was soll ich thun, um Ihre fünfzig Louisd'or zu verdienen?“

„Haben wir gesagt: fünfzig?“

„Ja.“

„Gut, fünfzig. Sie empfangen mich bei sich, Sie machen mir das möglichst freundliche Gesicht, Sie geben mir den Arm, wenn ich es wünsche, Sie erwarten mich, wo ich Sie mich zu erwarten heiße.“

„Aber ich habe einen Liebhaber, mein Herr.“

„Nun, was dann?“

„Wie, was dann?“

„Ja, jagen Sie ihn beim Teufel fort!“

„Oh! man jagt Beaustre nicht fort, wie man will.“

„Soll ich Ihnen dabei helfen?“

„Nein, ich liebe ihn.“

„Oh!“

„Ein wenig.“

„Das ist gerade zu viel.“

„Es ist so.“

„So will ich mir den Beaustre gefallen lassen.“

„Sie sind bequem, mein Herr.“

„Unter dem Vorbehalte der Wiedervergeltung; sind Ihnen die Bedingungen genehm?“

„Sie sind es mir, wenn Sie mir dieselben vollständig gesagt haben.“

„Hören Sie, meine Liebe, ich habe Alles gesagt, was ich für den Augenblick zu sagen hatte.“

„Bei Ihrem Ehrenwort?“

„Bei meinem Ehrenwort. Doch Sie begreifen Eines? . . .“

„Was?“

„Daß, wenn ich zufällig nöthig hätte, daß Sie wirklich meine Geliebte wären . . .“

„Ah! sehen Sie! man hat das nie nöthig, mein Herr.“

„Doch es zu scheinen.“

„Das will ich mir auch gefallen lassen.“

„Gut, abgemacht also.“

„Topp!“

„Hier ist der erste Monat zum Voraus.“

Er reichte ihr eine Rolle von fünfzig Louisd'or, ohne nur das Ende ihrer Finger zu berühren. Und da sie zögerte, ließ er die Rolle in die Tasche ihres Rockes gleiten, ohne nur diese so runde und so bewegliche Hüfte zu streifen, welche die Feinschmecker Spaniens nicht verachtet hätten, wie er.

Kaum war das Gold auf den Grund der Tasche gelangt, als ein zweimaliges Klopfen an die Hausthüre Oliva nach dem Fenster springen machte.

„Guter Gott!“ rief sie, „entfliehen Sie geschwinde, er ist es.“

„Er. Wer?“

„Beaustre . . . mein Liebhaber; rühren Sie sich doch.“

„Oh! meiner Treue, mir gleichviel.“

„Wie, gleichviel? er wird Sie in Stücke hauen.“

„Bah!“

„Hören Sie, wie er klopft; er wird die Thüre sprengen.“

„Lassen Sie ihm öffnen; warum des Teufels geben Sie ihm denn keinen Hauptschlüssel?“

Hienach streckte sich der Unbekannte auf dem Sopha aus und sagte leise:

„Ich muß diesen Burschen sehen und ihn beurtheilen.“

Das Klopfen wurde fortgesetzt, darunter mischten sich Flüche, welche noch viel höher hinaufstiegen, als bis zum zweiten Stockwerk.

„Gehen Sie, Mutter, öffnen Sie,“ sagte Oliva ganz wüthend. „Und was Sie betrifft, mein Herr, mir gleichviel, wenn Ihnen ein Unglück widerfährt.“

„Wie Sie sagen, gleichviel,“ erwiederte der unempfindliche Unbekannte, ohne sich vom Sopha zu rühren.

Oliva horchte bebend auf dem Ruheplatz.

nkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Fünftes bis neuntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

Digitized by Google

XIX.

Herr Beaufire.

Oliva warf ſich einem wüthenden Menſchen entgegen, der mit ausgeſtreckten Händen, bleichem Geſicht und in ungeordnetem Anzug, heiſere Verwünſchungen ausſtoßend, in die Wohnung hereinſtürzte.

„Beaufire, was gibt es, Beaufire?“ ſagte ſie mit einer Stimme, die nicht erſchrocken genug klang, um dem Muthe dieſes Weibes Eintrag zu thun.

„Laß mich los!“ rief der Eintretende, während er ſich mit roher Gewalt von der Umſchlingung Oliva's befreite.

Und mit einem ſich ſteigernden Ton fuhr er fort:

„Ah! weil ein Mann hier iſt, öffnete man mir die Thüre nicht. Ah! ah!“

Der Unbekannte war erwähnter Maßen in ruhiger, unbeweglicher Haltung auf dem Sopha geblieben, in einer Haltung, welche Herrn Beaufire wie Unentſchloſſenheit oder ſogar wie Schrecken vorkommen mußte.

Mit einem Zähnefletſchen von ſchlimmer Vorbedeutung trat er vor den Unbekannten und rief:

„Ich denke, Sie werden mir antworten, mein Herr!“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, mein lieber Herr Beaufire?“ erwiederte der Andere.

„Was machen Sie hier, und vor Allem, wer ſind Sie?“

„Ich bin ein ruhiger Mann, gegen den Sie furchtbare Augen machen, und dann plauderte ich mit dieſer Dame in allen Ehren.“

„Ja, ja, gewiß in allen Ehren," murmelte Oliva.

„Willst Du wohl schweigen!" brüllte Beaustre.

„Stille, stille!" sagte der Unbekannte, „schnauzen Sie Madame nicht so heftig an, sie ist vollkommen unschuldig, und wenn Sie übler Laune sind . . ."

„Ja, das bin ich."

„Er wird im Spiel verloren haben," flüsterte Oliva.

„Mord und Teufel, ich bin ausgeplündert!" brüllte Beaustre.

„Und es wäre Ihnen nicht unangenehm, auch ein wenig Einen auszuplündern," versetzte lächelnd der Unbekannte. „Das läßt sich begreifen, mein lieber Herr Beaustre."

„Genug der schlechten Späße, Sie! Und nun machen Sie mir das Vergnügen und packen Sie sich."

„Oh! Herr Beaustre, Nachsicht!"

„Tod und alle Teufel der Hölle! stehen Sie auf und gehen Sie, oder ich zerschmettere den Sopha und Alles, was darauf ist."

„Ah! Mademoiselle, Sie haben mir nichts davon gesagt, daß Herr Beaustre von solchen närrischen Grillen befallen werde. Mein Gott! welches Ungestüm!"

Außer sich, machte Beaustre eine große Komödienbewegung und beschrieb, um den Degen zu ziehen, mit den Armen und der Klinge einen Kreis von wenigstens zehn Fuß im Umfang.

„Ich sage Ihnen noch einmal," rief er, „stehen Sie auf, oder ich nagle Sie an die Lehne."

„Wahrhaftig, man ist sehr unangenehm," erwiederte der Unbekannte, während er sachte und nur mit der linken Hand den kleinen Degen, den er hinter sich auf dem Sopha verborgen hatte, aus der Scheide zog.

Oliva stieß durchdringende Schreie aus.

„Ah! Mademoiselle, schweigen Sie," sprach der ruhige Mann, der endlich den Degen in der Faust hatte, ohne daß er von seinem Sitze aufgestanden war; „schweigen Sie, denn es werden zwei Dinge geschehen,

mal werden Sie Herrn Beaufire betäuben und er
d sich spießen lassen; dann wird die Scharwache
aufkommen, Sie schlagen und geraden Weges nach
int-Lazare führen."

Oliva ersetzte die Schreie durch eine äußerst aus-
cksvolle Pantomime.

Es war ein seltsames Schauspiel. Auf der einen
te führte Herr Beaufire, beschmutzt, weinschwer,
ernd vor Wuth, Stöße ohne Richtung, ohne Taktik
einen undurchdringlichen Gegner.

Auf der andern ein Mann auf dem Sopha sitzend,
Hand auf dem Knie ausgestreckt, die andere be-
fnet, mit Behendigkeit parirend, ohne zu stoßen,
dergestalt lachend, daß Saint-Georges selbst darüber
hrocken wäre.

Beständig durch die Paraden des Gegners verirt,
r der Degen von Beaufire nicht einen Augenblick
Stande, die Linie zu behaupten.

Beaufire fing an müde zu werden, zu schnaufen,
h der Zorn hatte einer unwillkürlichen Angst Platz
nacht; er bedachte, daß es, wenn dieser gefällige
gen sich ausstrecken, von der Klinge des Gegners
machen wollte, um ihn, Beaufire, geschehen wäre.
n Bangen erfaßte ihn, er kam aus der Lage und
ff nur noch gegen das äußerste Ende des Degens
n seinem Gegner an. Dieser faßte ihn kräftig in
:z, wand ihm den Degen aus der Hand und ließ ihn
eine Feder in die Luft springen.

Der Degen flog durch das Zimmer, durchbrach
e Fensterscheibe und verschwand außen.

Beaufire wußte nicht mehr, welche Haltung er be-
chten sollte.

„Ei! Herr Beaufire," sagte der Unbekannte, „wenn
r Degen mit der Spitze niederfällt und Jemand
chsticht, sind Sie ein todter Mann!"

Zum Bewußtsein zurückgerufen, lief Beaufire nach
Thüre und stürzte die Treppe hinab, um seine Waffe

wieder zu erwischen und einem Unglück zuvorzukommen, das ihn mit der Polizei entzweit hätte.

Mittlerweile ergriff Oliva die Hand des Siegers und sprach zu ihm:

„Oh! mein Herr, Sie sind sehr muthvoll; doch Herr Beausire ist ein Schurke, und wenn Sie bleiben, gefährden Sie mich; sobald Sie weggegangen sind, wird er mich sicherlich schlagen."

„Dann bleibe ich."

„Nein, nein, ich bitte inständig; wenn er mich schlägt, schlage ich ihn auch, und ich bin immer die stärkere, doch das ist so, weil ich nichts zu schonen habe. Ich flehe Sie an, entfernen Sie sich."

„Haben Sie Eines wohl im Auge, meine Schönste: gehe ich von hier weg, so finde ich ihn unten oder auf der Treppe auf mich lauernd; man wird sich wieder schlagen; auf einer Treppe parirt man nicht immer mit so großer Sicherheit, wie auf einem Canapé."

„Nun, und dann?"

„Dann tödte ich Meister Beausire oder er tödtet mich."

„Großer Gott! das ist wahr, wir hätten einen schönen Spectakel im Hause."

„Dies ist zu vermeiden; ich bleibe also."

„Um des Himmels willen, entfernen Sie sich, Sie gehen in den oberen Stock hinauf, bis er wieder zu mir hereingekommen ist. Im Glauben, Sie hier zu finden, wird er nirgends suchen. Sobald er in meine Wohnung eingetreten ist, hören Sie mich die Thüre doppelt verschließen. Ich werde meinen Mann eingesperrt und den Schlüssel in meine Tasche gesteckt haben. Nehmen Sie dann Ihren Rückzug, indeß ich mich muthig schlage, um die Zeit auszufüllen."

„Sie sind ein reizendes Mädchen, auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen! wann dies?"

„Heute Nacht, wenn es Ihnen beliebt."

„Wie, heute Nacht! Sind Sie verrückt?"

„Bei Gott, ja, heute Nacht. Ist nicht Ball im Opernhause?“

„Bedenken Sie, daß die Mitternachtstunde schon geschlagen hat.“

„Ich weiß es wohl, doch was ist daran gelegen?“

„Man braucht Domino's.“

„Beaustre wird holen, wenn Sie ihn zu schlagen vermocht haben.“

„Sie haben Recht,“ versetzte Oliva lachend.

„Und hier sind zehn Louisd'or für die Costumes,“ sagte der Unbekannte, ebenfalls lachend.

„Leben Sie wohl! Meinen Dank!“

Und sie schob ihn nach dem Ruheplatz.

„Gut! er schließt die Thüre unten,“ sagte der Unbekannte.

„Es ist nur ein Riegel innen. Gehen Sie . . . er kommt herauf.“

„Doch wenn zufällig Sie geschlagen würden, wie könnten Sie mir es sagen lassen?“

Sie überlegte und antwortete dann:

„Sie müssen Bediente haben.“

„Ja, ich werde einen unter Ihre Fenster stellen.“

„Gut, und er wird in die Luft schauen, bis ihm ein Billetchen auf die Nase fällt.“

„So sei es. Gott befohlen!“

Der Unbekannte stieg in die oberen Stockwerke hinauf. Das ließ sich sehr leicht thun, die Treppe war finster, und Oliva bedeckte, indem sie mit lauter Stimme Beaustre rief, das Geräusch der Tritte ihres neuen Mitschuldigen.

„Wirst Du wohl kommen, Hirnverrückter!“ rief sie Beaustre zu, der nicht heraufging, ohne Betrachtungen über die moralische und physische Ueberlegenheit dieses Eindringlings anzustellen, welcher sich auf eine so unverschämte Weise in dem Domicil eines Andern eingenistet hatte.

Er gelangte indessen zu dem Stockwerk, wo ihn

Oliva erwartete. Er hatte den Degen in der Scheide und dachte über eine Rede nach, die er halten wollte.

Oliva nahm ihn bei den Schultern, stieß ihn in das Vorzimmer und schloß die Thüre doppelt, wie sie es versprochen hatte.

Der Unbekannte konnte, während er sich zurückzog, den Anfang eines Streites hören, in welchem durch ihren schallenden Ton, wie die Blechinstrumente im Orchester, jene Schläge sich hervorhoben, die man gewöhnlich und onomatopoetisch Kläpse nennt.

Mit den Kläpsen vermischten sich Schreie und Vorwürfe. Die Stimme von Beausire donnerte, die von Oliva erschütterte die Wände.

„In der That," sagte der Unbekannte, indem er sich entfernte, „man hätte nie glauben sollen, diese Frau, welche die Ankunft des Gebieters vorhin so sehr verlegen machte, besitze eine solche Widerstandskraft."

Der Unbekannte verlor die Zeit nicht damit, daß er dem Ende der Scene folgte.

„Es waltet zu viel Wärme im Anfang der Scene ob, als daß die Entwickelung fern sein sollte."

Er wandte sich um die Ecke der Rue d'Anjou-Dauphine, wo sein Wagen, der sich rückwärts in dieses Gäßchen hineingearbeitet hatte, seiner harrte.

Rasch sagte er ein Wort zu einem seiner Bedienten; dieser eilte weg, faßte Posto den Fenstern von Oliva gegenüber und verbarg sich im dichten Schatten einer kleinen Arcade, die den Gang eines alterthümlichen Hauses überdeckte.

So gestellt, konnte der Mann, der die beleuchteten Fenster sah, durch die Beweglichkeit der Silhouetten Alles beurtheilen, was im Innern vorging.

Die Anfangs sehr regsamen Bilder wurden allmälig ein wenig ruhig. Endlich blieb nur noch eines.

XX.

Das Gold.

Man vernehme, was hinter diesen Vorhängen vorgegangen.

Zuerst war Beausire erstaunt, die Thüre mit dem Riegel verschließen zu sehen.

Dann erstaunt, Oliva so laut rufen zu hören.

Endlich noch mehr erstaunt, in das Zimmer einzutreten und seinen gewaltigen Nebenbuhler nicht darin zu finden.

Nachforschungen, Drohungen, Ausforderung; da sich der Mensch verbarg, so hatte er Angst; hatte er Angst, so siegte Beausire.

Oliva nöthigte ihn, seine Nachforschungen einzustellen und auf ihre Fragen zu antworten.

Ein wenig angefahren, nahm Beausire selbst einen stolzen Ton an.

Oliva, welche wußte, daß sie nicht mehr schuldig, weil der sichtbare Gegenstand des Verbrechens verschwunden war, quia corpus delicti aberat, wie der Text sagt, Oliva schrie so laut, daß ihr Beausire, um sie zum Schweigen zu bringen, die Hand auf den Mund drückte oder darauf drücken wollte.

Doch er täuschte sich; Oliva verstand anders die ganz überredende und versöhnende Geberde von Beausire. Dieser raschen Hand, die sich nach ihrem Gesichte wandte, setzte sie eine Hand so behende und leicht entgegen, als es kurz zuvor der Degen des Unbekannten gewesen war.

Diese Hand parirte Quart und Terz, fuhr gerade aus und schlug Beausire auf die Wange.

Beausire that mit der rechten Hand einen Gegenstoß, der die beiden Hände von Oliva niederschlug und ihre linke Wange unter einem ärgerlichen Geräusch erröthen machte.

Dies war die Stelle der Verhandlung, welche der Unbekannte bei seinem Abgang vernommen hatte.

Eine so begonnene Erklärung führt, wie wir sagten, rasch eine Entwickelung herbei, eine Entwickelung indessen, die, so gut sie auch darzustellen sein mag, um dramatisch zu sein, einer Menge von Vorbereitungen bedarf.

Oliva erwiederte die Ohrfeige von Beaustre durch ein schweres und gefährliches Wurfgeschoß: einen Porzellankrug; Beaustre setzte dem Wurfgeschoß die radförmige Bewegung eines Stockes entgegen, der mehrere Tassen zerbrach, eine Kerze abstieß und am Ende die Schulter der jungen Frau traf.

Wüthend sprang diese auf Beaustre los und preßte ihm die Gurgel zusammen. Der Unglückliche war genöthigt, zu packen, was er an der drohenden Oliva finden konnte.

Er zerriß einen Rock. Empfindlich für diese Schmach und diesen Verlust ließ Oliva los und schleuderte Beaustre zu Boden. Schäumend erhob er sich wieder.

Da sich jedoch der Werth eines Feindes nach der Vertheidigung ermißt, und die Vertheidigung sich stets Achtung erwirbt, selbst beim Sieger, so knüpfte Beaustre, der viel Respect vor Oliva bekommen hatte, die mündliche Verhandlung da wieder an, wo er sie gelassen.

„Du bist ein abscheuliches Geschöpf," sagte er, „Du richtest mich zu Grunde."

„Du richtest mich zu Grunde," erwiederte sie.

„Oh! ich richte sie zu Grunde! Sie hat nichts."

„Sage, ich habe nichts mehr. Sage, Du habest Alles, was ich besessen, verkauft und verfressen, vertrunken und verspielt."

„Und Du wagst es, mir meine Armuth vorzuwerfen?"

„Warum bist Du arm? Das ist ein Laster."

„Ich werde Dir die Deinigen alle auf einmal abgewöhnen."

„Durch Schläge etwa?"

Und Oliva schwang eine ziemlich schwere Feuerzange, deren Anblick Beaufire zurückweichen machte.

„Das fehlte Dir noch, Liebhaber annehmen!“ sagte er.“

„Und Du, wie nennst Du denn alle die Schufte, die in den Spielhäusern, wo Du Deine Tage und Nächte zubringst, bei Dir sitzen?“

„Ich spiele, um zu leben.“

„Und das gelingt Dir ganz hübsch: wir müssen Hungers sterben; meiner Treue, eine reizende Industrie!“

„Und Du mit der Deinigen bist genöthigt, zu flennen, wenn man Dir ein Kleid zerreißt, weil Du nicht die Mittel hast, Dir ein anderes zu kaufen. Eine schöne Industrie, bei Gott!“

„Eine bessere, als die Deinige,“ rief Oliva wüthend, „hier der Beweis.“

Und sie nahm aus ihrer Tasche eine Hand voll Gold und warf sie im Zimmer umher.

Die Louisd'or rollten auf ihren Rändern und zitterten auf ihren Flächen; die einen verbargen sich unter den Schränken, die andern setzten ihre klingenden Evolutionen bis zu den Thüren fort. Wieder andere blieben bald ermüdet platt liegen und ließen ihre Bilder wie Feuerflittern glänzen.

Als Beaufire diesen Metallregen auf dem Holz der Geräthe und auf dem Boden des Zimmers klingen hörte, wurde er wie von einem Schwindel, wir müßten eigentlich sagen, wie von einem Gewissensbiß ergriffen.

„Louisd'or, Doppellouisd'or,“ rief er niedergeschmettert.

Oliva hielt zwischen ihren Fingern eine zweite Handvoll von diesem Metall. Sie schleuderte sie Beaufire, der dadurch geblendet wurde, in's Gesicht und in die offenen Hände.

„Ho! ho!“ rief er. „Wie reich ist sie, diese Oliva.“

„Das trägt mir meine Industrie ein,“ erwiederte cynisch das Weib, während es mit einem gewaltigen Pantoffelschlage zugleich das Gold, das auf dem Boden

umherlag, und Beaufire, der ſich niederkniete, um es zuſammenzuraffen, zurückſtieß.

„Sechzehn, ſiebenzehn, achtzehn," ſagte Beaufire kichernd vor Freude.

„Elender!" brummte Oliva.

„Neunzehn, einundzwanzig, zweiundzwanzig."

„Erbärmlicher!"

„Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig."

„Schuft!"

Hatte er nun gehört, war er erröthet, ohne zu hören, Beaufire ſtand auf.

„Gut," ſprach er mit einem ſo ernſten Tone, daß nichts ſo ſehr dem Komiſchen gleichen konnte, „gut, Mademoiſelle, Sie machten alſo Erſparniſſe, indem Sie es mir am Nothwendigen fehlen ließen."

Etwas verwirrt, fand Oliva keine Antwort.

„Mich," fuhr der Burſche fort, „mich ließen Sie mit zerriſſenen Strümpfen, mit einem rothen Hut und aufgeſchlitztem Futter umhergehen, während Sie Louisd'or in Ihrer Kaſſe aufbewahrten? Woher kommen dieſe Louisd'or? von dem Verkauf, den ich mit meinen Kleidern vornahm, als ich mein trauriges Geſchick mit dem Ihrigen verband."

„Schurke!" murmelte Oliva leiſe.

Und ſie ſchleuderte ihm einen Blick voll Verachtung zu. Er erzürnte ſich nicht darüber.

„Ich verzeihe Dir," ſprach er, „nicht Deinen Geiz, aber Deine Sparſamkeit."

„Und vorhin wollteſt Du mich umbringen."

„Vorhin hatte ich Recht, jetzt hätte ich Unrecht."

„Warum, wenn's beliebt?"

„Weil Du jetzt eine wahre Haushälterin biſt, Du trägſt der Haushaltung ein."

„Ich ſage Dir, Du biſt ein Schuft."

„Meine geliebte Oliva."

„Und Du wirſt mir das Gold zurückgeben."

„Oh! meine Theuerſte."

„Du wirst es mir zurückgeben, oder ich renne Dir Deinen Degen durch den Leib.“

„Oliva!“

„Ja oder nein!“

„Nein, Oliva, ich werde nie zugeben, daß Du mir den Degen durch den Leib rennst.“

„Rühre Dich nicht, oder ich durchbohre Dich. Das Geld!“

„Schenke es mir!“

„Ah! Elender! ah! niedrige Creatur! Du bettelst, Du flehst mich um den Ertrag meiner schlechten Aufführung an! Ah! das nennt man einen Mann; ich habe Euch stets verachtet, Alle verachtet, hörst Du wohl? . . . mehr noch den, der gibt, als den, welcher empfängt.“

„Derjenige, welcher gibt, kann geben,“ erwiederte Beaufire mit ernstem Tone, „er ist glücklich. Ich habe Dir auch gegeben, Nicole.“

„Ich will nicht, daß man mich Nicole nennt.“

„Verzeih! Oliva. Ich sagte also, ich habe Dir gegeben, so lange ich gekonnt.“

„Schöne Freigebigkeit, silberne Ringe, sechs Louisd'or, zwei seidene Kleider, drei gestickte Sacktücher.“

„Das ist viel für einen Soldaten.“

„Schweige; die Ringe hattest Du einem Andern gestohlen, um sie mir anzubieten; die Louisd'or hat man Dir geborgt, nnd Du hast sie nie zurückgegeben; die seidenen Kleider . . .“

„Oliva! Oliva!“

„Gib mir mein Geld zurück.“

„Was willst Du dafür?“

„Das Doppelte.“

„Gut, es sei,“ erwiederte der Bursche voll Ernst. „Ich gehe spielen in der Rue de Bussy und bringe Dir nicht nur das Doppelte, sondern das Fünffache.“

Er machte ein paar Schritte gegen die Thüre. Sie packte ihn am Schooß seines mürben Rockes.

„Ah!“ sagte er, „gut, der Rock ist zerrissen.“

„Desto besser, Du wirst einen neuen haben.“

„Sechs Louisd'or, Oliva, sechs Louisd'or! Gut, daß in der Rue de Bussy die Banquiers und Pointeurs im Punkte der Toilette nicht sehr streng sind.“

Oliva faßte ruhig den andern Rockschooß und riß ihn ebenfalls ab. Beaufire wurde wüthend.

„Tod und Teufel,“ schrie er, „Du machst, daß ich Dich umbringe. Die freche Person entkleidet mich ganz. Ich kann nicht mehr von hier weggehen.“

„Im Gegentheil, Du wirst auf der Stelle gehen.“

„Das wäre seltsam, ohne Rock.“

„Du ziehst Deinen Winterüberrock an.“

„Durchlöchert, geflickt?“

„Du ziehst ihn nicht an, wenn Dir das lieber ist. Doch Du wirst gehen.“

„Nie.“

Oliva nahm aus ihrer Tasche, was sie noch an Gold übrig hatte, ungefähr vierzig Louisd'or und ließ sie zwischen ihren beiden zusammengehaltenen Händen springen.

Beaufire wäre beinahe närrisch geworden; er kniete abermals nieder.

„Befiehl!“ rief er, „befiehl.“

„Du laufst nach dem Capucin-Magique in der Rue de Seine, man verkauft dort Domino's für den Maskenball.“

„Nun?“

„Du kaufst mir einen vollständigen.“

„Gut.“

„Für Dich einen schwarzen, für mich einen weißen von Atlas.“

„Ja.“

„Und ich gebe Dir hiefür nur zwanzig Minuten.“

„Wir gehen auf den Ball?“

„Auf den Ball.“

„Und Du führst mich auf das Boulevard zum Abendbrod.“

„Gewiß; doch unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“

„Daß Du gehorsam bist.“

„Oh! immer, immer.“

„Auf, zeige Deinen Eifer.“

„Ich laufe.“

„Wie, Du bist noch nicht weggegangen?“

„Aber die Kosten . . .“

„Du hast fünfundzwanzig Louisd'or.“

„Wie, ich habe fünfundzwanzig Louisd'or? Woher nimmst Du das?“

„Die Goldstücke, die Du aufgerafft hast.“

„Oliva, Oliva, das ist nicht gut.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Oliva, Du hattest sie mir geschenkt.“

„Ich sage nicht, Du sollst sie nicht bekommen; doch wenn ich sie Dir jetzt gäbe, würdest Du nicht zurückkehren. Gehe also und kehre rasch wieder.“

„Sie hat bei Gott Recht,“ sagte der Bursche etwas verwirrt. „Es war meine Absicht, nicht zurückzukommen.“

„Fünfundzwanzig Minuten, hörst Du wohl?“ rief sie.

„Ich gehorche.“

In diesem Augenblick geschah es, daß der den Fenstern gegenüber im Hinterhalt liegende Bediente eine von den beiden redenden Personen verschwinden sah.

Es war Herr Beaustre, der mit einem Rock ohne Schooß herunter kam, hinter welchem der Degen frech baumelte, während das Hemd unter der Weste wie zur Zeit von Ludwig XIII. aufgeschwollen war.

Der Taugenichts nahm seine Richtung nach der Rue de Seine, und Oliva schrieb mittlerweile rasch auf ein Papier folgende Worte, welche die ganze Episode zusammenfaßten:

„Der Friede ist unterzeichnet, die Theilung gemacht, der Ball angenommen. Um zwei Uhr werden wir im Opernhause sein. Ich habe einen weißen Domino und auf der linken Schulter ein blaues Band.“

Oliva rollte das Papier um einen Scherben von dem zerbrochenen Porzellankrug, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und warf das Billet auf die Straße.

Der Bediente stürzte auf seine Beute los, hob sie auf und entfloh.

Es ist beinahe gewiß, daß Herr Beaussire nicht mehr als dreißig Minuten brauchte, um zurückzukehren; es folgten ihm zwei Schneidergesellen, welche um den Preis von achtzehn Louisd'or zwei Dominos von ausgezeichnetem Geschmack brachten, wie man sie im Capucin-Magique bei dem guten Arbeiter, dem Lieferanten Ihrer Majestät der Königin und der Hofdamen, verfertigte.

XXI.

Das kleine Haus.

Wir haben Frau von La Mothe bei der Thüre des Hotels gelassen, von wo aus sie mit den Augen dem rasch verschwindenden Wagen der Königin folgte.

Als die Form des Wagens sichtbar, als sein Rollen vernehmbar zu sein aufhörte, kehrte Jeanne ebenfalls in ihre Miethkutsche zurück und begab sich nach Hause, um einen Domino und eine andere Larve zu nehmen und zugleich zu sehen, ob nichts Neues in ihrer Wohnung vorgefallen.

Frau von La Mothe hatte sich für diese so glückliche Nacht eine Erfrischung für alle Gemüthsbewegungen des Tages zugesagt. Als starke Frau, wie sie war, hatte sie beschlossen, den Mann zu spielen, wie man zu sagen pflegt, und dem zu Folge alle Wonnen des Unvorhergesehenen zu schlürfen.

Aber eine Widerwärtigkeit harrte ihrer beim ersten Schritt, den sie auf diesem für lebhafte und lange Zeit

n Zaume gehaltene Phantaſien ſo verführeriſchen Wege achte.

Ein Bedienter wartete auf ſie beim Hausmeiſter.

Dieſer Bediente gehörte dem Herrn Prinzen von ohan und brachte von Seiner Eminenz ein in olgenden Worten abgefaßtes Billet:

„Frau Gräfin,

„Ohne Zweifel haben Sie nicht vergeſſen, daß ir Geſchäfte mit einander abzumachen. Sie haben ielleicht ein kurzes Gedächtniß; ich vergeſſe nie, was ir gefallen.

„Ich habe die Ehre, Sie da zu erwarten, wohin Sie der Ueberbringer führen wird, wenn es Ihnen genehm iſt.“

Der Brief war mit dem Hirtenkreuz unterzeichnet.

Anfangs ärgerlich über dieſen Querſtrich, dachte Frau von La Mothe einen Augenblick nach und entſchied ſich dann mit jener Raſchheit des Entſchluſſes, die ſie charakteriſirte.

„Steigen Sie mit meinem Kutſcher auf oder geben Sie ihm die Adreſſe,“ ſagte ſie zu dem Bedienten.

Der Bediente ſtieg mit dem Kutſcher auf den Bock, Frau von La Mothe ſtieg in den Wagen.

Zehn Minuten genügten, um die Gräfin zum Eingang des Faubourg Saint-Antoine in eine neuerdings geebnete Vertiefung zu führen, wo große Bäume, ſo alt wie die Vorſtadt ſelbſt, vor Aller Augen eines von jenen hübſchen, unter Ludwig XV. mit dem äußern Geſchmack des ſechzehnten und dem unvergleichlichen Comfort des achtzehnten Jahrhunderts erbauten Häuſern verbargen.

„Ho! ho! ein kleines Haus,“ murmelte die Gräfin: „das iſt ſehr natürlich von Seiten eines vornehmen Prinzen, aber ſehr demüthigend für eine Valois! . . . Nun!“

Dieſes Wort, aus dem die Reſignation einen Seufzer oder die Ungeduld eine Ausrufung gemacht

hat, enthüllte Alles, was an verzehrendem Ehrgeiz und toller Gierde in ihrem Geiſte ſchlummerte.

Doch ſie hatte nicht ſobald die Schwelle des Hauſes überſchritten, als ihr Entſchluß gefaßt war.

Man führte ſie von Zimmer zu Zimmer, das heißt von Ueberraſchung zu Ueberraſchung, bis zu einem kleinen, äußerſt geſchmackvollen Speiſeſaal.

Hier fand ſie den Cardinal allein und wartend.

Seine Eminenz durchblätterte Brochuren, welche ungemein einer Sammlung von jenen Pamphleten glichen, die es in jener Zeit zu Tauſenden regnete, wenn der Wind von Holland oder von England kam.

Als der Cardinal ſie erblickte, ſtand er auf.

„Ah! Sie hier? ich danke, Frau Gräfin," rief er.

Und er trat auf ſie zu, um ihr die Hand zu küſſen.

Die Gräfin wich mit einer hochmüthigeu und verletzten Miene zurück.

„Was haben Sie denn, Madame?" fragte der Cardinal.

„Monſeigneur, nicht wahr, Sie ſind nicht gewohnt, ein ſolches Geſicht bei den Frauen zu ſehen, denen Eure Eminenz ſie hieher zu rufen die Ehre erweiſt?"

„Oh! Frau Gräfin . . ."

„Wir ſind in Ihrem kleinen Hauſe, nicht wahr, Monſeigneur?" ſagte mit einem verächtlichen Blick umherſchauend die Gräfin.

„Aber, Madame . . ."

„Monſeigneur, ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, ſich zu erinnern, in welchem Stande ich geboren bin. Ich hoffte, Eure Eminenz würde die Gnade haben, ſich zu erinnern, daß mir Gott, wenn er mich arm gemacht, doch wenigſtens den Stolz meines Ranges gelaſſen hat."

„Ah! ah! Gräfin, ich hielt Sie für eine Frau von Geiſt," verſetzte der Cardinal.

„Wie es ſcheint, Monſeigneur, nennen Sie Frau von Geiſt jede gleichgültige Frau, die zu Allem lacht, ſelbſt zur Schande; dieſen Frauen, ich bitte Eure

Eminenz um Verzeihung, pflege ich einen andern Namen zu geben."

„Nein, Gräfin, Sie täuschen sich, Frau von Geist nenne ich jede Frau, welche hört, wenn man zu ihr spricht, oder welche nicht spricht, ehe sie gehört hat."

„Ich höre, reden Sie."

„Ich habe mich mit Ihnen über ernste Dinge zu besprechen."

„Und zu diesem Ende haben Sie mich in ein Speisezimmer kommen lassen?"

„Ja; wäre es Ihnen lieber gewesen, wenn ich Sie in einem Boudoir erwartet hätte, Gräfin?"

„Die Unterscheidung ist zart."

„So glaube ich, Gräfin."

„Es handelt sich also nur darum, mit Monseigneur zu Nacht zu speisen."

„Nichts Anderes."

„Eure Eminenz darf überzeugt sein, daß ich von dieser Ehre gebührender Maßen durchdrungen bin."

„Sie spotten, Gräfin?"

„Nein, ich lache."

„Sie lachen?"

„Ja, wäre es Ihnen lieber, wenn ich mich ärgerte? Ah! Monseigneur, Sie sind von einer wunderlichen Laune, wie es scheint."

„Oh! Sie sind reizend, wenn Sie lachen, und nichts könnte mir angenehmer sein, als Sie beständig lachen zu sehen. Doch Sie lachen in diesem Augenblick nicht. Oh! nein, nein; es ist Zorn hinter diesen schönen Lippen, welche die Zähne zeigen."

„Nicht im Geringsten, Monseigneur, und der Speisesaal beruhigt mich."

„Vortrefflich!"

„Und ich hoffe, daß Sie wohl hier speisen werden."

„Wie, daß ich wohl hier speisen werde! Und Sie?"

„Ich, ich habe keinen Hunger."

„Wie, Madame, Sie weisen mich vom Abendbrod zurück?"

„Was beliebt.“

„Sie jagen mich fort?“

„Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.“

„Hören Sie, liebe Gräfin.“

„Ich höre.“

„Wären Sie weniger zornig, so würde ich Ihnen sagen, Sie mögen machen, was Sie wollen, Sie können es nicht verhindern, daß Sie reizend seien; da ich aber bei jedem Compliment verabschiedet zu werden befürchten muß, so enthalte ich mich.“

„Sie befürchten, verabschiedet zu werden. In der That, Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, aber Sie werden unverständlich.“

„Was vorgeht, ist doch so klar und durchsichtig.“

„Entschuldigen Sie meine Verblendung.“

„Nun wohl! neulich haben Sie mich mit großem Mißbehagen empfangen; Sie fanden Ihre Wohnung durchaus nicht passend für eine Person von Ihrem Rang und Ihrem Namen. Das zwang mich, meinen Besuch abzukürzen; das machte Sie ein wenig kalt gegen mich. Ich dachte damals, Sie in Ihre Mitte, in die Ihnen gebührende Lebenslage versetzen, heiße die Luft dem Vogel wiedergeben, den der Physiker unter die Luftpumpe stellt.“

„Und dann?“ fragte die Gräfin ängstlich, denn sie fing an, zu verstehen.

„Dann, damit Sie mich mit Behagen empfangen könnten, damit ich Sie meinerseits besuchen könnte, ohne mich zu compromittiren oder Sie selbst zu compromittiren . . .“

Der Cardinal schaute die Gräfin fest an.

„Nun?“ fragte diese.

„Nun, ich hoffte, Sie würden dieses enge Haus anzunehmen die Güte haben. Sie begreifen, ich sage nicht, kleines Haus.“

„Annehmen, ich? Sie schenken mir dieses Haus, Monseigneur?“ rief die Gräfin, deren Herz zugleich vor Stolz und Gierde schlug.

„Sehr wenig, zu wenig, Gräfin; doch gäbe ich Ihnen mehr, so würden Sie nicht annehmen.“

„Oh! weder mehr, noch weniger, Monseigneur,“ sprach die Gräfin.

„Was sagen Sie, Madame?“

„Ich sage, es sei unmöglich, daß ich ein solches Geschenk annehme.“

„Unmöglich! Und warum?“

„Ganz einfach, weil es unmöglich ist.“

„Oh! sprechen Sie dieses Wort nicht bei mir aus, Gräfin.“

„Warum?“

„Weil ich bei Ihnen nicht daran glauben will.“

„Monseigneur!“

„Madame, das Haus gehört Ihnen, die Schlüssel liegen hier auf einer Vermeilplatte. Ich behandle Sie als ein Triumphator. Sehen Sie hierin abermals eine Beleidigung?“

„Nein, doch . . .“

„Sie nehmen an?“

„Monseigneur, ich habe es Ihnen gesagt.“

„Wie, Madame, Sie schreiben an die Minister und bitten um eine Pension; Sie nehmen von zwei unbekannten Damen hundert Louisd'or an!“

„Das ist ein großer Unterschied, Monseigneur. Wer empfängt . . .“

„Wer empfängt, verbindet, Gräfin,“ sprach der Prinz mit edlem Tone. „Sehen Sie, ich habe Sie in Ihrem Speisesaal erwartet; ich habe weder das Boudoir, noch die Salons, noch die Zimmer gesehen, ich setze nur voraus, daß dies Alles vorhanden ist.“

„Ah! Monseigneur, ich bitte um Verzeihung, denn Sie nöthigen mich, zu gestehen, daß es keinen zarteren Mann gibt, als Sie.“

Und die Gräfin, die sich so lange Zwang angethan, erröthete vor Freude bei dem Gedanken, sie könne sagen: Mein Haus.

Dann, als sie plötzlich sah, sie lasse sich hinreißen,

sagte sie auf eine Geberde, die der Prinz machte, indem sie einen Schritt zurückwich:

„Monseigneur, ich bitte Eure Eminenz, mir Abendbrod zu geben."

Der Cardinal legte einen Mantel ab, dessen er sich noch nicht entledigt hatte, rückte einen Stuhl für die Gräfin herbei, und begann in einem Straßenkleid, das ihm vortrefflich stand, seinen Dienst als Haushofmeister.

Das Abendbrod war in einem Augenblick aufgetragen.

Während die Diener in das Vorzimmer kamen, hatte Jeanne wieder eine Maske auf das Gesicht gesetzt.

„Ich müßte mich maskiren," sagte der Cardinal, „denn Sie sind zu Hause, denn Sie sind inmitten Ihrer Leute, denn ich bin ein Fremder."

Jeanne lachte, behielt aber nichtsdestoweniger ihre Maske. Und obgleich von der Freude und dem Erstaunen im höchsten Maße aufgeregt, that sie doch dem Abendbrod alle Ehre an.

Der Cardinal, wir haben es bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt, war ein Mann von großem Herzen und wahrem Geist.

Die lange Gewohnheit der civilisirtesten Höfe Europa's, von Königinnen regierter Höfe, die Gewohnheit der Frauen, welche in jener Zeit alle politischen Fragen verwickelten, aber häufig auch lösten, diese Erfahrung, so zu sagen durch den Weg des Blutes übertragen und durch ein persönliches Studium vervielfältigt, alle diese heut zu Tage so seltenen und auch damals schon seltenen Eigenschaften machten aus dem Prinzen einen Mann, der für die Diplomaten, seine Nebenbuhler, oder für die Frauen, seine Geliebtinnen, äußerst schwer zu durchdringen war.

Seine guten Manieren und seine große Höflichkeit waren ein Panzer, den nichts durchbrechen konnte.

Der Cardinal glaubte auch, daß er Jeanne sehr überlegen, Jeanne, dieser von Ansprüchen aufgeschwollenen

Provinzialin, die ihm, da sie unter ihrem falschen Stolz ihre Habgier nicht hatte verbergen können, als eine leichte Eroberung erschien — von Dauer vielleicht wegen ihrer Schönheit, wegen ihres Geistes, wegen eines gewissen herausfordernden Wesens, das viel mehr die übersättigten Männer, als die unschuldigen Männer verführt. Schwerer zu durchdringen, als er selbst durchdringend war, täuschte sich der Cardinal diesmal vielleicht; so viel ist aber gewiß, daß ihm Jeanne, schön, wie sie war, kein Mißtrauen einflößte.

Das war das Verderben dieses erhabenen Mannes. Er machte sich nicht nur minder stark, als er war, er machte sich zum Pygmäen; zwischen Maria Theresia und Jeanne war der Unterschied zu groß, als daß ein Rohan von diesem Schlag zu kämpfen sich die Mühe gegeben hätte.

Sobald der Kampf begonnen hatte, hütete sich Jeanne, welche ihre scheinbar geringere Kraft fühlte, auch wohl, ihre wirkliche Ueberlegenheit sehen zu lassen; sie spielte beständig die gefallsüchtige Provinzialin, sie spielte das einfältige Weib, um sich einen auf seine Stärke vertrauenden und darum in seinen Angriffen schwachen Gegner zu erhalten.

Der Cardinal, der bei ihr alle Bewegungen erlauert hatte, die sie nicht zu bewältigen im Stande gewesen war, hielt sie für berauscht von der Gegenwart, die er ihr geschaffen; sie war es in der That, denn die Gegenwart stand nicht nur über ihren Hoffnungen, sondern sogar über ihren Anmaßungen.

Nur vergaß er, daß er unter dem Ehrgeiz und dem Stolz einer Frau wie Jeanne war.

Was bei ihr bald den Rausch zerstreute, war die Folge neuer Wünsche und Begierden, welche unmittelbar an die Stelle der alten traten.

„Auf!“ sagte der Cardinal, während er der Gräfin ein Glas Cyperwein in einen kleinen Kelch von Krystall mit goldenen Sternen goß, „auf, da Sie Ihren

Vertrag mit mir unterzeichnet haben, schmollen Sie mir nicht mehr, Gräfin."

„Ihnen schmollen, oh! nein."

„Sie werden mich also zuweilen hier ohne zu großes Widerstreben empfangen?"

„Nie werde ich so undankbar sein, zu vergessen, daß Sie hier in Ihrem Hause sind, Monseigneur."

„In meinem Hause? Tollheit!"

„Nein, nein, in Ihrem Hause, sehr in Ihrem Hause."

„Ah! wenn Sie mir entgegen sind . . . nehmen Sie sich in Acht!"

„Nun! was wird geschehen?"

„Ich werde Ihnen andere Bedingungen auferlegen."

„Ah! nehmen Sie sich ebenfalls in Acht!"

„Wovor?"

„Vor Allem."

„Sprechen Sie."

„Ich bin in meinem Hause."

„Und . . ."

„Und wenn ich Ihre Bedingungen unvernünftig finde, so rufe ich meine Leute."

Der Cardinal lachte.

„Nun! Sie sehen?" sagte sie.

„Ich sehe gar nichts," erwiederte der Cardinal.

„Doch, Sie sehen wohl, daß Sie meiner spotteten."

„Wie so?"

„Sie lachen!"

„Das ist der Augenblick, wie mir scheint."

„Ja, es ist der Augenblick, denn Sie wissen wohl, daß, wenn ich meine Leute riefe, diese nicht kämen."

„Oh! doch, der Teufel soll mich holen."

„Pfui! Monseigneur."

„Was habe ich denn gethan?"

„Sie haben geflucht, Monseigneur."

„Ich bin nicht mehr Cardinal hier, Gräfin; ich bin bei Ihnen, das heißt im Glück."

Und er lachte abermals.

„Ah! das ist entschieden ein vortrefflicher Mensch," dachte die Gräfin.

„Ei! sagen Sie," sprach plötzlich der Cardinal, als ob ein Gedanke, der sehr weit von seinem Geiste entfernt, zufällig in diesen zurückgekehrt wäre, „was erzählten Sie mir doch neulich von jenen zwei wohlthätigen Damen, von den zwei Deutschen?"

„Von den zwei Damen mit dem Portrait?" erwiederte Jeanne, welche, da sie die Königin gesehen, die Parade erlangte und sich zum Gegenstoß bereit hielt.

„Ja, von den Damen mit dem Portrait."

„Monseigneur," antwortete Jeanne, den Cardinal anschauend, „Sie kennen sie ebenso gut und sogar besser als ich, darauf wette ich."

„Ich? Oh! Gräfin, Sie thun mir Unrecht. Wünschten Sie nicht, wie es schien, zu wissen, wer sie sind?"

„Allerdings, mich dünkt, es ist sehr natürlich, daß man seine Wohlthäterinnen kennen zu lernen wünscht."

„Nun, wenn ich wüßte, wer sie sind, so wüßten Sie es auch schon."

„Herr Cardinal, Sie kennen diese Damen, sage ich Ihnen."

„Nein."

„Noch ein Nein, und ich nenne Sie einen Lügner."

„Oh! und ich räche mich für die Beleidigung."

„Wie? wenn ich fragen darf."

„Dadurch, daß ich Sie küsse."

„Mein Herr Botschafter am Hofe zu Wien, mein Herr Freund der Kaiserin Maria Theresia, mir scheint, wenn es nicht sehr unähnlich ist, mußten Sie das Portrait Ihrer Freundin erkennen."

„Wie, in der That, Gräfin, es war das Portrait von Maria Theresia?"

„Oh! spielen Sie doch den Unwissenden, Herr Diplomat."

„Nun denn, wenn dem so wäre, wenn ich die Kaiserin Maria Thereſia erkannt hätte, wohin würde uns das führen?“

„Iſt das Portrait von Maria Thereſia von Ihnen erkannt worden, ſo müſſen Sie einen Verdacht in Beziehung auf die Frauen haben, denen ein ſolches Portrait gehört.“

„Aber warum ſoll ich denn das wiſſen?“ verſetzte der Cardinal ziemlich unruhig.

„Ah! weil es nicht ſehr gewöhnlich iſt, das Portrait einer Mutter zu ſehen; denn bemerken Sie wohl, daß dieſes Portrait das Portrait einer Mutter und nicht einer Kaiſerin iſt, in anderen Händen, als in den Händen . . .“

„Vollenden Sie.“

„Als in den Händen einer Tochter.“

„Die Königin!“ rief Louis von Rohan mit einer Wahrheit der Betonung, von der Jeanne bethört wurde. „Die Königin! Ihre Majeſtät wäre bei Ihnen geweſen?“

„Wie! hatten Sie nicht errathen, daß ſie es war, mein Herr?“

„Mein Gott! nein,“ ſprach der Cardinal mit vollkommen einfachem Ton; „es iſt in Deutſchland Gewohnheit, daß die Portraits der regierenden Fürſten von Familie zu Familie übergehen. Ich, zum Beiſpiel, der ich mit Ihnen ſpreche, bin weder der Sohn, noch der Bruder, noch ſogar ein Verwandter von Maria Thereſia, und habe dennoch ein Portrait von ihr bei mir.“

„Sie haben ein Portrait von ihr bei ſich, Monſeigneur?“

„Sehen Sie,“ ſprach kalt der Cardinal.

Und er zog aus ſeiner Taſche eine Tabatière und zeigte ſie Jeanne.

„Sie ſehen wohl,“ fügte er bei, „daß wenn ich dieſes Portrait habe, ich, der ich mich, wie ich Ihnen ſagte, nicht der Ehre erfreue, von der kaiſerlichen

Familie zu sein, ein Anderer, als ich, es bei Ihnen kann vergessen haben, ohne deshalb dem erhabenen Hause Oesterreich anzugehören."

Jeanne schwieg verlegen. Sie besaß alle Instincte der Diplomatie, aber die Praxis fehlte ihr noch.

„Ihrer Ansicht nach," fuhr der Prinz Louis fort, „Ihrer Ansicht nach ist es also die Königin Marie Antoinette, die Ihnen Besuch gemacht hat?"

„Die Königin mit einer andern Dame."

„Frau von Polignac?"

„Ich weiß es nicht."

„Frau von Lamballe?"

„Eine sehr schöne und sehr ernste junge Frau."

„Fräulein von Taverney vielleicht?"

„Es ist möglich, ich kenne sie nicht."

„Hat Ihnen Ihre Majestät einen Besuch gemacht, so sind Sie nun der Protection der Königin sicher. Das ist ein großer Schritt zu Ihrem Glück."

„Ich denke so, Monseigneur."

„Ihre Majestät, verzeihen Sie mir diese Frage, ist sie freigebig gegen Sie gewesen?"

„Sie hat mir ungefähr hundert Louisd'or gegeben."

„Oh! Ihre Majestät ist nicht reich, besonders in diesem Augenblick."

„Das verdoppelt meine Dankbarkeit."

„Und hat sie Ihnen eine besondere Theilnahme gezeigt?"

„Eine ziemlich lebhafte."

„Dann geht Alles gut," sprach nachdenkend der Prälat, der den Schützling vergaß, um an die Beschützerin zu denken, „Sie haben nur noch Eines zu thun."

„Was?"

„Sich Eintritt in Versailles zu verschaffen."

Die Gräfin lächelte.

„Ah! verhehlen wir es uns nicht, Gräfin, hierin liegt die wahre Schwierigkeit."

Die Gräfin lächelte zum zweiten Mal, aber auf eine bezeichnendere Weise, als das erste Mal.

Der Cardinal lächelte ebenfalls.

„In der That," sagte er, „Ihr Leute aus der Provinz zweifelt nie an Etwas. Weil Sie Versailles mit Gittern, die sich öffnen, und mit Treppen, die man hinaufsteigt, gesehen haben, bilden Sie sich ein, Jedermann öffne diese Gitter und Jedermann steige die Treppen hinauf. Haben Sie alle die Ungeheuer von Erz, Marmor oder Blei gesehen, mit denen der Park und die Terrassen von Versailles ausgestattet sind?"

„Ja, Monseigneur."

„Die Hippogryphen, die Chimären, die Gorgonen und andere bösartige Thiere, die es dort zu Hunderten gibt: nun wohl! denken Sie sich zehnmal mehr boshafte lebendige Thiere zwischen den Fürsten und ihren Wohlthaten, als Sie fabricirte Ungeheuer zwischen den Blumen des Gartens und den Vorübergehenden gesehen haben."

„Eure Eminenz würde mir wohl zum Uebergang in die Reihen dieser Ungeheuer verhelfen, wenn sie mir den Weg versperrten?"

„Ich würde es versuchen, doch es dürfte mir viel Beschwerden machen. Und vor Allem, wenn Sie meinen Namen aussprächen, wenn Sie Ihren Talisman entdeckten, so wäre er Ihnen nach Verlauf von zwei Besuchen unnütz geworden."

„Zum Glück bin ich von dieser Seite durch die unmittelbare Protection der Königin gesichert," sagte die Gräfin, „und wenn ich in Versailles eindringe, so komme ich mit dem guten Schlüssel hinein."

„Welchen Schlüssel meinen Sie, Gräfin?"

„Ah! Herr Cardinal, das ist mein Geheimniß... Nein, ich irre mich; wenn es mein Geheimniß wäre, so würde ich es Ihnen sagen, denn vor meinem liebenswürdigen Beschützer will ich nichts verborgen halten."

„Es gibt hier ein Aber, Gräfin?“

„Leider, ja, Monseigneur, es gibt ein Aber . . . da es aber nicht mein Geheimniß ist, so bewahre ich es. Es genüge Ihnen, zu wissen . . .“

„Was denn?“

„Daß ich mich morgen nach Versailles begeben werde; daß man mich empfangen wird, und zwar, ich habe alle Ursache, dies zu glauben, gut empfangen wird, Monseigneur.“

Der Cardinal schaute die junge Frau an, deren Entschiedenheit ihm wie eine etwas unmittelbare Folge der ersten Dünste des Abendbrods vorkam.

„Gräfin,“ sagte er lachend, „wir werden sehen, ob Sie hinein kommen.“

„Werden Sie die Neugierde so weit treiben, daß Sie mir folgen lassen?“

„Ganz gewiß.“

„Ich widerrufe nicht.“

„Mißtrauen Sie, Gräfin, von morgen an erkläre ich Ihre Ehre dabei betheiligt, daß Ihnen der Eintritt in Versailles gestattet wird.“

„In die kleinen Gemächer, ja, Monseigneur.“

„Ich versichere Sie, Gräfin, daß Sie ein lebendiges Räthsel für mich sind.“

„Eines von den kleinen Ungeheuern, die den Park von Versailles bewohnen?“

„Oh! nicht wahr, Sie halten mich für einen Mann von Geschmack?“

„Ja, gewiß, Monseigneur.“

„Wohl denn, da ich hier vor Ihnen kniee, da ich Ihre Hand nehme und küsse, so kann ich nicht mehr glauben, ich drücke meine Lippen auf einen Greif oder lege meine Hand auf den Schwanz eines Schuppenfisches.“

„Monseigneur,“ erwiederte Jeanne mit kaltem Tone, „ich bitte Sie inständig, erinnern Sie sich, daß ich weder eine Grisette, noch ein Mädchen von der Oper bin, das heißt, daß ich ganz mir gehöre, wenn ich nicht

meinem Gatten gehöre, und daß ich, da ich mich jedem Menschen in diesem Königreich gleich fühle, frei und nach meinem eigenen Willen an dem Tag, wo es mir beliebt, den Mann, der mir zu gefallen gewußt hat, nehmen werde. Achten Sie mich also ein wenig, Monseigneur, Sie werden damit den Adel achten, dem wir Beide angehören."

Der Cardinal erhob sich und sprach:

„Ah! gut, Sie wollen, daß ich Sie im Ernste liebe."

„Ich sage das nicht, Herr Cardinal, aber ich will Sie lieben. Glauben Sie mir, wenn der Augenblick gekommen ist, wenn er kommt, werden Sie es leicht errathen. Ich werde es Ihnen zu wissen thun, falls Sie es nicht selbst wahrnehmen würden, denn ich fühle mich jung genug, leidlich genug, um nicht befürchten zu müssen, ich könnte Avancen machen. Ein ehrlicher Mann wird mich nicht zurückstoßen."

„Gräfin," sprach der Cardinal, „ich versichere Sie, daß Sie mich lieben werden, wenn es nur von mir abhängt."

„Wir werden sehen."

„Nicht wahr, Sie hegen schon Freundschaft für mich?"

„Mehr."

„Wahrhaftig, dann haben wir den halben Weg zurückgelegt."

„Machen wir nicht Meilenschritte, gehen wir."

„Gräfin, Sie sind eine Frau, die ich anbeten würde . . ."

Und er seufzte.

„Die ich anbeten würde? . . ." sagte sie erstaunt, „wenn? . . ."

„Wenn Sie es erlaubten," beeilte sich der Cardinal zu antworten.

„Monseigneur, ich werde es Ihnen vielleicht erlauben, wenn mir das Glück lange genug zugelächelt hat, daß Sie es sich erlassen, vor mir auf die Kniee

zu fallen und mir so vor der Zeit die Hände zu küssen."

„Wie?"

„Ja, wenn ich einmal über Ihren Wohlthaten stehe, werden Sie nicht mehr argwöhnen, ich strebe nach Ihren Besuchen aus irgend einem Interesse; Ihre Absichten auf mich werden einen edleren Charakter annehmen, ich werde dabei gewinnen, Monseigneur, und Sie werden nichts dabei verlieren."

Sie stand abermals auf, denn sie hatte sich wieder gesetzt, um ihre Moral besser auszukramen.

„Damit schließen Sie mich in Unmöglichkeiten ein," sprach der Cardinal.

„Wie so?"

„Sie verhindern mich, Ihnen den Hof zu machen."

„Nicht im Geringsten; gibt es, um einer Frau den Hof zu machen, nur das Mittel der Kniebeugung und des Blendwerks?"

„Fangen wir rasch an, Gräfin. Was wollen Sie mir gestatten?"

„Alles, was mit meinem Geschmack und mit meinen Pflichten verträglich ist."

„Ho! ho! Sie nehmen da die zwei unbestimmtesten Gebiete, die es auf der Welt gibt."

„Sie haben Unrecht gehabt, mich zu unterbrechen, Monseigneur, ich war im Begriff, ein drittes beizufügen."

„Guter Gott! welches?"

„Das meiner Launen."

„Ich bin verloren."

„Sie weichen zurück?"

Der Cardinal unterlag in diesem Augenblick viel weniger der Richtung seines eigenen Gedankens, als der Zaubermacht dieses herausfordernden Weibes.

„Nein," sagte er, „ich werde nicht zurückweichen."

„Weder vor meinen Pflichten?"

„Noch vor Ihrem Geschmack, noch vor Ihren Launen."

„Der Beweis?“

„Sprechen Sie.“

„Ich will heute Abend auf den Ball der Oper gehen.“

„Das ist Ihre Sache, Gräfin, Sie sind frei wie die Luft, und ich weiß nicht, was Sie abhalten sollte, auf den Ball der Oper zu gehen.“

„Einen Augenblick Geduld, Monseigneur, Sie sehen nur die Hälfte meines Wunsches; die andere ist, daß Sie auch dahin kommen.“

„Ich! in die Oper . . . oh! Gräfin!“

Und der Cardinal machte eine Bewegung, welche, ganz einfach für einen gewöhnlichen Privatmann, für einen Rohan von diesem Rang ein ungeheurer Sprung war.

„Oh! wie Sie mir schon zu gefallen suchen!“ sagte die Gräfin.

„Ein Cardinal geht nicht auf den Ball der Oper, Gräfin; das ist, als schlüge ich Ihnen vor, in eine Gassenschenke zu gehen.“

„Nicht wahr, ein Cardinal tanzt auch nicht?“

„Oh! . . . nein.“

„Nun, warum habe ich denn gelesen, der Herr Cardinal von Richelieu habe eine Sarabande getanzt?“

„Vor Anna von Oesterreich,“ entschlüpfte dem Prinzen.

„Es ist wahr, vor einer Königin,“ sprach Jeanne, den Cardinal fest anschauend. „Wohl! Sie würden das vielleicht für eine Königin thun . . .“

Der Prinz konnte sich, so gewandt, so stark er auch war, des Erröthens nicht erwehren.

Hatte das boshafte Geschöpf Mitleid mit seiner Verlegenheit, dünkte es ihm zuträglich, dieses Mißbehagen nicht zu verlängern, rasch fügte die Gräfin bei:

„Warum sollte ich mich nicht verletzt fühlen, ich, die Sie mit Betheuerungen überströmen, wenn ich sehe, daß Sie mich weniger schätzen, als eine Königin, wenn es sich darum handelt, unter einem Domino und unter

einer Larve verborgen zu sein, wenn es sich darum handelt, in meinem Geiste mit einer Gefälligkeit, die ich nicht genug anzuerkennen vermöchte, einen von jenen Riesenschritten zu thun, mit denen sich Ihr Meilenschritt von vorhin nie zu messen vermöchte."

Glücklich, so wohlfeilen Kaufes durchzukommen, glücklich besonders über den beständigen Sieg, den ihn die Geschicklichkeit von Jeanne bei jeder Unbesonnenheit davontragen ließ, ergriff der Cardinal die Hand der Gräfin und drückte sie voll Inbrunst.

„Für Sie Alles, selbst das Unmögliche," sprach er.

„Meinen Dank, Monseigneur, der Mann, der dieses Opfer für mich gebracht hat, ist ein sehr kostbarer Freund, ich entbinde Sie der Frohne, nun, da Sie sich derselben unterzogen haben."

„Nein, nein, nur derjenige kann den Lohn fordern, welcher seine Aufgabe vollbracht hat. Gräfin, ich folge Ihnen, doch im Domino."

„Wir fahren in die Rue Saint-Denis, die in der Nähe des Opernhauses ist; ich trete verlarvt in ein Magazin und kaufe für Sie Domino und Maske; Sie kleiden sich im Wagen . . ."

„Gräfin, wissen Sie, daß dies eine reizende Partie ist?"

„Oh! Monseigneur, Sie sind von einer Güte gegen mich, die mich ganz verwirrt macht. Doch ich bedenke, vielleicht hätte Eure Excellenz im Hotel Rohan einen Domino gefunden, der mehr nach ihrem Geschmack gewesen wäre, als der, welchen wir kaufen wollten."

„Das ist eine unverzeihliche Bosheit, Gräfin. Wenn ich auf den Ball der Oper gehe, so glauben Sie mir Eines . . ."

„Was, Monseigneur?"

„Daß ich ebenso erstaunt sein werde, mich dort zu sehen, als Sie es waren, unter vier Augen mit einem andern Mann, als Ihrem Gatten, zu Nacht zu speisen."

Jeanne fühlte, daß ſie nichts zu antworten hatte; ſie dankte.

Ein Wagen ohne Wappen nahm vor der kleinen Hausthüre die zwei Flüchtlinge auf und ſchlug in ſcharfem Trab den Weg nach den Boulevards ein.

XXII.

Einige Worte über die Oper.

Die Oper, dieſer Tempel des Vergnügens in Paris, war im Monat Juni 1781 abgebrannt.

Zwanzig Perſonen waren unter den Trümmern umgekommen, und da dieſes Unglück ſich ſeit achtzehn Jahren zum zweiten Mal ereignete, ſo erſchien der gewöhnliche Ort der Oper, das Palais Royal, als unheilvoll für die Pariſer Freuden und eine königliche Ordonnanz wies ihr eine andere Stelle in einem minder centralen Quartier an.

Sie gereichte den Nachbarinnen zur Beängſtigung dieſe Stadt von Leinwand und weißem Holz, von Cartons und Malereien. Geſund und wohlbehalten entflammte die Oper die Herzen der Geldmänner und der Leute von Stand, verrückte ſie Vermögen und Rang. Die Oper im Brand konnte ein Quartier, die ganze Stadt zerſtören. Es handelte ſich nur um einen Windſtoß.

Die Oertlichkeit, die man wählte, war die Porte-Saint-Martin. Der König, den es peinigte, daß er ſeine gute Stadt Paris lange der Oper entbehren ſehen ſollte, wurde traurig, wie er es immer wurde, wenn die Getreidezufuhren nicht ankamen, oder wenn der Brodpreis ſieben Sous für vier Pfund überſtieg.

Man mußte den ganzen alten Adel und die ganze junge Rechtsgelehrſamkeit, das ganze Militär und die ganze Geldariſtokratie durch dieſe Leere des Nachmittags aus dem Geleiſe gebracht ſehen, man mußte auf den

Promenaden die Gottheiten ohne Zufluchtsort von den untersten Stufen bis zur ersten Sängerin umherirren sehen.

Um den König und auch ein wenig die Königin zu trösten, ließ man Ihre Majestäten einen Baumeister, Herrn Lenoir, sehen, der Wunderdinge versprach.

Dieser galante Mann hatte neue Pläne, ein so vollkommenes Circulationssystem, daß selbst im Fall eines Brandes Niemand in den Gängen erstickt werden könnte. Er öffnete acht Thüren für die Flüchtlinge, abgesehen von einem ersten Stock mit fünf breiten und so niedrigen Fenstern, daß selbst die Feigsten auf das Boulevard springen konnten, ohne etwas Anderes als Verrenkungen zu befürchten.

Herr Lenoir gab, um den schönen Saal von Moreau und die Gemälde von Durameaux zu ersetzen, ein Gebäude von sechsundneunzig Fuß Façade auf dem Boulevard, eine Façade geschmückt mit acht Karyatiden, die an Pfeiler angelehnt waren, um drei Eintrittsthore zu bilden; acht auf der Unterlage ruhende Säulen; ein Basrelief über den Kapitälern; einen Balcon mit drei mit Archivolten verzierten Kreuzstöcken.

Die Scene sollte sechsunddreißig Fuß Oeffnung, das Theater zweiundsiebenzig Fuß Tiefe und vierundachtzig in seiner Breite von einer Mauer zur andern haben.

Die Foyers sollten mit Spiegeln von einer einfachen, aber edeln Decoration geschmückt werden.

In der ganzen Breite des Saales, unter dem Orchester, würde Herr Lenoir einen Raum von zwölf Fuß für ein ungeheures Reservoir und zwei Hauptpumpen bestimmen, für deren Bedienung zwanzig Mann aufgestellt sein sollten.

Um das Maß voll zu machen, verlangte der Baumeister fünfundsiebenzig Tage und fünfundsiebenzig Nächte, wonach der Saal dem Publikum übergeben werden sollte, nicht eine Stunde mehr oder weniger.

Dieser letzte Artikel schien eine Gasconnade zu sein;

man lachte Anfangs viel darüber, aber der König machte seine Berechnung mit Herrn Lenoir und bewilligte Alles.

Herr Lenoir schritt zum Werke und hielt sein Versprechen. Der Saal war in der verabredeten Frist vollendet.

Doch das Publikum, das nie befriedigt oder beruhigt ist, bedachte nun, der Saal sei von Holz gebaut, das einzige Mittel, schnell zu bauen, die Schnelligkeit sei aber eine Bedingung der Schwäche und die neue Oper folglich nicht solid. Dieses Theater, nach dem man so sehr geseufzt, das die Neugierigen Balken für Balken sich hatten erheben sehen, dieses Monument, zu dem jeden Abend, um seine Zunahme zu beschauen und sich zum Voraus seinen Platz darin zu bestimmen, ganz Paris geströmt war — Niemand wollte hinein, als es vollendet. Die Verwegensten, die Wahnsinnigsten nahmen ihre Billets zu der ersten Vorstellung von Adele von Panthieu, Musik von Piccini, machten aber zu gleicher Zeit ihr Testament.

Als dies der Baumeister sah, nahm er seine Zuflucht zum König, der ihm eine Idee gab.

„Die Feigherzigen in Frankreich sind die Leute, welche bezahlen," sagte Seine Majestät; „diese wollen Ihnen wohl eine Rente von zehntausend Livres geben und sich im Gedränge ersticken lassen, aber sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, unter den einstürzenden Plafonds begraben zu werden. Lassen Sie mir diese Leute und laden Sie nur die Muthigen ein, welche nicht bezahlen. Die Königin hat mir einen Dauphin geschenkt, die Stadt schwimmt in Freude. Lassen Sie ankündigen, zur frohen Feier der Geburt meines Sohnes werde die Oper durch ein Schauspiel mit freiem Eintritt eröffnet, und wenn zweitausendfünfhundert zusammengehäufte Personen, das heißt, eine Mittelsumme von dreimalhunderttausend Pfund ihnen nicht genügen, um die Solidität zu beweisen, so bitten Sie alle diese kräftigen Bursche, sich ein wenig zu rühren; Sie wissen, Herr Lenoir, daß sich das Gewicht verfünffacht, wenn es um vier Zoll fällt. Ihre zwei-

tausend fünfhundert Brave werden fünfzehntausend Centner wiegen, wenn Sie sie tanzen lassen; geben Sie also einen Ball nach dem Schauspiel."

„Sire, ich danke," erwiederte der Architekt.

„Zuvor bedenken Sie aber, das wird schwer sein."

„Sire, ich bin meiner Sache sicher und werde auf diesen Ball gehen."

„Ich," sagte der König, „ich verspreche Ihnen, der zweiten Vorstellung beizuwohnen."

Der Baumeister befolgte den Rath des Königs. Man spielte Adele von Panthieu vor dreitausend Plebejern, welche mehr Beifall klatschten, als Könige.

Diese Plebejer wollten wohl nach dem Schauspiel tanzen und sich bedeutend belustigen. Sie verzehnfachten ihr Gewicht, statt es zu verfünffachen.

Nichts rührte sich im Saal.

Hätte man ein Unglück zu befürchten gehabt, so wäre es bei den nachfolgenden Vorstellungen gewesen, denn die Furchtsamen der hohen Stände füllten diesen Saal, in den sich zum Ball drei Jahre nach seiner Eröffnung der Herr Cardinal von Rohan und Frau von La Mothe begaben.

Dies war der Eingang, den wir unsern Lesern schuldig, nun aber suchen wir unsere Personen wieder auf.

XXIII.

Der Ball der Oper.

Der Ball hatte seinen höchsten Glanzpunkt erreicht, als der Cardinal Louis von Rohan und Frau von La Mothe verstohlen, der Prälat wenigstens, unter die Tausende von Masken und Dominos aller Art schlüpften.

Sie waren bald von der Menge umhüllt, unter der

sie verschwanden, wie in den großen Wirbeln die, einen Augenblick von den Spaziergängern am Ufer bemerkten, dann aber von der Strömung fortgerissenen Wirbelchen verschwinden.

Seite an Seite, so viel man sich in einem solchen Gedränge neben einander halten konnte, versuchten es zwei Dominos, ihre Kräfte vereinigend, der Gewalt zu widerstehen; da sie aber sahen, daß sie nicht hiezu gelangen konnten, so entschlossen sie sich, eine Zuflucht unter der Loge der Königin zu nehmen, wo die Menge weniger zusammengedrängt war und wo ihnen überdies die Wand einen Anlehnungspunkt bot.

Schwarzer Domino und weißer Domino, der eine groß, der andere von mittlerer Gestalt; der eine Mann, der andere Weib; der eine die Arme bewegend, der andere den Kopf hin und her drehend.

Diese zwei Dominos überließen sich offenbar einem sehr belebten Gespräch.

Horchen wir.

„Ich sage Dir, Oliva, daß Du Jemand erwartest," wiederholte der Größere, „Dein Hals ist kein Hals mehr, es ist die Stütze einer Wetterfahne, die sich nicht nur nach jedem Winde, sondern nach Jedem, der da kommt, dreht."

„Nun! und dann?"

„Wie! und dann?"

„Ja, was ist da zu staunen, daß mein Kopf sich dreht? Bin ich nicht deshalb hier?"

„Ja, wenn Du ihn aber den Andern verdrehst!"

„Ei! warum geht man denn in's Opernhaus?"

„Aus tausend Gründen."

„Oh! ja, die Männer, doch die Frauen kommen nur aus einem einzigen."

„Aus welchem?"

„Ich habe es Dir schon gesagt, um so viel als möglich Köpfe zu verdrehen. Du hast mich auf den Ball der Oper geführt. Hier bin ich, füge Dich."

„Mademoiselle Oliva!"

„Oh! stimme nicht Deinen hochmüthigen Ton an. Es ist Dir längst bekannt, daß mir das nicht bange macht, und enthalte Dich besonders, mich bei meinem Namen zu nennen. Du weißt, daß es nichts Geschmackloseres gibt, als die Leute auf einem Ball der Oper bei ihrem Namen zu nennen."

Der schwarze Domino machte eine Geberde des Zorns, die plötzlich durch die Ankunft eines blauen, ziemlich dicken, ziemlich großen Dominos von schöner Tournure unterbrochen wurde.

„Sachte, sachte, mein Herr," sagte der Ankömmling, „lassen Sie doch Madame sich nach ihrem Belieben belustigen. Was Teufels! es ist nicht alle Tage Mittfasten und man kommt nicht bei allen Mittfasten auf den Ball der Oper."

„Mischen Sie sich in das, was Sie angeht," entgegnete brutal der schwarze Domino.

„Ei! mein Herr," versetzte der blaue Domino, „erinnern Sie sich doch einmal für allemal, daß ein wenig Höflichkeit nie etwas verdirbt."

„Ich kenne Sie nicht," antwortete der schwarze Domino, „warum des Teufels sollte ich mir bei Ihnen Zwang anthun?"

„Sie kennen mich nicht, es mag sein; aber . . ."

„Aber, was?"

„Aber ich kenne Sie, Herr von Beaufire."

Als er seinen Namen aussprechen hörte, er, der so leicht die Namen Anderer aussprach, bebte der schwarze Domino, eine Empfindung, die an den wiederholten Zuckungen seiner seidenen Capuze sichtbar war.

„Oh! haben Sie keine Angst, Herr von Beaufire," sprach die Maske, „ich bin nicht das, was Sie denken."

„Ei! bei Gott, was denke ich denn? Werden Sie, der Sie die Namen errathen, sich nicht hiemit begnügen, oder sollten Sie die Anmaßung haben, auch die Gedanken errathen zu wollen?"

„Warum nicht?"

„Dann errathen Sie doch ein wenig, was ich denke.

Ich habe noch nie einen Zauberer gesehen, und es würde mir wahrhaftig Vergnügen machen, einen zu treffen."

„Oh! was Sie von mir verlangen, ist nicht so schwierig, daß ich damit einen Titel verdienen sollte, den Sie so leicht zu bewilligen scheinen."

„Sagen Sie es immerhin."

„Nein, finden Sie etwas Anderes."

„Das genügt mir. Errathen Sie."

„Sie wollen es?"

„Ja."

„Wohl, Sie haben mich für einen Agenten von Herrn von Crosne gehalten."

„Von Herrn von Crosne?"

„Ja, Sie kennen, bei Gott! nichts Anderes, von Herrn von Crosne, dem Polizeilieutenant."

„Mein Herr . . ."

„Gemach, mein lieber Herr Beausire; man sollte in der That glauben, Sie suchten einen Degen an Ihrer Seite."

„Gewiß suche ich ihn."

„Alle Teufel! welch eine kriegerische Natur. Doch fassen Sie sich, mein lieber Herr Beausire, Sie haben Ihren Degen zu Hause gelassen, und daran haben Sie wohl gethan. Sprechen wir von etwas Anderem. Wollen Sie mir gefälligst den Arm von Madame überlassen?"

„Den Arm von Madame?"

„Ja, von Madame. Das geschieht, wie mir scheint, auf dem Ball der Oper. Oder sollte ich etwa aus Ostindien kommen?"

„Allerdings geschieht das, mein Herr, wenn es dem Cavalier gefällig ist."

„Es genügt zuweilen, daß es der Dame beliebt, mein lieber Herr von Beausire."

„Verlangen Sie den Arm auf längere Zeit?"

„Ah! mein lieber Herr Beausire, Sie sind sehr neugierig: vielleicht auf zehn Minuten, vielleicht auf eine Stunde, vielleicht für die ganze Nacht."

„Gehen Sie doch, mein Herr, Sie spotten meiner."

„Lieber Herr, antworten Sie ja oder nein. Ja oder nein, wollen Sie mir den Arm von Madame geben?“

„Nein.“

„Ah! ah! spielen Sie nicht den Schlimmen.“

„Warum?“

„Weil es, da Sie eine Maske haben, unnöthig ist, zwei zu nehmen.“

„Mein Gott, mein Herr! . . .“

„Sehen Sie, wie Sie sich erzürnen, Sie, der Sie vorhin so sanft waren.“

„Wo dies?“

„In der Rue Dauphine.“

„Rue Dauphine?“ rief Beausire erstaunt.

Oliva brach in ein Gelächter aus.

„Schweigen Sie, Madame,“ fletschte sie der schwarze Domino an.

Dann sich gegen den blauen Domino wendend:

„Ich begreife nicht, was Sie mir da sagen. Intriguiren Sie mich auf eine ehrliche Weise, wenn es Ihnen möglich ist.“

„Mein lieber Herr, mir scheint, nichts ist ehrlicher, als die Wahrheit, nicht so, Mademoiselle Oliva?“

„Ei! ei!“ versetzte diese, „Sie kennen mich also auch?“

„Hat Sie dieser Herr nicht so eben ganz laut bei Ihrem Namen genannt?“

„Und die Wahrheit,“ sagte Beausire, wieder auf das vorhergehende Gespräch zurückkommend, „und die Wahrheit ist . . .“

„Daß Sie in dem Augenblick, wo Sie diese arme Dame umzubringen im Begriff waren, denn Sie wollten sie vor einer Stunde umbringen, beim Klange von etlichen und zwanzig Louisd'or inne gehalten haben.“

„Genug, mein Herr.“

„Es sei; geben Sie mir aber den Arm von Madame, da Sie genug haben.“

„Oh! ich sehe wohl,“ murmelte Beausire, „ich sehe, daß Madame und Sie . . .“

„Nun, Madame und ich?“

„Sie verſtehen ſich.“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß das nicht der Fall iſt.“

„Oh! wie kann man ſo ſprechen?“ rief Oliva.

„Und überdies . . .“ fügte der blaue Domino bei.

„Wie, überdies?“

„Wenn wir uns verſtehen würden, ſo wäre es nur zu Ihrem Beſten.“

„Zu meinem Beſten?“

„Gewiß.“

„Wenn man etwas behauptet, beweiſt man es auch,“ ſprach Beauſire mit einem Cavalierston.

„Gern.“

„Ah! ich wäre begierig.“

„Gut,“ fuhr der blaue Domino fort, „ich werde alſo beweiſen, daß Ihre Gegenwart hier Ihnen ebenſo ſchädlich iſt, als Ihre Abweſenheit für Sie nützlich wäre.“

„Für mich?“

„Ja, für Sie.“

„Ich bitte, in welcher Hinſicht?“

„Nicht wahr, Sie ſind Mitglied einer gewiſſen Academie?“

„Ich?“

„Oh! ärgern Sie ſich nicht, ich ſpreche nicht von der franzöſiſchen Academie.“

„Academie . . . Academie . . .“ brummelte der Ritter von Oliva.

„Rue du Pot-de-Fer, einen Stock über dem Erdgeſchoß, iſt es ſo, mein lieber Herr von Beauſire?“

„St!“

„Bah!“

„Ja, ſtille! Oh! wie unangenehm machen Sie ſich doch!“

„Man ſagt das nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil das nicht Ihr Ernſt iſt. Kommen wir alſo auf die Academie zurück.“

„Nun?“

Der blaue Domino zog ſeine Uhr, eine ſchöne, mit

Brillanten verzierte Uhr, auf die sich wie zwei entflammte Linsen die zwei Augensterne von Beausire hefteten.

„Nun?“ wiederholte der Letztere.

„Wohl, in einer Viertelstunde, mein lieber Herr von Beausire, wird man in Ihrer Academie der Rue du Pot-de-Fer ein kleines Project verhandeln, das darauf abzielt, einen Vortheil von zwei Millionen den wahren Verbündeten zu geben, von denen Sie Einer sind, Herr von Beausire.“

„Und von denen Sie auch Einer sind, sind Sie nicht gar etwa . . .“

„Vollenden Sie.“

„Sind Sie nicht gar ein Polizeispion.“

„Ich hielt Sie in der That für einen Mann von Geist, Herr von Beausire, zu meinem Schmerz sehe ich aber, daß Sie nur ein Dummkopf sind; wäre ich von der Polizei, so hätte ich Sie schon zehnmal wegen gewisser Angelegenheiten verhaftet, die minder ehrenhaft sind, als die Speculation mit den zwei Millionen, die man in der Academie in einigen Minuten verhandeln wird.“

Beausire dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Zum Teufel, wenn Sie nicht Recht haben.“

Doch sich anders besinnend, fügte er bald bei:

„Ah! mein Herr, Sie schicken mich in die Rue du Pot-de-Fer.“

„Ich schicke Sie in die Rue du Pot-de-Fer.“

„Ich weiß wohl, warum.“

„Sprechen Sie.“

„Um mich dort packen zu lassen. Doch ich bin kein solcher Narr.“

„Abermals eine Dummheit.“

„Mein Herr . . .“

„Allerdings; habe ich die Macht, zu thun, was Sie sagen, habe ich die noch größere Macht, zu errathen, was in Ihrer Academie angesponnen wird, warum bitte ich Sie dann um die Erlaubniß, mich mit Madame zu unterhalten? Nein. In diesem Fall ließe ich Sie auf

der Stelle verhaften, und wir wären Ihrer entledigt, Madame und ich; doch im Gegentheil, Alles durch die Sanftmuth und die Ueberredung, das ist mein Wahlspruch."

„Ah!" rief plötzlich Beaufire, indem er den Arm von Oliva losließ, „Sie waren vor zwei Stunden auf dem Sopha von Madame! Rasch! antworten Sie."

„Welchen Sopha meinen Sie?" fragte der blaue Domino, den Oliva leicht in die Spitze des kleinen Fingers kneipte, „ich kenne, was Sophas betrifft, nur den von Herrn Crebillon, dem Sohn."

„Im Ganzen ist mir das gleich," sagte Beaufire, „Ihre Gründe sind gut, mehr brauche ich nicht. Ich sage gut, vortrefflich hätte ich sagen sollen. Nehmen Sie also den Arm von Madame, und haben Sie einem wackeren Mann schlimm mitgespielt, so erröthen Sie."

Der blaue Domino lachte bei dem Beiwort wackerer Mann, womit sich Beaufire so freigebig beehrte; dann schlug er ihm auf die Schulter und sprach:

„Schlafen Sie ruhig, indem ich Sie dorthin schicke, mache ich Ihnen ein Geschenk von einem Theil von wenigstens hunderttausend Livres; denn wenn Sie heute Abend nicht in die Academie gingen, so würden Sie nach der Gewewohnheit Ihrer Verbündeten von der Theilung ausgeschlossen, während, wenn Sie dahin gehen . . ."

„Gut! es sei, alles Glück!" murmelte Beaufire.

Und er grüßte mit einer Pirouette und verschwand.

Der blaue Domino nahm Besitz von dem durch das Verschwinden von Beaufire erledigten Arm von Oliva.

„Nun zu uns Beiden," sagte diese. „Ich ließ Sie ganz nach Ihrem Belieben den armen Beaufire intriguiren, aber ich bemerke Ihnen zum Voraus, daß ich schwerer außer Fassung zu bringen sein werde, ich, die ich Sie kenne. Da es sich nun um eine Fortsetzung handelt, so finden Sie mir hübsche Dinge, oder . . ."

„Ich kenne keine hübscheren Dinge, als Ihre Geschichte, meine liebe Mademoiselle Nicole," erwiederte der blaue Domino, indem er auf eine angenehme Weise den

runden Arm der jungen Frau preßte, die bei dem Namen, den ihr die Maske in's Ohr geflüstert, einen unterdrückten Schrei von sich gab.

Doch als eine Person, die sich nicht leicht durch Ueberrumpelung fangen ließ, erholte sie sich bald wieder und fragte:

„O mein Gott! was für ein Name ist das? Nicole!... Soll ich damit gemeint sein? Wollen Sie mich zufällig mit diesem Namen bezeichnen? In diesem Fall machen Sie Schiffbruch, indem Sie aus dem Hafen auslaufen, Sie scheitern beim ersten Felsen. Ich heiße nicht Nicole."

„Nun weiß ich es, nun heißen Sie Nicole. Nicole roch zu sehr nach der Provinz. Es ist mir bekannt, es sind zwei Weiber in Ihnen, Oliva und Nicole. Wir werden sogleich von Oliva sprechen, zuerst aber sprechen wir von Nicole. Haben Sie die Zeit vergessen, wo Sie auf diesen Namen antworteten? Ich glaube es nicht. Ah! mein liebes Kind, wenn man einen Namen als Mädchen geführt hat, so ist es immer dieser, welchen man bewahrt, wenn nicht äußerlich, doch wenigstens im Grunde seines Herzens, was auch der andere Name sein mag, den man anzunehmen genöthigt gewesen, um den ersten vergessen zu machen, Arme Oliva! Glückliche Nicole!"

Eine Woge von Masken stieß in diesem Augenblick wie vom Sturme gepeitscht an die mit den Armen verschlungenen Spaziergänger, und Nicole oder Oliva war gleichsam wider Willen genöthigt, sich noch enger als zuvor an ihren Gefährten anzuschmiegen.

„Sehen Sie," sagte dieser, „sehen Sie die ganze buntscheckige Menge; sehen Sie alle diese Gruppen, die sich einander unter den Capuzen pressen, um die Worte der Galanterie oder der Liebe, die sie austauschen, zu verschlingen; sehen Sie diese Gruppen, die sich, die einen mit Gelächter, die andern mit Vorwürfen, zusammenballen oder auflösen. Alle diese Leute haben vielleicht ebenso viel Namen, als Sie, und es sind Viele unter ihnen, die ich in Erstaunen setzen würde, sagte ich ihnen die

Namen, deren sie sich erinnern, während sie glauben, man habe sie vergessen."

„Sie haben gesagt, arme Oliva . . ."

„Ja."

„Sie halten mich also nicht für glücklich!"

„Es wäre schwer für Sie, mit einem Menschen wie Beaufire glücklich zu sein."

Oliva stieß einen Seufzer aus.

„Ich bin es auch nicht," sagte sie.

„Sie lieben ihn jedoch?"

„Oh! mit Vernunft."

„Wenn Sie ihn nicht lieben, verlassen Sie ihn."

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich ihn nicht so bald verlassen hätte, als ich es bedauern würde."

„Sie würden es bedauern?"

„Ich befürchte es."

„Und was würden Sie denn bei einem Trunkenbold, bei einem Spieler, bei einem Menschen bedauern, der Sie schlägt, bei einem Gauner, der eines Tages auf der Grève gerädert werden wird?"

„Sie werden vielleicht nicht begreifen, was ich Ihnen sage."

„Sagen Sie es immerhin."

„Ich würde den Lärmen bedauern, den er um mich her macht."

„Das hätte ich errathen sollen. So ist es, wenn man seine Jugend mit schweigsamen Leuten zugebracht hat."

„Sie kennen meine Jugend?"

„Vollkommen."

„Ah! mein lieber Herr," sagte Oliva lachend und mit einer Miene der Herausforderung den Kopf schüttelnd.

„Sie zweifeln?"

„Oh! ich zweifle nicht, ich bin meiner Sache gewiß."

„Wir wollen alſo von Ihrer Jugend plaudern, Mademoiſelle Nicole.“

„Plaudern wir, doch ich bemerke Ihnen ſogleich, daß ich nichts entgegnen werde.“

„Oh! ich bedarf deſſen nicht.“

„Sprechen Sie.“

„Ich beginne nicht mit Ihrer Kindheit, einer Zeit, die im Leben nicht zählt, ich faſſe Sie bei der Mannbarkeit in dem Augenblick auf, wo Sie wahrnahmen, Gott habe ein Herz, um zu lieben, in Sie gelegt.“

„Um wen zu lieben?“

„Um Gilbert zu lieben.“

Bei dieſem Wort, bei dieſem Namen durchlief ein Schauer alle Adern der jungen Frau, und der blaue Domino fühlte ſie an ſeinem Arm beben.

„Oh! mein Gott, woher wiſſen Sie denn? . . .“ ſagte ſie.

Und ſie hielt plötzlich inne und ſchoß durch ihre Maske und mit einer unbeſchreiblichen Bewegung ihre Augen auf den blauen Domino.

Der blaue Domino blieb ſtumm.

Oliva, oder vielmehr Nicole ſtieß einen Seufzer aus.

„Ah! mein Herr,“ ſprach ſie, ohne daß ſie länger zu kämpfen ſuchte, „Sie haben da einen an Erinnerungen für mich ſehr fruchtbaren Namen ausgeſprochen. Sie kennen alſo dieſen Gilbert?“

„Ja, da ich mit Ihnen von ihm ſpreche.“

„Ah!“

„Ein reizender Junge, bei meiner Treue! Sie liebten ihn?“

„Er war ſchön? ... nein ... das iſt er nicht ... aber ich fand ihn ſchön. Er war voll Geiſt. Er war meines Gleichen durch die Geburt. Doch nein, diesmal beſonders täuſche ich mich. Gleich! nein, nie. So lange es Gilbert will, wird keine Frau ſeines Gleichen ſein.“

„Selbſt . . .“

„Selbſt wer?“

„Selbst nicht Fräulein von Ta.....!“

„Oh! ich weiß, was Sie damit sagen wollen,“ unterbrach ihn Nicole, „oh! Sie sind sehr gut unterrichtet, mein Herr; ja, er liebte höher, als die arme Nicole.“

„Sie sehen, ich halte inne.“

„Ja, ja, Sie wissen furchtbare Geheimnisse, mein Herr,“ versetzte Oliva bebend; „was ist nun ...“

Sie schaute den Unbekannten an, als könnte sie durch seine Maske lesen.

„Was ist nun aus ihm geworden?“

„Ich glaube, Sie könnten das besser sagen, als irgend Jemand.“

„Großer Gott! warum?“

„Weil, wenn er Ihnen von Taverney nach Paris gefolgt ist, Sie ihm von Paris nach Trianon gefolgt sind.“

„Ja, das ist wahr, doch das ist schon vor zehn Jahren geschehen. Ich spreche auch nicht von jener Zeit, sondern von den zehn Jahren, welche abgelaufen sind, seitdem ich entflohen bin und er verschwunden ist. Mein Gott! in zehn Jahren ereignen sich so viele Dinge.“

Der blaue Domino schwieg.

„Ich bitte Sie inständig,“ sprach Nicole beinahe flehend, „sagen Sie mir, was aus Gilbert geworden ist? Sie schweigen, Sie wenden den Kopf ab. Vielleicht verwundet, betrübt Sie diese Erinnerung?“

Der blaue Domino hatte wirklich den Kopf, nicht abgewendet, aber geneigt, als wäre das Gewicht seiner Erinnerungen zu schwer gewesen.

„Als Gilbert Fräulein von Taverney liebte ...“ sagte Oliva.

„Leiser die Namen,“ flüsterte der blaue Domino, „haben Sie nicht bemerkt, daß ich selbst sie nicht ausspreche?“

„Als er so verliebt war,“ fuhr Oliva mit einem

Seufzer fort, „daß jeder Baum von Trianon seine Liebe kannte.“

„Sie lieben ihn nicht mehr?“

„Im Gegentheil, mehr als je, und diese Liebe war es, was mich zu Grunde richtete. Ich bin schön, ich bin stolz, und wenn ich will, bin ich trotzig. Ich legte eher meinen Kopf auf den Block, daß man mir ihn abschlüge, als daß ich von mir sagen ließe, ich habe den Kopf gebeugt.“

„Sie haben Herz, Nicole.“

„Ja, ich hatte ... in jener Zeit,“ sagte das Mädchen seufzend.

„Unser Gespräch macht Sie traurig?“

„Nein, im Gegentheil, es thut mir wohl, wieder zu meiner Jugend zurückzugehen. Es ist mit dem Leben, wie mit den Bächen: der trübste Bach hat eine reine Quelle. Fahren Sie fort und merken Sie nicht auf einen armen verlorenen Seufzer, der aus meiner Brust hervordringt.“

„Ah!“ erwiederte der blaue Domino mit einem sanften Wiegen, das ein unter der Maske erschlossenes Lächeln verrieth: „von Ihnen, von Gilbert und von einer andern Person, mein armes Kind, weiß ich Alles, was Sie selbst wissen können.“

„Dann sagen Sie mir, warum Gilbert aus Trianon entflohen ist,“ rief Oliva; „und wenn Sie mir es sagen ...“

„Werden Sie überzeugt sein? Nun denn, ich sage es Ihnen nicht, und Sie werden noch besser überzeugt sein.“

„Wie so?“

„Wenn Sie mich fragen, warum Gilbert Trianon verlassen habe, so ist es nicht eine Wahrheit, die Sie durch meine Antwort bestätigen wollen, es ist eine Sache, die Sie nicht wissen und die Sie zu erfahren wünschen.“

„Ganz richtig.“

Plötzlich bebte sie noch heftiger, als zuvor, faßte

seine Hände mit ihren krampfhaften Händen und stammelte:

„Mein Gott! mein Gott!“

„Was haben Sie?“

Nicole schien sich zu erholen und den Gedanken zu entfernen, der Sie zu dieser Kundgebung veranlaßt hatte.

„Nichts.“

„Doch, Sie wollten mich etwas fragen?“

„Ja, sagen Sie mir ganz offenherzig, was aus Gilbert geworden ist.“

„Haben Sie nicht sagen hören, er sei gestorben?“

„Ja, doch . . .“

„Wohl! er ist todt!“

„Todt?“ wiederholte Nicole mit einer Miene des Zweifels

Dann sagte sie mit einem plötzlichen Zucken:

„Mein Herr, ich bitte Sie, thun Sie mir einen Gefallen.“

„Zwei, zehn, so viel Sie wollen, meine liebe Nicole.“

„Nicht wahr, ich habe Sie vor zwei Stunden in meinem Hause gesehen, denn Sie waren es?“

„Allerdings!“

„Vor zwei Stunden suchten Sie sich nicht vor mir zu verbergen?“

„Keines Wegs, ich suchte mich im Gegentheil sehr sichtbar zu machen.“

„Oh! ich Thörin, die ich bin, ich, die ich Sie oft angeschaut habe! Thöricht, toll, albern, Weib, nichts als Weib, wie Gilbert sagte.“

„Lassen Sie doch Ihre schönen Haare. Schonen Sie sich!“

„Nein, ich will mich dafür bestrafen, daß ich Sie angeschaut, ohne Sie gesehen zu haben.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wissen Sie, was ich mir von Ihnen erbitte?“

„Bitten Sie.“

„Nehmen Sie Ihre Maske ab.“

„Hier? unmöglich.“

„Oh! es ist nicht die Furcht, von anderen Blicken als den meinigen gesehen zu werden, was Sie abhält; denn dort, hinter jener Säule, im Schatten der Gallerie, würde Sie Niemand sehen, als ich.“

„Was hält mich denn ab?“

„Sie befürchten, ich erkenne Sie!“

„Ich?“

„Und rufe aus: „„Sie sind es, es ist Gilbert!““

„Ah! Sie haben wohl gesagt: Thörin! Thörin!“

„Nehmen Sie Ihre Maske ab.“

„Gut! es sei; doch unter einer Bedingung.“

„Sie ist zum Voraus bewilligt.“

„Unter der, daß, wenn ich will, Sie Ihre Maske ebenfalls abnehmen . . .“

„Ich werde sie abnehmen. Thue ich es nicht, so reißen Sie mir sie ab.“

Der blaue Domino ließ sich nicht lange bitten; er ging nach dem dunklen Ort, den ihm die junge Frau bezeichnet hatte; hier löste er seine Maske und stellte sich vor Oliva, die ihn eine Minute mit dem Blick verschlang.

„Ach! nein,“ sagte sie, während sie mit dem Fuß auf den Boden stampfte und mit den Nägeln in das Innere ihrer Hände einschnitt. „Ach! nein, es ist nicht Gilbert.“

„Und wer bin ich?“

„Was liegt mir daran, sobald Sie nicht er sind?“

„Und wenn es Gilbert gewesen wäre?“ fragte der Unbekannte, indem er seine Maske wieder festband.

„Wenn es Gilbert gewesen wäre!“ rief das Mädchen voll Leidenschaft.

„Ja?“

„Wenn er zu mir gesagt hätte: „„Nicole! Nicole, erinnere Dich an Taverney-Maison-Rouge.““ Oh! dann! . . .“

„Dann?“

„Sehen Sie, dann hätte es keinen Beaufire in der Welt mehr gegeben.“

„Mein liebes Kind, ich habe Ihnen gesagt, Gilbert sei todt.“

„Nun, das ist vielleicht besser,“ seufzte Oliva.

„Ja, Gilbert hätte Sie nicht geliebt, so schön Sie auch sind.“

„Wollen Sie damit sagen, Gilbert habe mich verachtet?“

„Nein, er fürchtete Sie vielmehr.“

„Das ist möglich. Ich hatte von ihm in mir, und er kannte sich so gut, daß ich ihm bange machte.“

„Es ist also, wie Sie gesagt, besser, daß er todt.“

„Warum meine Worte wiederholen . . . in Ihrem Munde verletzen Sie mich. Sagen Sie, warum ist es besser, daß er todt?“

„Weil heute, meine liebe Oliva — Sie sehen, ich gebe Nicole auf — weil Sie heute, meine liebe Oliva, eine ganz glückliche, reiche, glänzende Zukunft in Aussicht haben.“

„Glauben Sie?“

„Ja, wenn Sie entschlossen sind, Alles zu thun, um zu dem Ziel zu gelangen, das ich Ihnen verspreche.“

„Oh! seien Sie unbesorgt.“

„Nur müssen Sie nicht seufzen, wie Sie vorhin geseufzt haben.“

„Gut! ich würde für Gilbert seufzen, und da es keine zwei Gilbert in der Welt gab, da Gilbert todt ist, so werde ich nicht mehr seufzen.“

„Gilbert war jung; er hatte die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend. Heute . . .“

„Gilbert ist heute nicht älter, als vor zehn Jahren.“

„Gewiß nicht, da Gilbert todt ist.“

„Sie sehen wohl, er ist todt; die Gilbert altern nicht, sie sterben.“

„Oh!“ rief der Unbekannte, „o Jugend! o Muth! o Schönheit! ewige Sonne der Liebe, der Tapferkeit

der Ergebenheit, wer dich verliert, verliert wahrhaft das Leben. Die Jugend ist das Paradies, es ist der Himmel, es ist Alles. Was uns Gott hernach gibt, ist nur der traurige Ersatz für die Jugend. Je mehr er den Menschen gibt, ist einmal die Jugend verloren, desto mehr hat er sie entschädigen zu müssen geglaubt. Aber, großer Gott! nichts ersetzt die Schätze, die diese Jugend an den Menschen verschwendete!"

„Gilbert hätte gedacht, was Sie so gut sagen; doch genug über diesen Gegenstand."

„Ja, sprechen wir von Ihnen."

„Sprechen wir, von was Sie wollen."

„Warum sind Sie mit Beaussire entflohen?"

„Weil ich Trianon verlassen wollte, und weil ich mit irgend Einem entfliehen mußte. Es war mir unmöglich, länger für Gilbert ein Nothnagel, ein verachteter Ueberrest zu bleiben."

„Zehn Jahre der Treue aus Hochmuth," sagte der blaue Domino, „oh! wie theuer haben Sie diese Eitelkeit bezahlt."

Oliva lachte.

„Oh! ich weiß wohl, worüber Sie lachen," sagte der Unbekannte mit ernstem Tone: „Sie lachen darüber, daß ein Mensch, der Alles zu wissen behauptet, Sie einer zehnjährigen Treue beschuldigt, während Sie sich einer solchen Lächerlichkeit schuldig gemacht zu haben nicht vermutheten. Oh, mein Gott! wenn von der materiellen Treue die Rede ist, so weiß ich, woran ich mich in diesem Punkte zu halten habe. Ja, ich weiß, daß Sie mit Beaussire in Portugal gewesen sind; von da haben Sie sich nach Indien ohne Beaussire mit einem Fregatte-Kapitän begeben, der Sie in seiner Kajüte verbarg und in Chandennagor auf dem Festlande sitzen ließ, als er nach Europa zurückkehrte. Ich weiß, daß Sie zwei Millionen Rupien in dem Hause eines Nabobs auszugeben hatten, der Sie hinter drei Gittern einschloß. Ich weiß, daß Sie entflohen, indem Sie über diese Gitter auf die Schultern eines Sklaven sprangen.

Ich weiß, daß Sie reich, denn Sie nahmen zwei Armspangen von feinen Perlen, zwei Diamanten und drei große Rubine mit, nach Frankreich zurückkamen und in Breſt landeten, wo Sie Ihr böſer Genius beim Ausſchiffen Beauſire wiederfinden ließ, der beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als er Sie wieder erkannte, ſo bronzirt und abgemagert Sie auch im Vaterlande erſchienen, Sie arme Verbannte!“

„Oh, mein Gott! wer ſind Sie denn, daß Sie alle dieſe Dinge wiſſen!“ rief Nicole.

„Ich weiß endlich, daß Beauſire Sie mit ſich nahm, Ihnen bewies, daß er Sie liebe, Ihre Edelſteine verkaufte und Sie wieder in Armuth verſetzte. Ich weiß, daß Sie ihn lieben, daß Sie es wenigſtens ſagen, und da die Liebe die Quelle alles Wohlergehens iſt, ſo müſſen Sie die glücklichſte Frau der Welt ſein.“

Oliva neigte das Haupt, ſtützte ihre Stirne auf ihre Hand, und durch die Finger dieſer Hand ſah man zwei Thränen rollen, flüſſige Perlen, koſtbarer vielleicht, als die ihrer Armſpangen, die aber dennoch Niemand Beauſire hätte abkaufen wollen.

„Und dieſe ſo ſtolze, dieſe ſo glückliche Frau haben Sie heute Abend mit fünfzig Louisd'or gewonnen,“ ſagte Oliva.

„Oh! das iſt zu wenig, Madame, ich weiß es wohl!“ erwiederte der Unbekannte mit jener ausgezeichneten Anmuth und mit der feinen Höflichkeit, die den Mann von vollkommenem Anſtand nie verläßt, ſpräche er ſelbſt mit der geringſten der Courtiſanen.

„Oh! das iſt im Gegentheil viel zu theuer, und ich ſchwöre Ihnen, es hat mich ſeltſam in Erſtaunen geſetzt, daß eine Frau wie ich noch fünfzig Louisd'or werth ſein ſollte.“

„Sie ſind wohl mehr werth, als dieſes, und ich werde es Ihnen beweiſen. Oh! antworten Sie mir nicht, denn Sie verſtehen mich nicht, und dann . . .“ fügte der Unbekannte bei, indem er ſich auf die Seite neigte.

„Und dann?“

„Ich bedarf in diesem Augenblick meiner ganzen Aufmerksamkeit.“

„Also soll ich schweigen?“

„Nein, im Gegentheil, sprechen Sie mit mir.“

„Worüber?“

Oh! worüber Sie wollen. Mein Gott! sagen Sie mir die müßigsten Dinge der Welt, mir gleichviel, wenn wir nur beschäftigt aussehen.“

„Gut . . . doch Sie sind ein sonderbarer Mensch.“

„Geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen.“

Und sie gingen unter die Gruppen, wobei Oliva ihrer zarten Taille eine weiche Rundung ihrem selbst unter der Capuze hübschen Kopf und ihrem selbst unter dem Domino biegsamen Hals Bewegungen gab, die jeder Kenner mit Begierde betrachtete, denn auf dem Ball der Oper folgte in jener Zeit galanter Heldenthaten jeder Vorübergehende mit dem Auge dem Gang einer Frau eben so neugierig, als heut' zu Tage ein paar Liebhaber dem Schritte eines schönen Pferdes folgen.

Nach einigen Minuten wagte Oliva eine Frage.

„Stille!“ sagte der Unbekannte; „oder vielmehr, sprechen Sie, wenn Sie wollen, so viel Sie wollen, nöthigen Sie mich aber nicht, zu antworten. Nur verstellen Sie Ihre Stimme, wenn Sie sprechen, halten Sie den Kopf aufrecht und kratzen Sie sich mit Ihrem Fächer am Hals.

Sie gehorchte.

In diesem Augenblick kamen unsere zwei Spaziergänger zu einer ganz parfumirten Gruppe, in deren Mitte ein Mann von zierlichem Wuchse und einer freien, geschmeidigen Tournure zu drei Gefährten sprach, die ihm ehrerbietig zuzuhören schienen.

„Wer ist dieser junge Mann?“ fragte Oliva, „oh! der reizende perlgraue Domino!“

„Es ist der Herr Graf d'Artois,“ antwortete der Unbekannte; „doch, ich bitte, sprechen Sie nicht mehr.“

In der Minute, wo Oliva, ganz erstaunt über den

großen Namen, den ihr blauer Domino ausgesprochen, auf die Seite trat, um besser zu sehen, wobei sie sich, nach der mehrere Male wiederholten Empfehlung, ganz aufrecht hielt, flüchteten sich zwei andere Dominos, die sich von einer geschwätzigen, geräuschvollen Gruppe trennten, an den Umfang des Saales, zu einer Stelle, wo die Bänke fehlten.

Es war hier eine Art von verödeter Insel, zu der in Zwischenräumen die Spaziergänger kamen, die vom Centrum nach dem Umkreis zurückgedrängt wurden.

„Lehnen Sie sich an diesen Pfeiler an, Gräfin," sagte ganz leise eine Stimme, die auf den blauen Domino Eindruck machte.

Und beinahe in demselben Augenblick durchschritt ein orangefarbiger Domino, der durch die Keckheit seines Ganges und seiner Haltung mehr den nützlichen Mann, als den angenehmen Höfling verrieth, die Menge und sagte zu dem blauen Domino:

„Er ist es."

„Gut," erwiederte dieser. Und er entließ mit einer Geberde den gelben Domino.

„Hören Sie mich," flüsterte er dann Oliva in's Ohr, „meine gute kleine Freundin, fangen wir an, uns ein wenig zu belustigen."

„Das ist mir lieb, denn Sie haben mich zweimal traurig gestimmt, einmal, indem Sie mir Beaufire raubten, der mich immer lachen machte, und das zweite Mal, da Sie von Gilbert sprachen, der mich so oft weinen gemacht hat."

„Ich werde für Sie sowohl Gilbert, als Beaufire sein," sprach der blaue Domino mit ernstem Tone.

„Oh!" seufzte Nicole.

„Verstehen Sie mich wohl, ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mich lieben; ich verlange nur, daß Sie das Leben so hinnehmen, wie ich es Ihnen machen werde, das heißt die Erfüllung aller Ihrer Phantasien, vorausgesetzt, daß Sie von Zeit zu Zeit die meinigen unterzeichnen. Ich will Ihnen nun eine sagen."

„Welche?“

„Der schwarze Domino, den Sie dort sehen, ist einer von meinen Freunden, ein Deutscher.“

„Ah!“

„Ein Falscher, der es unter dem Vorwand einer Migräne ausgeschlagen hat, auf den Ball zu kommen.“

„Und dem Sie auch gesagt haben, Sie werden nicht dahin gehen.“

„Ganz richtig.“

„Er hat eine Frau bei sich?“

„Ja.“

„Wer ist sie?“

„Ich kenne sie nicht. Sie nähern sich uns, nicht wahr? Wir geben uns den Anschein, als wären Sie eine Deutsche; Sie öffnen den Mund nicht, weil man an Ihrem Accent erkennen könnte, daß Sie eine reine Pariserin sind.“

„Sehr gut. Und Sie werden ihn intriguiren?“

„O! dafür stehe ich Ihnen ... Fangen Sie an, mir ihn mit dem Ende Ihres Fächers zu bezeichnen!“

„So?“

„Ja, sehr gut, und flüstern Sie mir in's Ohr.“

Oliva gehorchte mit einer Gelehrigkeit und einem Verstand, daß ihr Gefährte ganz darüber entzückt war.

Der schwarze Domino, der Gegenstand dieser Kundgebung, wandte dem Saal den Rücken zu; er plauderte mit der Dame, die ihn begleitete. Diese, deren Augen unter der Maske funkelten, erblickte die Geberde von Oliva.

„Sehen Sie, Monseigneur,“ sagte sie leise, „es sind dort zwei Masken, die sich mit uns beschäftigen.“

„Oh! seien Sie ohne Furcht, Gräfin; es ist nicht möglich, daß man uns erkennt. Lassen Sie mich, da wir nun auf dem Wege der Verderbniß sind, lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß nie eine Gestalt bezaubernder war, als die Ihrige, nie ein Blick so brennend; erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen ...“

„Alles, was man unter der Maske sagt.“

„Nein, Gräfin, Alles, was man unter . . .“

„Vollenden Sie nicht. Sie würden sich die Verdammniß zuziehen. Und dann, was eine noch größere Gefahr ist, unsere zwei Spione würden es hören.“

„Zwei Spione!“ rief der Cardinal, den dieses Wort ergriff.

„Ja, nun fassen sie ihren Entschluß, sie nähern sich.“

„Verstellen Sie Ihre Stimme gut, Gräfin, wenn man Sie zum Sprechen veranlaßt.“

„Und Sie die Ihrige, Monseigneur.“

Oliva und ihr blauer Domino näherten sich in der That.

Dieser wandte sich an den Cardinal und sagte:

„Maske.“

Und er neigte sich an das Ohr von Oliva, die ihm ein bestätigendes Zeichen machte.

„Was willst Du?“ fragte der Cardinal mit verstellter Stimme.

„Die Dame, die mich begleitet, beauftragt mich, mehrere Fragen an Dich zu richten,“ antwortete der blaue Domino.

„Beeile Dich,“ sagte Herr von Rohan.

„Und sie mögen sehr indiscret sein,“ fügte Frau von La Mothe mit einer Flötenstimme bei.

„So indiscret, daß Du sie nicht hören sollst, Neugierige,“ erwiederte der blaue Domino.

Und er neigte sich abermals an das Ohr von Oliva, die dasselbe Spiel spielte.

Hienach richtete der Unbekannte in einem tadellosen Deutsch die Frage an den Cardinal:

„Monseigneur, sind Sie in die Frau verliebt, die Sie begleitet?“

Der Cardinal bebte.

„Haben Sie nicht Monseigneur gesagt?“ erwiederte er.

„Ja, Monseigneur.“

„So täuschen Sie sich, und ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten.“

„Oh! Herr Cardinal, leugnen Sie es nicht, es ist vergebens; wenn ich Sie auch nicht selbst kennen würde, so beauftragt mich doch die Dame, der ich als Cavalier diene, Ihnen zu sagen, daß sie Sie vollkommen wiedererkennt."

Er neigte sich an das Ohr von Oliva und flüsterte ihr zu:

„Machen Sie ein Zeichen der Bejahung. Machen Sie dieses Zeichen, so oft ich Ihnen den Arm drücke."

Sie machte das Zeichen.

„Sie setzen mich in Erstaunen," sagte der Cardinal ganz verwirrt; „wer ist die Dame, die Sie begleitet?"

„Oh! Monseigneur, ich glaubte, Sie hätten sie schon erkannt. Meine Begleiterin hat Sie wohl errathen. Freilich die Eifersucht . . ."

„Madame ist eifersüchtig über mich!" rief der Cardinal.

„Wir sagen das nicht," erwiederte der Unbekannte mit einem gewissen Hochmuth.

„Was sagt man Ihnen da?" fragte lebhaft Frau von La Mothe, der dieses deutsche, das heißt für sie unverständliche Gespräch im höchsten Grade zuwider war.

„Nichts, nichts."

Frau von La Mothe stampfte vor Ungeduld mit dem Fuß.

„Madame," sagte dann der Cardinal zu Oliva, „ich bitte, ein Wort von Ihnen, und ich verspreche, Sie mit diesem einzigen Wort zu errathen."

Herr von Rohan hatte deutsch gesprochen. Oliva verstand kein Wort und neigte sich zu dem blauen Domino.

„Ich beschwöre Sie, Madame, sprechen Sie nicht!" rief dieser.

Das Geheimniß reizte die Neugierde des Cardinals. Er fügte bei:

„Wie! ein einziges deutsches Wort! das würde Madame sehr wenig gefährden."

Der blaue Domino, der sich stellte, als hätte er Befehle von Oliva erhalten, erwiederte sogleich:

„Herr Cardinal, vernehmen Sie die eigenen Worte dieser Dame: „„Derjenige, dessen Geist nicht beständig wacht, derjenige, dessen Einbildungskraft nicht fortwährend die Gegenwart des geliebten Gegenstandes ersetzt, derjenige liebt nicht; er hätte Unrecht, es zu sagen.““

Der Cardinal schien betroffen von dem Sinn dieser Worte. Seine ganze Haltung drückte im höchsten Grade das Erstaunen, die Ehrfurcht, die Exaltation der Zuneigung aus; dann fielen seine Arme wieder nieder, und er murmelte französisch:

„Es ist unmöglich.“

„Was denn unmöglich?“ rief Frau von La Mothe, welche gierig diese paar im ganzen Gespräche entschlüpften Worte auffing.

„Nichts, Madame, nichts.“

„Monseigneur, in der That, ich glaube, Sie lassen mich eine traurige Rolle spielen,“ sagte sie voll Aerger.

Und sie verließ den Arm des Cardinals. Dieser nahm ihn nicht nur nicht wieder, sondern er schien es nicht einmal bemerkt zu haben, so groß war sein Eifer bei der deutschen Dame.

„Madame,“ sagte er zu der Letztern, die sich immer noch steif und unbeweglich hinter ihrem Atlaswall hielt, „die Worte, die mir Ihr Begleiter in Ihrem Namen gesagt hat, sind deutsche Verse, die ich in einem Hause gelesen habe, das Ihnen vielleicht bekannt?“

Der Unbekannte drückte Oliva den Arm.

„Ja,“ machte sie mit dem Kopf.

Der Cardinal bebte.

„Dieses Haus,“ fragte er zögernd, „heißt es nicht Schönbrunn?“

„Ja,“ erwiederte Oliva.

„Sie waren von einer erhabenen Hand auf einen Tisch von Kirschbaumholz mit einem goldenen Stichel geschrieben.

„Ja,“ machte Oliva.

Der Cardinal hielt inne. Es ging eine Art von Revolution in ihm vor. Er wankte und streckte die Hand aus, um einen Stützpunkt zu suchen.

Frau von La Mothe lauerte in einer Entfernung von zwei Schritten auf den Ausgang dieser seltsamen Scene.

Der Cardinal legte seinen Arm auf den des blauen Domino und sprach:

„Und die Fortsetzung lautet:

„„Aber derjenige, welcher überall den geliebten Gegenstand sieht, der ihn aus einer Blume, aus einem Wohlgeruch, unter undurchdringlichen Schleiern erräth, der kann schweigen, seine Stimme ist in seinem Herzen, es genügt, wenn ihn ein anderes Herz hört, daß er glücklich ist.““

„Ah! man spricht Deutsch hier!“ sagte plötzlich eine junge, frische Stimme, die aus einer Gruppe hervorkam, welche sich zum Cardinal gesellt hatte. „Sehen wir das ein wenig an ... Sie verstehen das Deutsche, Marschall?“

„Nein, Monseigneur.“

„Aber Sie, Charny?“

„Oh! ja, Eure Hoheit.“

„Der Herr Graf d'Artois,“ sagte Oliva, indem sie sich fester an den blauen Domino anschmiegte, denn die vier Masken hatten sie auf eine etwas ungezwungene Weise umschlossen.

In diesem Augenblick brach das Orchester in rauschende Fanfaren aus, und der Staub des Bodens stieg vermischt mit dem Puder der Frisuren in regenbogenfarbigen Wolken bis über die entflammten Kronleuchter hinauf, die diesen Ambra-Nebel vergoldeten.

Bei der Bewegung, welche die Masken machten, fühlte sich der blaue Domino gestoßen.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren!“ sagte er mit einem Tone gebietender Würde.

„Mein Herr, erwiederte der Prinz, immer ver-

larvt, „Sie sehen, daß man uns bedrängt. Entschuldigen Sie uns, meine Damen.

„Gehen wir, gehen wir, Herr Cardinal," sagte leise Frau von La Mothe.

Plötzlich wurde die Capuze von Oliva zerknittert, von einer unsichtbaren Hand rückwärts gezogen, ihre gelöste Maske fiel herab; ihre Züge erschienen eine Sekunde im Halbschatten des Simswerks, das die erste Gallerie über dem Parterre bildete.

Der blaue Domino stieß einen Schrei geheuchelter Angst aus, Oliva einen Schrei des Schreckens.

Drei bis vier Schreie des Erstaunens antworteten auf diesen doppelten Ausruf.

Der Cardinal wurde beinahe ohnmächtig. Wäre er in diesem Augenblicke gefallen, so würde er auf die Kniee gefallen sein. Frau von La Mothe hielt ihn aufrecht.

Eine von der Strömung fortgezogene Woge von Masken hatte den Grafen d'Artois vom Cardinal und von Frau von La Mothe getrennt.

Der blaue Domino, der rasch wie der Blitz die Capuze von Oliva niedergeschlagen und die Maske wieder befestigt hatte, näherte sich dem Cardinal, drückte ihm die Hand und sprach:

„Mein Herr, das ist ein unwiederbringliches Unglück; Sie sehen, daß die Ehre dieser Dame Ihrer Gnade anheimgegeben ist ..."

„Oh! mein Herr," murmelte der Prinz Louis, sich verbeugend.

Und er fuhr über seine von Schweiß triefende Stirne mit einem Sacktuch, das in seiner Hand zitterte.

„Gehen wir geschwinde," sagte der blaue Domino zu Oliva.

Und sie verschwanden.

„Ich sehe nun, was der Herr Cardinal für unmöglich hielt," sprach Frau von La Mothe zu sich selbst; „er glaubte, diese Frau sei die Königin, und das ist die Wirkung, welche diese Aehnlichkeit auf ihn hervor-

bringt. Gut, abermals eine Beobachtung, die wir zu bewahren haben."

„Wollen Sie, daß wir den Ball verlassen, Gräfin?" fragte Herr von Rohan mit schwacher Stimme.

„Wie es Ihnen beliebt, Monseigneur," antwortete Jeanne ruhig.

„Ich sehe hier kein großes Interesse, nicht wahr?"

„Oh! nein, ich sehe auch keines."

Und sie bahnten sich mühsam einen Weg durch die Plaudernden. Der Cardinal, der hoch gewachsen war, schaute überall umher, ob er die verschwundene Vision nicht fände.

Aber blaue, rothe, gelbe, grüne und graue Dominos wirbelten nun vor seinen Augen in dem leuchtenden Dunst und vermischten ihre Nuancen wie die Farben des Prisma. Alles war blau von fern für den armen Herrn: nichts war es in der Nähe.

In diesem Zustande erreichte er den Wagen, der ihn und die Gräfin erwartete.

Dieser Wagen rollte seit fünf Minuten, und noch hatte der Prälat kein Wort an Jeanne gerichtet.

XXIV.

Sappho.

Frau von La Mothe, die sich nicht vergaß, entzog den Prälaten seiner Träumerei.

„Wohin führt mich dieser Wagen?" fragte sie.

„Gräfin, seien Sie unbesorgt," rief der Cardinal: „Sie sind von Ihrem Hause ausgegangen. Wohl denn! der Wagen führt Sie dahin zurück.

„Mein Haus ... im Faubourg?"

„Ja, Gräfin ... Ein sehr kleines Haus, um so viele Reize zu enthalten."

Indem er dieſe Worte ſprach, ergriff der Prin eine von den Händen von Jeanne und erwärmte ſie mi einem galanten Kuß.

Die Carroſſe hielt vor dem kleinen Hauſe, wo ſ viele Reize zu verweilen verſuchen ſollten.

Jeanne ſprang leicht aus dem Wagen: der Prälat ſchickte ſich an, ſie nachzuahmen.

„Es lohnt ſich nicht der Mühe, Monſeigneur,“ flüſterte ihm dieſer weibliche Dämon zu.

„Wie, Gräfin, es lohnt nicht der Mühe, einige Stunden bei Ihnen zuzubringen?“

„Und ſchlafen, Monſeigneur,“ ſagte Jeanne.

„Ich glaube wohl, daß Sie mehrere Schlafzimmer in ihrem Hauſe finden werden, Gräfin.“

„Für mich, ja, aber für Sie?“

„Für mich, nicht?“

„Noch nicht,“ erwiederte ſie mit einer ſo anmuthigen und herausfordernden Miene, daß die Weigerung einem Verſprechen gleichkam.

„Gott befohlen alſo!“ ſagte der Cardinal, der, auf das Lebhafteſte gereizt, einen Augenblick die ganze Scene vom Ball vergaß.

„Auf Wiederſehen, Monſeigneur.“

„Es iſt mir im Ganzen lieber ſo,“ ſagte er, während er ſich entfernte.

Jeanne trat allein in ihr neues Haus.

Sechs Lackeien, deren Schlaf durch das Klopfen des Laufers unterbrochen worden war, ſtellten ſich in Reihe und Glied in der Hausflur auf.

Jeanne ſchaute ſie alle mit jener Miene ruhiger Uebergewichtigkeit an, die das Glück nicht jedem Reichen verleiht.

„Und die Kammerfrauen?“ fragte ſie.

Einer von den Bedienten trat ehrerbietig vor und antwortete:

„Zwei Frauen warten im Zimmer, Madame.“

„Rufet ſie.“

Der Bediente gehorchte. Zwei Frauen traten nach einigen Minuten ein.

„Wo schlafen Sie gewöhnlich?“ fragte sie Jeanne.

„Wir sind noch nicht mit der Einrichtung bekannt,“ antwortete die Aeltere; „wir werden schlafen, wo es der gnädigen Frau beliebt.“

„Die Schlüssel zu den Zimmern?“

„Hier sind Sie, gnädige Frau.“

„Gut, für diese Nacht werden Sie außer dem Hause schlafen.“

Die Frauen schauten ihre Gebieterin mit Erstaunen an.

„Sie haben ein Lager auswärts?“

„Allerdings, Madame, doch es ist ein wenig spät; will indessen die gnädige Frau allein sein...“

„Diese Herren werden Sie begleiten,“ fügte die Gräfin bei, indem sie die Bedienten entließ, welche noch zufriedener, als die Kammerfrauen.

„Und wann sollen wir zurückkommen?“ fragte schüchtern Einer von ihnen.

„Morgen um die Mittagsstunde.“

Die sechs Bedienten und die zwei Frauen schauten sich einen Moment an; doch durch das gebieterische Auge von Jeanne im Schach gehalten, wandten sie sich insgesammt nach der Thüre.

Jeanne führte sie zurück, ließ sie hinaus und fragte, ehe sie die Thüre wieder schloß:

„Ist noch Jemand im Hause?“

„Mein Gott! nein, gnädige Frau, es wird Niemand mehr hier sein. Doch die gnädige Frau kann unmöglich so verlassen bleiben. Es muß doch wenigstens eine Kammerjungfer in der Gesindewohnung oder sonst wo im Hause wachen.“

„Ich brauche Niemand.“

„Es kann Feuer auskommen, die gnädige Frau kann sich unwohl befinden!“

„Gute Nacht, geht Alle,“ sprach die Gräfin.

Und sie zog ihre Börse.

„Hier etwas zum Eintritt in meinen Dienſt.“

Ein freudiges Gemurmel, ein Dank von Bedienten von guter Geſellſchaft war die einzige Erwiederung, das letzte Wort der Diener. Alle verſchwanden, indem ſie ſich bis zur Erde verbeugten.

Jeanne hörte ſie von jenſeits der Thüre; ſie wiederholten einander, das Schickſal habe ihnen eine fantaſtiſche Gebieterin gegeben.

Als ſich das Geräuſch der Stimmen und die Tritte in der Ferne gedämpft hatten, ſchob Jeanne die Riegel vor und rief mit einer triumphirenden Miene:

„Allein! ich bin allein in meinem Hauſe!“

Sie ergriff einen dreiarmigen Leuchter, zündete die Lichter an den Kerzen an, die im Veſtibule brannten, und ſchloß gleichmäßig die Riegel der maſſiven Thüre dieſes Vorzimmers.

Dann begann eine ſtumme und ſeltſame Scene, die auf das Lebhafteſte einen von den nächtlichen Zuſchauern intereſſirt hätte, welche die Fictionen des Dichters über den Städten und Paläſten haben ſchweben laſſen.

Jeanne unterſuchte ihre Staaten; ſie bewunderte Stück für Stück dieſes ganze Haus, deſſen kleinſte Einzelheit in ihren Augen einen ungeheuren Werth erlangte, ſeitdem die Selbſtſucht des Eigenthümers an die Stelle der Neugierde des Vorübergehenden getreten war.

Ganz getäfelt und verkleidet, enthielt das Erdgeſchoß den Badeſaal, die Officen, die Speiſezimmer, drei Salons und zwei Empfangscabinette.

Das Mobiliar dieſer großen Zimmer war nicht reich wie das der Guimard, oder coquet wie das der Freunde von Herrn von Soubiſe, aber es hatte das Anſehen des Luxus eines vornehmen Mannes; es war nicht neu. Das Haus hätte Jeanne weniger gefallen, wäre es am Tage vorher ausdrücklich für ſie meublirt worden.

Alle dieſe alterthümlichen, von den Modedamen

verachteten Reichthümer, diese wunderbaren Meubles von geschnitztem Ebenholz, diese Kronleuchter mit Girandoles von Kristall, deren vergoldete Aeste aus dem Schooße rosenfarbiger Kerzen glänzende Lilien warfen, diese gothischen Uhren, Meisterwerke in Ciselure und Email; diese mit chinesischen Figuren bestickten Windschirme, diese ungeheuren japanesischen Töpfe voll von den seltensten Blumen; diese Thürgemälde Grau in Grau oder in Farben von Watteau oder Boucher versetzten die neue Eigenthümerin in unsägliche Extasen.

Hier trugen auf einem Kamin zwei vergoldete Tritone Garben von Korallen, in deren Zweigen wie Früchte alle Phantasien der Juwelierkunst jener Zeit hingen. Dort, auf einer Console von vergoldetem Holz, worauf eine weiße Marmorplatte, diente ein ungeheurer Elephant von Celadon, dessen Ohren mit Pendeloques von Saphir beladen, einem mit Parfumerien und Flacons gefüllten Thurme als Stütze.

Frauenbücher glänzten vergoldet und ausgemalt auf Etageren von Rosenholz, woran Ecken mit goldenen Arabesken.

Ein ganzes Meuble von feinen Tapeten der Gobelins, ein Meisterwerk der Geduld, das die Manufactur selbst hunderttausend Livres gekostet hatte, füllte einen kleinen grau und goldenen Salon, in dem jedes Feld eine von Vernet oder Greuze gemalte Füllung war. Das Arbeitscabinet war voll der besten Portraits von Chardin, der feinsten Erzeugnisse von gebrannter Erde von Clodion.

Alles zeugte, nicht von dem Eifer, den ein reicher Emporkömmling anwendet, um seine Laune oder die seiner Geliebten zu befriedigen, sondern von der langen geduldigen Arbeit jener seit Jahrhunderten Reichen, welche auf die Schätze ihrer Väter Schätze für ihre Kinder häufen.

Jeanne untersuchte zuerst die Gesammtheit, sie zählte die Stücke ab, dann gab sie sich Rechenschaft von den Einzelheiten.

Und da sie ihr Domino beengte, ihr Fischbeinleib preßte, so trat sie in ihr Schlafzimmer, kleidete sich rasch aus und zog ein Gewand von wattirter Seide an, ein reizendes Kleidungsstück, das unsere Mütter, die nicht sehr scrupulös, wenn es sich darum handelte, die nützlichen Dinge zu benennen, mit einem Namen bezeichneten, den wir nicht mehr schreiben können.

Schauend, halbnackt in dem Atlaß, der ihrem Busen und ihrer Taille schmeichelte, ihr feines, nerviges Bein gerundet in den Falten ihres kurzen Rockes, stieg sie, ihr Licht in der Haud, muthig die Stufen hinauf.

Vertraut mit der Einsamkeit, sicher, daß sie nicht einmal mehr den Blick eines Bedienten zu fürchten hatte, sprang sie von Zimmer zu Zimmer und ließ nach dem Belieben des Windes, der unter den Thüren blies, ihren feinen battistenen Nachtmantel flattern, welcher zehnmal in zehn Minuten bis zu ihrem reizenden Knie emporgehoben wurde.

Und wenn sie, um einen Schrank zu öffnen, den Arm in die Höhe hob, wenn sich das Kleid verschob und die weiße Rundung der Schulter bis zum Ursprung des Armes sehen ließ, den einer von jenen röthlichen Lichtstrahlen vergoldete, mit welchem der Pinsel von Rubens so vertraut, dann mußten sich die unsichtbaren, unter den Tapeten und hinter den Füllungen verborgenen Geister freuen, daß sie in ihrem Besitz den reizenden Gast hatten, der sie zu besitzen glaubte.

Nach allen diesen hastigen Gängen, nachdem ihre Kerze zu drei Vierteln abgebrannt war, kehrte sie erschöpft, keuchend in ihr Schlafzimmer zurück, das mit blauem Atlaß, worauf große chimärische Figuren gestickt, ausgeschlagen war.

Sie hatte Alles gesehen, Alles gezählt, Alles mit dem Blick und durch die Berührung geliebkost, es blieb ihr nichts mehr zu bewundern, als sie selbst.

Sie stellte ihren Leuchter auf einen Gueridon von Sèvres mit goldener Gallerie, und plötzlich heftete

sich ihr Blick auf einen Endymion von Marmor, eine zarte, wollüstige Figur von Bouchardon, welche liebestrunken auf einen Untersatz von rothbraunem Porphyr zurücksank.

Jeanne schloß die Thüre und die Portièren ihres Zimmers, zog die dichten Vorhänge zu, stellte sich dann wieder vor die Statue und verschlang mit den Blicken diesen schönen Geliebten von Phöbe, die ihm den letzten Kuß gab, als sie wieder zum Himmel aufstieg.

In Gluth verwandelt, erwärmte das rothe Feuer dieses Zimmer, wo Alles lebte, das Vergnügen ausgenommen.

Jeanne fühlte ihre Füße sachte in die hohe, so weiche Wolle des Teppichs einsinken; ihre Beine wankten, bogen sich unter ihr; eine Mattigkeit, die nicht Ermüdung oder der Schlaf war, bedrängte ihren Busen und ihre Augenlider mit der Zartheit der Berührung eines Liebenden, während ein Feuer, das nicht die Wärme des Herdes, von ihren Füßen zu ihrem Leib aufstieg und beim Aufsteigen in ihren Adern die ganze lebendige Electricität zusammenwand, die man beim Thier das Vergnügen, beim Menschen die Liebe nennt.

In diesem Moment seltsamer Empfindungen erblickte Jeanne sich selbst in einem Pfeilerspiegel, der hinter dem Endymion angebracht war. Ihr Kleid war von ihren Schultern auf den Teppich herabgeglitten. Der so feine Batist war, vom schweren Atlaß gezogen, bis zur Hälfte der weißen, gerundeten Arme niedergesunken.

Zwei schwarze Augen, sanft durch die Weichheit ihres Wesens, glänzend vor Verlangen, die zwei Augen von Jeanne trafen Jeanne in der tiefsten Tiefe des Herzens; sie fand sich schön, sie fühlte sich jung und glühend; sie gestand sich, von Allem, was sie umgab, sei nichts, nicht einmal Phöbe, so würdig, geliebt zu werden. Sie näherte sich dem Marmor, um zu sehen, ob der Endymion sich belebte, und ob er um der Sterblichen willen die Göttliche hintansetzen würde.

Diese Entzückung berauschte sie; sie neigte den Kopf auf ihre Schulter mit unbekannten Schauern, drückte ihre Lippen auf ihr lebendes Fleisch, und da sie nicht aufgehört hatte, ihren Blick in die Augen zu tauchen, die sie im Spiegel riesen, so verschwammen plötzlich ihre Augen, ihr Kopf rollte mit einem Seufzer auf ihre Brust, und Jeanne sank entschlafen, leblos auf das Bett, dessen Vorhänge sich über ihr niederließen.

Die Kerze schleuderte eine letzte Flammenzuckung aus dem Schooße einer Lache flüssigen Wachses empor und strömte dann ihren letzten Wolgeruch mit ihrer letzten Helle aus.

XXV.

Die Academie von Herrn von Beausire.

Beausire hatte den Rath des blauen Domino buchstäblich genommen und sich an den Ort begeben, den man seine Academie nannte.

Lüstern gemacht durch die ungeheure Zahl von zwei Millionen, hatte der würdige Freund von Oliva ganz besonders bange von der Art von Ausschließung, die sich seine Collegen dadurch erlaubt, daß sie ihm keine Mittheilung von einem so vortheilhaften Plan machten.

Er wußte, daß man sich unter Leuten von der Academie nicht besonders viel auf Gewissenszweifel einbildet, und das war für ihn ein Grund, sich zu beeilen, denn die Abwesenden haben immer Unrecht; sind sie aus Zufall abwesend, und noch viel mehr Unrecht, wenn man ihre Abwesenheit benützen will.

Beausire hatte sich unter den Verbündeten der Academie einen Ruf als furchtbarer Mann erworben. Das war weder zum Erstaunen, noch schwierig, Beau-

sire war Gefreiter gewesen; er hatte die Uniform getragen; er wußte eine Hand auf die Hüfte, die andere auf das Stichblatt seines Degens zu setzen. Er hatte die Gewohnheit, beim geringsten Wort seinen Hut auf seine Augen niederzudrücken. Lauter Manieren, die für nur mittelmäßig beherzte Leute erschreckend genug, besonders wenn diese Leute den Lärmen eines Duells und die Neugierde der Justiz zu fürchten haben.

Beausire gedachte sich also für die Verachtung, die man gegen ihn kundgegeben, dadurch zu rächen, daß er seinen Genossen vom Spielhause der Rue du Pot-de-Fer etwas Angst machen würde.

Von der Porte Saint-Martin bis zur Saint-Sulpice Kirche ist es weit; doch Beausire war reich; er warf sich in einen Fiacre und versprach fünfzig Sous dem Kutscher, das heißt ein Gnadengeschenk von einem Livre. Die Fahrt bei der Nacht kostete nach dem Tarif jener Zeit, was sie heute bei Tag kostet.

Die Pferde entfernten sich rasch Beausire verlieh sich ein wüthendes Gesicht, und in Ermanglung eines Hutes, den er nicht hatte, da er einen Domino trug, in Ermangelung des Degens componirte er sich eine Miene, welche zänkisch genug, um jeden verspäteten Wanderer, der ihm begegnete, zu beunruhigen.

Sein Eintritt in die Academie brachte einen gewissen Eindruck hervor.

Es fanden sich hier im ersten Salon, einem schönen, ganz grauen Salon mit Kronleuchtern und vielen Spieltischen, etwa zwanzig Spieler, welche Bier und Syrup tranken und mit dem Ende der Zähne sieben bis acht abscheulich geschminkten Weibern zulächelten, welche die Karten anschauten.

Man spielte Pharo am ersten Tisch; die Einsätze waren mager, die Belebtheit nach Maßgabe der Einsätze.

Bei der Ankunft des Domino, der sich an seiner Capuze rieb, während er sich in den Falten des Rockes aufblähte, kicherten einige Weiber, was halb als Spott,

halb als Anlockung betrachtet werden konnte. Herr Beaufire war ein Schönling, und die Damen mißhandelten ihn nicht.

Er trat indeſſen vor, als ob er nichts geſehen, nichts gehört hätte, und erwartete, ſobald er beim Tiſch war, ſtillſchweigend eine Erwiederung auf ſeine ſchlechte Laune.

Einer von den Spielern, eine Art von zweideutigem Finanzmann, deſſen Geſicht es nicht an einer gewiſſen Treuherzigkeit gebrach, war die erſte Stimme, welche Beaufire anſprach.

„Alle Wetter, Chevalier," ſagte dieſer brave Mann, „Sie kommen mit einem ſehr verdrießlichen Geſicht vom Ball."

„Es iſt wahr," ſagten die Damen.

„Ei, lieber Chevalier!" rief ein anderer Spieler, „verwundet Sie der Domino am Kopf?"

„Es iſt nicht der Domino, was mich verwundet," antwortete Beaufire mit hartem Tone.

„Ah! ah!" ſagte der Banquier, der eben ein Dutzend Louisd'or zuſammengeſchaufelt hatte, „der Herr Chevalier von Beaufire hat eine Untreue an uns begangen: ſehen Sie nicht, daß er auf dem Ball der Oper geweſen iſt, in der Gegend des Opernhauſes hat er einen guten Einſatz zu machen gefunden und verloren."

Jeder lachte oder bemitleidete, je nach ſeinem Charakter; die Frauen hatten Mitleid.

„Es iſt eine Unwahrheit, daß ich eine Untreue an meinen Freunden begangen habe," entgegnete Beaufire, „dazu bin ich unfähig, eine Untreue, ich! Das taugt für gewiſſe Leute von meiner Bekanntſchaft, Treuloſigkeiten gegen ihre Freunde zu begehen." Und um ſeinen Worten mehr Gewicht zu geben, nahm er Zuflucht zu einer Geberde, das heißt, er wollte ſeinen Hut auf ſeinen Kopf drücken. Zu ſeinem Unglück plattete er nur ein Stück Seide, was ihm eine lächerliche Breite gab, ſo daß er ſtatt einer ernſten Wirkung nur eine komiſche hervorbrachte.

„Was wollen Sie damit sagen, lieber Chevalier?“ fragten einige von den Verbündeten.

„Ich weiß, was ich damit sagen will,“ antwortete Beaustre.

„Aber das genügt uns nicht,“ erwiederte der Greis mit der guten Laune.

„Das geht Sie nichts an, Sie, mein Herr Finanzmann!“ entgegnete ungeschickter Weise Beaustre.

Ein ziemlich ausdrucksvoller Blick belehrte Beaustre, seine Phrase sei übel angebracht gewesen. Man durfte in der That in dieser Gesellschaft keine Grenzscheidung zwischen denjenigen, welche bezahlten, und denjenigen, welche das Geld einsackten, vornehmen.

Beaustre begriff das, aber er war einmal zugerannt; die falschen Beherzten halten schwerer inne, als die erprobten Beherzten.

„Ich glaubte Freunde hier zu haben,“ sagte er.

„Ja,“ antworteten mehrere Stimmen.

„Wohl! ich habe mich getäuscht.“

„Worin?“

„Darin, daß viele Dinge ohne mich geschehen.“

Ein neues Zeichen vom Banquier, neue Betheurungen von Seiten derjenigen Verbündeten, welche anwesend waren.

„Es genügt, daß ich es weiß,“ versetzte Beaustre, „und die falschen Freunde sollen bestraft werden.“

Er suchte den Griff seines Degens, fand aber nichts, als seine Hosentasche, welche voll von Louisd'or war und einen verrätherischen Ton von sich gab.

„Ho! ho!“ riefen zwei Damen, „Herr von Beaustre ist heute Abend in guter Stimmung.“

„Ja, wohl,“ sagte der Banquier hinterhältisch; „mir scheint, daß er, wenn er verloren, nicht Alles verloren hat, und daß, wenn er eine Untreue gegen die Legitimen begangen hat, dies keine Untreue ohne Umkehr ist. Auf, setzen Sie, lieber Chevalier.“

„Ich danke!“ erwiederte Beaustre trocken, „da Jeder behält, was er hat, so behalte ich auch.“

„Was Teufels willst Du damit sagen?“ flüsterte ihm einer von den Spielern in's Ohr.

„Wir werden uns sogleich erklären.“

„Spielen Sie doch!“ rief der Banquier.

„Einen einfachen Louisd'or,“ sagte eine Dame, indem sie Beaustre die Schulter streichelte, um sich so viel als möglich seiner Hosentasche zu nähern.

„Ich spiele nur um Millionen,“ sprach Beaustre voll Kühnheit, „und wahrhaftig, ich begreife nicht, daß man hier um elende Louisd'or spielt. Millionen! . . . Auf, meine Herren, da es sich um Millionen handelt, ohne daß man es vermuthet, fort mit den Einsätzen von einem Louisd'or! Millionen, Millionäre!“

Beaustre hatte den Augenblick der Exaltation erreicht, der den Menschen über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaustreibt. Eine Trunkenheit, gefährlicher als die vom Weine, belebte ihn. Plötzlich erhielt er von hinten an die Beine einen Stoß, der heftig genug war, daß er sich sogleich unterbrach.

Er wandte sich um und sah an seiner Seite eine große, olivenfarbene, steife, löcherige Figur mit schwarzen Augen, welche leuchteten wie glühende Kohlen.

Auf die Geberde des Zornes von Beaustre, antwortete dieser seltsame Mensch durch einen ceremoniösen Gruß, begleitet mit einem Blick so lang wie ein Raufdegen.

„Der Portugiese!“ sagte Beaustre, erstaunt über diese Begrüßung von Seiten eines Mannes, der ihm so eben einen Stoß gegeben hatte.

„Der Portugiese!“ wiederholten die Damen. Und sie verließen Beaustre, um den Fremden zu umflattern.

Dieser Portugiese war in der That der Liebling der Damen, denen er unter dem Vorwand, er spreche nicht Französisch, beständig Leckereien brachte, die zuweilen in ein Kassenbillet von fünfzig bis sechzig Livres eingewickelt waren.

Beaustre kannte den Portugiesen als einen von den Verbündeten. Der Portugiese verlor beständig bei

den Stammgästen des Spielhauses. Er bestimmte seine Sätze auf ungefähr hundert Louisd'or in der Woche, und regelmäßig nahmen ihm die Stammgäste seine hundert Louisd'or ab.

Das war der Lockvogel der Gesellschaft. Während er sich hundert goldene Federn ausrupfen ließ, plünderten die andern Genossen die angeköderten Spieler.

Die Verbündeten betrachteten auch den Portugiesen als den nützlichen Mann, die Stammgäste als den angenehmen Mann. Beaustre hegte für ihn die stillschweigende Hochachtung, die sich stets an das Unbekannte anschließt, sollte auch das Mißtrauen einen Antheil daran haben.

Beaustre, der also den kleinen Fußtritt empfangen, den ihm der Portugiese an die Waden ertheilt hatte, wartete, schwieg und setzte sich.

Der Portugiese nahm beim Spiel Platz, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch, und in zwanzig Coups, die einen Kampf von einer Viertelstunde kosteten, war er von seinen zwanzig Louisd'or durch sechs hungerige Panter befreit, welche einen Augenblick die Krallenschläge des Banquiers und der anderen Genossen vergaßen.

Es schlug drei Uhr Morgens. Beaustre leerte vollends ein Glas Bier.

Zwei Bedienten traten ein, der Banquier ließ sein Geld in den doppelten Boden des Tisches fallen, denn die Statuten der Verbindung hatten so sehr das Gepräge des Vertrauens gegen die Mitglieder, daß man nie einem von ihnen die völlige Verwaltung der Fonds der Gesellschaft übertrug.

Das Geld fiel am Ende der Sitzung durch eine kleine Oeffnung in den doppelten Grund des Tisches, und es war als Nachschrift diesem Artikel der Statuten der Gesellschaft beigefügt, daß der Banquier nie lange Aermel haben dürfe, wie er auch nie Geld bei sich tragen könne.

Was bedeutete, daß man ihm zwanzig Louisd'or

in die Aermel schlüpfen zu lassen verbot, und daß sich die Gesellschaft das Recht vorbehielt ihn zu durchsuchen, um ihm das Geld wegzunehmen, das er in seine Tasche spazieren zu lassen gewußt hätte.

Die Bedienten, sagen wir, brachten den Mitgliedern der Gesellschaft die Oberröcke, die Mäntel und die Degen; mehrere von den glücklichen Spielern gaben den Damen den Arm; die Unglücklichen stiegen in eine Sänfte, was damals in diesen friedlichen Quartieren noch Mode war, und es wurde Nacht im Spielsaal.

Beausire hatte sich zum Schein auch in seinen Domino gehüllt, als wollte er eine ewige Reise antreten; aber er ging nicht über den ersten Stock hinab, sondern kehrte, sobald die Hausthüre wieder geschlossen war, in den Salon zurück, in den auch zwanzig von den Verbündeten zurückgekehrt waren.

„Endlich werden wir uns erklären," sagte Beausire.

„Zünden Sie Ihre Zuglaterne wieder an und sprechen Sie nicht so laut," erwiederte kalt und in gutem Französisch der Portugiese, der seinerseits eine auf dem Tische stehende Laterne ansteckte.

Beausire brummte ein paar Worte, auf die Niemand Achtung gab. Der Portugiese setzte sich an den Platz des Banquier. Man untersuchte, ob die Läden, die Vorhänge, die Thüren gut geschlossen seien. Man setzte sich sachte, die Ellenbogen auf den Tisch, mit einer verzehrenden Neugierde.

„Ich habe eine Mittheilung zu machen," sagte der Portugiese; „glücklicher Weise bin ich zu rechter Zeit eingetroffen, denn Herrn von Beausire juckt heute Abend die Zunge ganz unmäßig ..."

Beausire wollte aufschreien.

„Friede! Friede!" sagte der Portugiese; „keine verlorene Worte! Sie haben Worte ausgesprochen, welche mehr als unklug sind. Sie hatten Kenntniß von meinem Gedanken, gut! Sie sind ein Mann von Geist, Sie können ihn errathen haben, doch meiner

Ansicht nach darf es die Eitelkeit nie dem Interesse zuvorthun."

„Ich verstehe nicht," versetzte Beausire.

„Wir verstehen nicht," sprach die ehrenwerthe Versammlung.

„Doch wohl: Herr von Beausire wollte beweisen, er habe zuerst das Geschäft gefunden."

„Welches Geschäft?" fragten die Betheiligten.

„Das Geschäft mit den zwei Millionen!" rief Beausire mit mächtigem Nachdruck.

„Zwei Millionen!" wiederholten die Verbündeten.

„Vor Allem," fiel hastig der Portugiese ein, „Sie übertreiben; das Geschäft kann sich unmöglich so hoch belaufen, das werde ich Ihnen sogleich beweisen."

„Niemand weiß hier, was Sie meinen!" rief der Banquier.

„Ja, wir sind aber nichtsdestoweniger ganz Ohr," fügte ein Anderer bei.

„Sprechen Sie zuerst," sagte Beausire.

„Das will ich wohl," erwiederte der Portugiese.

Und er schenkte sich ein Glas Orgeatsyrup ein, das er ruhig trank, ohne etwas an seinem Wesen als eiskalter Mann zu ändern.

„Erfahren Sie," sprach er, „ich sage es nicht wegen des Herrn von Beausire, daß das Halsband nicht mehr als fünfzehnmal hunderttausend Livres werth ist."

„Oh! wenn es sich um ein Halsband handelt!" versetzte Beausire.

„Ja, mein Herr, ist das nicht Ihr Geschäft?"

„Vielleicht."

„Er spielt den Discreten, nachdem er der Indiscrete gewesen ist."

Und der Portugiese zuckte die Achseln.

„Zu meinem Bedauern sehe ich Sie einen Ton annehmen, der mir mißfällt," sprach Beausire mit dem Ausdruck eines Hahns, der sich auf seine Sporen erhebt.

„Mira! mira!" sprach der Portugiese kalt wie Marmor, „Sie werden nachher sagen, was Sie sagen wollen,

ich sage vorher, was ich zu sagen habe, und die Zeit drängt, denn Sie müssen wissen, daß der Gesandte spätestens in acht Tagen ankommt."

„Das wird verwickelt," dachte die Versammlung, bebend vor Interesse, „das Halsband, die fünfzehnmal hunderttausend Livres, ein Gesandter... was ist das?"

„Vernehmen Sie Alles mit zwei Worten," sprach der Portugiese. „Die Herren Böhmer und Bossange haben der Königin ein Halsband von Diamanten im Werth von fünfzehnmal hunderttausend Livres anbieten lassen. Die Königin hat es ausgeschlagen. Die Juweliere wissen nicht, was sie damit thun sollen und verbergen es. Sie sind sehr in Verlegenheit, denn dieses Halsband kann nur durch ein königliches Vermögen erkauft werden; nun wohl! ich habe die königliche Person gefunden, die dieses Halsband kaufen und aus dem Kasten der Herren Böhmer und Bossange herausbringen wird."

„Das ist?" fragten die Verbündeten.

„Es ist meine allergnädigste Gebieterin, die Königin von Portugal."

Bei diesen Worten warf sich der Portugiese gehörig in die Brust.

„Wir begreifen weniger als je," sagten die Verbündeten.

„Ich begreife gar nicht mehr," dachte Beausire.

„Erklären Sie sich rein heraus, mein lieber Herr Manoel," sagte er, „denn die Privatzwistigkeiten müssen vor dem öffentlichen Interesse weichen. Sie sind der Vater der Idee, ich muß es offenherzig anerkennen. Ich verzichte auf jedes Recht der Vaterschaft, aber um Gottes willen! seien Sie klar."

„Gut, gut," erwiederte Manoel. Und er leerte einen zweiten Napf Orgeat. „Ich will die Frage durchsichtig machen."

„Wir sind schon sicher, daß ein Halsband von fünfzehnmal hunderttausend Livres existirt," sagte der Banquier. „Das ist ein wichtiger Punkt."

„Und dieses Halsband befindet sich im Kasten der Herren Böhmer und Bossange. Das ist der zweite Punkt," fügte Beaustre bei.

„Aber Don Manoel hat gesagt, Ihre Majestät die Königin von Portugal kaufe das Halsband. Das führt uns irre."

„Es kann doch nichts klarer sein," versetzte der Portugiese. „Sie brauchen nur meinen Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Der Gesandtschaftsposten ist erledigt; es findet ein Interim statt; der neue Gesandte, Herr von Suza, kommt frühestens in acht Tagen."

„Gut," sagte Beaustre.

„In acht Tagen, wer verhindert es, daß dieser Gesandte, den es drängt, Paris zu sehen, ankommt und sich installirt?"

Die Anwesenden schauten einander mit aufgesperrtem Munde an.

„Begreifen Sie doch," rief Beaustre lebhaft, „Don Manoel will Ihnen sagen, es könne ein falscher oder ein wahrer Gesandter kommen."

„Ganz richtig," fügte der Portugiese bei. „Hätte der Gesandte, der sich einfinden wird, Lust zu dem Halsband für Ihre Majestät die Königin von Portugal, wäre er nicht berechtigt dazu?"

„Bei Gott!" riefen die Anwesenden.

„Und dann unterhandelt er mit den Herren Böhmer und Bossange. Das ist das Ganze."

„Das Ganze!"

„Nur muß man bezahlen, wenn man unterhandelt hat," bemerkte der Banquier vom Pharo.

„Oh! bei Gott! ja," erwiederte der Portugiese.

„Die Herren Böhmer und Bossange werden das Halsband nicht in die Hände eines Gesandten übergehen lassen, und wäre es auch ein ächter Suza, ohne gute Garantien zu haben."

„O! ich habe wohl an eine Garantie gedacht," antwortete der zukünftige Gesandte.

„Welche?"

„Der Gesandtschaftsposten ist verlassen, haben wir gesagt?“

„Ja.“

„Es ist nur noch ein Kanzler vorhanden, ein braver Mensch von einem Franzosen, der die portugiesische Sprache so schlecht als irgend Jemand in der Welt spricht und entzückt ist, wenn die Portugiesen Französisch mit ihm sprechen, weil er nicht leidet; wenn die Franzosen Portugiesisch mit ihm reden, weil er glänzt.“

„Nun?“ fragte Beaustre.

„Nun! meine Herren, wir erscheinen vor diesem braven Mann mit dem ganzen Aeußern der neuen Gesandtschaft.“

„Das Aeußere ist gut,“ entgegnete Beaustre, „doch die Papiere sind mehr werth.“

„Man wird die Papiere haben,“ erwiederte Don Manoel laconisch.

„Es wäre vergeblich, zu bezweifeln, Don Manoel sei ein kostbarer Mann,“ sagte Beaustre.“

„Sobald das Aeußere und die Papiere den Kanzler von der Identität der Gesandtschaft überzeugt haben, setzen wir uns auf dem Posten fest . . .“

„Ho! ho! das ist stark,“ unterbrach ihn Beaustre.

„Es ist nothwendig!“ fuhr der Portugiese fort.

„Es ist ganz einfach,“ versicherten die anderen Verbündeten.

„Aber der Kanzler?“ warf Beaustre ein.

„Wir haben es gesagt: Ueberzeugt.“

„Wäre er zufällig minder gläubig, so würde man ihn zehn Minuten, ehe er zweifelte, entlassen. Ich denke, ein Gesandter hat das Recht, mit seinem Kanzler zu wechseln?“

„Offenbar.“

„Wir sind also Herren der Gesandtschaft, und unsere erste Operation ist, daß wir den Juwelieren Böhmer und Bossange einen Besuch machen.“

„Nein, nein,“ entgegnete Beaustre lebhaft, „Sie scheinen mir einen Hauptpunkt nicht zu kennen, der

mir vollkommen bekannt ist, mir, der ich an den Höfen gelebt habe. Eine Operation, wie Sie es nennen, wird nicht von einem Gesandten vorgenommen, ohne daß er, vor jedem andern Schritt, in feierlicher Audienz empfangen worden ist, und hierin liegt eine Gefahr. Der berüchtigte Riza Bey, der in der Eigenschaft eines Gesandten des Schach von Persien Ludwig XIV. vorgestellt wurde und die Dreistigkeit hatte, Seiner allerchristlichsten Majestät für dreißig Franken Türkisse anzubieten, Riza-Bey, sage ich, war sehr stark in der persischen Sprache, und der Teufel soll mich holen, wenn es in Frankreich Gelehrte gab, welche im Stande waren, ihn zu überweisen, er komme nicht von Ispahan. Aber wir würden sogleich erkannt werden. Man würde uns auf der Stelle sagen, wir sprechen das Portugiesische in reinem Gallisch, und zum Vorstellungsgeschenk schickte man uns in die Bastille. Nehmen wir uns in Acht."

„Ihre Einbildungskraft reißt Sie zu weit fort, lieber College," sagte der Portugiese, „wir werden uns nicht allen diesen Gefahren entgegenwerfen; wir bleiben jeder in unserm Hotel."

„Dann wird Herr Böhmer nicht so sehr glauben, daß wir Gesandte, daß wir Portugiesen, als dies nöthig wäre."

„Herr Böhmer wird begreifen, wir seien mit dem ganz einfachen Auftrag, das Halsband zu kaufen, nach Frankreich gekommen, da der Gesandte gewechselt worden, während wir unter Weges gewesen. Es ist uns nur der Befehl, ihn zu ersetzen, zugestellt worden. Nun, diesen Befehl zeigt man, wenn es sein muß, Herrn Boffange, dann wird man ihn auch wohl dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft gezeigt haben; nur muß man bemüht sein, diesen Befehl den Ministern nicht zu zeigen, denn die Minister sind neugierig, sie sind mißtrauisch, sie würden uns mit einer Menge von kleinen Einzelnheiten scheren."

„Oh! ja," rief die Versammlung, „setzen wir uns nicht mit dem Ministerium in Verbindung."

„Verlangten aber die Herren Böhmer und Bossange . . ."

„Was?" fragte Manoel.

„Eine Abschlagszahlung," antwortete Beaufire.

„Das würde die Sache verwickelt machen," sagte der Portugiese verlegen.

„Denn," fuhr Beaufire fort, „denn es ist gebräuchlich, daß ein Gesandter mit Creditbriefen, wenn nicht mit baarem Geld, ankommt."

„Das ist richtig," sagten die Verbündeten.

„Die Angelegenheit würde hier scheitern," fügte Beaufire bei.

„Sie finden immer Mittel, das Geschäft scheitern zu machen," entgegnete Manoel mit einer eisigen Schärfe. „Sie werden keine finden, um es gelingen zu machen."

„Gerade weil ich solche finden will, erhebe ich Schwierigkeiten," erwiederte Beaufire. „Und ... halt, halt, ich finde sie."

Alle Köpfe näherten sich in einem Kreise.

„In jeder Kanzellei ist eine Kasse."

„Ja, eine Kasse und ein Credit."

„Sprechen wir nicht vom Credit," erwiederte Beaufire; „nichts ist so theuer, um es sich zu verschaffen. Um Credit zu bekommen, müßten wir Pferde, Equipagen, Bediente, Meubles und Geräthe aller Art haben, was die Grundlage jedes möglichen Credits ist. Reden wir von der Kasse. Was denken Sie von der Ihrer Gesandtschaft?"

„Ich betrachtete meine Gebieterin, Ihre Allertreuste Majestät, immer als eine herrliche Königin. Sie muß die Dinge gut gemacht haben."

„Das werden wir sehen; und dann nehmen wir an, es sei nichts in der Kasse."

„Das ist möglich," sprachen seufzend die Verbündeten.

„Dann gibt es keine Verlegenheit mehr, denn sogleich fragen wir, der Gesandte, die Herren Böhmer und Bossange, wer ihr Correspondent in Lissabon sei, und wir unterzeichnen, wir stempeln, wir siegeln ihnen Wechsel auf diesen Correspondenten für die verlangte Summe."

„Ah! das ist gut," sagte Don Manoel majestätisch, von der Erfindung eingenommen, „ich war nicht zu den Details hinabgestiegen."

„Welche köstlich sind," rief der Banquier vom Pharo, indem er mit seiner Zunge über seine Lippen hinstrich.

„Nun denken wir daran, die Rollen unter uns auszutheilen," sprach Beaustre. „Ich sehe Don Manoel im Gesandten."

„Oh! gewiß, ja," rief im Chor die Versammlung.

„Und ich sehe Herrn von Beaustre in meinem Secretaire-Dolmetscher," fügte Don Manoel bei.

„Wie so?" fragte Beaustre ein wenig ängstlich.

„Ich darf kein Wort Französisch sprechen, ich, der ich Herr von Suza bin; denn ich kenne ihn, diesen Herrn, und wenn er spricht, was selten vorkommt, so ist es höchstens das Portugiesische, seine Muttersprache. Sie, im Gegentheil, Herr von Beaustre, der Sie gereist sind, der Sie eine große Uebung in den Pariser Unterhandlungen haben, der Sie das Portugiesische angenehm sprechen . . ."

„Schlecht," unterbrach Beaustre.

„Genug, daß man Sie nicht für einen Pariser hält."

„Das ist wahr . . . Aber . . ."

„Und dann," fügte Don Manoel, sein schwarzes Auge auf Beaustre heftend, bei, „den nützlichsten Agenten der größte Vortheil."

„Gewiß!" sprachen die Verbündeten.

„Abgemacht, ich bin Secretaire-Dolmetscher."

„Sprechen wir sogleich hievon," unterbrach der Banquier; „wie wird man die Sache vertheilen?"

„Ganz einfach," antwortete Don Manoel, „wir sind Unserer zwölf."

„Ja, zwölf," wiederholten die Verbündeten, die sich zählten."

„In Zwölfteln also," sagte Don Manoel, „mit dem Vorbehalt indessen, daß Gewisse unter uns anderthalb Theile bekommen sollen; ich, zum Beispiel, als Vater der Idee und als Gesandter; Herr von Beaustre, weil er den Streich gewittert hatte und von Millionen sprach, als er hierher kam."

Beaustre machte ein Zeichen der Beipflichtung.

„Und endlich auch anderthalb Theile demjenigen, welcher die Diamanten verkaufen wird," fügte der Portugiese bei.

„Oh!" riefen einstimmig die Verbündeten, „diesem nichts, nichts als einen halben Theil."

„Warum denn?" fragte Don Manoel erstaunt; „dieser scheint mir viel zu wagen."

„Ja," sagte der Banquier, „aber er wird die Weinkäufe, die Prämien, die Rimessen bekommen, wodurch ihm ein herrliches Stück zufällt."

Alle lachten; diese ehrlichen Leute verstanden sich vortrefflich.

„So ist also die Hauptsache geordnet," sprach Beaustre, „morgen die einzelnen Punkte, es ist spät."

Er dachte an Oliva, welche auf dem Ball allein mit dem blauen Domino geblieben war, für den, so leicht er auch Louisd'or verschenkte, der Liebhaber von Nicole sich nicht durch ein blindes Vertrauen eingenommen fühlte.

„Nein, nein, endigen wir sogleich," riefen die Verbündeten, „was sind die einzelnen Punkte?"

„Ein Reisewagen mit dem Wappen von Suza," antwortete Beaustre.

„Das Malen und besonders das Trocknen wird zu viel Zeit kosten," entgegnete Manoel.

„Ein anderes Mittel also," rief Beaustre. „Der Wagen des Herrn Gesandten wird unter Weges

gebrochen und er genöthigt gewesen sein, den seines Secretaire zu nehmen."

„Sie haben also einen Wagen, Sie?" fragte der Portugiese.

„Ich habe den ersten, den besten."

„Aber Ihr Wappen?"

„Das erste, das beste."

„Oh! das vereinfacht Alles. Viel Staub, viele Kothspritzer auf den Feldern bei der Stelle, wo das Wappen angebracht ist, und der Kanzler wird nichts sehen, als Staub und Kothspritzer."

„Aber der übrige Theil der Gesandtschaft?" fragte der Banquier.

„Wir, wir kommen am Abend an, das ist bequemer für ein Debut, und Sie, Sie treffen am andern Morgen ein, wenn wir schon Alles vorbereitet haben."

„Sehr gut!"

„Jeder Gesandte braucht, außer seinem Secretaire, einen Kammerdiener," bemerkte Manoel, „eine delicate Function."

„Mein Herr Commandeur," sprach der Banquier, indem er sich an einen von den Schlauköpfen wandte, „Sie werden die Rolle des Kammerdieners übernehmen."

Der Commandeur verbeugte sich.

„Und die Gelder für die Einkäufe?" sagte Don Manoel; „ich bin auf dem Trockenen."

„Ich habe Geld," sprach Beaustre, „aber es gehört meiner Geliebten."

„Wie viel ist in der Kasse?" fragten die Verbündeten.

„Ihre Schlüssel, meine Herren," rief der Banquier.

Jeder von den Verbündeten zog aus seiner Tasche ein Schlüsselchen, das einen Riegel von den zwölfen öffnete, mit denen der doppelte Grund des trefflichen Tisches verschlossen war, so daß in dieser ehrlichen Gesellschaft keiner die Kasse ohne die Erlaubniß seiner elf Collegen untersuchen konnte.

Man schritt zur Beurkundung.

„Hundert und achtundneunzig Louisd'or außer dem Reservefonds," sagte der Banquier, der überwacht worden war.

„Geben Sie diese Summe Herrn von Beaufire und mir," sprach Don Manoel; „das ist nicht zu viel."

„Geben Sie uns zwei Drittel, lassen Sie das übrige Drittel dem Rest der Gesandtschaft," sprach Beaufire mit einer Großmuth, durch die er alle Stimmen für sich gewann.

„Auf diese Art bekommen Don Manoel und Beaufire hundert und zweiunddreißig Louisd'or, und sechsundsechzig bleiben für die Andern."

Man trennte sich, nachdem man sich auf den andern Tag Rendez-vous gegeben hatte; Beaufire rollte hastig seinen Domino unter seinen Arm und lief nach der Rue Dauphine, wo er Mlle. Oliva im Besitz von Allem dem, was sie an alten Tugenden und neuen Louisd'or hatte, wiederzufinden hoffte.

XXVI.

Der Gesandte.

Am andern Tag, gegen Abend, kam ein Reisewagen, genug bestaubt, genug mit Koth bespritzt, daß Niemand das Wappen unterscheiden konnte, durch die Barrière de l'Enfer.

Die vier Pferde, die ihn führten, liefen in größter Eile; die Postillons sputeten sich, als ob sie einen Fürsten bedienten.

Der Wagen hielt vor einem Hotel von ziemlich hübschem Aussehen in der Rue de la Jussienne an.

Vor der Thüre dieses Hotel warteten zwei Männer, der eine in einer Kleidung, welche durch ihren

Glanz die Ceremonie verkündigte, den andere in einer Art von Alltagslivrée, wie sie jeder Zeit die öffentlichen Officianten der verschiedenen Pariser Administrationen gehabt haben.

Mit anderen Worten, der Letztere glich einem Portier im Prachtgewand.

Der Wagen fuhr in das Hotel hinein, dessen Thüren sogleich wieder mehreren Neugierigen vor der Nase zugemacht wurden.

Der Mann im Staatskleide näherte sich sehr ehrfurchtsvoll dem Kutschenschlag und begann mit einer meckernden Stimme eine Rede in portugiesischer Sprache.

„Wer sind Sie?“ fragte aus dem Innern eine etwas trotzige Stimme ebenfalls portugiesisch, nur sprach diese Stimme ein vortreffliches Portugiesisch.

„Der unwürdige Kanzler der Gesandtschaft, Excellenz.“

„Sehr gut. Wie schlecht sprechen Sie unsere Sprache, mein lieber Kanzler! Sagen Sie, wo steigt man aus?“

„Hier, gnädigster Herr, hier.“

„Ein trauriger Empfang,“ rief der edle Don Manoel, der sich gewaltig in die Brust warf, während er sich auf seinen Kammerdiener und seinen Secretaire stützte.

„Eure Excellenz wird mir gnädigst verzeihen,“ sagte der Kanzler in seiner schlechten Sprache, „der Courier Seiner Excellenz ist erst heute Mittag um zwei Uhr bei der Gesandtschaft abgestiegen, um Ihre Ankunft zu melden. Ich war abwesend, gnädigster Herr, abwesend in Geschäften der Gesandtschaft. Bei meiner Rückkehr fand ich sogleich den Brief Eurer Excellenz. Ich hatte nur noch Zeit, die Zimmer zu öffnen; man beleuchtet sie.“

„Gut, gut.“

„Ah! es ist eine große Freude, die erhabene Person unseres neuen Gesandten zu sehen.“

„Stille! lassen wir nichts bekannt werden, bis

neue Befehle von Liſſabon eingetroffen ſind. Wollen Sie nur die Güte haben, mich in mein Schlafzimmer zu führen, ich falle um vor Müdigkeit. Sie werden ſich mit meinem Secretaire beſprechen, er ſoll Ihnen meine Befehle mittheilen."

Der Kanzler verbeugte ſich ehrfurchtsvoll vor Beauſire; dieſer erwiederte die Verbeugung durch einen freundlichen Gruß und ſagte mit einer höflich ironiſchen Miene:

„Sprechen Sie Franzöſiſch, mein lieber Herr, das wird Ihnen bequemer ſein, und mir iſt es auch genehm."

„Ja, ja," murmelte der Kanzler, „es wird bequemer für mich ſein, denn ich muß geſtehen, Herr Secretaire, meine Ausſprache . . ."

„Ich ſehe es wohl," erwiederte Beauſire mit Dreiſtigkeit.

„Ich benütze dieſe Gelegenheit, da ich in Ihnen einen ſo liebenswürdigen Mann finde," ſprach der Kanzler mit haſtigem Erguß, „ich benütze die Gelegenheit, ſage ich, um Sie zu fragen, ob Sie glauben, Herr von Suza werde mir nicht böſe ſein, daß ich das Portugieſiſche ſo radebreche."

„Keines Weges, wenn Sie das Franzöſiſche rein ſprechen."

„Ich!" ſagte der Kanzler freudig; „ich, ein Pariſer der Rue Sainte-Honoré?"

„Oh! das iſt zum Entzücken!" rief Beauſire. „Wie heißen Sie? Ducorneau, glaube ich?"

„Ducorneau, ja, Herr Secretaire, ein ziemlich glücklicher Name, denn er hat eine ſpaniſche Endung, wenn man will. Der Herr Secretaire wußte meinen Namen, das iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich."

„Ja, Sie ſind dort ſehr gut angeſchrieben, ſo gut angeſchrieben, daß Ihr Ruf uns abgehalten hat, einen Kanzler von Liſſabon mitzubringen."

„Oh! wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, und welch ein Glück iſt für mich die Ernennung von Herrn von Suza!"

„Oh! ich glaube, der Herr Gesandte läutet.“

„Laufen wir!“

Man lief in der That. Der Herr Gesandte hatte sich, eifrigst unterstützt von seinem Kammerdiener, schon ausgekleidet und einen prachtvollen Schlafrock angezogen. In Eile gerufen, war ein Barbier mit ihm beschäftigt. Einige, dem Anscheine nach, ziemlich reiche Schachteln und Reisenecessaires schmückten die Tische und Consoles.

Ein großes Feuer flammte im Kamin.

„Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Kanzler,“ rief der Gesandte, der sich in einen ungeheuern Lehnstuhl mit Polstern, ganz nach der Quere vor dem Kamin, begraben hatte.

„Der Herr Gesandte wird ärgerlich werden, wenn ich ihm französisch antworte,“ sagte leise der Kanzler zu Beaustre.

„Nein, nein, immer zu.“

Ducorneau machte sein Compliment in französischer Sprache.

„Ah! das ist sehr bequem, Sie sprechen das Französische bewunderungswürdig, Herr du Corno.“

„Er hält mich für einen Portugiesen,“ dachte der Kanzler, trunken vor Freude.

Und er drückte Beaustre die Hand.

„Wohlan! kann man zu Nacht speisen?“

„Gewiß, ja, Eure Excellenz. Ja, das Palais-Royal ist zwei Schritte von hier, und ich kenne einen vortrefflichen Traiteur, der Eurer Excellenz ein gutes Abendbrod bringen würde.“

„Als ob es für Sie wäre, Herr du Corno.“

„Ja, gnädigster Herr . . . Und ich, wenn es Eure Excellenz erlaubt, würde mir die Freiheit nehmen, ein paar Flaschen von einem Wein aus dem Lande anzubieten, wie Eure Excellenz keinen in Porto selbst gefunden haben wird.“

„Ei! unser Kanzler hat also einen guten Keller?“ sagte Beaustre munter.

„Das ist mein einziger Luxus," erwiederte demüthig der brave Mann, dessen lebhafte Augen, dicke, runde Backen und blüthenreiche Nase Beaustre und Don Manuel zum ersten Mal beim Scheine der Kerzen sehen konnten.

„Machen Sie es, wie es Ihnen beliebt, Herr du Corno," sagte der Gesandte; „bringen Sie uns von Ihrem Wein, und speisen Sie mit uns zu Nacht."

„Eine solche Ehre . . ."

„Ohne Etiquette, heute bin ich noch ein Reisender, ich werde erst morgen der Gesandte sein. Und dann werden wir von den Geschäften sprechen."

„Oh! der gnädige Herr wird mir doch erlauben, daß ich einen Blick auf meine Toilette werfe."

„Sie sind herrlich," sagte Beaustre.

„Empfangstoilette, nicht Gala," erwiederte Ducorneau.

„Bleiben Sie, wie Sie sind, und widmen Sie unseren Anstalten die Zeit, die Sie brauchten, um das Galakleid anzuziehen."

Entzückt, verließ Ducorneau den Gesandten und lief eiligst weg, um zehn Minuten für den Appetit Seiner Excellenz zu gewinnen.

Während dieser Zeit ließen die drei Schelme das Mobiliar und die übrigen Gegenstände ihrer neuen Gewalt die Revue passiren.

„Schläft dieser Kanzler im Hotel?" fragte Don Manuel.

„Nein: der Bursche hat einen guten Keller und muß irgendwo eine hübsche Frau oder eine Grisette haben. Es ist ein alter Junggeselle."

„Der Portier?"

„Man wird sich seiner entledigen müssen."

„Ich übernehme das."

„Die anderen Bedienten des Hotel?"

„Miethbediente, deren Stelle unsere Verbündeten morgen einnehmen werden."

„Was sagt die Küche? was die Offiz?"

„Todt! todt! der frühere Gesandte erschien nie im Hotel. Er hatte sein Haus in der Stadt."

„Was sagt die Kasse?"

„Was die Kasse betrifft, so müssen wir den Kanzler befragen: das ist delicat."

„Das übernehme ich," sagte Beaufire, „wir sind schon die besten Freunde der Welt."

„Stille! er kommt."

Ducorneau kam wirklich athemlos zurück. Er hatte den Traiteur in der Rue des-Bons-Enfans benachrichtigt, aus seinem Cabinet sechs Flaschen von ehrwürdigem Aussehen genommen, und sein freudiges Gesicht verkündete alle die guten Geneigtheiten, welche die zwei Sonnen, die Natur und die Diplomatie, zu combiniren wissen, um das zu vergolden, was die Cyniker die menschliche Façade nennen.

„Eure Excellenz wird nicht in den Speisesaal hinabgehen?" fragte er.

„Nein, nein, wir speisen auf dem Zimmer, unter uns, am Kamin."

„Der gnädigste Herr erfüllt mich mit Freude. Hier ist der Wein."

„Topase!" sagte Beaufire, indem er eine von den Flaschen zu der Höhe einer Kerze emporhob.

„Setzen Sie sich, Herr Kanzler, während mein Kammerdiener den Tisch deckt."

Ducorneau setzte sich.

„An welchem Tag sind die letzten Depechen angekommen?" fragte der Gesandte.

„Am Vorabend der Abreise Ihres . . . des Vorgängers Eurer Excellenz."

„Wohl! die Gesandtschaft ist in gutem Zustand?"

„Oh! ja, gnädigster Herr."

„Keine schlechte Geldangelegenheiten?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Keine Schulden? . . . Oh! sprechen Sie. Wenn solche vorhanden wären, so würden wir damit anfangen, daß wir sie bezahlten. Mein Vorgänger ist ein

wackerer Mann, für den ich mich solidarisch verbindlich mache."

„Gott sei Dank, der gnädige Herr wird das nicht nöthig haben; die Credite sind angewiesen worden, und am andern Tage nach der Abreise des vorigen Gesandten kamen hunderttausend Livres hier an.

„Hunderttausend Livres!" riefen, ganz erschrocken vor Freude, gleichzeitig Beaustre und Don Manuel.

„In Gold," sagte der Kanzler.

„In Gold," wiederholte der Gesandte, der Secretaire und sogar der Kammerdiener.

„Somit," sagte Beaustre, seine Aufregung bewältigend, „somit enthält die Kasse..."

„Einmal hunderttausend dreihundert und achtundzwanzig Livres, Herr Secretaire."

„Das ist wenig," sprach Don Manuel kalt; „doch Ihre Majestät hat zum Glück Fonds zu unserer Verfügung gestellt. Ich sagte Ihnen ja, mein Lieber," fuhr er, sich an Beaustre wendend, fort, „ich sagte Ihnen, es würde uns in Paris daran fehlen."

„In diesem Punkte hat Eure Excellenz ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen," erwiederte Beaustre ehrerbietig.

Von dieser wichtigen Mittheilung des Kanzlers an nahm die Heiterkeit der Gesandtschaft beständig zu.

Ein gutes Abendbrod, bestehend aus einem Salmen, ungeheuren Krebsen, Schwarzfleisch und Cremen, vermehrte nicht wenig die Begeisterung der portugiesischen Herren.

Ducorneau, dem man es behaglich gemacht, aß wie zehn Granden Spaniens und zeigte seinen Vorgesetzten, wie ein Pariser der Rue Saint-Honoré die Weine von Porto und Xeres als Weine von Brie und Tonnerre behandelte.

XXVII.

Die Herren Böhmer und Bossange.

Herr Ducorneau segnete noch den Himmel, daß er ihm einen Gesandten geschickt, der die französische Sprache der portugiesischen, und die portugiesischen Weine den französischen vorzog; er schwamm in dieser köstlichen Glückseligkeit, die dem Gehirn der befriedigte und dankbare Magen bereitet, als ihn Herr von Suza zum Schlafengehen ermahnte.

Ducorneau stand auf, und in einer sehr gefährlichen Reverenz, die sich an eben so vielen Meubles anhing, als sich der Zweig eines wilden Rosenstocks an Blätter in einem Gebüsche anhängt, erreichte der Kanzler die Thüre und die Straße.

Beausire und Don Manoel hatten dem Wein der Gesandtschaft nicht genug zugesprochen, um sogleich dem Schlafe zu unterliegen.

Ueberdies mußte der Kammerdiener nach seinen Herren ebenfalls zu Nacht speisen, ein Geschäft, das der Commandeur mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit den von dem Herrn Gesandten und seinem Secretaire gegebenen Vorschriften gemäß vollführte.

Der ganze Plan für den nächsten Tag war entworfen. Die drei Verbündeten nahmen eine Recognoscirung im Hotel vor, nachdem sie sich versichert hatten, daß der Portier schlief.

Durch die Thätigkeit des nüchternen Ducorneau ging am andern Morgen die Gesandtschaft aus ihrer Lethargie hervor. Schreibtische, Mappen, Schreibzeuge, Galakleider, im Hofe tänzelnde Pferde zeigten das Leben da an, wo am Tage zuvor noch Alles still und todt gewesen war.

Rasch verbreitete sich das Gerücht im Quartier, eine hohe Person, mit wichtigen Geschäften beauftragt, sei in der Nacht von Portugal angekommen.

Dieses Gerücht, das unsern drei Schelmen Credit

geben sollte, war für sie eine Quelle immer neuer Beängstigungen.

Die Polizei von Herrn von Crosne und die von Herrn von Breteuil hatten in der That große Ohren, die sie bei einer solchen Vorkommenheit gut zu schließen sich wohl hüten würden; sie hatten Argus-Augen, die sie sicherlich nicht zumachen würden, wenn es sich um die Herren Diplomaten von Portugal handelte.

Don Manoel bemerkte aber Beaufire, mit Kühnheit könnte man es verhindern, daß die Nachforschungen der Polizei vor acht Tagen zu Verdachten, die Verdachte vor vierzehn Tagen zu Gewißheiten würden, daß folglich vor zehn Tagen, was der Mittelzeitpunkt, nichts die Verbindung in ihrer Bewegung beengen würde, welche Verbindung, um gut zu Werke zu gehen, ihre Operationen vor Ablauf von sechs Tagen beendigt haben müßte.

Die Morgenröthe war eben angebrochen, als zwei Miethwagen in das Hotel das Gepäcke der neun Burschе brachten, welche das Personal der Gesandtschaft zu bilden bestimmt waren.

Sie wurden von Beaufire sehr rasch in ihre Stellen eingesetzt. Einen verwendete man bei der Kasse, den Andern bei den Archiven, ein Dritter nahm die Stelle des bisherigen Portier ein, dem Ducorneau selbst unter dem Vorwand, er verstehe nicht Portugiesisch, den Abschied gab. Das Hotel war also von dieser Garnison bevölkert, welche die Zugänge jedem Profanen verwehren sollte.

Die Polizei ist im höchsten Grade profan gegen diejenigen, welche politische oder andere Geheimnisse haben.

Gegen Mittag stieg Don Manoel, genannt Suza, sehr elegant gekleidet, in einen anständigen Wagen, den Beaufire um 500 Livres für einen Monat, wobei er vierzehn Tage vorausbezahlte, gemiethet hatte.

Er fuhr nach dem Hause der Herren Böhmer und

Boffange in Gesellschaft seines Secretaire und seines Kammerdieners.

Der Kanzler erhielt den Befehl, unter seinem Couvert und wie gewöhnlich in Abwesenheit der Gesandten alle Geschäfte in Beziehung auf Päſſe, Entschädigungen und Unterstützungen zu besorgen, mit dem Auftrage jedoch, nur mit dem Gutheißen des Herrn Secretaire Zahlungen zu machen oder Rechnungen zu berichtigen.

Diese Herren wollten die Summe von hunderttausend Livres, die Hauptwurzel der ganzen Operation, unberührt erhalten.

Man belehrte den Herrn Gesandten, die Juweliere der Krone wohnen auf dem Quai de l'Ecole, wo sie gegen ein Uhr Nachmittags vorfuhren.

Der Kammerdiener klopfte bescheiden an die Thüre des Juwelier[illegible], welche mittelst starker Schlösser verschlossen und mit großen Nägeln mit breitem Kopf, wie eine [illegible]ßthüre, versehen war.

Die[illegible] hatte diese Nägel so angebracht, daß sie mehr oder minder angenehme Zeichnungen bildeten. Nur war erwiesen, daß nie Bohrer, Säge oder Feile ein Stück Holz hätte angreifen können, ohne sich einen Zahn auf einem Stück Eisen zu zerbrechen.

Ein Schieber, vor dem ein Gitter, öffnete sich, und eine Stimme fragte den Kammerdiener, was er zu wissen wünsche.

„Der Herr Gesandte von Portugal will die Herren Böhmer und Boffange sprechen," antwortete der Kammerdiener.

Alsbald erschien ein Gesicht im ersten Stock, dann vernahm man hastige Schritte auf der Treppe. Die Thüre wurde geöffnet.

Don Manoel stieg mit einer vornehmen Langsamkeit aus dem Wagen.

Beaufire war zuerst ausgestiegen, um Seiner Excellenz den Arm anzubieten.

Der Mann, der den beiden Portugiesen mit so

großem Eifer entgegenkam, war Herr Böhmer selbst, der, als er den Wagen halten gehört, durch die Fensterscheiben hinausgeschaut hatte und, als das Wort: Gesandter zu seinen Ohren gedrungen, fortgeeilt war, um Seine Excellenz nicht warten zu lassen.

Der Juwelier verwickelte sich ganz in Entschuldigungen, während Don Manoel die Treppe hinaufstieg.

Herr Beausire bemerkte, daß hinter ihnen eine stämmige alte Magd Schlösser und Riegel schloß, wovon ein großer Luxus an der Hausthüre vorhanden war.

Da Herr Beausire diese Beobachtungen geflissentlich zu machen schien, so sagte Herr Böhmer zu ihm:

„Verzeihen Sie, mein Herr, wir sind bei unserem unglücklichen Gewerbe dergestalt gefährdet, daß jede Vorsichtsmaßregel in unserem Hause zur Gewohnheit geworden ist."

Don Manoel war gleichgültig geblieben; Böhmer sah es und wiederholte ihm selbst die Worte, denen von Beausire ein angenehmes Lächeln zu Theil geworden war. Als aber der Gesandte sein Gesicht eben so wenig beim ersten Male, als beim zweiten veränderte, sagte Böhmer, aus der Fassung gebracht:

„Verzeihen Sie, Herr Gesandter..."

„Seine Excellenz spricht nicht Französisch und kann Sie nicht verstehen, mein Herr," erwiederte Beausire; „ich will ihm aber Ihre Entschuldigung übersetzen, wofern Sie nicht," fügte er eiligst bei, „wofern Sie nicht selbst Portugiesisch sprechen, mein Herr."

„Nein, mein Herr, nein."

„Ich werde also für Sie sprechen."

Und Beausire wälschte einige portugiesische Worte zu Don Manoel, die dieser in derselben Sprache erwiederte.

„Seine Excellenz der Herr Graf von Suza, Gesandter Ihrer Allergetreusten Majestät, nimmt gnädigst Ihre Entschuldigungen an, mein Herr, und beauftragt mich, Sie zu fragen, ob es wahr sei, daß Sie ein

schönes Halsband von Diamanten noch in ihrem Besitze haben."

Böhmer hob den Kopf in die Höhe und schaute Beaustre wie ein Mann an, der seine Leute zu messen weiß.

Beaustre hielt den Angriff als geschickter Diplomat aus.

„Ein Halsband von Diamanten," sprach Böhmer langsam, „ein sehr schönes Halsband."

„Das, welches Sie der Königin von Frankreich angeboten und wovon Ihre Allergetreuste Majestät hat sprechen hören," fügte Beaustre bei.

„Der Herr ist bei der Gesandtschaft angestellt?" fragte Böhmer.

„Ich bin der Privatsecretaire des Herrn Gesandten."

Don Manoel hatte sich als vornehmer Mann gesetzt und schaute die Malereien eines ziemlich schönen Zimmers an, das auf den Quai ging.

Eine herrliche Sonne beleuchtete die Seine, und die ersten Pappelbäume zeigten ihre zartgrünen Schößlinge über dem noch vom Aufthauen angeschwollenen und gelben Wasser.

Don Manoel ging von der Betrachtung der Gemälde auf die der Landschaft über.

„Mein Herr," sprach Beaustre, „es scheint, Sie haben nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen gesagt habe, gehört."

„Wie, mein Herr!" erwiederte Böhmer, etwas verblüfft durch den lebhaften Ton von Beaustre.

„Ich sehe, daß Seine Excellenz ungeduldig wird, Herr Juwelier."

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte Böhmer, „ich darf mein Halsband nicht zeigen, ohne daß mein Associé, Herr Bossange, anwesend ist."

„Nun, so lassen Sie Ihren Associé kommen."

Don Manoel näherte sich und begann mit seiner eisigen Miene, der es nicht an einer gewissen Majestät

gebrach, in portugieſiſcher Sprache eine Anrede, welche wiederholt unter dem Reſpect den Kopf von Beauſire ſich beugen machte.

Wonach er den Rücken drehte und ſeine Beſchauung an den Fenſterſcheiben fortſetzte.

„Mein Herr, Seine Excellenz ſagt mir, ſie warte ſchon zehn Minuten, und ſie ſei nicht gewohnt, irgendwo zu warten, nicht einmal bei den Königen.“

Böhmer verbeugte ſich, ergriff eine Klingelſchnur und zog daran.

Nach einer Minute trat eine andere Geſtalt in das Zimmer. Es war Herr Boſſange, der Aſſocié.

Böhmer ſetzte ihm die Sache mit ein paar Worten aus einander. Boſſange warf einen Blick auf die zwei Portugieſen und verlangte dann von Böhmer ſeinen Schlüſſel, um die Kaſſe zu öffnen.

„Mir ſcheint,“ dachte Beauſire, „die ehrlichen Leute nehmen eben ſo viele Vorſichtsmaßregeln gegen einander, als die Diebe.“

Nach zehn Minuten kam Herr Boſſange zurück und brachte ein Etui in ſeiner linken Hand; ſeine rechte war unter ſeinem Rock verborgen. Beauſire ſah ſehr deutlich das Relief von zwei Piſtolen.

„Wir können gut ausſehen,“ ſagte Don Manoel ernſt in portugieſiſcher Sprache, „aber dieſe Kaufleute halten uns eher für Spitzbuben, als für Geſandte.“

Und während er dieſe Worte ſprach, ſchaute er die Juweliere ſcharf an, um in ihren Geſichtern die geringſte Bewegung zu erhaſchen, falls ſie das Portugieſiſche verſtehen ſollten.

Nichts erſchien, nichts als ein Halsband, ſo wunderbar ſchön, daß ihn der Glanz blendete.

Vertrauensvoll gab man das Etui in die Hände von Don Manoel, doch raſch und zornig ſprach dieſer zu ſeinem Secretaire:

„Mein Herr, ſagen Sie dieſen Burſchen, ſie machen Mißbrauch von der Erlaubniß, die ein Kaufmann hat, dumm zu ſein. Sie zeigen mir Straß, während ich

Diamanten von ihnen verlange. Sagen Sie ihnen, ich werde mich beim französischen Ministerium beklagen und im Namen meiner Königin Unverschämte, die einen Gesandten Portugals mystificiren, in die Bastille werfen lassen."

So sprechend, schleuderte er das Etui mit umgekehrter Hand auf das Comptoir.

Beaustre hatte nicht nöthig, alle diese Worte zu übersetzen, die Pantomime genügte.

Böhmer und Bossange überstürzten sich in Entschuldigungen und sagten, in Frankreich zeige man Modelle von Diamanten, falschen Schmuck, Alles, um ehrliche Leute zu befriedigen, aber um nicht Diebe anzulocken oder zu versuchen.

Herr von Suza machte eine energische Geberde und ging unter den Augen der erschrockenen Kaufleute auf die Thüre zu.

„Seine Excellenz beauftragt mich, Ihnen zu sagen," fuhr Beaustre fort, „er sei ärgerlich, daß Leute, die den Titel Juweliere der Krone von Frankreich führen, einen Gesandten nicht von einem Schuft zu unterscheiden wissen, und Seine Excellenz kehrt in ihr Hotel zurück."

Die Herren Böhmer und Bossange machten sich ein Zeichen und verbeugten sich, wobei sie abermals ihre ganze Achtung betheuerten.

Herr von Suza trat ihnen beinahe auf die Füße und ging hinaus.

Die Kaufleute schauten sich offenbar ängstlich an und bückten sich beinahe bis auf den Boden.

Beaustre folgte stolz seinem Gebieter.

Der Alte öffnete die Schlösser der Thüre.

„Nach dem Gesandtschaftshotel, Rue de la Jussienne!" rief Beaustre dem Kammerdiener zu.

„Nach dem Gesandtschaftshotel!" rief der Kammerdiener dem Kutscher zu.

Böhmer horchte beim Schieber.

„Ein verfehltes Geschäft," brummte der Bediente.

„Ein abgemachtes Geschäft," sagte Beaustre; „in einer Stunde werden diese Tölpel bei uns sein."

Der Wagen rollte fort, als ob er von acht Rossen gezogen würde.

XXVIII.

Zur Gesandtschaft.

Bei ihrer Rückkehr in das Gesandtschaftshotel fanden diese Herren Ducorneau, der ruhig in seiner Schreibstube zu Mittag speiste.

Beaustre bat ihn, zum Gesandten hinaufzugehen, und sprach folgende Worte zu ihm:

„Sie begreifen, lieber Kanzler, daß ein Mann, wie Herr von Suza, nicht ein gewöhnlicher Gesandter ist."

„Ich habe es bemerkt," erwiederte der Kanzler.

„Seine Excellenz will in Paris einen ausgezeichneten Platz unter den Reichen und den Leuten von Geschmack einnehmen," fuhr Beaustre fort; „damit sage ich Ihnen, daß der Aufenthalt in diesem gemeinen Hotel in der Rue Jussienne für Seine Excellenz unerträglich ist; dem zu Folge würde es sich darum handeln, eine andere Privatwohnung für Herr von Suza zu finden."

„Das wird den diplomatischen Verkehr erschweren," entgegnete der Kanzler; „wir werden der Unterschriften wegen viel zu laufen haben."

„Seine Excellenz wird Ihnen einen Wagen geben, mein lieber Herr Ducorneau," antwortete Beaustre.

Ducorneau wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Mir einen Wagen!" rief er.

„Es ist ärgerlich, daß Sie nicht daran gewöhnt sind," fuhr Beaustre fort, „ein würdiger Gesandtschafts-

Kanzler muß seinen Wagen haben; doch hievon zu geeigneter Zeit. Legen wir dem Kanzler für den Augenblick Rechenschaft von dem Zustande der auswärtigen Angelegenheiten ab; die Kasse, wo ist sie?"

„Hier oben, in der Wohnung des Gesandten!"

„So fern von Ihnen?"

„Eine Sicherheitsmaßregel, mein Herr; es ist schwieriger für die Diebe, im ersten Stock einzudringen, als hier im Erdgeschosse."

„Diebe," versetzte Beaustre mit verächtlichem Tone, „wegen einer so kleinen Summe!"

„Hunderttausend Livres!" rief Ducorneau. „Teufel! man sieht wohl, daß Herr von Suza reich ist! Es sind keine hunderttausend Livres in allen Gesandtschafts-Kassen."

„Wollen wir die Untersuchung und Beurkundung vornehmen?" sagte Beaustre; „ich habe Eile, an meine Geschäfte zu gehen."

Die Kasse wurde gestürzt, und es fanden sich die hunderttausend Livres in schöner, klingender Münze, halb Silber, halb Gold.

Ducorneau bot seinen Schlüssel; Beaustre schaute ihn eine Zeit lang an, um die sinnreichen Guillochuren und die complicirten Kleezüge zu bewundern.

Er hatte geschickt einen Abdruck mit Wachs genommen.

Dann gab er ihn dem Kanzler zurück und sagte zu diesem:

„Herr Ducorneau, er ist besser in Ihren Händen, als in den meinigen; gehen wir zum Herrn Gesandten."

Man fand Don Manoel unter vier Augen mit der nationalen Chocolade. Er schien sehr mit einem mit Ziffern bedeckten Papiere beschäftigt. Als er seinen Kanzler erblickte, fragte er:

„Kennen Sie die Geheimschrift der früheren Correspondenz?"

„Nein, Eure Excellenz."

„Nun! Sie sollen fortan eingeweiht sein, mein

Herr; Sie werden mich dadurch einer Menge langweiliger Details überheben; ah! wie ist es mit der Kasse?" fragte er Beausire.

„Im besten Zustand, wie Alles, was zum Ressort von Herrn Ducorneau gehört," erwiederte Beausire.

„Die hunderttausend Livres?"

„Liquid, mein Herr."

„Gut, setzen Sie sich, Herr Ducorneau; Sie sollen mir eine Auskunft geben."

„Ich bin zu den Befehlen Euerer Excellenz," sagte der Kanzler strahlend.

„Hören Sie, wie sich die Sache verhält: Staatsangelegenheit, Herr Ducorneau."

„Oh! ich höre, gnädiger Herr," sprach der würdige Kanzler.

Und er rückte seinen Stuhl näher hinzu.

„Eine wichtige Angelegenheit, bei der ich Ihrer Erleuchtung bedarf. Kennen Sie ehrliche Juweliere in Paris?"

„Da sind die Herren Böhmer und Bossange, Juweliere der Krone," antwortete der Kanzler."

„Gerade diese sind es, deren ich mich nicht bedienen will," sprach Don Manuel, „ich verlasse sie eben, um sie nie wieder zu sehen."

„Haben sie das Unglück gehabt, die Unzufriedenheit Eurer Excellenz zu erregen?"

„In hohem Grade, Herr Corno."

„Oh! wenn ich etwas minder zurückhaltend sein dürfte, wenn ich es wagte . . ."

„Wagen Sie es."

„Ich würde fragen, worin diese Leute, die in ihrem Gewerbe im besten Rufe stehen . . ."

„Es sind wahre Juden, Herr Corno, und ihr schlechtes Benehmen hat zur Folge, daß sie eine oder zwei Millionen verlieren."

„Oh!" rief Ducorneau gierig.

„Ich war von Ihrer Allergetreusten Majestät abgesandt, um ein Halsband von Diamanten zu kaufen."

„Ja, ja, das bekannte Halsband, das vom seligen König für Madame Dubarry bestellt worden war, ich weiß, ich weiß.“

„Sie sind ein kostbarer Mann, Sie wissen Alles. Nun! ich wollte also das Halsband kaufen, da die Sachen aber so gehen, so kaufe ich es nicht.“

„Soll ich einen Schritt thun?“

„Herr Corno!“

„Einen diplomatischen, sehr diplomatischen, gnädigster Herr?“

„Das wäre gut, würden Sie diese Leute kennen.“

„Bossange ist ein entfernter Verwandter von mir.“

Don Manoel und Beaustre schauten sich an.

Es trat ein Stillschweigen ein.

Plötzlich öffnete einer von den Bedienten die Thüre und meldete:

„Die Herren Böhmer und Bossange.“

Don Manoel stand rasch auf und rief mit zorniger Stimme:

„Schicken Sie diese Leute weg!“

Der Bediente machte einen Schritt, um zu gehorchen.

„Nein, jagen Sie sie selbst fort, Herr Secretaire,“ fügte der Gesandte bei.

„In des Himmels Namen,“ sprach Ducorneau flehend, „lassen Sie mich den Befehl Seiner Excellenz vollziehen; ich werde ihn mildern, da ich ihn nicht aufheben kann.“

„Thun Sie es, wenn Sie wollen,“ sagte Don Manoel mit gleichgültigem Tone.

Beaustre näherte sich ihm in dem Augenblick, wo Ducorneau hinauseilte.

„Ah! diese Sache ist also zu scheitern bestimmt,“ sagte Don Manoel.

„Nein, Ducorneau wird das Geschäft wieder in's Geleise bringen.“

„Er wird es vollends in Verwirrung bringen, Unglücklicher; wir haben nur Portugiesisch bei den

Juwelieren gesprochen. Sie sagten, ich verstehe kein Wort Französisch, Ducorneau wird Alles verderben."

„Ich laufe nach."

„Es ist vielleicht gefährlich, wenn Sie sich zeigen, Beaustre."

„Sie werden sehen, daß dies nicht der Fall ist; geben Sie mir Vollmacht."

„Bei Gott!"

Beaustre ging hinaus.

Ducorneau hatte unten Böhmer und Bossange getroffen, deren Haltung sich seit ihrem Eintritt bei der Gesandtschaft, im Sinne der Höflichkeit, wenn nicht in dem des Vertrauens gänzlich geändert.

Sie rechneten wenig auf den Anblick eines bekannten Gesichtes und bewegten sich sehr steif in den ersten Zimmern.

Als Bossange Herrn Ducorneau erblickte, gab er einen Schrei freudigen Erstaunens von sich.

„Sie hier!" sagte er.

Und er näherte sich, um ihn zu umarmen.

„Ah! ah! Sie sind sehr liebenswürdig," sprach Ducorneau, „Sie haben die Güte, mich hier anzuerkennen, mein Herr Vetter, der reiche Kauz. Etwa, weil ich bei einer Gesandtschaft bin?"

„Meiner Treue! ja," erwiederte Bossange, „verzeihen Sie mir, wenn wir ein wenig getrennt gewesen sind, und thun Sie mir einen Gefallen."

„Ich bin deswegen hieher gekommen."

„Oh! ich danke. Sie sind also der Gesandtschaft beigegeben?"

„Ja."

„Eine Auskunft!"

„Welche, und worüber?"

„Ueber die Gesandtschaft selbst."

„Ich bin der Kanzler derselben."

„Oh! vortrefflich. Wir wollen mit dem Gesandten sprechen."

„Ich komme in seinem Auftrage."

„In seinem Auftrage! um uns zu sagen?“

„Er bitte Sie, sein Hotel zu verlassen, und zwar rasch, meine Herren.“

Die zwei Juweliere schauten sich bestürzt an.

„Weil Sie,“ sprach Ducorneau mit gewichtiger Miene, „weil Sie ungeschickt und unverständig gewesen sind, wie es scheint.“

„Hören Sie uns doch an.“

„Das ist unnöthig,“ sagte plötzlich die Stimme von Beausire, der kalt und stolz auf der Schwelle des Zimmers erschien. „Herr Ducorneau, Seine Excellenz hat Sie beauftragt, diese Herren wegzuschicken, thun Sie das.“

„Herr Secretaire . . .“

„Gehorchen Sie!“ rief Beausire mit verächtlichem Tone.

Und er ging vorüber.

Der Kanzler nahm seinen Verwandten bei der rechten Schulter, den Associé des Verwandten bei der linken Schulter und schob Beide sachte hinaus.

„Das ist ein verfehltes Geschäft,“ sagte er.

„Wie empfindlich doch diese Fremden sind!“ murnelte Böhmer, der ein Deutscher war.

„Wenn man Herr von Suza heißt und neunmal underttausend Livres Einkünfte hat, mein lieber Vetter,“ agte der Kanzler, „so ist man berechtigt, zu sein, was nan will.“

„Ah!“ seufzte Bossange, „ich habe es Ihnen wohl esagt, Böhmer, Sie sind zu starr in den Geschäften.“

„Ei!“ erwiederte der hartnäckige Deutsche, „bekommen wir sein Geld nicht, so bekommt er unser alsband nicht.“

Man näherte sich der Hausthüre.

Ducorneau lachte. „Wißt Ihr, was ein Portugiese t?“ sagte er verächtlich; „wißt Ihr, was ein Gesandter t, Ihr Bürgersleute, die Ihr seid? Nein. Nun ohl, ich will es Euch sagen. Der Lieblingsgesandte ner Königin, Herr Potemkin, kaufte jedes Jahr am

erste Januar für die Königin einen Korb Kirschen, der hunderttausend Thaler kostete, tausend Livres die Kirsche; nicht wahr, das ist hübsch? Wohl! Herr von Suza wird die Bergwerke Brasiliens kaufen, um in den Gängen einen Diamant zu finden, der so groß ist, als alle die Eurigen. Das kostet ihn zwanzig Jahre von seinen Einkünften, zwanzig Millionen; doch, was ist ihm daran gelegen, er hat keine Kinder ... verstanden!"

Und er war im Begriff, die Thüre zuzumachen, da besann sich Bossange eines Bessern und sagte zu ihm:

„Bringen Sie das wieder in Ordnung, und Sie bekommen . . ."

„Hier ist man unbestechlich," erwiederte Ducorneau.

Und er schloß die Thüre.

An demselben Abend erhielt der Gesandte folgenden Brief:

„Euere Excellenz,

„Ein Mann, der Ihre Befehle erwartet und die ehrerbietigen Entschuldigungen Ihrer unterthänigen Diener zu überbringen wünscht, ist vor der Thüre Ihres Hotel; auf ein Zeichen Eurer Excellenz wird er in die Hände von einem Ihrer Leute das Halsband niederlegen, dem das Glück zu Theil geworden ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

„Genehmigen Sie, gnädigster Herr, die Versicherung tiefer Ehrfurcht u. s. w. u. s. w.

„Böhmer und Bossange."

„Nun!" sprach Don Manoel, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, „das Halsband gehört uns."

„Nein, nein," entgegnete Beausire, „es gehört erst uns, wenn wir es gekauft haben; kaufen wir es?"

„Wie?"

„Euere Excellenz versteht das Französische nicht, das ist abgemacht; vor Allem aber entledigen wir uns des Herrn Kanzlers."

„Wie?"

„Auf die allereinfachste Art; man muß ihm eine wichtige diplomatische Sendung geben, das übernehme ich."

„Sie haben Unrecht, er wird hier unsere Bürgschaft sein.“

„Er wird sagen, Sie sprechen Französisch wie Herr Bossange und ich.“

„Er wird es nicht sagen, wenn ich ihn darum bitte.“

„Gut, er bleibe, lassen Sie den Mann mit den Diamanten eintreten.“

Der Mann wurde eingeführt; es war Herr Böhmer in Person, Böhmer, der die tiefsten Bücklinge schnitt und die demüthigsten Entschuldigungen stammelte; worauf er seine Diamanten überreichte und Miene machte, sie zur Prüfung zurückzulassen.

Don Manoel behielt sie.

„Genug der Proben,“ sagte Beaustre, „Sie sind ein mißtrauischer Kaufmann; Sie müssen ehrlich sein. Setzen Sie sich hierher und lassen Sie uns sprechen, da Ihnen der Herr Gesandte verzeiht.“

„Ach! welche Mühe hat man, was muß man ausstehen, um zu verkaufen,“ seufzte Böhmer.

„Welche Mühe macht man sich, um zu stehlen,“ dachte Beaustre.

XXIX.

Der Handel.

Nun willigte der Herr Gesandte ein, das Halsband im Einzelnen zu untersuchen.

Herr Böhmer zeigte begierig jedes Stück und hob jede Schönheit hervor.

„Ueber die Gesammtheit dieser Steine,“ sagte Beaustre, mit dem Don Manoel portugiesisch gesprochen hatte, „über die Gesammtheit weiß der Herr Gesandte nichts zu sagen, diese ist befriedigend. Was die Diamanten

ſelbſt betrifft, ſo iſt nicht daſſelbe der Fall: Seine Excellenz hat zehn ein wenig gepickte, ein wenig fleckige gezählt."

„Oh!" machte Böhmer.

„Seine Excellenz," unterbrach ihn Beauſire, „verſteht ſich beſſer als Sie auf Diamanten: die adeligen Portugieſen ſpielen in Braſilien mit Diamanten, wie hier die Kinder mit Glas."

Don Manoel legte wirklich den Finger auf mehrere Diamanten hinter einander, und machte mit bewundernswürdiger Scharfſichtigkeit die unſcheinbaren Fehler bemerkbar, die vielleicht ſogar ein Kenner nicht getadelt hätte.

„So aber, wie es iſt," ſprach Böhmer, etwas erſtaunt darüber, daß er in einem ſo vornehmen Herrn einen ſo feinen Juwelier erblickte, „ſo wie es iſt, iſt dieſes Halsband die ſchönſte Verbindung von Diamanten, die es in dieſem Augenblick in Europa gibt."

„Das iſt wahr," erwiederte Don Manoel, und auf ein Zeichen fügte Beauſire bei:

„Wohl, Herr Böhmer, hören Sie, wie ſich die Sache verhält. Ihre Majeſtät die Königin von Portugal hat von dem Halsband ſprechen hören; ſie hat Seine Excellenz beauftragt, über den Ankauf zu unterhandeln, nachdem der Herr Geſandte die Diamanten geſehen. Die Diamanten ſagen Seiner Excellenz zu; was verlangen Sie für das Halsband?"

„Sechzehnmal hunderttauſend Livres."

Beauſire wiederholte ſeinem Geſandten die Zahl.

„Das iſt um hunderttauſend Livres zu theuer," ſprach Don Manoel.

„Gnädiger Herr," erwiederte Böhmer, „man kann den Nutzen bei einem Gegenſtand von dieſer Bedeutung nicht genau berechnen; es waren, um einen Schmuck von dieſem Werth zu verfertigen, Nachforſchungen und Reiſen erforderlich, über die man erſchrecken würde, kennete man ſie wie ich."

„Hunderttausend Livres zu theuer," wiederholte der je Portugiese.

„Und wenn Ihnen der Herr Gesandte dies sagt," gte Beausire bei, „so muß es bei ihm Ueberzeugung n, denn Seine Excellenz handelt nie."

Böhmer schien ein wenig erschüttert. Nichts be=higt argwöhnische Kaufleute so sehr, als ein Käufer, handelt.

Nachdem er einen Augenblick gezögert, sprach er:

„Ich vermöchte nicht eine Verminderung zu unter=reiben, welche die Differenz des Gewinns oder des erlustes zwischen meinem Associé und mir bildet."

Don Manoel hörte die Uebersetzung von Beausire id stand auf.

Beausire schloß das Etui und gab es Böhmer.

„Ich werde indessen mit Herrn Bossange reden," gte der Letztere; „ist das Eurer Excellenz genehm?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Beausire.

„Ich will damit sagen, der Herr Gesandte scheine infzehnmal hunderttausend Livres für das Halsband eboten zu haben."

„Ja."

„Bleibt Seine Excellenz bei ihrem Preis?"

„Seine Excellenz geht nie von dem, was sie gesagt at, zurück," erwiederte Beausire, „aber Seine Excellenz eicht nicht immer vor dem Verdruß zurück, zu han=eln oder mit sich handeln zu lassen."

„Herr Secretaire, begreifen Sie nicht, daß ich mit einem Associé sprechen muß?"

„Oh! vollkommen, Herr Böhmer."

„Vollkommen," erwiederte in portugiesischer Sprache Don Manoel, zu dem der Satz von Böhmer gelangt war; „aber für mich ist auch eine rasche Lösung noth=vendig."

„Wohl! gnädiger Herr, wenn mein Associé die Ver=minderung annimmt, so nehme ich sie zum Voraus an."

„Gut."

„Der Preis ist also nun fünfzehnmal hunderttausend Livres."

„Es sei."

„Es bleibt nur noch," sagte Böhmer, „abgesehen von der Ratification von Herrn Bossange . . ."

„Natürlich."

„Es bleibt nun noch die Zahlungsweise."

„Sie werden in dieser Hinsicht nicht die geringste Schwierigkeit haben," erwiederte Beausire. „Wie wollen Sie bezahlt sein?"

„Ei! in baarem Gelde, wenn es möglich ist," rief Böhmer lachend.

„Was nennen Sie baares Geld?" fragte Beausire kalt.

„Oh! ich weiß wohl, daß Niemand anderthalb Millionen in klingender Münze zu geben hat!" rief Böhmer seufzend.

„Und Sie würden selbst darüber in Verlegenheit sein, Herr Böhmer."

„Herr Secretaire, ich werde indessen nie zu dem Verkauf ohne eine Baarzahlung einwilligen."

„Das ist nicht mehr als billig," erwiederte Beausire. Und er wandte sich gegen Don Manoel und fragte:

„Wie viel würde Euere Excellenz Herrn Böhmer baares Geld geben?"

„Hunderttausend Livres," antwortete der Portugiese.

„Hunderttausend Livres bei Unterzeichnung des Kaufes," sagte Beausire zu Böhmer.

„Und das Uebrige?" fragte dieser.

„In der Zeit, die eine Tratte braucht, um von Paris nach Lissabon zu gehen, wenn Sie nicht lieber den von Lissabon nach Paris abgeschickten Avis abwarten wollen."

„Oh!" erwiederte Böhmer, „wir haben einen Correspondenten in Lissabon; schreiben wir ihm . . ."

„Gut," sagte Beausire, spöttisch lachend, „schreiben Sie ihm; fragen Sie ihn, ob Herr von Suza zahlungsfähig und ob Ihre Majestät die Königin für vierzehnmal hunderttausend Livres gut sei."

„Mein Herr," stammelte Böhmer ganz verwirrt.

„Nehmen Sie an, oder ziehen Sie andere Bedingungen vor?"

„Die, welche der Herr Secretaire mir zuerst hat stellen wollen, scheinen mir annehmbar. Sollen Raten bei der Bezahlung stattfinden?"

„Drei Raten, jede von fünfmal hunderttausend Livres, und daraus ginge für Sie eine schöne Reise hervor."

„Eine Reise nach Lissabon?"

„Warum nicht? In drei Monaten anderthalb Millionen einkassiren, das lohnt sich doch der kleinen Mühe."

„Oh! gewiß, aber . . ."

„Ueberdies reisen Sie auf Kosten der Gesandtschaft, und ich, oder der Herr Kanzler, wir werden Sie begleiten."

„Ich würde die Diamanten bei mir haben?"

„Ohne allen Zweifel, ziehen Sie es nicht vor, die Tratten von hier abzuschicken und die Diamanten allein gehen zu lassen."

„Ich weiß nicht . . . ich . . . glaube . . . die Reise wäre unnöthig, und . . ."

„Das ist auch meine Ansicht. Man würde hier unterzeichnen. Sie würden Ihre hunderttausend Livres Baargeld hier in Empfang nehmen, den Verkauf unterzeichnen und die Diamanten Ihrer Majestät überbringen . . . Wer ist Ihr Correspondent?"

„Die Herren Nunez Balboa und Gebrüder."

Don Manoel schaute empor und sprach lächelnd:

„Das sind meine Banquiers."

„Das sind die Banquiers Seiner Excellenz," sagte Beaustre ebenfalls lächelnd.

Böhmer schien zu strahlen; sein Anblick hatte nicht eine Wolke behalten; er verbeugte sich, als wollte er danken und Abschied nehmen.

Plötzlich führte ihn eine Betrachtung zurück.

„Was gibt es?" fragte Beaustre unruhig.

„Das Wort ist gegeben?" sagte Böhmer.

„Ja, gegeben."

„Abgesehen . . ."

„Abgesehen von der Ratification von Herrn Bossange das haben wir gesagt."

„Abgesehen von einem andern Fall," fügte Böhmer bei.

„Ah! ah!"

„Mein Herr, das ist ganz zarter Natur, und die Ehre des portugiesischen Namens ist ein zu mächtiges Gefühl, als daß Seine Excellenz meinen Gedanken nicht begreifen sollte."

„Welche Umschweife! Zur Sache!"

„Hören Sie. Das Halsband ist Ihrer Majestät der Königin von Frankreich angeboten worden."

„Die es ausgeschlagen hat. Weiter?"

„Wir können das Halsband nicht für immer aus Frankreich weggehen lassen, ohne die Königin davon zu benachrichtigen; und die Ehrfurcht, die Loyalität sogar fordern, daß wir Ihrer Majestät der Königin den Vorzug geben."

„Das ist richtig," sprach Don Manoel mit Würde. „Ich wollte, ein portugiesischer Kaufmann würde ebenso sprechen, wie Herr Böhmer."

„Ich bin sehr glücklich und sehr stolz, daß Seine Excellenz mir beizustimmen die Gnade hat. Folgende sind also die zwei vorhergesehenen Fälle: Ratification der Bedingungen durch Bossange, zweite und definitive abschlägige Antwort Ihrer Majestät der Königin von Frankreich. Hiezu bitte ich Sie um drei Tage."

„Von unserer Seite," sagte Beaustre! „hunderttausend Livres Baargeld, drei Tratten von fünfmalhunderttausend Livres in Ihre Hände gelegt, das Diamantkästchen dem Herrn Kanzler der Gesandtschaft oder mir übergeben, die wir geneigt sind, Sie nach Lissabon zu den Herren Nunez Balboa und Gebrüder zu begleiten. Vollständige Zahlung in drei Monaten. Reisekosten frei."

„Ja, Euere Excellenz, ja, mein Herr," sprach Böhmer sich verbeugend.

„Oh!" sagte Don Manoel, der nur Portugiesisch sprach.

„Was denn?" versetzte Böhmer, nun ebenfalls unruhig.

„Als Nadelgeld," sprach der Gesandte, „einen Ring von tausend Pistolen für meinen Secretaire, einen für meinen Kanzler, Ihren Reisegefährten, Herr Juwelier."

„Das ist nur zu billig, gnädiger Herr," murmelte Böhmer, „ich hatte diese Ausgabe schon in meinem Geiste gemacht."

Don Manoel entließ den Juwelier mit der Geberde eines vornehmen Herrn.

Die zwei Verbündeten blieben allein.

„Wollen Sie mir erklären," sagte Don Manoel mit einer gewissen Heftigkeit zu Beausire, „erklären Sie mir, was für einen Teufelsgedanken Sie gehabt haben, daß die Diamanten nicht hier ausgeliefert werden sollen? Eine Reise nach Portugal, sind Sie verrückt? Konnte man nicht den Juwelieren die hunderttausend Livres geben und ihre Diamanten dagegen nehmen?"

„Sie nehmen Ihre Gesandtenrolle zu sehr im Ernst," erwiederte Beausire. „Sie sind noch nicht ganz Herr von Suza für Herrn Böhmer."

„Würde er unterhandelt haben, wenn er Verdacht gehabt hätte?"

„So lange es Ihnen beliebt. Es ist möglich, er hätte nicht unterhandelt: aber jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres besitzt, glaubt sich über allen Königen und allen Gesandten der Welt. Jeder Mensch, der fünfzehnmal hunderttausend Livres gegen Papierstücke tauscht, will wissen, ob diese Papiere etwas werth sind."

„Sie gehen also nach Portugal, Sie, der Sie das

Portugiesische nicht verstehen? Ich sage Ihnen, Sie sind verrückt."

„Keines Wegs. Sie werden selbst dahin gehen."

„Oh! nein," rief Don Manoel, „ich, nach Portugal zurückkehren, ich habe zu vortreffliche Gründe! Nein, nein."

„Ich erkläre Ihnen, daß Böhmer seine Diamanten nie gegen Papiere gegeben hätte."

„Papiere, Suza unterzeichnet!"

„Ich sagte ja, er hält sich für Suza!" rief Beausire, in die Hände klatschend.

„Ich will lieber sagen hören, das Geschäft sei verfehlt."

„Entfernt nicht. Kommen Sie hierher, Herr Commandeur," sprach Beausire zu dem Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien. „Nicht wahr, Sie wissen, um was es sich handelt?"

„Ja."

„Sie behorchten mich?"

„Gewiß."

„Sehr gut. Sind Sie der Ansicht, ich habe eine Dummheit begangen?"

„Ich bin der Ansicht, daß Sie hunderttausendmal Recht haben."

„Sagen Sie, warum?"

„Herr Böhmer hätte nie aufgehört, das Hotel der Gesandtschaft und den Gesandten zu überwachen."

„Nun?" fragte Don Manoel.

„Sein Geld in der Hand, sein Etui an der Seite, wird Herr Böhmer keinen Verdacht haben und ruhig nach Portugal abreisen."

„Wir werden nicht so weit gehen, Herr Gesandter," sagte der Kammerdiener, „nicht wahr, Herr Chevalier von Beausire?"

„Oh! das ist ein Junge von Geist!" rief der Liebhaber von Oliva.

„Erklären Sie Ihren Plan," sprach Don Manoel ziemlich kalt.

„Fünfzig Meilen von Paris," sagte Beaustre, „zeigt dieser Junge von Geist, mit einer Maske vor dem Gesicht, unserem Postillon ein paar Pistolen; er raubt uns unsere Tratten, unsere Diamanten, prügelt Herrn Böhmer durch, und Alles ist abgethan."

„Ich verstand das nicht so," sagte der Kammerdiener. „Ich sah Herrn Beaustre sich mit Herrn Böhmer nach Portugal einschiffen."

„Sehr gut."

„Herr Böhmer liebt, wie alle Deutsche, das Meer und geht auf dem Verdeck spazieren. An einem Tag, wo das Schiff schwankt, neigt er sich hinaus und fällt. Man glaubt, das Etui sei mit ihm hinabgefallen. Warum sollte die See nicht für fünfzehnmal hundert tausend Livres Diamanten behalten, sie, die die indischen Galionen behalten hat?"

„Ah! ja, ich begreife," sagte der Portugiese.

„Das ist ein Glück," brummte Beaustre.

„Nur," versetzte Don Manoel, „nur wird man dafür, daß man Diamanten entwendet, in die Bastille geworfen, dafür, daß man den Herrn Juwelier hat in's Meer schauen lassen, gehenkt."

„Hat man Diamanten gestohlen, so kann man festgenommen werden," entgegnete der Commandeur, „dafür aber, daß man diesen Menschen ertränkt, kann man nicht eine Minute in Verdacht kommen."

„Wir werden überdies sehen, wenn wir einmal dort sind," sagte Beaustre. „Nun zu unseren Rollen. Betreiben wir die Gesandtschaft als Muster-Portugiesen, damit man von uns sage: Waren sie nicht ächte Gesandte, so sahen sie wenigstens so aus. Das ist immerhin schmeichelhaft. Warten wir die drei Tage ab.

XXX.

Das Haus des Zeitungsschreibers.

Es war am Tage nachher, nachdem die Portugiesen mit Böhmer das Geschäft gemacht hatten, und drei Tage nach dem Ball der Oper, dem wir einige von den Hauptpersonen dieser Geschichte beiwohnen sahen.

In der Rue Montorgueil, im Hintergrunde eines durch ein Gitter geschlossenen Hofes, erhob sich ein kleines, langes, schmales Haus, geschützt vor dem Geräusch der Straße durch Läden, welche an das Provinzleben erinnerten.

Im Hintergrunde dieses Hofes bot das Erdgeschoß, das man die verschiedenen Furten mehrerer stinkender Pfützen sondirend suchen mußte, eine Art von halboffener Bude denjenigen, welche das Hinderniß des Gitters überwunden und den Raum des Hofes durchschritten hatten.

Es war dies das Haus eines ziemlich bekannten Journalisten, eines Zeitungsschreibers, wie man damals sagte. Der Redacteur bewohnte den ersten Stock. Das Erdgeschoß diente zur Aufhäufung der Zeitungslieferungen, welche mit Nummern versehen waren. Die zwei andern Stockwerke gehörten ruhigen Leuten, welche sehr wohlfeil die Unannehmlichkeit bezahlten, mehrere Male im Hofe geräuschvollen Scenen beizuwohnen, die dem Zeitungsschreiber durch Polizeiagenten, durch beleidigte Privatleute oder durch Schauspieler, welche er als Heloten behandelt hatte, gemacht wurden.

An diesem Tage schlossen die Miethleute vom Hause mit dem Gitter, so nannte man es im Quartier, ihre vorderen Fenster, um besser das Gezänke des Zeitungsschreibers zu hören, der, wenn er verfolgt wurde, sich gewöhnlich in die Rue des Vieux-Augustins durch einen Ausgang flüchtete, welcher auf gleichem Boden mit seinem Zimmer lag.

Eine Geheimthüre öffnete und schloß sich wieder,

der Lärmen hörte auf; der bedrohte Mensch war verschwunden; die Angreifer befanden sich allein vor vier Fusilieren der französischen Garde, welche eine Magd in der Eile auf dem Posten in der Halle requirirt hatte.

Es geschah wohl zuweilen, daß die Angreifenden, wenn sie Niemand fanden, gegen den sie ihren Zorn losbrechen lassen konnten, sich an die befeuchteten Papierwische des Erdgeschosses hielten und eine Anzahl schuldiger Papiere zerrissen, zerstampften oder verbrannten, wenn sich unglücklicher Weise Feuer in der Gegend befand.

Aber was ist ein Stück Zeitung für eine Rache, welche Stücke von der Haut des Zeitungsschreibers fordert?

Abgesehen von diesen Scenen war die Ruhe des Hauses mit dem Gitter beinahe sprüchwörtlich.

Herr Reteau ging Morgens aus, machte seine Runde auf den Quais, auf den Plätzen und den Boulevards. Er fand die Lächerlichkeiten, die Laster, schrieb Noten dazu, zeichnete sie nach der Natur und nahm sie ganz portraitirt in seine nächste Nummer auf.

Die Zeitung erschien wöchentlich.

Das heißt vier Tage hindurch machte Herr Reteau seine Artikel-Jagd, die drei andern Tage ließ er drucken, und der Tag, an dem er die Nummer veröffentlichte, war für seine Belustigung bestimmt.

Das Blatt war an dem Tag, von dem wir sprechen, erschienen, gerade zweiundsiebenzig Stunden nach dem Ball der Oper, wo Mlle. Oliva so viel Vergnügen am Arm eines blauen Domino gefunden hatte.

Herr Reteau stand um acht Uhr auf und empfing von seiner alten Magd die noch feuchte und unter ihrem graurothen Umschlag stinkende Nummer des Tages.

Er beeilte sich, diese Nummer mit der Sorgfalt zu lesen, die ein zärtlicher Vater darauf verwendet, daß er die guten Eigenschaften oder Fehler seines geliebten Sohnes die Revue passiren läßt.

Als er geendigt hatte, sagte er zu der Alten:

„Aldegonde, das ist eine hübsche Nummer, hast Du sie gelesen?“

„Nein, noch nicht, meine Suppe ist noch nicht fertig,“ antwortete die Alte.

„Ich bin mit dieser Nummer zufrieden,“ sagte der Zeitungsschreiber, indem er über seinem magern Bett seine noch viel mageren Arme erhob.

„Ja,“ versetzte Aldegonde, „doch wissen Sie, was man in der Druckerei sagt?“

„Was sagt man?“

„Man sagt, sicherlich werden Sie diesmal der Bastille nicht entgehen.“

Reteau setzte sich auf und sprach mit ruhigem Tone:

„Aldegonde, Aldegonde! mache mir eine gute Suppe und mische Dich nicht in die Literatur.“

Oh! immer derselbe,“ rief die Alte, „verwegen wie ein freier Sperling.“

„Ich kaufe Dir Ohrringe mit der heutigen Nummer,“ sprach der Zeitungsschreiber, während er sich in sein zweideutig weißes Leintuch hüllte.

„Hat man schon viele Exemplare gekauft?“

„Noch nicht, und meine Ohrringe werden nicht sehr glänzend sein, wenn das so fortgeht. Erinnern Sie sich der guten Nummer gegen Herrn von Broglie? Es war noch nicht zehn Uhr, als man schon hundert Nummern verkauft hatte.“

„Und ich war dreimal durch die Rue des Vieux Augustins passirt,“ sagte Reteau; „jedes Geräusch machte mir das Fieber; diese Militairs sind so roh.“

„Daraus schließe ich,“ fuhr die alte zähe Aldegonde fort, „daß die heutige Nummer nicht so viel wert sein wird, als die von Herrn von Broglie.“

„Es mag sein; doch ich werde nicht so viel zu laufen haben und in Ruhe meine Suppe essen. Weißt Du warum, Aldegonde?“

„Meiner Treue, nein, Herr.“

„Statt einen Menschen anzugreifen, greife ich eine

›rper an; ſtatt einen Militair anzugreifen, greife ich ıe Königin an.“

„Die Königin! Gott ſei gelobt,“ murmelte die ›te; „dann ſeien Sie unbeſorgt, greifen Sie die Kö=gin an, ſo werden Sie im Triumph getragen; wir rkaufen die Nummern, und ich bekomme meine Ohr=ıge.“

„Man läutet,“ ſagte Reteau, der wieder in ſein ett zurückgekehrt war.

Die Alte lief nach der Bude, um den Beſuch zu ıpfangen. Nach einem Augenblick kam ſie leuchtend, iumphirend wieder herauf.

„Tauſend Exemplare auf einmal, tauſend: das iſt ne Beſtellung.“

„In weſſen Namen?“ fragte Reteau lebhaft.

„Ich weiß es nicht.“

„Ich muß es wiſſen, lauf' geſchwinde.“

„Oh! wir haben Zeit; es iſt keine Kleinigkeit, auſend Nummern zu zählen, mit Schnur zu umbinden nd aufzuladen.“

„Lauf' geſchwinde, ſage ich Dir, und frage den Bedienten . . . iſt es ein Bedienter?“

„Es iſt ein Commiſſionaire, ein Auvergnat, mit einem Neffe.“

„Gut! forſche ihn aus, frage ihn, wohin er dieſe Nummern trage.“

Aldegonde beeilte ſich; ihre plumpen Beine mach=en die hölzerne Treppe ächzen und ihre fragende Stimme ertönte unabläſſig durch die Bretter.

Der Commiſſionaire erwiederte, er trage dieſe Nummern nach der Rue Neuve=Saint=Gilles im Ma=rais zu dem Grafen von Caglioſtro.“

Der Zeitungsſchreiber machte einen Freudenſprung, der ſein Lager beinahe umgeſtürzt hätte. Er ſtand auf und beſchleunigte ſelbſt die Expedition, die der Sorge eines einzigen Commis, einer Art von hungrigem Schatten, der noch durchſichtiger, als die gedruckten Blätter, anvertraut war. Die tauſend Exemplare

wurden auf das Reff des Auvergnaten geladen und dieser verschwand, gebückt unter seiner Last, durch das Gitter.

Herr Reteau schickte sich an, für die nächste Nummer den günstigen Erfolg von dieser aufzuzeichnen und einige Zeilen dem edelmüthigen Mann zu widmen, der die Gnade gehabt, tausend Nummern von einem angeblich politischen Pamphlet zu nehmen. Herr Reteau, sagen wir, wünschte sich Glück, eine so vortreffliche Bekanntschaft gemacht zu haben, als die Klingel abermals im Hofe ertönte

„Noch einmal tausend Exemplare," sagte Aldegonde, angelockt durch die erste Gunst des Schicksals. „Ah! Herr, darüber darf man sich nicht wundern; sobald es sich um die Oesterreicherin handelt, macht alle Welt Chorus."

„Stille! stille, Aldegonde; sprich nicht so laut, das ist eine Beleidigung, die mir die Bastille eintragen würde, welche Du mir geweissagt hast."

„Nun! was," versetzte die Alte mit bissigem Ton, „ja oder nein, ist sie die Oesterreicherin?"

„Das ist ein Wort, welches wir Journalisten in Umlauf bringen, mit dem man aber nicht verschwenderisch umgehen darf."

Abermaliges Läuten.

„Sieh nach, Aldegonde, ich glaube nicht, daß dies ist, um Zeitungen zu verkaufen."

„Warum glauben Sie das?" fragte die Alte hinabsteigend.

„Ich weiß es nicht; mir scheint, ich sehe einen Menschen von traurigem Gesicht am Gitter."

Aldegonde stieg fortwährend hinab, um zu öffnen.

Herr Reteau schaute mit einer Aufmerksamkeit, die man begreifen wird, nachdem wir den Menschen und seine Offizin geschildert haben.

Aldegonde öffnete in der That einem einfach gekleideten Mann, der sich erkundigte, ob man den Redacteur der Zeitung zu Hause fände.

„Was haben Sie ihm zu ſagen?“ fragte Aldegonde etwas mißtrauiſch.

Und ſie machte die Thüre kaum ein wenig auf, bereit, dieſelbe bei dem erſten Anſchein von Gefahr wieder zuzuſchlagen.

Der Mann ließ Thaler in ſeiner Taſche klingen.

Dieſer Metallton erweiterte das Herz der Alten.

„Ich komme,“ ſagte er, „um die tauſend Exemplare der heutigen Zeitung zu bezahlen, die man im Namen des Herrn Grafen von Caglioſtro geholt hat.“

„Ah! wenn es ſo iſt, treten Sie ein.“

Der Mann ging durch das Gitter; doch er hatte es noch nicht wieder geſchloſſen, als hinter ihm ein anderer Beſuch, ein großer junger Mann von ſchönem Ausſehen, dieſes Gitter mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein Herr!“ zurückhielt.

Und ohne anders um Erlaubniß zu bitten, ſchlüpfte er hinter dem vom Grafen von Caglioſtro abgeſandten Bezahler herein.

Ganz nur mit dem Gewinn beſchäftigt, bezaubert durch den Klang der Thaler, kam Aldegonde zu ihrem Gebieter.

„Ah!“ ſagte ſie, „Alles geht gut. Hier ſind die fünfhundert Livres von dem Herrn mit den tauſend Exemplaren.“

„Empfangen wir ſie auf eine noble Weiſe,“ ſprach Reteau, Larive in ſeiner neueſten Schöpfung parodirend.

Und er drapirte ſich in einen ziemlich ſchönen Schlafrock, den er der Freigebigkeit oder vielmehr der Angſt von Madame Dugazon zu verdanken hatte, welcher er ſeit ihrem Abenteuer mit dem Stallmeiſter Aſtley viele Geſchenke aller Art entlockte.

Der Bezahler des Grafen von Caglioſtro erſchien, legte ein Säckchen mit Sechs-Livres-Thalern auf den Tiſch und zählte davon bis hundert, die er in zwölf Haufen ſetzte.

Reteau zählte ſehr genau nach und ſchaute, ob die Stücke nicht beſchnitten ſeien. Als er die Rech-

nung richtig fand, dankte er, gab eine Quittung und entließ durch ein angenehmes Lächeln den Zahler, bei dem er sich boshafter Weise nach dem Befinden des Herrn Grafen von Cagliostro erkundigte.

Der Mann mit den Thalern dankte wie für ein ganz natürliches Kompliment und zog sich zurück.

„Sagen Sie dem Herrn Grafen, ich erwarte ihn bei seinem ersten Wunsche," sagte Reteau, „und fügen Sie bei, er möge ruhig sein, ich wisse ein Geheimniß zu bewahren."

„Es ist unnöthig," erwiederte der Zahler, „der Herr Graf von Cagliostro ist unabhängig, er glaubt nicht an den Magnetismus; er will, daß man über Herrn Mesmer spotte, und verbreitet das Abenteuer mit der Kufe zu seinem kleinen Vergnügen."

„Gut!" murmelte eine Stimme auf der Thürschwelle, „wir werden bemüht sein, daß man auch auf Kosten von Herrn von Cagliostro lacht."

Und Herr Reteau sah in seinem Zimmer eine Person erscheinen, die ihm noch viel finsterer als die erste vorkam.

Es war, wie gesagt, ein junger, kräftiger Mann, doch Reteau theilte keines Weges die Ansicht, die wir über sein gutes Aussehen ausgesprochen haben.

Er hatte in der That die linke Hand auf dem Knopf eines Degens und die rechte auf dem Knopf eines Stockes.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragte Reteau mit einem gewissen Zittern, das ihn bei jeder ein wenig schwierigen Gelegenheit befiel.

Daraus geht hervor, daß Reteau, da die schwierigen Gelegenheiten nicht selten waren, oft zitterte.

„Sind Sie Herr Reteau?" fragte der Unbekannte.

„Ich bin es."

„Der sich de Villette nennt?"

„Ich bin es, mein Herr."

„Zeitungsschreiber?"

„Das bin ich immer."

„Verfasser dieses Artikels?“ sagte kalt der Unbekannte, indem er aus seiner Tasche eine noch frische Nummer der Zeitung des Tages zog.

„Ich bin in Wirklichkeit nicht der Verfasser, sondern der Veröffentlicher.“

„Sehr gut; das kommt genau auf dasselbe heraus, denn wenn Sie nicht den Muth besaßen, den Artikel zu schreiben, so hatten Sie doch wenigstens die Feigheit, ihn erscheinen zu lassen. Ich sage, Feigheit,“ fuhr der Unbekannte mit kaltem Tone fort, „denn als Edelmann bin ich bemüht, meine Ausdrücke selbst in dieser Baracke abzumessen. Doch Sie dürfen das, was ich sage, nicht buchstäblich nehmen, denn was ich sage, drückt meinen Gedanken nicht aus. Drückte ich meinen Gedanken aus, so würde ich sagen: Derjenige, welcher den Artikel geschrieben hat, ist ein Schändlicher, derjenige, welcher ihn veröffentlicht hat, ist ein Elender.“

„Mein Herr!“ rief Reteau erbleichend.

„Ah! bei Gott! das ist eine schlimme Geschichte, es ist wahr,“ fuhr der junge Mann fort, der sich immer mehr belebte, je mehr er sprach. „Aber hören Sie doch, mein Herr Schmierer, jedes Ding hat seine Reihe; so eben haben Sie die Thaler erhalten, nun sollen Sie die Prügel bekommen.“

„Oh! wir wollen sehen,“ rief Reteau.

„Und was wollen wir sehen?“ versetzte mit kurzem, ganz militärischem Ton der junge Mann, der, während er diese Worte sprach, auf seinen Gegner zuging.

Doch Reteau war nicht bei dem ersten Fall dieser Art; er kannte die Gelegenheit seines Hauses, brauchte sich nur umzuwenden, um eine Thüre zu finden, durch diese hinauszuschlüpfen, den Flügel zuzuschlagen, sich desselben als eines Schildes zu bedienen und von da in ein anliegendes Zimmer zu eilen, das nach dem erwähnten Nebenausgang ausmündete, der auf die Rue des Vieux-Augustins führte.

Sobald er hier war, war er auch in Sicherheit: er fand ein anderes Gitter, das er mit einem Umdrehen

des Schlüssels, — und der Schlüssel war immer bereit, — öffnete, wonach er aus Leibeskräften entlaufen konnte.

Dieser Tag war aber ein Unglückstag für den armen Zeitungsschreiber, denn in dem Augenblick, wo er die Hand an den Schlüssel legte, erblickte er durch die Oeffnung in der Mauer einen andern Mann, der ihm, ohne Zweifel vergrößert durch die Aufregung des Blutes, wie ein Herkules vorkam, und der, unbeweglich, drohend, zu warten schien, wie der Drache von Hesperus auf die Esser der goldenen Aepfel wartete.

Reteau wäre gern umgekehrt, aber der junge Mann mit dem Stock, derjenige, welcher zuerst vor seinen Augen erschienen war, hatte mit einem Fußtritt die Thüre eingestoßen, war ihm gefolgt und durfte nun, da Reteau durch den Anblick der anderen, ebenfalls mit einem Stocke und einem Degen bewaffneten Schildwache zurückgehalten wurde, nur die Hand ausstrecken, um ihn zu packen.

Reteau fand sich zwischen zwei Feuern gefaßt, oder vielmehr zwischen zwei Stöcken, in einem kleinen, dunkeln, dumpfen Hofe, der zwischen den letzten Zimmern der Wohnung und dem glückseligen Gitter lag, das auf die Rue des Vieux-Augustins, d. h. wenn der Weg unbesetzt gewesen wäre, auf die Rettung und Freiheit ging.

„Mein Herr, lassen Sie mich geben, ich bitte Sie," sagte Reteau zu dem jungen Mann, der das Gitter bewachte.

„Mein Herr!" rief der junge Mann, der Reteau verfolgte, „mein Herr, nehmen Sie diesen Elenden fest."

„Seien Sie unbesorgt, Herr von Charny, er wird nicht durchkommen," erwiederte der junge Mann vom Gitter.

„Herr von Taverney, Sie hier!" rief Charny, denn er war es wirklich, der sich zuerst bei Reteau hinter dem Bezahler und durch die Rue Montorgeuil eingefunden hatte.

Beiden war am Morgen, als sie die Zeitung gelesen, derselbe Gedanke gekommen, weil sie dasselbe Gefühl im Herzen trugen, und ohne sich denselben auch nur entfernt einander mitzutheilen, hatten sie diesen Gedanken in Ausführung gebracht. Sie wollten zu dem Zeitungsschreiber gehen, Genugthuung von ihm verlangen und ihn durchprügeln, sollte er keine geben.

Nur empfand Jeder von ihnen, als er den Andern erblickte, eine Regung übler Laune; Jeder errieth einen Nebenbuhler in dem Mann, der dasselbe Gefühl, wie er, gehabt hatte.

Herr von Charny sprach auch mit einem ziemlich verdrießlichen Ausdruck die fünf Worte: „Herr von Taverney, Sie hier?"

„Ich selbst," erwiederte Philipp mit demselben Ausdruck der Stimme, während er seinerseits eine Bewegung gegen den flehenden Zeitungsschreiber machte, der seine beiden Arme durch das Gitter streckte, „ich selbst, doch mir scheint, ich bin zu spät gekommen. Nun wohl, ich werde nur dem Feste beiwohnen, wofern Sie nicht die Güte haben, mir die Thüre zu öffnen."

„Dem Feste," murmelte erschrocken der Zeitungsschreiber, „dem Feste, was sagen Sie da? Wollen Sie mich etwa erwürgen, meine Herren?"

„Oh!" erwiederte Charny, „das Wort ist stark. Nein, mein Herr, wir wollen Sie nicht erwürgen, aber wir werden Sie befragen und dann sehen. Sie erlauben, Herr von Taverney, daß ich nach meinem Gutdünken gegen diesen Menschen verfahre?"

„Gewiß, mein Herr," erwiederte Philipp, „Sie haben den Vortritt, da Sie zuerst gekommen sind."

„Sie, lehnen Sie sich an die Wand an und rühren sich nicht," sprach Charny zu dem Zeitungsschreiber, während er zugleich Taverney mit der Geberde dankte. „Sie gestehen also, mein lieber Herr, daß Sie gegen die Königin das kurzweilige Mährchen, so nennen Sie es, das diesen Morgen in Ihrer Zeitung erschienen ist, geschrieben und veröffentlicht haben?"

„Mein Herr, es ist nicht gegen die Königin.“

„Ah! das fehlte nur noch.“

„Ah! Sie sind sehr geduldig, mein Herr,“ rief Philipp von der andern Seite des Gitters.

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiederte Charny, „der Bursche wird durch das Warten nicht verlieren.“

„Ja,“ murmelte Philipp, „aber ich warte auch.“

Charny antwortete nicht, wenigstens nicht Taverney. Aber er wandte sich gegen den unglücklichen Reteau und sagte:

„Etteniotna ist umgekehrt Antoinette . . . Oh! lügen Sie nicht, mein Herr, das wäre so gemein, daß ich Sie, statt Sie zu schlagen oder anständig umzubringen, bei lebendigem Leibe schinden würde. Antworten Sie also und zwar kategorisch. Ich frage Sie, ob Sie der einzige Urheber dieses Pamphlets seien?“

„Ich bin kein Angeber,“ erwiederte Reteau, sich aufrichtend.

„Sehr gut! damit sagen Sie, daß Sie einen Mitschuldigen haben; vor Allem der Mann, der Ihnen tausend Exemplare von dieser Schmähschrift hat abkaufen lassen, der Graf von Cagliostro, wie Sie vorhin sagten, wohl! der Graf wird für sich selbst bezahlen, wenn Sie für Ihre Person bezahlt haben werden.“

„Mein Herr, ich klage ihn nicht an,“ jammerte der Zeitungsschreiber, der sich zwischen den zwei Zörnen dieser zwei Männer zu befinden fürchtete, abgesehen von dem Zorn von Philipp, welcher jenseits des Gitters erbleichte.

„Da ich Sie aber zuerst in meinen Händen habe, so werden Sie auch zuerst bezahlen.“

Und er hob seinen Stock in die Höhe.

„Mein Herr, wenn ich einen Degen hätte,“ heulte der Zeitungsschreiber.

Charny ließ seinen Stock sinken.

„Herr Philipp,“ sagte er, „ich bitte Sie, leihen Sie diesem Burschen Ihren Degen.“

Oh! keineswegs, ich leihe meinen ehrlichen Degen diesem Menschen nicht; hier ist mein Stock, wenn Sie nicht genug an dem Ihrigen haben. Doch nach meinem Gewissen kann ich nichts Anderes für ihn und für Sie thun."

„Alle Wetter! einen Stock," sagte Reteau außer sich; „wissen Sie, mein Herr, daß ich Edelmann bin?"

„So leihen Sie mir Ihren Degen," sagte Charny, indem er den seinigen dem erbleichenden Zeitungsschreiber vor die Füße warf. „Ich werde dadurch quitt sein, daß ich diesen nicht mehr berühre."

Philipp hatte keine Einwendung mehr zu machen. Er zog seinen Degen aus der Scheide und reichte ihn durch das Gitter Charny.

Charny nahm ihn mit einer Verbeugung.

„Ah! Du bist Edelmann," sagte er, sich gegen Reteau umwendend, „Du bist Edelmann und schreibst über die Königin von Frankreich solche Schändlichkeiten! Wohl! so hebe diesen Degen auf und beweise, daß Du Edelmann bist."

Aber Reteau rührte sich nicht; es war, als hätte er eben so sehr Angst vor dem Degen, der zu seinen Füßen lag, als vor dem Stock, der einen Augenblick über seinem Haupte geschwebt hatte.

„Alle Teufel!" rief Philipp außer sich, „öffnen Sie mir doch dieses Gitter."

„Verzeihen Sie, mein Herr," erwiederte Charny, „Sie haben zugestanden, daß dieser Herr zuerst mir gehöre."

„So machen Sie schnell ein Ende, denn es drängt mich, auch anzufangen."

„Ich mußte zuerst alle Mittel erschöpfen, ehe ich zu diesem Aeußersten greife, denn ich finde, daß es beinahe eben so viel kostet, Prügel zu geben, als zu empfangen; da aber der Herr die Stockschläge entschieden den Degenstichen vorzieht, so soll er nach seinem Gefallen bedient werden."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein von

Reteau ausgestoßener Schrei verkündigte, Charny habe die Wirkung mit den Worten verbunden. Fünf bis sechs gut aufgemessene Schläge, von denen jeder einen dem Schmerz, den er hervorbrachte, gleich geltenden Schrei entriß, folgten auf den ersten.

Diese Schreie zogen die alte Aldegonde herbei; doch Charny kümmerte sich eben so wenig um ihre Schreie, als er sich um die ihres Herrn bekümmerte.

Während dieser Zeit zernagte sich Philipp, der sich wie Adam jenseits des Paradieses befand, die Finger und ging wie ein Bär, welcher das rohe Fleisch vor seinem Gitter riecht, im Ringe umher.

Endlich hielt Charny, des Prügelns müde, inne, und Reteau warf sich, durch das Geprügeltwerden ermüdet, zu Boden.

„Mein Herr!“ rief Philipp, „sind Sie fertig?“

„Ja,“ sagte Charny.

„Wohl! so geben Sie mir nun meinen Degen zurück, der Ihnen unnütz gewesen ist, und öffnen Sie mir gefälligst.“

„Oh! mein Herr,“ flehte Reteau, der einen Vertheidiger in dem Manne sah, welcher seine Rechnung mit ihm abgeschlossen.

„Sie begreifen, daß ich den Herrn nicht vor der Thüre lassen kann,“ erwiederte Charny; „ich werde ihm also öffnen.“

„Oh! das ist ein Mord,“ rief Reteau, „tödten Sie mich auf der Stelle mit einem Degenstich, und damit sei es vorbei.“

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Charny, „ich glaube, dieser Herr wird Sie nicht einmal anrühren.“

„Und Sie haben Recht,“ sprach Philipp, der eben eingetreten war, mit erhabener Verachtung. „Sie sind geprügelt worden, das ist gut und wie das gesetzliche Axiom sagt: non bis in idem, aber es sind Nummern von der Auflage übrig, und es ist wichtig, sie zu zerstören.“

„Ah! sehr gut!“ rief Charny, „Sie sehen, es ist

beſſer, zu zwei als allein zu ſein; ich hätte das vielleicht vergeſſen; doch durch welchen Zufall waren Sie vor dieſem Gitter, Herr von Taverney?"

„Hören Sie," erwiederte Philipp. „Ich habe mich in dem Quartier nach den Gebräuchen dieſes Schuftes erkundigt und erfahren, es ſei ſeine Gewohnheit, zu entfliehen, wenn man ihm den Daumen auf das Auge drücke. Ich ließ mich über ſeine Mittel zur Flucht unterrichten und dachte, wenn ich mich durch die Geheimthüre einfände, ſtatt durch die gewöhnliche Thüre zu kommen, ſo würde ich meinen Fuchs in ſeinem Bau fangen. Derſelbe Rachegedanke war Ihnen gekommen, nur hatten Sie, eiliger als ich, weniger vollſtändige Erkundigungen eingezogen. Sie ſind durch die Thüre von aller Welt eingetreten, und er war nahe daran, Ihnen zu entkommen, als Sie zum Glück mich hier fanden."

„Und ich freue mich darüber! Kommen Sie, Herr von Taverney . . . dieſer Burſche ſoll uns zu ſeiner Preſſe führen."

„Meine Preſſe iſt nicht hier," ſagte Reteau.

„Lüge!" rief Charny drohend.

„Nein, nein," entgegnete Philipp, „Sie ſehen, daß er Recht hat, die Buchſtaben ſind ſchon vertheilt; es iſt nur noch die Auflage vorhanden. Die Auflage aber muß, außer den an Herrn von Caglioſtro verkauften Exemplaren, vollſtändig ſein."

„Dann ſoll er dieſe Auflage in unſerer Gegenwart zerreißen; nein, er ſoll ſie verbrennen, das iſt ſicherer."

Philipp billigte dieſe Art der Befriedigung und ſchob Reteau nach der Bude fort.

XXXI.

Wie zwei Freunde Feinde werden.

Aldegonde, welche ihren Herrn hatte schreien hören und die Thüre verschlossen fand, war indessen weggelaufen, um die Wache zu holen.

Doch ehe sie zurückkam, hatten Philipp und Charny Zeit gehabt, ein glänzendes Feuer mit den ersten Nummern der Zeitung anzuzünden und dann zerrissen die andern Blätter darauf zu werfen, die in Brand geriethen, wie sie die Flamme berührte.

Die Nachrichter waren bei den letzten Nummern, als die Wache hinter Aldegonde am Ende des Hofes erschien, und zugleich mit der Wache hundert Straßenjungen und Gevatterinnen aller Art.

Die ersten Gewehre erschollen auf den Platten des Vorhauses, als die letzte Nummer der Zeitung flammte.

Zum Glück kannten Philipp und Charny den Weg, den ihnen unkluger Weise Reteau gezeigt hatte; sie eilten durch den geheimen Gang, schoben die Riegel vor, traten durch das Gitter in die Rue des Vieux-Augustins hinaus, schlossen das Gitter dreifach und warfen den Schlüssel in die erste Rinne, die sich fand.

Mittlerweile schrie Reteau, der frei geworden war: „Zu Hülfe! Meuchler! Mörder! zu Hülfe! und Aldegonde, welche die Fensterscheiben von den Reflexen des brennenden Papiers sich entflammen sah, schrie: „Feuer! Feuer!"

Die Fusiliere kamen, da sie aber die zwei jungen Leute weggegangen und das Feuer erloschen fanden, so hielten sie es nicht für geeignet, ihre Nachforschungen weiter fortzusetzen; sie ließen Reteau sich den Rücken mit Kampherspiritus einreiben und kehrten nach dem Wachhause zurück.

Aber stets neugieriger als die Wache, lagerte die Menge bis Nachmittag im Hofe von Herrn Reteau,

immer in der Hoffnung, es würde sich die Scene vom Morgen wiederholen.

Aldegonde blasphemirte in ihrer Verzweiflung den Namen von Marie Antoinette, indem sie diese die Oesterreicherin hieß, und segnete den von Herrn von Cagliostro, den sie den Beschützer der Wissenschaften nannte.

Als sich Taverney und Charny auf der Rue des Vieux-Augustins befanden, sagte Charny:

„Mein Herr, darf ich nun, da unsere Execution abgethan ist, hoffen, daß ich das Glück haben werde, Ihnen in etwas zu Diensten sein zu können?"

„Ich danke tausendmal, mein Herr, ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten, mein Herr; ich war nach Paris in Privatangelegenheiten gekommen, die mich wahrscheinlich einen Theil des Tages hier aufhalten werden."

„Und ich auch, mein Herr."

„Erlauben Sie also, daß ich Abschied von Ihnen nehme und mir zu der Ehre, Sie getroffen zu haben, Glück wünsche."

„Erlauben Sie mir, Ihnen dasselbe Compliment zu machen und beizufügen, es würde mich ungemein freuen, wenn die Angelegenheit, wegen der Sie hierher gekommen sind, einen glücklichen Verlauf nähme."

Und die zwei Männer grüßten sich mit einem Lächeln und einer Höflichkeit, wobei leicht zu sehen war, daß bei allen den Worten, die sie ausgetauscht, die Lippen allein im Spiele gewesen.

Als sie sich verließen, wandten sie sich den Rücken zu, Philipp ging gegen die Boulevards hinauf, Charny ging an der Seite des Flusses hinab.

Beide wandten sich zwei- bis dreimal um, bis sie sich aus dem Gesichte verloren hatten. Dann nahm Charny, der, wie gesagt, an der Seite des Flusses hinabgegangen war, den Weg durch die Rue Beaurepaire, dann nach der Rue Beaurepaire durch die Rue du Renard, dann die Rue du Grand-Hurleur, die Rue Jean-Robert, die Rue des Gravilliers, die Rue Pastourel,

die Rue d'Anjou, du Perche, Culture Sainte-Catherine, de Saint Anaſtaſe und Saint-Louis.

Hier angelangt ging er an der Rue Saint-Louis hinab und ſchritt nach der Rue Neuve-Saint-Gilles zu.

Als er ſich aber dieſer Straße näherte, fiel ſein Auge auf einen jungen Mann, der ebenfalls die Rue Saint-Louis hinaufging, und den er zu erkennen glaubte. Er blieb einige Male zweifelnd ſtehen, doch bald verſchwand der Zweifel. Derjenige, welcher hinaufging war Philipp.

Philipp, der ſeinerſeits den Weg durch die Rue Mauconſeil, die Rue aux Ours, die Rue du Grenier-Saint-Lazare, die Rue Michel-le-Comte, die Rue des Vieilles-Andriettes, die Rue de l'Homme-Armé, die Rue des Roſiers genommen hatte, war an dem Hotel Lamoignon vorbeigegangen und endlich durch die Rue Saint-Louis an der Ecke der Rue de l'Egout-Sainte-Catherine herausgekommen.

Die zwei jungen Leute fanden ſich beim Eingang der Rue Neuve-Saint-Gilles zuſammen.

Beide blieben ſtehen und ſchauten ſich mit Augen an, die ſich diesmal nicht die Mühe nahmen, ihren Gedanken zu verbergen.

Jeder hatte diesmal denſelben Gedanken, den, zum Grafen von Caglioſtro zu gehen und Genugthuung von ihm zu verlangen.

Zu dieſer Stelle gelangt, konnte weder der Eine, noch der Andere mehr an dem Vorhaben von demjenigen zweifeln, welchem er ſich abermals gegenüber befand.

„Herr von Charny," ſagte Philipp, „ich habe Ihnen den Verkäufer gelaſſen, Sie könnten mir wohl den Käufer laſſen. Ich ließ Sie die Stockſchläge ertheilen, laſſen Sie mich die Degenſtiche geben."

„Mein Herr," erwiederte Charny, „ich glaube, Sie haben dieſe Galanterie gegen mich gehabt, weil ich der Erſte war, und aus keinem andern Grund."

„Ja; aber hierher komme ich zu gleicher Zeit mit

Ihnen und hier, das sage ich Ihnen sogleich, werde ich nichts einräumen."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich eine Einräumung von Ihnen verlange? ich werde nur mein Recht vertheidigen."

„Und Ihrer Ansicht nach, Herr von Charny, besteht Ihr Recht darin? . . ."

„Daß ich Herrn von Cagliostro die tausend Exemplare, die er von diesem Elenden gekauft hat, verbrennen lasse."

„Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß ich zuerst den Gedanken gehabt habe, sie in der Rue Montorgueil zu verbrennen."

„Wohl! es sei, Sie haben dieselben in der Rue Montorgueil verbrennen lassen, ich lasse sie in der Rue Neuve-Saint-Gilles zerreißen."

„Alles, was ich für Sie thun kann, mein Herr, ist, daß ich mich dem Schicksal überlasse; ich werde einen Louisd'or in die Luft werfen, derjenige von uns Beiden, welcher gewinnt, gewinnt den Vorgang."

„Ich danke Ihnen, mein Herr; im Allgemeinen habe ich wenig Glück, und vielleicht werde ich so unglücklich sein, zu verlieren."

Und Philipp machte einen Schritt vorwärts.

Charny hielt ihn zurück.

„Mein Herr!" sagte er, „ein Wort, und ich glaube, daß wir uns verständigen werden."

Philipp wandte sich lebhaft um. Es lag in der Stimme von Charny ein Ausdruck der Drohung, der ihm gefiel.

„Ah!" sagte er, „es sei."

„Wenn wir, um von Herrn von Cagliostro Genugthuung zu verlangen, durch das Bois de Boulogne gingen, so wäre dies, ich weiß es wohl, der längste Weg, aber ich glaube, das würde unserer Differenz ein Ende machen. Der Eine von uns würde ohne Zweifel auf dem Wege bleiben, und derjenige, welcher zurückkäme, hätte Niemand Rechenschaft abzulegen."

„In der That, mein Herr," erwiederte Philipp, „Sie kommen meinem Gedanken entgegen; ja, das ist es, was Alles ausgleicht. Wollen Sie mir sagen, wo wir uns wiederfinden werden?"

„Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht zu unerträglich ist . . . "

„Wie so?"

„So könnten wir uns nicht trennen. Ich habe meinem Wagen Befehl gegeben, mich auf der Place-Royale zu erwarten, und das ist, wie Sie wissen, nur zwei Schritte von hier."

„Sie würden mir also wohl gütigst einen Platz geben?"

„Oh! mit dem größten Vergnügen."

Und die zwei jungen Leute, die sich beim ersten Blick als Nebenbuhler gefühlt, die bei der ersten Gelegenheit Feinde geworden, fingen an, ihre Schritte zu verlängern, um die Place-Royale zu erreichen. An der Ecke der Rue du Pas-de-la-Mule erblickten sie den Wagen von Charny.

Dieser machte, ohne daß er sich die Mühe nahm, weiter zu gehen, dem Bedienten ein Zeichen. Der Wagen näherte sich. Charny lud Philipp ein, neben ihm Platz zu nehmen, und der Wagen fuhr in der Richtung der Champs-Elysées ab.

Ehe er in den Wagen stieg, hatte Charny ein paar Worte auf ein Blatt seiner Brieftasche geschrieben und diese paar Worte durch seinen Bedienten in sein Hotel in Paris tragen lassen.

Die Pferde von Herrn von Charny waren vortrefflich, in weniger als einer halben Stunde befanden sie sich im Bois de Boulogne.

Charny ließ seinen Kutscher halten, sobald er in dem Wäldchen einen passenden Ort gefunden hatte.

Das Wetter war herrlich, die Luft ein wenig frisch, schon saugte die Sonne mit Gewalt den ersten Wohlgeruch der Veilchen und der jungen Flieder-

schößlinge am Rande der Wege und unter dem Saume des Gehölzes ein.

Auf den vergoldeten Blättern des vorhergehenden Jahres stieg das Gras stolz mit seinen beweglichen Halmen empor, die Goldviolen ließen ihre duftenden Häupter längs der alten Mauern herabfallen.

„Es ist heute schönes Wetter für einen Spaziergang, nicht wahr, Herr von Taverney?" sagte Charny.

„Ein schönes Wetter, ja, mein Herr."

Und beide stiegen aus.,

„Fahre ab, Dauphin," sagte Charny zu seinem Kutscher.

„Mein Herr," sprach Taverney, „Sie haben vielleicht Unrecht, Ihren Wagen wegzuschicken, einer von uns könnte wohl desselben bedürfen, um zurückzugehen."

„Vor Allem, mein Herr, Geheimhaltung," erwiederte Charny, „Geheimhaltung dieser ganzen Angelegenheit; einem Lackei anvertraut, läuft sie Gefahr, morgen der Gegenstand der Gespräche von ganz Paris zu sein."

„Ganz, wie es Ihnen beliebt, mein Herr, aber der Bursche, der uns gebracht hat, weiß sicherlich schon, um was es sich handelt. Dergleichen Menschen kennen zu genau die Manieren des Adels, um nicht zu vermuthen, daß wenn sich Edelleute in das Wäldchen von Boulogne, von Vincennes oder Latory führen lassen, und zwar so, wie wir uns führen ließen, dies nicht geschieht, um eine einfache Promenade zu machen. Ich wiederhole also, Ihr Kutscher weiß schon, woran er sich zu halten hat. Ich nehme nun an, er wisse es nicht. Er wird mich oder Sie verwundet, getödtet vielleicht sehen, und das wird genug für ihn sein, daß er begreift, obgleich ein wenig spät. Ist es nicht besser, ihn zu behalten, um denjenigen von uns, der nicht wird zurückkehren können, mitzunehmen, als einen von uns in der Verlegenheit des Alleinseins zu lassen?"

„Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte Charny.

Dann wandte er sich gegen seinen Kutscher um und rief diesem zu:

„Dauphin, halt! Du wirst hier warten."

Dauphin hatte vermuthet, man würde ihn zurückrufen; er hatte seine Pferde nicht angetrieben und war folglich nicht über den Bereich der Stimme hinausgekommen.

Dauphin hielt also an und da er, wie es Philipp vorhergesehen, vermuthete, was vorgehen sollte, so machte er es sich auf seinem Sitze bequem, um durch die noch der Blätter beraubten Bäume die Scene zu sehen, bei der ihm sein Herr eine der spielenden Personen sein zu müssen schien.

Philipp und Charny gingen in das Wäldchen hinein; nach Verlauf von fünf Minuten waren sie in der bläulichen Halbtinte, welche die Horizonte desselben gleichsam wischte, verloren.

Philipp, der voranging, traf unter seinem Fuß einen trockenen, harten Platz; dieser Platz bildete ein langes, wunderbar für die Sache, welche die jungen Leute herbeiführte, geeignetes Viereck.

„Unbeschadet Ihrer Ansicht, Herr von Charny, scheint mir dies eine vortreffliche Stelle zu sein."

„Vortrefflich, mein Herr," erwiederte Charny, während er seinen Rock auszog.

Philipp legte seinen Rock ebenfalls ab, warf seinen Hut auf die Erde und zog vom Leder.

„Mein Herr," sprach Charny, dessen Degen noch in der Scheide war, „zu jedem Andern, als zu Ihnen, würde ich sagen: Chevalier, ein Wort, wenn nicht der Entschuldigung, doch wenigstens der Milde, und nun sind wir gute Freunde, aber zu Ihnen, aber zu einem Braven, der aus Amerika, das heißt, aus einem Lande kommt, wo man sich so gut schlägt, kann ich nur..."

„Und ich," erwiederte Philipp, „ich würde sagen: Mein Herr! ich habe Ihnen gegenüber vielleicht den Anschein eines Unrechts, aber zu Ihnen, zu dem braven Seemann, der eines Abends die Bewunderung des

ganzen Hofes durch eine so glorreiche Waffenthat bildete, Ihnen, mein Herr von Charny, kann ich nichts sagen, wenn nicht: Herr Graf, erweisen Sie mir die Ehre, sich auszulegen."

Der Graf verbeugte sich und zog ebenfalls seinen Degen.

„Mein Herr, ich glaube, wir berühren uns, weder der Eine noch der Andere, bei der wahren Ursache des Streites."

„Ich begreife Sie nicht, Graf," erwiederte Philipp.

„Oh! Sie begreifen mich im Gegentheil, und zwar vollkommen, und da Sie aus einem Lande kommen, wo man nicht zu lügen versteht, so sind Sie erröthet, als Sie mir sagten, Sie begreifen mich nicht."

„Ausgelegt!" wiederholte Philipp.

Die Degen kreuzten sich.

Bei den ersten Ausfällen bemerkte Philipp, daß er eine bedeutende Ueberlegenheit über seinen Gegner hatte; doch statt ihm einen neuen Eifer zu verleihen, schien ihn diese Sicherheit völlig abzukühlen.

Da diese Ueberlegenheit Philipp seine ganze Kaltblütigkeit ließ, so entsprang hieraus, daß sein Spiel bald so ruhig wurde, als wäre er in einem Fechtsaale gewesen und als hätte er statt eines Degens ein Rappier in der Hand.

Philipp beschränkte sich auf das Pariren, und der Kampf dauerte über eine Minute, ohne daß er einen Stoß gethan hatte.

„Sie schonen mich, mein Herr," sagte Charny, „darf ich Sie fragen, aus welchem Grunde?"

Und eine rasche Finte markirend, fiel er weit gegen Philipp aus.

Aber Philipp umkreiste den Degen seines Gegners in einem noch viel rascheren Contre, und der Stoß war parirt.

Obgleich die Parade von Taverney den Degen von Charny von der Linie abgebracht hatte, that Taverney doch keinen Gegenstoß.

Charny wiederholte sein Manoeuvre, Taverney vereitelte es abermals durch eine einfache Parade; Charny sah sich genöthigt, sich rasch zu erheben.

Charny war jünger, glühender besonders, er schämte sich, daß sein Blut so gewaltig kochte, während sein Gegner völlig ruhig blieb; er wollte ihn nöthigen, aus dieser Ruhe herauszutreten.

„Ich sagte Ihnen, mein Herr, weder der Eine, noch der Andere von uns habe die wahre Ursache des Duells berührt."

Philipp antwortete nicht.

„Die wahre Ursache, ich will sie Ihnen nennen: Sie haben Streit mit mir gesucht, denn der Streit rührt von Ihnen her; Sie haben aus Eifersucht Streit mit mir gesucht."

Philipp blieb stumm.

„Sprechen Sie," sagte Charny, der sich im umgekehrten Sinn der Kaltblütigkeit von Philipp belebte, „welches Spiel spielen Sie, Herr von Taverney? Ist es Ihre Absicht, mir die Hand zu ermüden? Das wäre eine Ihrer unwürdige Berechnung. Alle Teufel! tödten Sie mich, wenn Sie können, aber tödten Sie mich wenigstens in voller Vertheidigung."

Philipp schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ja, mein Herr, der Vorwurf, den Sie mir machen, ist ein verdienter; ich habe Streit mit Ihnen gesucht und ich habe Unrecht gehabt."

„Es handelt sich jetzt nicht mehr hierum, mein Herr; Sie haben den Degen in der Hand, bedienen Sie sich Ihres Degens zu etwas Anderem, als zum Pariren, oder, wenn Sie mich nicht besser angreifen, vertheidigen Sie sich weniger."

„Mein Herr," erwiederte Philipp, „ich gebe mir die Ehre, Ihnen zum zweiten Male zu sagen, daß ich Unrecht gehabt habe und daß ich es bereue."

Aber das Blut von Charny war zu sehr entflammt, als daß er die Großmuth seines Gegners begriffen hätte; er nahm sie als eine Beleidigung auf.

„Ah!“ sagte er, „ich begreife, Sie wollen mir gegenüber Großmuth üben, nicht wahr, so ist es, Chevalier? Heute Abend oder morgen gedenken Sie einigen schönen Damen zu sagen, Sie haben mich auf den Kampfplatz geführt und mir hier das Leben geschenkt.“

„Mein Herr Graf,“ entgegnete Philipp, „ich befürchte in der That, daß Sie ein Narr werden.“

„Sie wollten Herrn von Cagliostro tödten, um der Königin zu gefallen, nicht wahr? und um der Königin noch sicherer zu gefallen, wollen Sie mich auch umbringen, aber durch die Lächerlichkeit.“

„Ah! das ist ein Wort zu viel,“ rief Philipp, die Stirne faltend. „Und dieses Wort beweist mir, daß Ihr Herz nicht so edel ist, als ich glaubte.“

„Wohl! so durchbohren Sie dieses Herz,“ rief Charny, indem er sich gerade in dem Augenblick bloßgab, wo Philipp rasch seinen Degen losmachte und ausfiel.

Der Degen glitt an den Rippen hin und öffnete eine blutige Furche unter dem Hemd von feiner Leinwand.

„Endlich bin ich verwundet!“ rief Charny freudig. „Nun werde ich, wenn ich Sie tödte, die schöne Rolle haben.“

„Ah! mein Herr! Sie sind entschieden völlig verrückt; Sie werden mich nicht tödten und nur eine alltäglich Rolle haben, denn Sie werden ohne Ursache und ohne Nutzen verwundet sein, da Niemand weiß, warum wir uns geschlagen haben.“

Charny that einen so raschen, geraden Stoß, daß Philipp kaum noch zur rechten Zeit zur Parade kam, als er aber zur Parade kam, band er den Degen und machte diesen mit einer kräftigen Peitschendrehung zehn Schritte von seinem Gegner hinausspringen.

Sogleich stürzte er auf diesen Degen zu und zerbrach ihn mit einem Tritt seines Absatzes.

„Herr von Charny," sagte er, „Sie haben mir nicht zu beweisen, daß Sie ein Braver sind; Sie hassen mich also ungemein, da Sie sich mit einer solchen Erbitterung mit mir zu schlagen suchten?"

Charny antwortete nicht; er erbleichte sichtbar.

Philipp schaute ihn ein paar Secunden an, um ein Geständniß oder ein Leugnen bei ihm hervorzurufen.

„Ah! mein Herr Graf," sagte er, „das Loos ist geworfen, wir sind Feinde."

Charny wankte. Philipp eilte auf ihn zu, um ihn zu halten; doch der Graf stieß seine Hand zurück.

„Ich danke," sagte er, „ich hoffe, bis zu meinem Wagen gehen zu können."

„Nehmen Sie wenigstens dieses Sacktuch, um das Blut zu hemmen."

„Gern."

Und er nahm das Sacktuch.

„Und meinen Arm, mein Herr; bei dem geringsten Hinderniß, auf das Sie stoßen, werden Sie, wankend, wie Sie sind, fallen, und Ihr Fall wird Ihnen einen unnöthigen Schmerz verursachen."

„Der Degen hat nur das Fleisch durchstoßen. Ich fühle nichts in meiner Brust."

„Desto besser, mein Herr."

„Und ich hoffe bald geheilt zu sein."

„Abermals desto besser. Doch wenn Sie Ihre Heilung durch Ihre Wünsche beschleunigen, um diesen Kampf wieder anzufangen, so sage ich Ihnen zum Voraus, daß Sie in mir schwer einen Gegner finden werden."

Charny suchte zu antworten, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen; er wankte, und Philipp hatte kaum Zeit, ihn in seinen Armen aufzufangen.

Dann hob er ihn in die Höhe, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und trug ihn halb ohnmächtig bis zu seinem Wagen.

Dauphin, der durch die Bäume gesehen hatte, was vorging, kürzte allerdings den Weg dadurch ab, daß er seinem Herrn entgegenkam.

Man legte Charny in den Wagen, er dankte Philipp mit einem Zeichen des Kopfes.

„Fahren Sie im Schritt, Kutscher," sagte Philipp.

„Aber Sie, mein Herr?" murmelte der Verwundete.

„Oh! kümmern Sie sich nicht um mich."

Und er grüßte ebenfalls und schloß den Kutschenschlag.

Philipp schaute dem Wagen nach, wie er sich langsam entfernte, sobald er aber an der Biegung einer Allee verschwunden war, schlug er selbst den kürzesten Weg nach Paris ein.

Doch er drehte sich noch ein letztes Mal um; da erblickte er den Wagen, der, statt, wie er, nach Paris zurückzukehren, seine Richtung nach Versailles nahm und sich unter den Bäumen verlor. Und er sprach die vier Worte, Worte nach einem tiefen Nachsinnen tief aus seinem Herzen gerissen:

„Sie wird ihn beklagen."

XXXII.

Das Haus der Rue Saint-Gilles.

Vor der Thüre des Aufsehers fand Philipp einen Miethwagen und sprang hinein.

„Rue Neuve Saint-Gilles," sagte er zum Kutscher, „und rasch gefahren."

Ein Mann, der sich so eben geschlagen und eine siegreiche Miene behalten hat, ein kräftiger Mann, dessen Gestalt den Adel verkündigt, ein Mann in bürgerlicher Kleidung, dessen Tournure einen Militär verräth, das war mehr, als es brauchte, um den

ehrlichen Kutscher anzueifern, dessen Peitsche, wenn sie nicht, wie der Dreizack Neptun's, das Scepter der Welt, doch wenigstens für Philipp ein sehr wichtiges Scepter war.

Der Automedon zu vierundzwanzig Sous durchflog also den Raum und brachte Philipp ganz bebend nach der Rue Saint-Gilles vor das Hotel des Grafen von Cagliostro.

Das Hotel war von einer großen äußern Einfachheit, von einer großen Majestät der Linien, wie die Mehrzahl der unter Ludwig XIV. errichteten Gebäude, nach den verschrobenen, bizarren Bauten von Marmor oder Backstein, welche unter der Regierung von Ludwig XIII. bei der Renaissance errichtet wurden.

Ein großer, mit zwei Pferden bespannter Wagen schaukelte sich auf seinen weichen Federn in einem geräumigen Ehrenhofe.

Der Kutscher schlief auf seinem Bock, in einen weiten, mit Fuchspelz ausgeschlagenen Oberrock gehüllt; zwei Bediente, von denen einer einen Hirschfänger trug, gingen schweigsam auf der Freitreppe auf und ab.

Außer diesen handelnden Personen erschien kein Lebenszeichen im Hotel.

Der Fiacre von Philipp, obgleich nur Fiacre, hatte Befehl erhalten, hinein zu fahren; er rief den Portier an, und dieser machte sogleich die Angel des massiven Thores ächzen.

Philipp sprang zu Boden, eilte gegen die Freitreppe und wandte sich zugleich an die beiden Bedienten mit der Frage:

„Der Herr Graf von Cagliostro?"

„Der Herr Graf ist im Begriff, auszufahren," antwortete einer von den Bedienten.

„Ein Grund mehr, daß ich mich beeile," sagte Philipp, „denn ich muß ihn nothwendig sprechen, ehe er ausfährt. Melden Sie den Chevalier Philipp von Taverney."

Und er folgte dem Lackei mit so hastigem Schritte, ß er zu gleicher Zeit mit ihm in den Salon kam.

„Der Chevalier Philipp von Taverney!“ wieder- lte nach dem Bedienten eine zugleich männliche und nste Stimme.

„Lassen Sie ihn eintreten.“

Philipp trat unter dem Einflusse einer gewissen emüthsbewegung ein, welche diese so ruhige Stimme ihm veranlaßt hatte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte Philipp, dem er einen Mann von hohem Wuchse, von unge- öhnlicher Stärke und Frische begrüßte, der keine idere Person war, als diejenige, welche wir nach und ich an der Tafel des Marschalls von Richelieu, bei r Kufe von Mesmer, im Zimmer von Mademoiselle liva und auf dem Ball der Oper haben erscheinen hen.

„Sie entschuldigen, mein Herr! Und worüber?“ wiederte er.

„Darüber, daß ich Sie auszufahren abhalte.“

„Sie hätten sich entschuldigen müssen, wenn Sie äter gekommen wären, Chevalier.“

„Warum?“

„Weil ich Sie erwartete.“

Philipp faltete die Stirne.

„Wie, Sie erwarteten mich?“

„Ja, ich war von Ihrem Besuche in Kenntniß esetzt.“

„Von meinem Besuche waren Sie in Kenntniß esetzt?“

„Ja, seit zwei Stunden. Nicht wahr, es müssen wa zwei Stunden sein, daß Sie hierher kommen ollten, als ein von Ihrem Willen unabhängiger ufall Sie nöthigte, die Ausführung Ihres Vorhabens u verzögern?“

Philipp zog die Fäuste zusammen; er fühlte, daß ieser Mann einen seltsamen Einfluß auf ihn gewann.

Aber ohne im Mindesten die Nervenbewegungen

zu bemerken, welche Philipp schüttelten, sagte der Graf:

„Ich bitte Sie, setzen Sie sich, Herr von Taverney.“

Und er rückte Philipp einen Lehnstuhl zu, der vor dem Kamin stand.

„Dieser Lehnstuhl ist für Sie hieher gestellt worden,“ fügte er bei.

„Lassen wir die Scherze, Herr Graf,“ erwiederte Philipp mit einer Stimme, welche er so ruhig zu machen suchte, als es die von Cagliostro war, aus der er aber ein leichtes Zittern nicht zu entfernen vermochte.

„Genug also der Charlatanerie, mein Herr; sind Sie ein Wahrsager, so bin ich doch nicht gekommen um Ihre Wahrsagerkunst auf die Probe zu stellen; sind Sie ein Wahrsager, desto besser für Sie, denn Sie wissen schon, was ich Ihnen sagen will, und können sich zum Voraus schützen.“

„Mich schützen . . .“ versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, „und wovor, wenn es beliebt?“

„Errathen Sie, wenn Sie ein Wahrsager sind.“

„Gut. Um Ihnen Vergnügen zu machen, will ich Ihnen die Mühe, mir den Beweggrund Ihres Besuches auseinanderzusetzen, ersparen: Sie kommen, um Streit mit mir zu suchen.“

„Sie wissen das?“

„Allerdings.“

„So wissen Sie auch, aus welcher Veranlassung,“ rief Philipp.

„Wegen der Königin. Nun ist aber die Reihe an Ihnen. Fahren Sie fort, ich höre Sie.“

Diese letzten Worte wurden nicht mehr mit dem höflichen Ausdruck des Wirthes, sondern mit dem trockenen, kalten Tone des Gegners gesprochen.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ sagte Philipp „und das ist mir lieber.“

„So kommt die Sache vortrefflich.“

„Mein Herr, es gibt ein gewisses Pamphlet . . .“

„Es gibt viele Pamphlete, mein Herr.“

„Veröffentlicht durch einen gewissen Zeitungsschreiber.“

„Es gibt viele Zeitungsschreiber.“

„Warten Sie... dieses Pamphlet... wir werden uns mit dem Zeitungsschreiber später beschäftigen.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, mein Herr,“ unterbrach Cagliostro mit einem Lächeln, „Sie haben sich schon mit ihm beschäftigt.“

„Es ist gut; ich sagte also, es gebe ein gewisses gegen die Königin gerichtetes Pamphlet.“

Cagliostro machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Sie kennen dieses Pamphlet?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie haben sogar tausend Exemplare davon gekauft?“

„Ich leugne es nicht.“

„Diese tausend Exemplare sind zum großen Glück nicht in Ihre Hände gelangt.“

„Was bringt Sie auf diesen Gedanken, mein Herr?“

„Daß ich dem Commissionär, der den Ballen trug, begegnet bin, daß ich ihn bezahlt und in mein Haus geschickt habe, wo mein Bedienter, zuvor benachrichtigt, ihn empfangen mußte.“

„Warum besorgen Sie Ihre Angelegenheiten nicht selbst bis zum Ende?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, sie wären besser besorgt.“

„Ich habe meine Angelegenheiten nicht bis zum Ende abgemacht, weil ich, während mein Bedienter diese tausend Exemplare Ihrer sonderbaren Bibliomanie zu entziehen beschäftigt war, den Rest der Ausgabe zerstörte.“

„Sie sind also sicher, daß die für mich bestimmten tausend Exemplare nicht zu mir gekommen sind?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Sie täuschen sich, mein Herr.“

„Wie so?“ versetzte Taverney mit einer Beklem-

mung des Herzens, „und warum sollten sie nicht bei mir sein?“

„Weil sie hier sind,“ erwiederte ruhig der Graf, indem er sich an den Kamin anlehnte.

Philipp machte eine drohende Geberde.

„Ah! Sie glauben,“ sprach der Graf so phlegmatisch, als Nestor, „Sie glauben, ich, ein Wahrsager, wie Sie mich nennen, lasse so ein Spiel mit mir treiben? Sie glaubten einen Gedanken gehabt zu haben, als Sie den Commissionär bestachen? Wohl! ich habe einen Intendanten; mein Intendant hat auch einen Gedanken gehabt. Ich bezahle ihn hiefür; er hat errathen; das ist ganz natürlich, daß der Intendant eines Wahrsagers erräth; er hat errathen, Sie würden zu dem Zeitungsschreiber kommen, Sie würden dem Commissionär begegnen und ihn bestechen; er folgte dem Commissionär und bedrohte denselben, ihn zu zwingen, das Geld herauszugeben, das er von Ihnen erhalten: der Mann bekam Angst, anstatt seinen Weg nach Ihrem Hause fortzusetzen, folgte er meinem Intendanten hierher. Sie bezweifeln das?“

„Ich bezweifle es.“

„Vide pedes, vide manus! hat Jesus zum heiligen Thomas gesagt. Ich sage Ihnen, Herr von Taverney: Sehen Sie den Schrank und befühlen Sie die Brochuren.“

So sprechend, öffnete er einen bewunderungswürdig geschnitzten Schrank von Eichenholz, und in dem Hauptfach zeigte er dem erbleichenden Chevalier die noch von dem schimmligen Geruch des feuchten Papieres geschwängerten tausend Exemplare der Brochure.

Philipp näherte sich dem Grafen. Dieser rührte sich nicht, obgleich die Haltung des Chevalier äußerst drohend war.

„Mein Herr,“ sagte Philipp, „Sie scheinen mir ein muthiger Mann zu sein, ich fordere Sie auf, mir mit dem Degen in der Hand Genugthuung zu geben.“

„Genugthuung wofür?“ fragte der Graf.

„Für die der Königin widerfahrene Beleidigung, eine Beleidigung, der Sie sich mitschuldig machen, indem Sie auch nur ein Exemplar von diesem Blatt behalten."

„Mein Herr," erwiederte Cagliostro, ohne seine Stellung zu verändern, „Sie sind in der That in einem Irrthum begriffen, der mir leid thut. Ich liebe die Neuigkeiten, die ärgerlichen Gerüchte, die ephemeren Dinge. Ich sammle dergleichen, um mich später an tausend Dinge zu erinnern, die ich ohne diese Vorsicht vergessen würde. Ich habe diese Zeitungen gekauft; worin sehen Sie, daß ich irgend Jemand, indem ich sie gekauft, beleidigt habe?"

„Sie haben mich beleidigt!"

„Sie?"

„Ja, mich! mich, mein Herr; verstehen Sie?"

„Nein, bei meiner Ehre, ich verstehe nicht."

„Ich frage Sie, warum sind Sie mit einem solchen Eifer darauf bedacht, eine so häßliche Brochure zu kaufen?"

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, die Manie der Sammlungen."

„Ist man ein Mann von Ehre, mein Herr, so sammelt man keine Schändlichkeiten."

„Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, ich bin nicht Ihrer Ansicht über die Betitelung dieser Brochure: es ist vielleicht ein Pamphlet, aber es ist keine Schändlichkeit."

„Sie werden wenigstens gestehen, das es eine Lüge ist?"

„Sie täuschen sich abermals, mein Herr, denn Ihre Majestät die Königin ist bei der Kufe von Mesmer gewesen."

„Das ist falsch, mein Herr."

„Sie wollen damit sagen, ich habe gelogen?"

„Ich will es nicht sagen, ich sage es."

„Wohl! da es so ist, so antworte ich Ihnen mit einem einzigen Wort: Ich habe sie gesehen."

„Sie haben sie gesehen?“

„Wie ich Sie sehe, mein Herr.“

Philipp schaute dem Grafen in's Gesicht, er wollte mit seinem so treuherzigen, so edlen, so schönen Blick gegen den leuchtenden Blick von Cagliostro kämpfen, doch dieser Kampf ermüdete ihn am Ende, er wandte das Gesicht ab und rief:

„Nun denn! ich beharre nicht minder auf der Behauptung, daß Sie lügen.“

Cagliostro zuckte die Achseln, als ob er von einem Narren beleidigt worden wäre.

„Hören Sie mich nicht?“ sprach Philipp mit dumpfem Tone.

„Im Gegentheil, mein Herr, ich habe kein Wort von dem, was Sie sagen, verloren.“

„Nun! wissen Sie nicht, was die Beschuldigung einer Lüge heißt?“

„Doch, mein Herr,“ erwiederte Cagliostro, „es gibt sogar ein französisches Sprüchwort, welches sagt: Der Beschuldigung einer Lüge gebühre eine Ohrfeige.“

„So wundere ich mich über Eines.“

„Worüber?“

„Daß ich Ihre Hand noch nicht habe zu meinem Gesicht sich erheben sehen, während Sie Edelmann sind und das französische Sprüchwort kennen.“

„Ehe mich Gott zum Edelmann gemacht und das französische Sprüchwort gelehrt hat, hat er mich zum Menschen gemacht und mir meines Gleichen zu lieben befohlen.“

„Mein Herr, Sie verweigern mir also Genugthuung mit bewaffneter Hand?“

„Ich bezahle nur, was ich schuldig bin.“

„Sie werden mir also auf eine andere Weise Genugthuung geben?“

„Wie dies?“

„Ich werde Sie nicht schlimmer behandeln, als ein Mann von Adel einen andern behandeln soll; ich verlange nur von Ihnen, daß Sie in meiner Gegen-

wart alle in diesem Schranke vorhandenen Exemplare verbrennen."

„Und ich, ich weigere mich dessen."

„Bedenken Sie wohl..."

„Ich habe bedacht."

„Sie werden mich in die Nothwendigkeit versetzen, gegen Sie zu verfahren, wie ich gegen den Zeitungsschreiber verfahren bin."

„Ah! Stockschläge," sagte Cagliostro lachend und ohne daß er sich mehr rührte, als eine Bildsäule gethan hätte.

„Weder mehr, noch weniger, mein Herr; oh, Sie werden Ihre Leute nicht rufen."

„Ich? ah! bah! warum sollte ich meine Leute rufen? das geht sie nichts an, ich werde wohl meine Sachen selbst abmachen. Ich bin stärker, als Sie; Sie bezweifeln es? Ich schwöre es Ihnen. Bedenken Sie es also Ihrerseits. Nähern Sie sich mit Ihrem Stocke, so nehme ich Sie beim Hals und beim Rückgrat und schleudere Sie zehn Schritte von mir, und zwar, verstehen Sie wohl, dies so oft, als Sie wieder an mich zu kommen versuchen werden."

„Spiel des englischen Lord, das heißt Reffträgerspiel. Wohl! es sei, mein Herr Hercules; ich nehme es an."

Und außer sich vor Wuth, warf sich Philipp auf Cagliostro, doch plötzlich steifte dieser seine Arme wie zwei stählerne Klammern, packte den Chevalier am Hals und am Gürtel und schleuderte ihn ganz betäubt auf einen Haufen von Polstern, die auf einem Sopha in einer Ecke des Salon lagen.

Dann nach dieser Probe wunderbarer Stärke stellte er sich wieder vor den Kamin und nahm seine vorige Haltung an, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Philipp erhob sich bleich und schäumend, doch die Gegenwirkung einer kalten Beurtheilung gab ihm rasch wieder seine moralischen Fähigkeiten. Er stand auf,

richtete seinen Rock und seine Manchetten zurecht und sprach mit düsterem Tone:

„Sie sind in der That so stark wie vier Männer, mein Herr, doch Ihre Logik ist nicht so nervig, als Ihr Faustgelenke. Indem Sie mich behandelten, wie Sie es so eben gethan, vergaßen Sie, daß ich, besiegt, gedemüthigt, für immer Ihr Feind, das Recht erlangt habe, Ihnen zu sagen: Den Degen in die Hand, Graf, oder ich tödte Sie."

Cagliostro rührte sich nicht.

„Den Degen in die Hand, sage ich Ihnen, oder Sie sind ein Todter," fuhr Philipp fort.

„Mein Herr, Sie sind noch nicht nahe genug bei mir, daß ich Sie behandle, wie das erste Mal," erwiederte der Graf, „und ich werde mich nicht der Gefahr aussetzen, verwundet, sogar getödtet zu werden, wie der arme Gilbert."

„Gilbert!" rief Philipp wankend, „Sie sprechen da ..."

„Zum Glück haben Sie diesmal kein Schießgewehr, sondern einen Degen."

„Mein Herr!" rief Philipp, „Sie sprechen da einen Namen aus ..."

„Ja, nicht wahr? der ein furchtbares Echo in Ihren Erinnerungen erweckt hat."

„Mein Herr!"

„Einen Namen, den Sie nicht mehr zu hören glaubten, denn Sie waren allein mit dem armen Kinde in jener Grotte der Azorischen Inseln, als Sie ihn ermordeten, nicht wahr?"

„Oh!" rief Philipp, „vertheidigen Sie sich! vertheidigen Sie sich!"

„Wenn Sie wüßten," entgegnete Cagliostro, Philipp anschauend, „wenn Sie wüßten, wie leicht es wäre, den Degen aus ihren Händen fallen zu machen."

„Mit Ihrem Degen?"

„Ja, vor Allem mit meinem Degen, wenn ich wollte."

„Auf denn! auf denn!“

„Oh! ich werde mich nicht dem aussetzen, ich habe ein sichereres Mittel!“

„Ich sage Ihnen zum letzten Mal, den Degen in die Hand, oder Sie sind ein Todter!“ rief Philipp, gegen den Grafen springend.

Doch diesmal von der kaum drei Zoll von seiner Brust entfernten Degenspitze bedroht, nahm der Graf aus seiner Tasche ein Fläschchen, entpfropfte es und spritzte Philipp den Inhalt in's Gesicht.

Kaum hatte die Flussigkeit den Chevalier berührt, als dieser wankte, den Degen fallen ließ, sich um sich selbst drehte, auf die Kniee fiel, als hätten seine Beine die Kraft verloren, ihn zu tragen, und einige Secunden lang völlig den Gebrauch seiner Sinne verlor.

Cagliostro verhinderte ihn, ganz und gar zu Boden zu fallen, hob ihn auf, übergab ihm seinen Degen in der Scheide, setzte ihn in einen Lehnstuhl, wartete, bis seine Vernunft völlig wiedergekehrt war, und sagte dann:

„In Ihrem Alter macht man keine Tollheiten mehr; lassen Sie also ab, närrisch zu sein wie ein Kind, und hören Sie mich.“

Philipp schüttelte sich, stemmte sich an, vertrieb die Ermattung, die sich seines Gehirnes bemächtigt hatte, und murmelte:

„Oh! mein Herr, ist es das, was Sie eines Edelmanns Waffen nennen?“

Cagliostro zuckte die Achseln und erwiederte:

„Sie wiederholen immer dieselbe Phrase. Wenn wir Leute von Adel unsern Mund weit geöffnet haben, um das Wort: Edelmann durchzulassen, so ist Alles gesagt. Was nennen Sie eines Edelmanns Waffen? Etwa Ihren Degen, der Sie so schlecht gegen mich bedient hat? Oder Ihr Schießgewehr, das Sie so gut gegen Gilbert bedient hat? Was macht die erhabenen Männer, Chevalier? glauben Sie, es sei das klangvolle Wort: Edelmann? Nein. Es ist vor Allem die

Vernunft, sodann die Stärke und endlich die Wissenschaft. Dies Alles habe ich Ihnen gegenüber benützt; mit meiner Vernunft habe ich Ihren Beleidigungen Trotz geboten, im Glauben, daß Sie mich anhörten; mit meiner Stärke habe ich Ihrer Stärke getrotzt; mit meiner Wissenschaft habe ich zugleich Ihre körperlichen und moralischen Kräfte ausgelöscht: es bleibt nur noch übrig, Ihnen zu beweisen, daß Sie, indem Sie, die Drohung im Munde, hierher kamen, zwei Fehler begingen."

„Sie haben mich vernichtet," erwiederte Philipp, „ich kann mich nicht mehr bewegen, Sie haben sich zum Herrn meiner Muskeln und meines Geistes gemacht und fragen mich nun, ob ich Sie anhören will, während ich nichts Anderes thun kann?"

Da nahm Cagliostro ein goldenes Fläschchen, das auf dem Kamin ein Aesculap von Bronze hielt und sprach mit einer Sanftheit voll Adel:

„Riechen Sie an diesem Fläschchen, Chevalier."

Philipp gehorchte; die Dünste, die sein Gehirn verdunkelten, zerstreuten sich, und es kam ihm vor, als ob die Sonne, in die Wände seines Schädels herabsteigend, alle Ideen darin erleuchtete.

„Oh! ich werde wiedergeboren!" sagte er.

„Und Sie fühlen sich wohl, das heißt frei und stark?"

„Ja."

„Mit der Erinnerung an das Vorgefallene?"

„Oh! ja."

„Und da ich es mit einem Manne von Herz zu thun habe, der Geist besitzt, so gewährt mir diese Erinnerung, die bei Ihnen wiederkehrt, jeden Vortheil bei dem, was zwischen uns vorgegangen ist."

„Nein," sagte Philipp, „denn ich handelte kraft eines Lebensprincips, kraft eines heiligen Princips."

„Was thaten Sie denn?"

„Ich vertheidigte die Monarchie."

„Sie, Sie vertheidigten die Monarchie?"

„Ja, ich."

„Sie, ein Mann, der nach Amerika gegangen ist, um die Republik zu vertheidigen! Ei! mein Gott, seien Sie doch offenherzig, oder es ist nicht die Republik, das Sie dort vertheidigten, oder es ist nicht die Monarchie, was Sie hier vertheidigen.“

Philipp schlug die Augen nieder.

„Lieben,“ fuhr Cagliostro fort, „lieben Sie diejenigen, welche Sie verachten; lieben Sie diejenigen, welche Sie vergessen: lieben Sie diejenigen, welche Sie hintergehen ... es ist das Eigenthümliche großer Seelen, daß sie in ihren großen Zuneigungen verrathen werden; es ist das Gesetz von Jesus, Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Christ, Herr von Taverney.“

„Mein Herr!“ rief Philipp ganz erschrocken, daß er Cagliostro so in der Vergangenheit und in der Gegenwart lesen sah, „kein Wort mehr, denn wenn ich das Königthum nicht vertheidigte, so vertheidigte ich die Königin, d. h. eine achtungswerthe, unschuldige Frau, achtungswerth noch, wenn sie es nicht mehr wäre, denn es ist ein göttliches Gesetz, die Schwachen zu vertheidigen.“

„Die Schwachen! eine Königin, nennen Sie das ein schwaches Wesen? diejenige, vor welcher achtundzwanzig Millionen lebendiger denkender Wesen das Knie beugen? oh! gehen Sie!“

„Mein Herr! man verleumdet sie.“

„Was wissen Sie davon?“

„Ich will es glauben.“

„Sie denken, das sei Ihr Recht?“

„Allerdings.“

„Wohl! mein Recht ist, das Gegentheil zu glauben.“

„Sie handeln wie ein böser Geist.“

„Wer sagt Ihnen das?“ rief Cagliostro, dessen Auge plötzlich funkelte und Philipp mit Glanz übergoß, „woher kommt die Vermessenheit, zu glauben, Sie haben Recht und ich habe Unrecht? Woher kommt die Kühnheit, Ihr Princip dem meinigen vorzuziehen? Sie ver-

theidigen das Königthum! Wohl! wenn ich die Menschheit vertheidigte? Sie sagen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; ich sage: Gebt Gott, was Gottes ist. Republikaner von Amerika, Ritter vom Orden des Cincinnatus, ich erinnere Sie an die Liebe zu den Menschen, an die Liebe zur Gleichheit. Sie gehen auf den Völkern, um den Königinnen die Hände zu küssen; ich, ich trete die Königinnen mit Füßen, um die Völker um einen Grad zu erhöhen. Ich störe Sie nicht in Ihren Anbetungen, stören Sie mich nicht in meiner Arbeit. Ich lasse Ihnen das große Licht des Tages, die Sonne des Himmels und die Sonne der Höfe, lassen Sie mir den Schatten und die Einsamkeit. Sie begreifen die Stärke meiner Sprache, wie Sie vorhin die Stärke meiner Individualität begriffen haben. Sie sagten zu mir: Stirb Du, der Du den Gegenstand meiner Verehrung beleidigt hast; ich sage: Lebe, Du, der Du meine Anbetungen bekämpfst, und wenn ich dies sage, so geschieht es, weil ich mich mit meinem Princip stark fühle, weil weder Sie, noch die Ihrigen, so sehr sie sich auch anstrengen mögen, mich nur einen Augenblick in meinem Gange aufhalten werden."

„Mein Herr! Sie erschrecken mich," sagte Philipp, zuerst vielleicht erblicke ich, mit Ihrer Hülfe, die Tiefe eines Abgrundes, dem das Königthum zuläuft."

„Seien Sie klug, wenn Sie den Absturz gesehen haben."

„Sie, der Sie mir dies sagen," erwiederte Philipp, bewegt durch den väterlichen Ton, mit dem Cagliostro mit ihm gesprochen hatte, „Sie, der Sie mir so furchtbare Geheimnisse enthüllen, Sie ermangeln noch des Edelmuthes; denn Sie wissen wohl, daß ich mich in den Schlund werfen werde, ehe ich diejenigen, welche ich vertheidige, hineinfallen sehe."

„Wohl denn! ich werde Sie gewarnt haben und waſche mir, wie jener Präfect von Tiberius, die Hände, Herr von Taverney."

„Wohl! ich!" rief Philipp mit einer fieberhaften

Heftigkeit auf Cagliostro zulaufend, „ich, der ich nur ein schwacher und Ihnen gegenüber untergeordneter Mensch bin, ich werde mich gegen Sie der Waffen des Schwachen bedienen, ich werde Sie mit feuchtem Auge, mit zitternder Stimme und gefalteten Händen ansprechen; ich werde Sie anflehen, mir nur diesmal die Begnadigung derjenigen, welche Sie verfolgen, zu gewähren. Ich werde Sie für mich bitten, hören Sie wohl, für mich, der ich mich, ich weiß nicht warum, nicht daran gewöhnen kann, in Ihnen einen Feind zu sehen, ich werde Sie erweichen, ich werde Sie überzeugen, ich werde es endlich bei Ihnen erlangen, daß Sie nicht hinter mir den Gewissensbiß lassen, den Untergang der armen Königin gesehen und ihn nicht beschworen zu haben. Kurz, mein Herr, nicht wahr, ich werde es bei Ihnen dahin bringen, daß Sie das Pamphlet verbrennen, das eine Frau weinen machen wird; ich werde das von Ihnen erlangen, oder, bei meiner Ehre, bei der unseligen Liebe, die Sie so wohl kennen, mit diesem gegen Sie ohnmächtigen Degen durchbohre ich mir das Herz zu Ihren Füßen."

„Ah!" murmelte Cagliostro, indem er Philipp mit Augen voll beredten Schmerzes anschaute; „ah! warum sind sie nicht Alle, wie Sie sind! ich würde ihnen gehören, und sie wären nicht verloren!"

„Oh! mein Herr! ich bitte Sie, antworten Sie auf meine Frage."

„Zählen Sie," erwiederte Cagliostro nach einem Stillschweigen, „zählen Sie, ob die tausend Exemplare wirklich da sind, und verbrennen Sie dieselben bis auf das letzte."

Philipp fühlte, daß sein Herz zu seinen Lippen aufstieg, er lief zu dem Schrank, zog die Brochuren heraus, warf sie in's Feuer, drückte Cagliostro voll Innigkeit die Hand und sprach:

„Gott befohlen, mein Herr, hundertmal Dank für das, was Sie für mich gethan haben."

Und er entfernte sich.

„Ich war dem Bruder," sagte Cagliostro, als er ihn weggehen sah, „ich war dem Bruder diese Entschädigung für das schuldig, was die Schwester ausgestanden hatte."

Und die Achseln zuckend, rief er:

„Meine Pferde!"

XXXIII.

Das Haupt der Familie Taverney.

Während diese Dinge sich in der Rue Neuve-Saint-Gilles ereigneten, ging Herr von Taverney, der Vater, in seinem Garten spazieren, gefolgt von zwei Lackeien, die einen Lehnstuhl schoben.

Es gab in Versailles und gibt vielleicht noch von jenen alten Hotels mit französischen Gärten, die, durch eine knechtische Nachahmung des Geschmackes und der Ideen des Gebieters, im Kleinen an das Versailles von Le Notre und Mansard erinnerten.

Mehrere Höflinge, Herr de la Feuillade war das Muster von ihnen, hatten sich in verjüngtem Maßstabe eine unterirdische Orangerie, einen Schweizer-Teich und Apollo-Bäder bauen lassen.

Man fand auch den Ehrenhof und die Trianons, Alles in einem fünfhundertstels Maßstabe: jedes Bassin war von einem Eimer Wasser dargestellt.

Herr von Taverney hatte dasselbe gethan, seitdem von S. M. Ludwig XV. die Trianons beliebt worden waren. Das Haus in Versailles hatte seine Trianons, seine Obstgärten und seine Blumenbeete bekommen. Seitdem S. M. König Ludwig XVI. seine Schlosserwerkstätte und seine Drechselbank eingerichtet, besaß Herr von Taverney seine Schmiede- und seine Hobelbank. Seitdem Marie-Antoinette englische Gärten,

künſtliche Flüſſe, Prairien und Schweizerhütten gezeichnet, hatte Herr von Taverney in einer Ecke ſeines Gartens ein Trianon für Puppen und einen Bach für junge Enten gemacht.

In dem Augenblick, wo wir ihn auffaſſen, ſchlürfte er indeſſen die Sonne in der einzigen Allee vom großen Jahrhundert ein, die ihm blieb, in einer Allee von Linden mit den langen Faſern, die ſo roth wie der Eiſendraht, der aus dem Feuer kommt. Er ging in kurzen Schritten, die Hände im Aermel, und alle fünf Minuten näherte ſich ihm der Stuhl, der von den Bedienten geſchoben wurde, um ihm nach der Leibesübung Ruhe anzubieten.

Er genoß, der großen Sonne zublinzelnd, dieſe Ruhe, als vom Hauſe ein Portier herbeilief und ihm zurief:

„Der Herr Chevalier!“

„Mein Sohn!“ ſagte der Greis mit ſtolzer Freude.

Dann wandte er ſich und ſprach, als er Philipp erblickte, der dem Portier folgte:

„Mein lieber Chevalier.“

Und durch eine Geberde entließ er die Bedienten.

„Komm, Philipp, komm,“ fuhr der Baron fort, „Du erſcheinſt zu rechter Zeit, mein Geiſt iſt voll freudiger Gedanken. Ei! was für ein Geſicht machſt Du denn? Du ſchmollſt?“

„Ich, mein Vater, nein.“

„Du weißt ſchon das Reſultat der Sache?“

„Welcher Sache?“

Der Greis wandte ſich um, als wollte er ſehen, ob man horchte.

„Sie können ſprechen, Niemand horcht, mein Herr,“ ſagte Philipp.

„Ich meine die Geſchichte vom Ball.“

„Ich begreife noch weniger.“

„Vom Ball der Oper.“

Philipp erröthete, der boshafte Greis bemerkte es.

„Unkluger!“ ſagte er, „Du machſt es wie die

ſchlechten Seeleute: ſobald ſie günſtigen Wind haben, ſetzen ſie alle Segel ein. Auf, ſetze Dich auf dieſe Bank und höre meine Moral.“

„Mein Herr...“

„Du treibſt Mißbrauch, Du ſchneideſt zu ſcharf durch, Du, der Du einſt ſo ſchüchtern, ſo zart, ſo zurückhaltend warſt, compromittirſt ſie nun.“

Philipp ſtand auf.

„Von wem ſprechen Sie, mein Herr?„

„Von ihr, bei Gott, von ihr.“

„Wer iſt das?“

„Ah! Du glaubſt, ich wiſſe nichts von Deinem muthwilligen Streich, von dem Streich von Euch Beiden auf dem Ball der Oper? das iſt hübſch.“

„Mein Herr, ich betheure Ihnen...“

„Aergere Dich nicht, was ich Dir ſage, ſage ich Dir zu Deinem Beſten, Du haſt keine Vorſicht, was Teufels, man wird Dich erwiſchen! Man hat Dich diesmal mit ihr auf dem Ball geſehen, man wird Dich ein anderes Mal anderswo ſehen.“

„Man hat mich geſehen?“

„Bei Gott! hatteſt Du, ja oder nein, einen blauen Domino?“

Taverney wollte aufſchreien, er habe keinen blauen Domino, und man täuſche ſich, er ſei nicht auf dem Ball geweſen, er wiſſe nicht, welchen Ball ſein Vater meine; aber es widerſtrebt gewiſſen Herzen, ſich bei ſo delicaten Umſtänden zu vertheidigen; nur diejenigen vertheidigen ſich energiſch, welche wiſſen, daß man ſie liebt, und daß ſie, indem ſie ſich vertheidigen, dem Freund, der ſie anſchuldigt, einen Dienſt thun.

„Wozu ſoll es nützen, daß ich meinem Vater Erklärungen gebe?“ dachte Philipp, „überdies muß ich Alles wiſſen.“

Er neigte das Haupt, wie ein Schuldiger, der geſteht.

„Du ſiehſt wohl,“ fuhr der Greis triumphirend fort, „Du biſt erkannt worden, deſſen war ich ſicher.

Herr von Richelieu, der Dich ungemein liebt, und der, trotz seiner einundachtzig Jahre, auf dem Ball war, Herr von Richelieu suchte, wer der blaue Domino sein könnte, dem die Königin den Arm gab, und er fand nur Dich, den er im Verdacht haben konnte; denn er hat alle Andere gesehen, und Du weißt, ob er sich darauf versteht, der Herr Marschall."

„Daß man mich im Verdacht gehabt hat, begreife ich," erwiederte Philipp mit kaltem Tone; „daß man aber die Königin erkannt hat, das ist noch viel auffallender."

„Es war nicht schwer, sie zu erkennen, da sie die Maske abnahm! Oh! siehst Du, das übersteigt jede Einbildungskraft. Eine solche Verwegenheit! Diese Frau muß rasend in Dich verliebt sein."

Philipp erröthete. Das Gespräch unterstützend weiter gehen war ihm unmöglich geworden.

„Wenn es nicht Verwegenheit ist," fuhr Taverney fort, „so kann es nur ein sehr ärgerlichen Zufall sein. Nimm Dich in Acht, es gibt Eifersüchtige, und zwar Eifersüchtige, die zu fürchten sind. Es ist ein beneideter Posten, der Posten des Günstlings der Königin, besonders wenn die Königin der wahre König ist," fügte Vater Taverney bei.

Und er schlürfte langsam eine Prise Tabak.

„Du wirst mir meine Moral verzeihen, nicht wahr, Chevalier? Verzeih' sie mir, mein Lieber. Ich hege Dankbarkeit für Dich, und ich möchte es gern verhüten, daß der Hauch des Zufalls, da es nun einmal Zufall ist, das Gerüste zerstöre, welches Du so geschickt aufgebaut hast."

Philipp erhob sich in Schweiß gebadet, die Fäuste krampfhaft zusammengezogen. Er schickte sich an, wegzugehen, um das Gespräch abzubrechen, mit der Freude, mit der man einer Schlange das Wirbelbein abbricht; doch ein Gefühl hielt ihn zurück, ein Gefühl schmerzlicher Neugierde, eine von jenen wüthenden Begierden, das Schlimme zu erfahren, ein un-

barmherziger Stachel, der die liebevollen Herzen bearbeitet.

„Ich sagte also, man beneide uns," sprach der Greis; „das ist ganz einfach. Wir haben indessen den Gipfel noch nicht erreicht, zu dem Du uns hinaufsteigen machst. Dir gebührt der Ruhm, Dir haben wir es zu verdanken, daß der Name der Taverney über ihre demüthige Quelle emporgesprungen ist. Nur, sei klug, sonst werden wir nicht zum Ziele gelangen, und Deine Pläne werden unter Weges scheitern. Es wäre in der That Schade. Wir gehen einen raschen Gang."

Philipp wandte sich ab, um den tiefen Ekel, die blutige Verachtung zu verbergen, die seinen Zügen in diesem Augenblick einen Ausdruck verliehen, worüber der Greis erstaunt, vielleicht erschrocken wäre.

„In einiger Zeit wirst Du eine hohe Stelle verlangen," sagte der Greis, sich belebend. Du lässest mir irgendwo, doch nicht zu fern von Paris, eine königliche Lieutenance geben; Du lässest sodann Taverney-Maison-Rouge zu einer Pairie erheben; Du lässest mich bei der nächsten Promotion des Ordens in die Liste aufnehmen. Du kannst Herzog, Pair und Generallieutenant werden. In zwei Jahren lebe ich noch, dann lässest Du mir ..."

„Genug! genug!" brummte Philipp.

„Oh! wenn Du Dich für befriedigt hältst, ich bin es nicht. Du hast ein ganzes Leben; ich habe nur ein paar Monate. Diese Monate müssen mir die traurige, mittelmäßige Vergangenheit bezahlen. Uebrigens habe ich mich nicht zu beklagen, Gott schenkte mir zwei Kinder. Das ist viel für einen Mann ohne Vermögen; doch wenn meine Tochter für unser Haus unnütz geblieben ist, so machst Du es wieder gut. Du bist der Baumeister des Tempels. Ich sehe in Dir den großen Taverney, den Helden. Du flößest mir Respect ein, und siehst Du, das ist Etwas. Allerdings ist Dein Benehmen gegen den Hof bewunderungswürdig. Oh! ich habe noch nichts Geschickteres gesehen."

„Was denn?“ versetzte der junge Mann, den es eunruhigte, daß er sich von dieser Schlange gelobt sah.

„Die Linie Deines Benehmens ist herrlich. Du eigst keine Eifersucht. Du lässest das Feld scheinbar edermann frei und behauptest es in Wirklichkeit. Das st stark, doch es ist Observanz.“

„Ich verstehe nicht,“ entgegnete Philipp, immer ehr gereizt.

„Keine Bescheidenheit, siehst Du, das ist Wort ür Wort das Benehmen des Herrn von Potemkin, er die Welt durch sein Glück in Erstaunen setzte. Er ah, daß Katharina die Eitelkeit besonders bei ihren iebschaften liebte, daß sie, wenn man sie frei ließe, on Blume zu Blume flattern und dann zu der frucht- arsten und schönsten zurückkehren würde, daß sie, wenn nan sie verfolgte, über jeden Bereich hinaus entfliehen ürde. Er faßte seinen Entschluß. Er war es, der er Kaiserin die neuen Günstlinge, die sie auszeichnete, ngenehmer machte; er, der, indem er sie auf einer Seite gelten ließ, sich geschickt ihre verwundbare Seite orbehielt; er, der die Fürstin mit den vorübergehen- en Launen ermüdete, statt sie seiner eigenen Vor- üge überdrüssig zu machen. Indem er das ephemere Reich dieser Günstlinge, die man ironisch die zwölf äsaren nennt, vorbereitete, machte Potemkin seine errschaft ewig, unzerstörbar.“

„Aber das sind unbegreifliche Schändlichkeiten,“ nurmelte der arme Philipp, indem er seinen Vater rstaunt ansah.

Der Greis fuhr unstörbar fort:

„Nach dem System von Potemkin wirst Du in- essen ein leichtes Unrecht haben. Er gab die Ueber- achung nicht zu sehr auf, und Du erschlafftst. Freilich st die französische Politik nicht die russische.

Bei diesen Worten, mit einer Affectation von einheit gesprochen, die selbst den stärksten diploma- ischen Kopf aus seinem Gange gebracht hätte, glaubte

Philipp, sein Vater delirire, und antwortete nur mit einem wenig ehrfurchtsvollen Zucken der Achseln.

„Ja, ja," sagte der Greis, „Du glaubst, ich habe Dich nicht errathen? Du sollst es sehen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

Taverney kreuzte sich die Arme.

„Wirst Du mir etwa sagen," sprach er, „Du äßest Deinen Nachfolger nicht?"

„Mein Nachfolger?" versetzte Philipp erbleichend.

„Wirst Du mir sagen, Du wissest nicht, was Alles an Starrheit in den Liebesgedanken der Königin sei, wenn sie besessen ist, und in der Voraussicht der Veränderung von ihrer Seite wollest Du nicht völlig geopfert, aus dem Besitze gesetzt werden, was immer bei der Königin geschieht, denn sie kann nicht die Gegenwart lieben und die Vergangenheit dulden."

„Sie sprechen hebräisch, mein Herr Baron."

Der Greis brach in jenes scharfe, unheimliche Gelächter aus, das Philipp, wie der Ruf eines bösen Geistes, beben machte.

„Du wirst mich glauben machen, es sei nicht Tactik Herrn von Charny zu schonen?"

„Charny?"

„Ja, Deinen zukünftigen Nachfolger, den Mann der Dich, wenn er einmal regiert, kann verbannen lassen, wie Du die Herren von Coigny, von Vaudreuil und Andere kannst verbannen lassen."

Das Blut stieg Philipp gewaltig zu den Schläfen und er rief noch einmal:

„Genug, mein Herr! genug; ich schäme mich in der That, daß ich so lange zugehört habe! Derjenige welcher sagt, die Königin von Frankreich sei eine Messaline, der ist ein verleumderischer Verbrecher."

„Gut! sehr gut!" rief der Greis. „Du hast Recht, das ist Deine Rolle; doch ich versichere Dich, daß uns Niemand hören kann."

„Oh!"

„Und was Charny betrifft, Du siehst, daß ich Dir

ergründet habe. So geschickt auch Dein Plan sein mag, siehst Du, errathen, das liegt in dem Blute der Taverney. Fahre fort, Philipp, fahre fort. Schmeichle Charny; besänftige, tröste ihn, hilf ihm sanft und ohne Unannehmlichkeit vom Zustande des Grases zum Zustande der Blume übergehen und sei versichert, er ist ein Edelmann, der Dir später, wenn er in der Gunst steht, vergelten wird, was Du für ihn gethan hast."

Nach diesen Worten machte Herr von Taverney, ganz stolz auf die Auseinandersetzung seiner Scharfsichtigkeit, einen kleinen launischen Sprung, der an den jungen Mann, und zwar an den seines Glückes wegen frechen jungen Mann erinnerte.

Philipp packte ihn beim Aermel, hielt ihn wüthend auf und rief:

„So ist es, wohl! mein Herr, Ihre Logik ist bewunderungswürdig."

„Ich habe errathen, nicht wahr, und Du bist mir deshalb böse? Bah! Du verzeihst mir der Aufmerksamkeit zu Liebe. Ich liebe übrigens Charny, und es freut mich sehr, daß Du so gegen ihn verfährst."

„Ihr Herr von Charny ist zu dieser Stunde so sehr ein Günstling, mein Liebling, mein von mir geätzter Vogel, daß ich ihm in der That so eben einen Fuß von dieser Klinge durch die Rippen gestoßen habe."

Und Philipp zeigte seinem Vater seinen Degen.

„Wie!" versetzte Taverney, erschrocken bei dem Anblick dieser flammenden Augen, bei der Kunde von diesem kriegerischen Ausfall, „sagst Du nicht, Du hast Dich mit Herrn von Charny geschlagen?"

„Und ich habe ihn gespießt! Ja."

„Großer Gott!"

„Das ist meine Manier, meine Nachfolger zu bestrafen, zu pflegen und zu schonen," fügte Philipp hinzu; „nun, da sie dieselbe kennen, wenden Sie Ihre Theorie auf meine Praxis an."

Und er machte eine verzweifelte Bewegung, um zu entfliehen. Der Greis klammerte sich an seinen Arm an."

„Philipp! Philipp! sage mir, daß Du scherztest."

„Nennen Sie das einen Scherz, wenn Sie wollen doch es ist geschehen."

Der Greis schlug die Augen zum Himmel auf, murmelte ein paar Worte ohne Folge, verließ seinen Sohn und lief bis in sein Vorzimmer.

„Geschwinde! geschwinde! ein Mann zu Pferde, man eile zu Herrn von Charny, der verwundet worden ist, man erkundige sich nach ihm und vergesse nicht, zu sagen, man komme in meinem Auftrage! Dieser Verräther Philipp," sprach er, während er in seine Wohnung zurückkehrte, „ist er nicht der Bruder seiner Schwester! Und ich, der ich ihn für gebessert hielt! Oh! es gab nur einen Kopf in der Familie, der meinigen."

XXXIV.

Der Quatrain von Herrn von Provence.

Während alle diese Ereignisse in Paris und in Versailles vorfielen, befand sich der König, ruhig wie gewöhnlich, seitdem er seine Flotten siegreich und den Winter besiegt wußte, in seinem Cabinet, mitten unter kleinen Karten und Weltkarten, kleinen mechanischen Plänen, und dachte daran, neue Furchen auf dem Meere für die Schiffe von Herrn von Laperouse zu ziehen.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre entzog ihn seinen durch ein gutes Vesperbrod, das er zu sich genommen, ganz erhitzten Träumereien.

In diesem Augenblick machte sich eine Stimme hörbar.

„Darf ich hinein, mein Bruder?“ sagte sie.

„Der Herr Graf von Provence, der Unwillkommene,“ brummte der König, indem er ein offenes Buch voll der größten Figuren von sich schob.

„Treten Sie ein,“ sagte er.

„Ein dicker, kurzer, rother Mann mit lebhaften Augen trat ein mit einem Schritt, der zu ehrfurchtsvoll für einen Bruder, zu vertraulich für einen Unterthanen war.

„Sie erwarteten mich nicht, mein Bruder,“ sprach er.

„Meiner Treue, nein.“

„Ich störe Sie?“

„Nein, doch sollten Sie mir etwas Interessantes zu sagen haben?“

„Ein Gerücht, so drollig, so grotesk ...“

„Ah! ah! eine Verleumdung.“

„Meiner Treue, ja, mein Bruder.“

„Die Sie belustigt hat?“

„Oh! ihrer Seltsamkeit wegen.“

„Irgend eine Bosheit gegen mich?“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn dem so wäre, nicht lachen würde.“

„Gegen die Königin also?“

„Sire, stellen Sie sich vor, daß man mir im Ernste, ganz im Ernste gesagt hat... oh! ich lasse Sie hundertmal, ich lasse Sie tausendmal rathen.“

„Mein Bruder, seitdem mein Lehrer mich diese oratorische Vorsicht als Muster des Genre bei Fräu von Sévigné hat bewundern lassen, bewundere ich sie nicht mehr ... Zur Sache.“

„Wohl! mein Bruder,“ sprach der Graf von Provence, etwas abgekühlt durch diesen brutalen Empfang, man sagt, die Königin habe einmal auswärts geschlafen, ha! ha! ha!“ Und er strengte sich an, zu lachen.

„Das wäre sehr traurig, wenn es wahr wäre,“ sagte der König voll Ernst.“

„Aber das ist nicht wahr, mein Bruder? nein.“

„Es ist ebenso nicht wahr, daß man die Königin vor dem Thore der Reservoirs hat warten sehen?“

„Nein.“

„Sie wissen, an dem Tag, wo sie das Thor um eilf Uhr zu schließen befahlen.“

„Ich weiß nicht.“

„Wohl! stellen Sie sich vor, mein Bruder, das Gerücht behauptet ...“

„Was ist das, das Gerücht? wo ist es? wer ist es?“

„Das ist ein tiefer Zug, mein Bruder, ein sehr tiefer. In der That, wer ist das Gerücht? Wohl dieses unfaßbare, unbegreifliche Wesen, welches man Gerücht nennt, behauptet, man habe die Königin mit dem Grafen d'Artois Arm in Arm eine halbe Stunde nach Mitternacht an diesem Tage gesehen.“

„Wo?“

„Auf dem Wege nach einem Hause, das Herr d'Artois besitzt, hinter den Ställen. Hat Eure Majestät nicht von dieser Ungeheuerlichkeit sprechen hören?“

„Doch wohl, mein Bruder, ich muß davon gehört haben.“

„Wie so, Sire?“

„Ja, haben Sie nicht etwas gemacht, damit ich davon sprechen höre?“

„Ich?“

„Sie.“

„Was denn, Sire, was hab ich gemacht?“

„Einen Quatrain z. B., der im Mercure abgedruckt worden ist.“

„Einen Quatrain?“ versetzte der Graf, röther als bei seinem Eintritt.

„Man erklärt Sie für einen Liebling der Musen.“

„Nicht in dem Grade, um ...“

„Um einen Quatrain zu machen, der mit dem Vers endigt:

„Hélène n'en dit rien au bon roi Ménélas.“ *)

---

*) Helena sagt dem guten König Menelaus nichts davon.

„Ich, Sire?..."

„Leugnen Sie es nicht, hier ist das Autographon s Gedichtes; Ihre Handschrift! Ich verstehe mich lecht auf Poesie, aber auf Handschriften, oh! wie n Experte."

„Sire, eine Thorheit zieht eine andere nach sich."

„Herr von Provence, ich versichere Sie, daß nur auf rer Seite eine Thorheit stattgefunden, und ich wun= re mich, daß ein Philosoph diese Thorheit begangen t; behalten wir diese Betitelung für Ihr Gedicht."

„Sire, Eure Majestät ist hart gegen mich."

„Die Strafe der Wiedervergeltung, mein Bruder! tatt Ihr Gedicht zu machen, hätten Sie sich können er das, was geschehen, unterrichten lassen; ich habe s gethan; und statt des Quatrain gegen sie, gegen ich folglich, würden Sie ein Madrigal für Ihre chwägerin geschrieben haben. Sie werden am Ende gen, das sei kein Gegenstand, der begeistere; aber ne schlechte Epistel ist mir immer lieber, als eine te Satyre. Horaz sagt das auch, Horaz, Ihr Dichter."

„Sire, Sie beugen mich nieder."

„Wären Sie der Unschuld der Königin nicht sicher wesen, wie ich es bin," fuhr der König mit Heftig= it fort, „so hätten Sie wohl daran gethan, Ihren oraz wieder zu lesen. Hat er nicht die schönen Worte sagt? verzeihen Sie, ich radebrechе das Lateinische:

Rectius hoc est:

Hoc faciens vivam melius, sic dulcis amicis
Occurram.

„„Das ist besser; wenn ich es thue, werde ich red= her sein; wenn ich es thue, werde ich gut gegen eine Freunde sein.""

„Sie, mein Bruder, würden das zierlicher über= zen."

Und der gute König, nachdem er diese Lection mehr s Vater, denn als Bruder gegeben, wartete, daß der chuldige eine Rechtfertigung begänne.

Der Graf sann eine Zeit lang über seine Antwort

nach, doch dies nicht gerade wie ein verlegener Mensch, sondern mehr wie ein Redner, der Delicatessen sucht.

„Sire," sagte er, „so streng auch der Spruch Eurer Majestät ist, ich habe ein Mittel der Entschuldigung und darf hoffen, daß Sie mir verzeihen werden."

„Sprechen Sie, mein Bruder."

„Nicht wahr, Sie beschuldigen mich, ich habe mich getäuscht, und nicht, ich habe eine schlimme Absicht gehabt?"

„Einverstanden."

„Wenn dem so ist, so wird Eure Majestät, welche weiß, daß derjenige, welcher sich nicht täuscht, kein Mensch ist, zugeben, daß ich mich nicht grundlos getäuscht habe."

„Nie werde ich Ihren Geist anklagen, denn er ist groß und erhaben, mein Bruder."

„Wohl, Sire, warum sollte ich mich nicht dadurch getäuscht haben, daß ich Alles anhörte, was preisgegeben wird. Wir Prinzen, wir leben in der Luft der Verleumdung, wir sind damit geschwängert. Ich sage nicht, ich habe geglaubt, ich sage, man habe mir erzählt."

„Ah! gut, wenn dem so ist; doch..."

„Das Gedicht? Oh! die Dichter sind bizarre Wesen; und dann, ist es nicht besser, durch eine sanfte Kritik, die eine Warnung sein kann, als durch eine gefaltete Stirne zu antworten? Drohende Stellungen in Verse gebracht beleidigen nicht, Sire; es ist nicht wie bei den Pamphleten, in Beziehung auf welche man so heftige Zwangsmaßregeln von Eurer Majestät verlangte. Pamphlete wie das, welches ich selbst Eurer Majestät zeigen werde."

„Ein Pamphlet!"

„Ja, Sire; ich brauche nothwendig einen Einbastillirungsbefehl gegen den elenden Verfasser dieser Schändlichkeit."

„Der König erhob sich ungestüm und rief:

„Lassen Sie hören!"

„Ich weiß nicht, ob ich soll, Sire . . .“

„Gewiß, Sie müssen; es ist hiebei nichts zu schonen. haben Sie dieses Pamphlet?“

„Ja, Sire.“

„Geben Sie.“

Der Graf von Provence zog aus seiner Tasche in Exemplar von der Geschichte Etteniotna, ein unse- iger Beweis, den der Degen von Philipp, den der Stock von Charny, den das Feuer von Cagliostro der Circulation nicht entzogen hatten.

Der König warf die Augen auf das Papier, wie Jemand, der gewohnt ist, die interessanten Stellen eines Buches oder einer Zeitung zu lesen.

„Schändlichkeit!“ sagte er, „Schändlichkeit!“

„Sie sehen, Sire, daß man behauptet, meine Schwägerin sei bei der Kufe von Mesmer gewesen.“

„Nun wohl! ja, sie ist dort gewesen!“

„Sie ist dort gewesen!“ rief der Graf von Provence.

„Mit meiner Genehmigung.“

„Oh! Sire.“

„Und nicht wegen ihrer Gegenwart erhebe ich eine Inschuldigung gegen ihre Weisheit, da ich ihr nach er Place Vendome zu gehen erlaubt hatte.“

„Eure Mafestät hat aber der Königin nicht erlaubt, ch der Kufe zu nähern, um durch sich selbst zu ver- ichen . . .“

Der König stampfte mit dem Fuße. Der Graf itte diese Worte gerade in dem Moment ausgespro- en, wo die Augen von Ludwig XVI. die für Marie ntoinette beleidigendste Stelle durchliefen, die Ge- ichte von ihrer vorgeblichen Krise, von ihren Ver- ehungen, von ihrer wollüstigen Unordnung, von Allem m endlich, was bei Mesmer die Erscheinung von liva bezeichnet hatte.

„Unmöglich! unmöglich!“ sagte der König, der eich geworden war. „Oh! die Polizei muß wissen, as sie hiebei zu thun hat!“

Er läutete.

„Herr von Crosne!“ rief er, „man hole mir Herrn von Crosne!“

„Sire, es ist heute der Tag des Wochenberichts, Herr von Crosne wartet im Oeil-de-Boeuf.“

„Er trete ein.“

„Erlauben Sie mir, mein Bruder,“ sagte der Graf von Provence mit heuchlerischem Tone. Und er machte Miene, wegzugehen.

„Bleiben Sie,“ sprach Ludwig XVI. zu ihm. „Ist die Königin schuldig, wohl! mein Herr, so gehören Sie zur Familie und dürfen es wissen; ist sie unschuldig, so müssen Sie es ebenfalls wissen, Sie, der Sie meine Gemahlin im Verdacht gehabt haben.“

Herr von Crosne trat ein.

Dieser Beamte, als er Herrn von Provence beim König sah, fing damit an, daß er den zwei Größten des Reiches seine Huldigung darbrachte; dann wandte er sich an den König und sprach:

„Der Bericht ist fertig, Sire.“

„Vor Allem, mein Herr,“ sagte Ludwig XVI., „erklären Sie mir, wie in Paris ein so schändliches Pamphlet gegen die Königin veröffentlicht werden konnte?“

„Ettenlotna?“ fragte Herr von Crosne.

„Ja.“

„Wohl, Sire, das ist ein Zeitungsschreiber Namens Reteau.“

„Ja. Sie wissen seinen Namen und haben ihn nicht an der Veröffentlichung verhindert, oder nach der Veröffentlichung verhaftet!“

„Sire, nichts war leichter, als ihn zu verhaften; ich will Eurer Majestät den Einsperrungsbefehl ganz ausgefertigt in meinem Portefeuille zeigen.“

„Warum ist dann die Verhaftung nicht erfolgt?“

Herr von Crosne wandte sich gegen Herrn von Provence.

„Ich verabschiede mich von Eurer Majestät," sprach dieser langsam.

„Nein, nein," erwiederte der König. „Ich habe Ihnen schon gesagt, Sie sollen bleiben, bleiben Sie."

Der Graf verbeugte sich.

„Sprechen Sie, Herr von Crosne; sprechen Sie offenherzig, ohne Rückhalt; sprechen Sie rasch und unumwunden."

„Wohl, also," sagte der Polizei-Lieutenant, „ich habe den Zeitungsschreiber Reteau nicht verhaften lassen, weil ich ganz nothwendig, ehe ich diesen Schritt gethan, eine Erklärung mit Eurer Majestät gehabt haben müßte.

„Ich ersuche Sie darum."

„Sire, es wäre vielleicht besser, diesem Zeitungsschreiber einen Sack Geld zu geben und ihn fortzuschicken, daß er anderswo, sehr fern von hier, gehenkt würde."

„Warum?"

„Sire, weil, wenn diese Elenden eine Lüge sagen, das Publicum, dem man dies beweist, sehr erfreut ist, sie peitschen, ihnen die Ohren abschneiden, sie sogar aufhängen zu sehen. Wenn sie aber unglücklicher Weise eine Wahrheit aufgreifen . . ."

„Eine Wahrheit?"

Herr von Crosne verbeugte sich.

„Ja, ich weiß es. Die Königin ist in der That bei der Kufe von Mesmer gewesen. Sie ist dort gewesen, das ist ein Unglück, wie Sie sagen, aber ich habe es ihr erlaubt."

„Oh! Sire," rief Herr von Crosne.

Dieser Ausruf des ehrfurchtsvollen Unterthanen fiel dem König noch mehr auf, als er ihm aus dem Munde des eifersüchtigen Verwandten aufgefallen war.

„Die Königin ist aber darum nicht verloren, denke ich," sprach er.

„Nein, Sire, aber compromittirt."

„Herr von Crosne, lassen Sie hören, was hat Ihnen Ihre Polizei gesagt?“

„Sire, viele Dinge, die bei aller Achtung, welche ich Eurer Majestät schuldig bin, bei aller ehrfurchtsvollen Anbetung, die ich für die Königin hege, mit einigen Angaben des Pamphlets im Einklang stehen.“

„Im Einklang, sagen Sie?“

„Hören Sie, wie: Eine Königin von Frankreich, die in der Tracht einer gewöhnlichen Frau, angelockt von den magnetischen Bizarrerien von Mesmer, in diese zweideutige Gesellschaft geht, und die allein geht . . .“

„Allein!“ rief der König.

„Ja, Sire.“

„Sie täuschen sich, Herr von Crosne.“

„Ich glaube nicht, Sire.“

„Sie haben schlechte Berichte.

„So genaue, Sire, daß ich die Einzelheiten der Toilette Ihrer Majestät, das Gesammtwesen ihrer Person, ihre Schritte, ihre Geberden, ihre Schreie angeben kann.“

„Ihre Schreie!“

Der König erbleichte und zerknitterte die Brochure.

„Ihre Seufzer sogar sind von meinen Agenten aufgezeichnet worden,“ fügte Herr von Crosne schüchtern bei.

„Ihre Seufzer! Die Königin hätte sich dergestalt vergessen! . . . Die Königin hätte so wohlfeil meine Ehre als König, ihre Ehre als Frau gegeben!“

„Das ist unmöglich,“ sprach der Graf von Provence, „das wäre mehr als ärgerlich, und Ihre Majestät ist unfähig . . .“

Diese Worte waren mehr eine Zuthat von Anklage, als eine Entschuldigung. Der König fühlte das. Alles in ihm empörte sich.

„Mein Herr,“ sprach er zum Polizei-Lieutenant, „Sie behaupten, was Sie gesagt haben?“

„Ach! bis zum letzten Worte, Sire.“

„Ihnen, mein Bruder," sagte Ludwig XVI., indem er mit seinem Sacktuch über seine mit Schweiß befeuchtete Stirne fuhr, „Ihnen bin ich einen Beweis von dem, was ich behaupte, schuldig. Die Ehre der Königin ist die meines ganzen Hauses. Ich gebe sie nie preis. Ich habe der Königin erlaubt, zur Kure von Mesmer zu geben, sie aber zugleich beauftragt, eine sichere, tadellose, sogar fromme Person mitzunehmen."

„Ah!" versetzte Herr von Crosne, „wenn es so gewesen wäre . . ."

„Ja," sprach der Graf von Provence, „wenn eine Dame, wie Frau von Lamballe z. B. . . ."

„Ganz richtig, mein Bruder, es ist die Frau Prinzessin von Lamballe, die ich der Königin bezeichnet hatte."

„Leider, Sire, ist die Prinzessin nicht mitgenommen worden."

„Wohl," fügte der König bei, „ist der Ungehorsam so gewesen, so muß ich bestrafen, und ich werde strafen."

Ein ungeheurer Seufzer schloß ihm die Lippen, nachdem er ihm das Herz zerrissen.

„Nur," fügte er leiser bei, „nur bleibt mir ein Zweifel: diesen Zweifel theilen Sie nicht, das ist natürlich; Sie sind nicht der König, der Gatte, der Freund derjenigen, welche man anschuldigt ... diesen Zweifel, ich will ihn aufklären."

Er läutete; der Officier vom Dienst erschien.

„Man sehe nach, ob die Frau Prinzessin von Lamballe nicht bei der Königin oder in ihrer Wohnung ist," sagte der König.

„Sire, Frau von Lamballe geht in dem kleinen Garten mit Ihrer Majestät und einer andern Dame spazieren."

„Bitten Sie die Frau Prinzessin, sogleich heraufzukommen."

Der Officier trat ab.

„Nun, meine Herren, noch zehn Minuten; bis dahin vermöchte ich keinen Entschluß zu fassen.“

Gegen seine Gewohnheit faltete Ludwig XVI. seine Stirne und warf auf die zwei Zeugen seines tiefen Schmerzes einen beinahe drohenden Blick.

Die zwei Zeugen schwiegen. Herr von Crosne war von einer wirklichen Traurigkeit erfüllt, Herr von Provence heuchelte eine Traurigkeit, die sich dem Gotte Momus in Person mitgetheilt hätte.

Ein leichtes Rauschen von Seidestoff hinter den Thüren verkündigte dem König, die Prinzessin von Lamballe komme.

XXXV.

Die Prinzessin von Lamballe.

Die Prinzessin von Lamballe trat ein, schön und ruhig, die Stirne entblößt, die zerstreuten Locken ihrer hohen Frisur stolz hinter die Schläfe zurückgeworfen, ihre Augbrauen schwarz und fein, wie zwei Züge von Sepia, ihre Augen blau, durchsichtig, ausgedehnt, voll Perlmutter, ihre Lippen keusch und wollüstig zugleich: diese ganze Schönheit auf einem Körper ohne Gleichen entzückte und beherrschte zugleich.

Die Prinzessin brachte mit sich, um sich, jenen Duft von Tugend, Anmuth, Unkörperlichkeit, den Lavallière, ehe sie in Gunst gekommen und seitdem sie in Ungnade gefallen, verbreitete.

Als sie der König lächelnd und bescheiden erscheinen sah, fühlte er sich von Schmerz durchdrungen.

„Ach!“ dachte er, „was aus diesem Munde hervorgeht, wird eine Verurtheilung ohne Appellation sein.“

„Setzen Sie sich, Prinzessin,“ sprach er, indem er sich tief vor ihr verbeugte.

Herr von Provence näherte sich, um ihr die Hand zu küssen.

Der König sammelte sich.

„Was wünscht Eure Majestät von mir?“ fragte die Prinzessin mit der Stimme eines Engels.

„Eine Mittheilung, Madame, eine genaue Mittheilung, meine Cousine.“

„Ich warte, Sire.“

„An welchem Tag sind Sie in Gesellschaft der Königin nach Paris gefahren? Suchen Sie wohl!“

Herr von Crosne und der Graf von Provence schauten sich erstaunt an.

„Sie begreifen, meine Herren,“ sagte der König, „Sie zweifeln nicht, ich zweifle noch; ich frage folglich wie ein Mensch, der zweifelt.“

„Am Mittwoch, Sire,“ erwiederte die Prinzessin.

„Sie verzeihen mir,“ fuhr Ludwig XVI. fort, „aber, meine Cousine, ich wünsche die Wahrheit zu hören.“

„Sie werden sie hören, Sire, indem Sie mich fragen.“

„Was machten Sie in Paris, meine Cousine?“

„Ich ging zu Herrn Mesmer, auf der Place Vendome, Sire.“

Die zwei Zeugen bebten, der König erröthete vor Aufregung.

„Allein?“ fragte er.

„Nein, Sire, mit Ihrer Majestät der Königin.“

„Mit der Königin? Sie sagen, mit der Königin!“ rief Ludwig XVI., indem er sie gierig bei den Händen nahm.

„Ja, Sire.“

Herr von Provence und Herr von Crosne näherten sich erstaunt.

„Eure Majestät hatte der Königin Erlaubniß dazu gegeben,“ sprach Frau von Lamballe; „wenigstens sagte mir das Ihre Majestät.“

„Und Ihre Majestät hatte Recht, meine Cousine.

Nun . . . scheint mir, ich athme wieder; denn Frau von Lamballe lügt nie."

„Nie, Sire," erwieberte die Prinzessin mit sanftem Tone.

„Oh! nie!" rief Herr von Crosne mit der achtungsvollsten Ueberzeugung. „Doch dann erlauben Sie mir, Sire . . ."

„Oh! ja, ich erlaube Ihnen, Herr von Crosne; befragen Sie, suchen Sie, ich setze meine arme Prinzessin auf das Schemelchen des Verbrechers, ich überlasse sie Ihnen."

Frau von Lamballe lächelte und erwiederte:

„Ich bin bereit; doch die Folter ist aufgehoben, Sire."

„Ja, ich habe sie für die Anderen aufgehoben, aber man hat sie nicht für mich aufgehoben," sagte der König mit einem Lächeln.

„Madame," sprach der Polizei-Lieutenant, „haben Sie die Güte, dem König zu sagen, was Sie mit Ihrer Majestät bei Herrn Mesmer machten, und vor Allem: wie war die Königin gekleidet?"

„Ihre Majestät trug ein Kleid von perlgrauem Taffet, eine Mante von gestickter Mousseline, einen Muff von Hermelin, einen Hut von rosa Sammet, mit großen schwarzen Bändern."

Das war ein dem für Oliva gegebenen ganz entgegengesetztes Signalement.

Herr von Crosne offenbarte ein lebhaftes Erstaunen, der Graf von Provence biß sich auf die Lippen.

Der König rieb sich die Hände.

„Und was hat die Königin bei ihrem Eintritt gethan?" fragte er.

„Sire, Sie haben Recht, zu sagen; bei ihrem Eintritt, denn kaum waren wir eingetreten . . ."

„Mit einander?"

„Ja, Sire, mit einander; kaum waren wir in den ersten Salon eingetreten, wo uns Niemand hatte wahr-

nehmen können, so groß war die Aufmerksamkeit, die man den magnetischen Geheimnissen widmete, als sich eine Frau Ihrer Majestät näherte, ihr eine Maske bot und sie anflehte, nicht weiter zu gehen.

„Und Sie gingen nicht weiter?“ fragte lebhaft der Graf von Provence.

„Nein, mein Herr.“

„Und Sie haben die Schwelle des ersten Salon nicht überschritten?“ fragte Herr von Crosne.

„Nein, mein Herr.“

„Und Sie haben den Arm der Königin nicht verlassen?“ fragte der König mit einem Reste von Angst.

„Nicht eine Secunde; der Arm Ihrer Majestät war unabläßig auf den meinigen gestützt.“

„Nun!“ rief plötzlich der König, „was denken Sie hievon, Herr von Crosne? Was sagen Sie hiezu, mein Bruder?“

„Das ist außerordentlich, übernatürlich,“ sprach Herr von Provence, der eine Heiterkeit heuchelte, welche mehr, als es der Zweifel gethan hätte, seinen ganzen Aerger über den Widerspruch offenbarte.

„Darin ist nichts Uebernatürliches,“ erwiederte eilig Herr von Crosne, dem die sehr natürliche Freude des Königs eine Art von Gewissensbiß bereitete; „was die Frau Prinzessin gesagt hat, kann nur die Wahrheit sein.“

„Daraus geht hervor . . .“ sagte Herr von Provence.

„Daraus geht hervor, Monseigneur, daß sich meine Agenten getäuscht haben.“

„Sprechen Sie im Ernste?“ fragte Herr von Provence mit demselben Nervenzittern.

„Ganz im Ernste, Monseigneur, meine Agenten haben sich getäuscht; Ihre Majestät hat gethan, was Frau von Lamballe so eben gesagt, und nichts Anderes. Was den Zeitungsschreiber betrifft: wenn ich von den streng wahren Worten der Frau Prinzessin überzeugt

bin, so muß es dieser Kerl auch sein, und ich lasse den Befehl abgehen, ihn sogleich einzusperren."

Frau von Lamballe drehte den Kopf hin und her, mit der Freundlichkeit der Unschuld, die sich mit mehr Neugierde als Furcht erkundigt.

„Einen Augenblick Geduld," sprach der König, „es wird immer noch Zeit sein, den Zeitungsschreiber festnehmen zu lassen. Sie haben von einer Frau gesprochen, welche die Königin am Eingang des Salon zurückgehalten: Prinzessin, sagen Sie uns, wer diese Frau war?"

„Ihre Majestät scheint sie zu kennen; Sire, ich sage sogar, gerade, weil ich nicht lüge, Ihre Majestät kennt sie, ich weiß es."

„Cousine, ich muß diese Frau sprechen, das ist unerläßlich. Dort liegt die ganze Wahrheit; dort nur ist der Schlüssel des Geheimnisses."

„Das ist auch meine Meinung," sagte Herr von Crosne, gegen den sich der König gewandt hatte.

„Geschwätz," murmelte der Graf von Provence. „Es ist eine Frau, die den Eindruck des Gottes der Entwickelungen auf mich macht."

„Meine Cousine," sprach er laut, „die Königin hat Ihnen gestanden, Sie kenne diese Frau?"

„Ihre Majestät hat mir nicht gestanden, sie hat mir erzählt."

„Ja, ja, verzeihen Sie."

„Mein Bruder will Ihnen damit sagen," unterbrach der König, „wenn die Königin diese Frau kenne, so wissen Sie ihren Namen auch."

„Es ist Frau von La Mothe-Valois."

„Die Intrigantin," rief der König ärgerlich.

„Diese Bettlerin!" sagte der Graf. „Teufel! Teufel! sie wird schwer zu befragen sein; sie ist fein."

„Wir werden so fein sein, als sie," sprach Herr von Crosne. „Und überdies bedarf es, seit der Erklärung von Frau von Lamballe, keiner Feinheit. Ich werde auch auf das erste Wort des Königs . . ."

„Nein, nein," sprach Ludwig XVI. entmuthigt, „ich in müde, diese schlechte Gesellschaft um die Königin u sehen. Die Königin ist so gut, daß der Vorwand er Dürftigkeit Alles zu ihr führt, was es an zwei= eutigen Leuten beim niedrigsten Adel des Königreiches ibt."

„Frau von La Mothe ist wirklich Valois," ent= egnete Frau von Lamballe.

„Mag sie sein, was sie will, meine Cousine, sie oll keinen Fuß hierher setzen. Ich will lieber der nermeßlichen Freude entbehren, die mir die völlige reisprechung der Königin gemacht hätte, ja, ich will ieber auf diese Freude verzichten, als dieser Creatur n's Gesicht sehen."

„Und dennoch werden Sie diese Frau sehen," rief ie Königin, welche, bleich vor Zorn, die Thüre des abinets öffnete und sich, schön von Adel und Entrü= tung, vor den geblendeten Augen des Grafen von rovence zeigte, der sich linkisch hinter dem gegen ihn urückgeschobenen Thürflügel verbeugte.

„Ja, Sire," fuhr die Königin fort, „es handelt ich nicht darum, zu sagen: Ich will diese Creatur ern sehen, oder ich fürchte, diese Creatur zu sehen, iese Creatur ist ein Zeuge, der der Verstand meiner nkläger . . ."

Sie schaute ihren Schwager an.

„Und die Freimüthigkeit meiner Richter . . ."

Und sie wandte sich gegen den König und Herrn on Crosne.

„Der endlich ihr eigenes Gewissen, so entartet es uch sein mag, einen Schrei der Wahrheit entreißen ird. Ich, die Angeklagte, verlange, daß man sie ört, und man wird sie hören."

„Madame," erwiederte der König hastig, „Sie egreifen wohl, daß man Frau von La Mothe nicht ird holen lassen, um ihr die Ehre zu erweisen, gegen ie aussagen zu dürfen. Ich lege Ihre Ehre nicht

in die Wagschale in Parallele mit der Wahrhaftigkeit dieser Frau."

„Man wird Frau von La Mothe nicht holen lassen Sire, denn sie ist hier."

„Hier!" rief der König, indem er sich umwandte als wäre er auf eine Schlange getreten, „hier!"

„Sire, ich hatte, wie Sie wissen, eine unglücklich Frau besucht, welche einen berühmten Namen führt An diesem Tag, an welchem man, wie Sie wissen, s viele Dinge gesagt hat . . ."

Und sie schaute fest über die Achsel den Grafen von Provence an, der gern hundert Fuß unter der Erde gewesen wäre, während sein breites Gesicht einen Ausdruck der Anschmiegung schnitt.

„Nun?" fragte Ludwig XVI.

„Nun! Sire, an diesem Tage ließ ich bei Frau von La Mothe ein Portrait, eine Büchse liegen. Sie bringt sie mir heute zurück und sie ist hier."

„Nein, nein ... ich bin überzeugt," rief der König „und das ist mir lieber."

„Oh! ich bin nicht befriedigt," sprach die Königin „ich will sie einführen. Warum übrigens dieses Widerstreben? wer ist sie denn? was hat sie denn gethan Wenn ich es nicht weiß, so belehren Sie mich. Auf Herr von Crosne, sprechen Sie, Sie, der Sie Alles wissen . . ."

„Ich weiß nichts, was dieser Dame nachtheilig wäre," erwiederte der Beamte.

„Wahrhaftig?"

„Gewiß. Sie ist nur arm; ein wenig ehrgeizig vielleicht."

„Der Ehrgeiz, das ist die Stimme des Blutes. Haben Sie nur dieses gegen sie einzuwenden, so kann sie der König wohl zulassen, um Zeugniß abzulegen."

„Ich weiß nicht," erwiederte Ludwig XVI., „aber ich habe Ahnungen, Instincte; ich fühle, daß diese Frau ein Unglück, eine Widerwärtigkeit in meinem Leben veranlassen wird . . . und das ist genug."

„Oh! Sire, Aberglauben! Hole sie geschwinde," sagte die Königin zur Prinzessin von Lamballe.

Nach fünf Minuten trat Jeanne ganz bescheiden, ganz verschämt, aber vornehm in ihrer Haltung wie in ihrem Anzug, in das Cabinet des Königs ein.

Unüberwindlich in seiner Antipathie, hatte der König der Thüre den Rücken zugewendet. Die zwei Ellenbogen auf seinem Schreibtische, den Kopf in seinen Händen, schien er ein Fremder mitten unter den Anwesenden.

Der Graf von Provence schoß auf Jeanne durch ihr forschendes Wesen so beängstigende Blicke ab, daß, wenn die Bescheidenheit von Jeanne eine ächte gewesen wäre, diese Frau, völlig gelähmt, nicht ein Wort aus dem Munde gebracht hätte.

Aber es brauchte etwas Anderes, um das Gehirn von Jeanne zu stören und zu beunruhigen.

Weder König, noch Kaiser mit ihren Scepteru, noch der Papst mit seiner Tiare, noch himmlische Mächte, noch Mächte der Finsterniß hätten auf diesen ehernen Geist mit der Furcht oder mit der Verehrung gewirkt.

„Madame," sprach die Königin, indem sie dieselbe hinter den König führte, „ich bitte Sie, sagen Sie gefälligst, was Sie am Tage meines Besuches bei Herrn Mesmer gethan haben; wollen Sie es von Punkt zu Punkt sagen."

Jeanne schwieg.

„Kein Verschweigen, keine Schonung. Nichts als die Wahrheit, so wie sie in Ihrem Gedächtniß ist."

Nach diesen Worten setzte sich die Königin in einen Lehnstuhl, um nicht auf die Zeugin einen Einfluß durch ihren Blick zu üben.

Welche Rolle für Jeanne! Für sie, die schon errathen hatte, daß ihre Souverainin ihrer bedurfte, für sie, welche fühlte, daß Marie Antoinette in falschem Verdachte stand, und daß man sie, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen, rechtfertigen konnte.

Jede Andere hätte bei dieser Ueberzeugung dem

Vergnügen nachgegeben, die Unschuld der Königin durch die Uebertreibung der Beweise darzuthun.

Jeanne war aber eine so verschmitzte, so feine und so starke Natur, daß sie sich innerhalb des reinen Ausdruckes der Thatsache hielt.

„Sire," sprach sie, „ich ging zu Herrn Mesmer aus Neugierde, wie ganz Paris dahin geht. Das Schauspiel kam mir ein wenig plump vor. Ich wandte mich um, als ich plötzlich auf der Schwelle der Eingangsthüre Ihre Majestät erblickte, die ich zwei Tage vorher, ohne sie zu kennen, zu sehen die Ehre gehabt hatte, Ihre Majestät, deren Freigebigkeit mir ihren Rang verrathen hat. Als ich ihre erhabenen Züge sah, die nie meinem Gedächtnisse entschwinden werden, da schien es mir, die Gegenwart Ihrer Majestät sei nicht an ihrem Orte in jenem Haus, wo viele Leiden und Heilungen als Schauspiele ausgestellt werden. Ich bitte Ihre Majestät in Demuth um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, so frei über ihr Benehmen zu denken, aber es war ein Blitz, ein weiblicher Instinct; ich bitte auf den Knieen um Verzeihung, wenn ich die Linie der Ehrfurcht, die ich den geringsten Bewegungen Ihrer Majestät schuldig bin, überschritten habe."

Eine tiefe Gemüthsbewegung heuchelnd, den Kopf senkend und durch eine unerhörte Kunst beinahe zu der Stockung des Athems gelangt, welche den Thränen vorhergeht, hielt sie inne.

Herr von Crosne war dadurch ergriffen. Frau von Lamballe fühlte sich zum Herzen dieser Frau hingezogen, die zugleich zart, schüchtern, geistreich und gut zu sein schien.

Herr von Provence war betäubt.

Die Königin dankte Jeanne durch einen Blick, den der Blick von dieser nachsuchte oder vielmehr duckmäuserisch belauerte.

„Nun! Sire, Sie haben gehört," sagte die Königin.

Der König rührte sich nicht.

„Ich bedurfte des Zeugnisses dieser Frau nicht," sagte er.

„Man hat mich sprechen heißen, und ich mußte gehorchen," warf Jeanne schüchtern ein.

„Genug!" sprach Ludwig XVI. mit brutalem Tone; „wenn die Königin etwas sagt, so braucht sie keine Zeugen, um ihre Aussagen zu controliren. Hat die Königin meine Billigung, so braucht sie nichts bei irgend Jemand zu suchen."

Nach diesen Worten, welche Herrn von Provence niederschlugen, stand er auf.

Die Königin ermangelte nicht, ein verächtliches Lächeln beizufügen.

Der König wandte seinem Bruder den Rücken zu und küßte Marie Antoinette, sowie der Prinzessin von Lamballe die Hand.

Er entließ die Letztere, indem er sie um Verzeihung bat, daß er sie, wie er beifügte, um Nichts belästigt habe.

An Frau von La Mothe richtete er weder ein Wort, noch einen Blick; da er aber an ihr vorübergehen mußte, um zu seinem Lehnstuhl zurückzukehren, und da er die Königin zu beleidigen fürchtete, wenn er es in ihrer Gegenwart an Höflichkeit gegen eine Dame fehlen ließe, welche sie empfing, so zwang er sich zu einem kurzen Gruß gegen Jeanne, den diese ohne Hast durch eine tiefe Verbeugung erwiederte, die ihren ganzen Anstand geltend zu machen fähig war.

Frau von Lamballe verließ zuerst das Cabinet, dann Frau von La Mothe, welche die Königin vor sich herschob, endlich die Königin, die einen letzten, beinahe liebkosenden Blick mit dem König wechselte.

Und dann hörte man in der Flur die drei Weiberstimmen, die sich zischelnd entfernten.

„Mein Bruder," sprach nun Ludwig XVI. zum Grafen von Provence, „ich halte Sie nicht mehr zurück. Ich muß meine Wochenarbeit mit dem Herrn Polizei-

Lieutenant beendigen. Ich danke Ihnen jedoch, daß Sie dieser vollständigen und glänzenden Rechtfertigung Ihrer Schwägerin Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Es ist leicht zu sehen, daß Sie sich ebenso sehr darüber freuen, als ich, und das will nicht wenig sagen. Nun ist die Reihe an uns Beiden, Herr von Crosne. Ich bitte Sie, setzen Sie sich hierher."

Der Graf von Provence verbeugte sich, beständig lächelnd, und ging hinaus, als er die Damen nicht mehr hörte und sich außer dem Bereiche eines boshaften Blickes oder eines bitteren Wortes glaubte.

XXXVI.

Bei der Königin.

Als die Königin das Cabinet von Ludwig XVI. verlassen hatte, untersuchte sie die ganze Tiefe der Gefahr, die sie gelaufen war.

Sie wußte zu würdigen, mit welcher Zartheit und Zurückhaltung Jeanne bei ihrer improvisirten Angabe zu Werke gegangen war, sie wußte auch den wahrhaft merkwürdigen Takt zu schätzen, mit dem sie nach dem günstigen Erfolge im Schatten blieb.

Jeanne, die durch ein unerhörtes Glück mit dem ersten Schlage in jene vertraulichen Geheimnisse eingeweiht worden war, nach denen die Höflinge zehn Jahre lang jagen, ohne sie zu erreichen, und folglich sicher, fortan von großem Gewicht an einem für die Königin bedeutungsvollen Tage zu sein, zog hieraus keinen Vortheil durch eines von den Nichtsen, welche die hoffärtige Empfindlichkeit auf dem Gesichte der Untergeordneten zu errathen weiß.

Statt das Anerbieten von Jeanne, der Königin ihre Ehrfurcht zu bezeigen und dann wegzugehen,

anzunehmen, hielt auch Marie Antoinette Frau von La Mothe durch ein liebenswürdiges Lächeln zurück und sagte zu ihr:

„Es ist ein wahres Glück, Gräfin, daß Sie mich mit der Prinzessin von Lamballe bei Mesmer einzutreten abgehalten haben, denn sehen Sie die Anschwärzung, man hat mich bei der Thüre oder im Vorzimmer gesehen und dies zum Text genommen, um zu behaupten, ich sei in dem gewesen, was Sie den Saal der Krisen nennen, nicht so?"

„Den Saal der Krisen, ja, Madame."

„Aber," sprach Frau von Lamballe, „wie kommt es, daß, wenn die Anwesenden wußten, die Königin sei da, die Agenten von Herrn von Crosne sich getäuscht haben? Darin liegt das Geheimniß, meiner Ansicht nach; die Agenten des Polizei-Lieutenants versichern in der That, die Königin sei im Saale der Krisen gewesen."

„Das ist wahr," sprach die Königin nachdenkend. „Und es waltet kein Interesse von Seiten des Herrn von Crosne ob, der ein ehrlicher Mann ist und mich liebt, doch die Agenten können bestochen worden sein, meine liebe Lamballe. Ich habe Feinde, wie Sie sehen. Dieses Gerücht muß indessen immer auf Etwas beruhen. Sagen Sie uns die einzelnen Umstände, Gräfin. Vor Allem stellt mich die schändliche Brochure berauscht, bezaubert, dergestalt magnetisirt dar, daß ich alle weibliche Würde verloren haben soll. Was ist Wahrscheinliches hieran? Ist wirklich an jenem Tag eine Frau dort gewesen? . . ."

Jeanne erröthete. Das Geheimniß stellte sich hier abermals dar, das Geheimniß, von dem ein einziges Wort ihren unseligen Einfluß auf das Geschick der Königin zerstören konnte.

Enthüllte Jeanne dieses Geheimniß, so verlor sie die Gelegenheit, Ihrer Majestät nützlich, sogar unentbehrlich zu sein. Diese Lage richtete ihre Zukunft zu Grunde; sie blieb zurückhaltend, wie das erste Mal.

„Madame," sagte sie, „es war wirklich eine sehr bewegte Frau dort, die sich durch ihre Verdrehungen und ihr Delirium ungemein zur Schau stellte. Doch mir scheint . . ."

„Es scheint Ihnen," fiel die Königin rasch ein, „diese Frau war eine Frau vom Theater oder das, was man ein Weltmädchen nennt, und nicht die Königin von Frankreich, nicht wahr?"

„Gewiß nicht, Madame."

„Gräfin, Sie haben dem König sehr gut geantwortet, und nun ist es an mir, für Sie zu sprechen. Lassen Sie hören, wie weit sind Sie mit Ihren Angelegenheiten? zu welcher Zeit gedenken Sie Ihre Rechte anerkennen zu machen? Doch ist nicht Jemand hier, Prinzessin?"

Frau von Misery trat ein.

„Will Euere Majestät Fräulein von Taverney empfangen?" fragte die Kammerfrau.

„Sie! sicherlich. Oh! die Ceremoniöse! nie würde sie sich gegen die Etiquette verfehlen. Andrée! Andrée! kommen Sie doch."

„Eure Majestät ist zu gut gegen mich," sprach diese, indem sie sich anmuthig verbeugte.

Und sie erblickte Jeanne, welche, da sie die zweite Dame vom Unterstützungsbureau erkannte, eine Röthe und eine Bescheidenheit auf Commando sich zu Hülfe rief.

Die Prinzessin von Lamballe benützte die Verstärkung, die der Königin zugekommen, um nach Sceaux zum Herzog von Penthièvre zurückzukehren. Andrée setzte sich an die Seite von Marie Antoinette und heftete ihren ruhigen, forschenden Blick auf Frau von La Mothe.

„Nun! Andrée," sagte die Königin, „hier ist die Dame, die wir am letzten Tage des Eises besuchten."

„Ich habe sie erkannt," erwiederte Andrée sich verneigend.

Schon hochmüthig, beeilte sich Jeanne, auf den

Zügen von Andrée ein Symptom von Eifersucht zu suchen, doch sie fand nichts als völlige Gleichgültigkeit.

Andrée, mit denselben Leidenschaften, wie die Königin, Andrée, eine Frau und erhaben über allen Frauen an Güte, an Geist und an Großmuth, wenn sie glücklich gewesen wäre, Andrée verschloß sich in ihre undurchdringliche Verstellung, welche der ganze Hof für die stolze Schamhaftigkeit der jungfräulichen Diana hielt.

„Wissen Sie," sprach die Königin zu ihr, „wissen Sie, was man dem König über mich sagt?"

„Oh! man mußte ihm Alles sagen, was es Schlimmes gibt," erwiederte Andrée, „gerade weil man ihm nicht zu sagen vermöchte, was Gutes an Ihnen ist."

„Das ist das schönste Wort, das ich gehört," sprach Jeanne einfach. „Ich sage, das schönste, weil es, ohne irgend etwas davon zu benehmen, das Gefühl wiedergibt, welches das meines Lebens ist, und das mein schwacher Geist nie so auszudrücken vermocht hätte."

„Ich werde Ihnen die Sache erzählen, Andrée."

„Oh! ich weiß sie," sagte diese; „der Herr Graf von Provence hat sie so eben erzählt, und eine Freundin von mir hat zugehört."

„Das ist ein glückliches Mittel, die Lüge zu verbreiten, nachdem man der Wahrheit gehuldigt hat," sprach zornig die Königin. „Doch lassen wir das. Ich war eben mit der Gräfin an der Auseinandersetzung ihrer Lage. Wer protegirt Sie, Gräfin?"

„Sie, Madame," erwiederte Jeanne muthig, „Sie, die Sie mir erlauben, Ihnen die Hand zu küssen."

„Sie hat Gemüth, und ich liebe die Ergüsse," sagte Marie Antoinette zu Andrée.

Andrée antwortete nicht.

„Madame," fuhr Jeanne fort, „wenige Personen haben es gewagt, mich zu protegiren, als ich in der Noth und in der Dunkelheit war; nun aber, wenn man mich einmal in Versailles gesehen, wird sich alle Welt um das Recht streiten, der Königin, ich will sagen,

einer Person angenehm zu sein, die Ihre Majestät eines Blickes zu würdigen die Gnade gehabt hat."

„Wie!" rief die Königin, indem sie sich setzte; „Niemand war muthig oder verdorben genug, Sie zu protegiren?"

„Ich hatte Anfangs Frau von Boulainvilliers," antwortete Jeanne, „eine wackere Frau; dann Herrn von Boulainvilliers, einen verdorbenen Beschützer; doch seit meiner Verheirathung Niemand, oh! Niemand!" sagte sie mit einer äußerst geschickten Uebergehung. „Oh! verzeihen Sie, ich vergaß einen braven Mann, einen edelmüthigen Fürsten . . ."

„Einen Fürsten! wen denn, Gräfin?"

„Den Herrn Cardinal von Rohan."

Die Königin machte eine ungestüme Bewegung gegen Jeanne.

„Mein Feind!" sagte sie lächelnd.

„Feind Eurer Majestät! Er! der Cardinal!" rief Jeanne. „Oh! Madame."

„Man sollte glauben, Gräfin, Sie wundern sich darüber, daß eine Königin einen Feind hat. Wie sieht man doch, daß Sie nicht bei Hofe gelebt haben."

„Madame, der Cardinal betet Eure Majestät an, wenigstens glaubte ich das zu wissen, und wenn ich mich nicht getäuscht habe, so kommt seine Ehrfurcht für die erhabene Gemahlin des Königs seiner Ergebenheit gleich."

„Oh! ich glaube Ihnen, Gräfin," erwiederte Marie Antoinette, die sich wieder ihrer gewöhnlichen Heiterkeit überließ, „ich glaube Ihnen theilweise. Ja, so ist es, der Cardinal betet mich an."

Und sie wandte sich, indem sie diese Worte sprach, mit einem treuherzigen Gelächter gegen Andrée von Taverney.

„Nun! Gräfin, ja, der Cardinal betet mich an, und darum ist er mein Feind."

Jeanne von La Mothe heuchelte das Erstaunen einer Frau aus der Provinz.

„Ah! Sie sind der Schützling des Herrn Prinzen Erzbischofs Louis von Rohan?“ fuhr die Königin fort. „Erzählen Sie uns das, Gräfin.“

„Das ist ganz einfach, Madame. Seine Excellenz hat mich auf die großmüthigste, zarteste Weise mit der geistreichsten Freigebigkeit unterstützt.“

„Sehr gut. Der Prinz Louis ist verschwenderisch, das kann man ihm nicht streitig machen. Denken Sie nicht, Andrée, der Herr Cardinal könnte wohl auch einige Anbetung für diese hübsche Gräfin fühlen? Wie! Gräfin, sagen Sie es uns.“

Marie Antoinette fing wieder ihr freudiges, treuherziges, glückliches Gelächter an, wozu sie indessen, beständig ernst, Andrée nicht ermuthigte.

„Diese geräuschvolle Heiterkeit muß nothwendig eine scheinbare Heiterkeit sein,“ dachte Jeanne. „Wir wollen sehen.“

„Madame,“ sprach sie mit einer ernsten Miene und einem Ausdruck der Durchdrungenheit, „ich habe die Ehre, Eure Majestät zu versichern, daß Herr von Rohan . . .“

„Es ist gut, es ist gut,“ unterbrach die Königin. „Da Sie so eifrig für ihn sind . . . da Sie seine Freundin sind . . .“

„Oh! Madame,“ machte Jeanne mit einem köstlichen Ausdruck von Schamhaftigkeit und Ehrfurcht.

„Gut! liebe Kleine, gut,“ fuhr die Königin mit einem sanften Lächeln fort; „aber fragen Sie ihn doch einmal, was er mit gewissen Haaren gethan, welche er mir durch einen Friseur hat stehlen lassen, den dieser Spaß theuer zu stehen kam, denn ich jagte ihn fort.“

„Eure Majestät setzt mich in Erstaunen,“ sagte Jeanne. „Wie! Herr von Rohan hätte dies gethan?“

„Ah! ja . . . die Anbetung, immer die Anbetung. Nachdem er mich in Wien verwünscht, nachdem er Alles angewendet, Alles versucht hatte, um die zwischen dem Könige und mir beabsichtigte Heirath abzubrechen, bemerkte er eines Tages, daß ich Frau und daß ich

seine Königin; daß er, ein großer Diplomat, eine Schuld gemacht, und daß er immerhin mit mir viel zu kämpfen bekommen würde. Da hatte er bange für seine Zukunft, der liebe Prinz, und er machte es dann, wie alle die Leute von seinem Gewerbe, die denjenigen am meisten schmeicheln, vor welchen sie sich am meisten fürchten; und da er wußte, daß ich jung, da er mich für albern und eitel hielt, so verwandelte er sich in den Seladon. Nach den Seufzern und den schmachtenden Gesichtern hat er sich in die Anbetung versetzt, wie Sie sagen. Er betet mich an, nicht wahr, Andrée?"

„Madame!" erwiederte diese sich verbeugend.

„Ja... Andrée will sich auch nicht gefährden; doch ich, ich wage es; das Königthum muß doch zu etwas nütz sein, Gräfin, ich weiß und Sie wissen, daß der Cardinal mich anbetet. Das ist eine abgemachte Sache; sagen Sie ihm, sagen Sie ihm, ich grolle ihm darum nicht."

Diese Worte, welche eine bittere Ironie enthielten, berührten tief das brandige Herz von Jeanne von La Mothe.

Wäre sie edel, rein und redlich gewesen, so hätte sie hierin nichts gesehen, als die stolze Verachtung der Frau mit dem erhabenen Herzen, als die völlige Geringschätzung einer großen Seele gegen die niedrigen Intriguen, die sich unter ihr bewegen. Diese Art von Frauen, diese so seltenen Engel vertheidigen ihren Ruf nie gegen die Hinterhalte, die ihnen auf Erden gelegt werden.

Sie wollen ihn nicht einmel ahnen, den Koth, an dem sie sich beschmutzen, den Vogelleim, an dem sie die glänzendsten Federn ihrer Flügel hängen lassen.

Jeanne, eine gemeine und verdorbene Natur, erblickte einen großen Aerger bei der Königin in der Kundgebung dieses Zornes über das Benehmen des Herrn Cardinal von Rohan. Sie erinnerte sich der Gerüchte des Hofes, Gerüchte mit ärgerlichen Sylben, die sich aus dem

innern des Schlosses bis in die Tiefe der Vorstädte on Paris verbreitet und so viel Echo gefunden hatten.

Der Cardinal, der die Frauen wegen ihres Geschlechtes liebte, hatte zu Ludwig XV., welcher die Frauen uch auf diese Art liebte, gesagt, die Dauphine sei ur eine unvollständige Frau. Man kennt die seltsamen lusdrücke von Ludwig XV. im Augenblick der Verheiathung seines Enkels und seine Fragen an einen gewissen neuen Botschafter.

Jeanne, eine vollständige Frau, wie es nur eine eben konnte, ein Weib vom Scheitel bis zu den Zehen, itel auf ein einziges von ihren Haaren, die sie auszeichneten, Jeanne, die das Bedürfniß, zu gefallen, durch lle ihre Vorzüge zu siegen, fühlte, konnte nicht glauben, ine Frau denke anders, als sie, über diese zarte Materie.

„Ihre Majestät hat einen Aerger," sagte sie zu ich selbst. „Wenn sie aber einen Aerger hat, so muß noch etwas Anderes obwalten."

Bedenkend, daß der Anstoß das Licht erzeugt, fing ie an, Herrn von Rohan mit all dem Geiste zu vertheidigen, mit dem sie die Natur als eine gute Mutter so reichlich begabt hatte.

Die Königin hörte zu.

„Sie hört zu," sagte Jeanne zu sich selbst.

Und getäuscht durch ihre schlimme Natur, bemerkte Jeanne nicht einmal, daß die Königin aus Edelmuth zuhörte, weil es bei Hofe gebräuchlich ist, daß nie ein Mensch Gutes von denjenigen spricht, von denen der Gebieter Schlimmes denkt.

Dieser Eingriff in die Traditionen, dieses Abgehen von den Gewohnheiten des Schlosses machten die Königin zufrieden und beinahe glücklich.

Marie Antoinette sah ein Herz da, wohin Gott nur einen trockenen, verdorbenen Schwamm gelegt hatte.

Das Gespräch ging so auf dem Fuße wohlwollender Vertraulichkeit von Seiten der Königin fort; Jeanne war auf Nadeln, sie fühlte sich verlegen, denn sie wußte

nicht mehr, wie sie wegkommen sollte, ohne entlassen zu werden; sie, die so eben noch diese schöne Rolle der Fremden hatte, welche um Abschied bittet; doch plötzlich erscholl eine muntere, geräuschvolle, junge Stimme im anstoßenden Cabinet.

„Der Graf d'Artois!" sagte die Königin.

Andrée stand sogleich auf. Jeanne schickte sich an, wegzugehen, aber der Prinz war so rasch in das Zimmer, wo sich die Königin befand, eingedrungen, daß der Abgang beinahe unmöglich wurde. Frau von La Mothe that jedoch das, was man auf dem Theater einen Abgang bezeichnen nennt.

Der Prinz blieb stehen, als er diese hübsche Person sah, und grüßte sie.

„Die Frau Gräfin von La Mothe," sagte die Königin, Jeanne dem Prinzen vorstellend.

„Ah! ah!" versetzte der Graf d'Artois. „Ich will Sie nicht vertreiben, Frau Gräfin."

Die Königin machte Andrée ein Zeichen, und diese hielt Jeanne zurück.

Das Zeichen wollte besagen: Ich hatte Frau von La Mothe ein Geschenk zu machen; ich habe nicht die Zeit dazu gehabt, verschieben wir es auf später.

„Sie sind also von der Wolfsjagd zurückgekehrt?" sagte die Königin, indem sie dem Prinzen nach der englischen Mode, die damals schon in Gunst kam, die Hand reichte.

„Ja, meine Schwägerin, und ich habe eine gute Jagd gemacht, denn ich habe sieben erlegt, und das ist ungeheuer," erwiederte der Prinz.

„Sie haben selbst so viel erlegt?"

„Ich bin dessen nicht ganz sicher," rief er lachend, „doch man hat es mir gesagt. Wissen Sie indessen, meine Schwägerin, daß ich siebenhundert Livres verdient habe?"

„Bah! und wie?"

„Sie werden wissen, daß man hundert Livres für jeden Kopf von diesen furchtbaren Thieren bezahlt.

Das iſt viel, doch ich gebe von ganzem Herzen zweihundert für jeden Kopf von einem Zeitungsſchreiber. Und Sie, meine Schwägerin?"

„Ah!" ſagte die Königin, „Sie wiſſen ſchon die Geſchichte?"

„Herr von Provence hat ſie mir erzählt."

„Nun ſind es drei," verſetzte Marie Antoinette; „Herr von Provence iſt ein unerſchrockener, unermüdlicher Erzähler. Sagen Sie uns das doch ein wenig."

„So daß ſie weißer ſcheinen, als Hermelin, weißer als Venus Aphrodite. Es gibt wohl noch einen andern Namen, der mit ene endigt, die Gelehrten könnten Ihnen das ſagen, mein Bruder von Provence z. B."

„Es iſt darum nicht minder wahr, daß er Ihnen das Abenteuer erzählt hat?"

„Vom Zeitungsſchreiber! Ja, meine Schwägerin. Doch Eure Majeſtät iſt zu Ihrer Ehre daraus hervorgegangen. Man könnte ſogar, wenn man einen Calembourg machen wollte, wie Herr von Bièvre jeden Tag macht, ſagen: Die Sache der Kufe iſt gewaſchen."

„Oh! das abſcheuliche Wortſpiel."

„Meine Schwägerin, mißhandeln Sie nicht einen Paladin, der ſeine Lanze und ſeinen Arm zu Ihrer Verfügung geſtellt hat. Zum Glück brauchen Sie Niemand. Ah! liebe Schwägerin, Sie haben ein wahres Glück."

„Sie nennen das Glück! Hören Sie ihn an, Andrée."

Jeanne lachte; der Graf, der ſie unabläſſig anſchaute, verlieh ihr Muth. Man ſprach zu Andrée, Jeanne antwortete.

„Das iſt Glück," wiederholte der Graf d'Artois, „denn es konnte am Ende wohl ſein, meine liebe Schwägerin, erſtens, daß Frau von Lamballe nicht bei Ihnen geweſen wäre."

„Würde ich allein dahin gegangen ſein?"

„Zweitens, daß Frau von La Mothe ſich nicht dort gefunden hätte, um Sie am Eintritt zu verhindern."

„Ah! Sie wissen, daß die Frau Gräfin dort war?“

„Meine Schwägerin, wenn der Herr Graf von Provence erzählt, so erzählt er Alles. Es konnte endlich sein, daß sich Frau von La Mothe zu geeigneter Zeit nicht in Versailles gefunden hätte, um Zeugschaft abzulegen. Ohne Zweifel werden Sie mir sagen, die Tugend und die Unschuld seien wie ein Veilchen, das nicht gesehen zu werden braucht, um gekannt zu werden; doch was das Veilchen betrifft, meine Schwägerin, so macht man Sträuße daraus, wenn man es sieht, und man wirft es weg, wenn man seinen Wohlgeruch eingeathmet hat. Das ist meine Moral.“

„Sie ist schön.“

„Ich nehme sie, wie ich sie finde, und ich habe Ihnen bewiesen, daß Sie Glück gehabt.“

„Schlecht bewiesen.“

„Soll ich es besser beweisen?“

„Das wird nicht überflüssig sein.“

„Ei! Sie sind ungerecht, daß Sie das Schicksal anklagen,“ sagte der Graf, der sich um und um drehte, um auf einen Sopha neben der Königin zu fallen, „denn am Ende gerettet bei dem bekannten Sprung aus dem Cabriolet . . .“

„Eins,“ sagte die Königin, an ihren Fingern zählend.

„Gerettet bei der Kufe.“

„Gut, ich zähle das. Zwei. Weiter?“

„Und gerettet bei der Geschichte auf dem Ball,“ sagte er ihr in's Ohr.

„Welchen Ball meinen Sie?“

„Den Ball der Oper.“

„Wie beliebt?“

„Ich sage, den Ball der Oper, meine Schwägerin.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Er lachte.

„Welch ein Dummkopf bin ich, daß ich mit Ihnen von einem Geheimniß spreche.“

„Ein Geheimniß! In der That, mein Schwager,

man sieht, daß Sie vom Ball der Oper sprechen, denn ich bin ganz intriguirt."

Die Worte: Ball, Oper, trafen an das Ohr von Jeanne, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

„Stille davon!" sagte der Prinz.

„Nein, nein, durchaus nicht! Erklären wir uns," erwiederte die Königin. „Sie sprechen von einer Geschichte im Opernhause; was ist das?"

„Ich flehe Ihr Mitleid an, meine Schwägerin."

„Graf, ich beharre darauf, daß ich es wissen will."

„Und ich beharre darauf, daß ich schweige."

„Wollen Sie mich ärgerlich machen?"

„Keines Wegs. Ich denke, ich habe genug gesagt, daß Sie begreifen."

„Sie haben gar nichts gesagt."

„Oh! nun intriguiren Sie mich, mein Schwesterchen . . . seien Sie aufrichtig."

„Bei meinem Ehrenwort, ich scherze nicht."

„Wollen Sie, daß ich spreche?"

„Auf der Stelle."

„Nicht hier, anderswo," sagte er, auf Jeanne und Andrée deutend.

„Hier! hier! es können nie zu viel Leute für eine Erklärung anwesend sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, meine Schwägerin."

„Ich will es wagen."

„Sie waren nicht auf dem letzten Ball der Oper?"

„Ich!" rief die Königin; „ich auf dem Ball der Oper?"

„Ich bitte, leise."

„Oh! nein, schreien wir das, mein Schwager! ich sei auf dem Ball der Oper gewesen, sagen Sie?"

„Gewiß, ja, Sie waren dort."

„Sie haben mich vielleicht gesehen?" versetzte sie mit Ironie, aber bis dahin scherzend.

„Ich habe Sie gesehen."

„Mich! mich!"

„Sie! Sie!“

„Das ist stark.“

„Das habe ich mir auch gesagt.“

„Warum behaupten Sie nicht auch vollends, Sie haben mit mir gesprochen? das wäre noch drolliger.“

„Bei meiner Treue, ich war eben im Begriff, Sie anzureden, als uns eine Wolke von Masken trennte.“

„Sie sind verrückt!“

„Ich war fest überzeugt, Sie würden mir das sagen. Ich hätte mich dem nicht aussetzen sollen, das ist mein Fehler.“

Die Königin stand plötzlich auf und machte in großer Aufregung ein paar Schritte im Zimmer.

Der Graf schaute sie mit erstaunter Miene an.

Jeanne drückte sich die Nägel in's Fleisch, um eine gute Haltung zu beobachten.

Die Königin blieb wieder stehen und sagte zu dem jungen Prinzen:

„Mein Freund, scherzen wir nicht, ich habe einen so schlimmen Charakter, daß Sie sehen, ich verliere schon die Geduld; gestehen Sie geschwinde, daß Sie sich auf meine Kosten haben belustigen wollen, und ich werde sehr glücklich sein.“

„Ich gestehe Ihnen das, wenn Sie wollen, meine Schwägerin.“

„Seien Sie ernst, Karl.“

„Ernst wie ein Fisch.“

„Ich bitte inständig, sagen Sie mir, nicht wahr, Sie haben dieses Mährchen geschmiedet?“

Er schaute blinzelnd die Damen an und antwortete dann:

„Ich habe geschmiedet, wollen Sie mich entschuldigen.“

„Sie haben mich nicht verstanden, mein Schwager,“ wiederholte die Königin mit großer Heftigkeit. „Ich frage Sie, ja oder nein, nehmen Sie vor diesen Damen zurück, was Sie gesagt haben? Lügen Sie nicht, schonen Sie mich nicht.“

Andrée und Jeanne verschwanden hinter der Gobelinstapete.

„Nun! meine liebe Schwägerin," sprach der Prinz mit leiser Stimme, als sie nicht mehr da waren, „ich habe die Wahrheit gesagt, warum warnten Sie mich nicht früher?"

„Sie haben mich auf dem Ball der Oper gesehen?"

„Wie ich Sie jetzt sehe, und, Sie haben mich auch gesehen."

Die Königin stieß einen Schrei aus, rief Jeanne und Andrée, lief selber weg, um sie von der andern Seite der Tapete zu holen, nahm jede von ihnen bei einer Hand und zog sie rasch Beide herein.

„Meine Damen, der Herr Graf d'Artois behauptet, er habe mich im Opernhause gesehen," sagte sie.

„Oh!" murmelte Andrée.

„Es ist nicht mehr Zeit, zurückzuweichen," fuhr die Königin fort. „Beweisen Sie, beweisen Sie ..."

„Hören Sie," sprach der Prinz. „Ich war mit dem Marschall von Richelieu, mit Herrn von Calonne, mit ... mein Gott, mit einer ganzen Gesellschaft. Ihre Maske ist abgefallen."

„Meine Maske!"

„Ich wollte Ihnen sagen: das ist mehr als verwegen, meine Schwägerin! da waren Sie verschwunden, fortgezogen von dem Cavalier, der Ihnen den Arm reichte."

„Der Cavalier! Oh! mein Gott! Sie machen mich toll."

„Ein blauer Domino," fügte der Prinz bei.

Die Königin fuhr mit ihrer Hand über die Stirne.

„An welchem Tag war dies?" fragte sie.

„Am Sonnabend, am Tag vor meiner Abfahrt zur Jagd. Sie schliefen noch am Morgen, als ich aufbrach, sonst hätte ich Ihnen da schon gesagt, was ich Ihnen so eben gesagt habe."

„Mein Gott, mein Gott! Um welche Stunde haben Sie mich gesehen?"

„Es mochte zwischen zwei und drei Uhr sein.“

„Es ist entschieden, entweder bin ich verrückt oder sind Sie es.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es bin; ich werde mich getäuscht haben . . . doch . . .“

„Doch? . . .“

„Kümmern Sie sich nicht so sehr, man hat nichts erfahren . . . Einen Augenblick glaubte ich, Sie wären mit dem König, doch Ihr Begleiter sprach Deutsch, und der König versteht nur das Englische.“

„Deutsch . . . ein Deutscher! Oh! ich habe einen Beweis, mein Schwager. Am Sonnabend legte ich mich um eilf Uhr zu Bette.“

Der Graf verbeugte sich lächelnd wie ein ungläubiger Mensch.

Die Königin läutete.

„Frau von Misery wird Ihnen Alles sagen.“

Der Graf lachte.

„Warum rufen Sie nicht auch Laurent, den Portier? er wird auch Zeugschaft ablegen. Ich habe diesen Lauf gegossen, Schwesterchen, schießen Sie nicht auf mich.“

„Oh!“ rief die Königin voll Wuth. „Oh! daß man mir nicht glauben will!“

„Ich würde Ihnen glauben, wenn Sie weniger in Zorn geriethen. Doch das Mittel! sage ich Ihnen, ja, so werden Andere, nachdem sie gekommen, nein sagen.“

„Andere? welche Andere?“

„Bei Gott! diejenigen, welche gesehen haben, wie ich.“

„Ah! das ist wahrlich seltsam! Es gibt Leute, die mich gesehen haben. Wohl! so zeigen Sie mir diese Leute.“

„Sogleich . . . ist Philipp von Taverney da?“

„Mein Bruder!“ sagte Andrée.

„Er war dort, mein Fräulein,“ antwortete der Prinz: „wollen Sie, daß man ihn befrage, meine liebe Schwägerin?“

„Ich bitte inständig darum.“

„Mein Gott!“ murmelte Andrée.

„Was?“ machte die Königin.

„Mein Bruder zur Zeugschaft berufen!“

„Ja, ja, ich will es.“

Und die Königin rief: man lief, um Philipp zu uchen, bis zu seinem Vater, den er eben nach der von ns geschilderten Scene verlassen hatte.

Herr des Schlachtfeldes bei seinem Duell mit Charny, ging Philipp, der der Königin einen Dienst eleistet hatte, freudig nach dem Schlosse Versailles.

Man fand ihn auf dem Wege, theilte ihm den Befehl der Königin mit, und er eilte, zu gehorchen.

Marie Antoinette stürzte ihm entgegen, stellte sich erade vor ihn und rief:

„Mein Herr, sind Sie im Stande, die Wahrheit u sagen?“

„Ja, Madame, ich bin unfähig, zu lügen,“ erwie- erte er.

„So sagen Sie . . . sprechen Sie offenherzig, ob . . ob Sie mich seit acht Tagen an einem öffentlichen Orte gesehen haben.“

„Ja, Madame,“ antwortete Philipp.

Die Herzen schlugen im Zimmer, daß man sie hätte hören können.

„Wo haben Sie mich gesehen?“ fragte die Köni- gin mit einer furchtbaren Stimme.

Philipp schwieg.

„Oh! seien Sie ohne Schonung, mein Herr, mein Schwager hier behauptet, er habe mich auf dem Ball der Oper gesehen; und Sie, wo haben Sie mich ge- sehen?“

„Wie Monseigneur der Graf d'Artois, auf dem Ball der Oper, Madame.“

Die Königin sank, wie vom Blitze getroffen, auf den Sopha.

Dann erhob sie sich wieder mit der Raschheit eines verwundeten Tigers und rief.:

„Das ist nicht möglich, da ich nicht dort gewesen bin. Hüten Sie sich wohl, Herr von Taverney, ich bemerke, daß Sie hier Puritaner-Manieren annehmen; das ist gut in Amerika bei Herrn von Lafayette, doch in Versailles sind wir Franzosen, und höflich und einfach."

„Eure Majestät verletzt Herrn von Taverney," sprach Andrée, bleich vor Zorn und Entrüstung. „Wenn er sagt, er habe gesehen, so hat er gesehen."

„Sie auch!" rief Marie Antoinette; „Sie auch! Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß Sie mich auch gesehen. Bei Gott! wenn ich Freunde habe, die mich vertheidigen, so habe ich auch Feinde, die mich ermorden. Ein einziger Zeuge gibt kein Zeugniß, meine Herren."

„Sie erinnern mich daran," sprach der Graf d'Artois, „daß ich in dem Augenblick, wo ich Sie sah, und wo ich wahrnahm, der blaue Domino sei nicht der König, glaubte, es sei der Neffe von Herrn von Suffren. Wie heißt er doch, der brave Officier, der die Heldenthat auf der See vollführt hat? Sie haben ihn eines Tags so gut empfangen, daß ich glaubte, er sei Ihr Ehrenritter."

Die Königin erröthete; Andrée wurde bleich wie der Tod. Beide schauten sich an und bebten, als sie sich so sahen.

Philipp wurde bleifarbig.

„Herr von Charny," murmelte er.

„Charny! so ist es," fuhr der Graf d'Artois fort. „Nicht wahr, Herr Philipp, die Tournure von diesem blauen Domino hatte Aehnlichkeit mit der von Herrn von Charny?"

„Ich habe es nicht bemerkt, Monseigneur," erwiederte Philipp, beinahe erstickend.

„Aber," fuhr der Graf d'Artois fort, „ich habe bald bemerkt, daß ich mich getäuscht, denn Herr von Charny bot sich plötzlich meinen Augen, er war da, bei Herrn von Richelieu, Ihnen gegenüber, meine

Schwägerin, in dem Augenblick, wo Ihre Maske fiel."

„Und er hat mich gesehen?" rief die Königin mit Hintansetzung aller Klugheit.

„Wenn er nicht blind ist," erwiederte der Prinz.

Die Königin machte eine verzweifelte Geberde und schüttelte abermals die Glocke.

„Was machen Sie?" sagte der Prinz.

„Ich will auch Herrn von Charny befragen, den Kelch bis auf die Hefe leeren."

„Ich glaube nicht, daß Herr von Charny in Versailles ist," murmelte Philipp.

„Warum nicht?"

„Man hat mir, glaube ich, gesagt, er sei . . . unpäßlich."

„Oh! die Sache ist ernst genug, daß er komme, mein Herr. Ich bin auch unpäßlich, und dennoch würde ich mit nackten Füßen bis an's Ende der Welt gehen, um zu beweisen . . ."

Mit zerrissenem Herzen näherte sich Philipp Andrée, welche durch das Fenster schaute, das auf die Blumenbeete ging.

Plötzlich konnte sich Andrée eines Schreies nicht erwehren.

„Was gibt es?" fragte die Königin, indem sie auf Andrée zuging.

„Nichts, nichts . . . Man sagte, Herr von Charny sei krank, und ich sehe ihn."

„Du siehst ihn?" rief Philipp an's Fenster laufend.

„Ja, er ist es."

Alles vergessend, öffnete die Königin mit einer außerordentlichen Stärke das Fenster, und rief mit lauter Stimme:

„Herr von Charny!"

Dieser drehte den Kopf um, und wandte sich dann, ganz bestürzt vor Erstaunen, nach dem Schlosse.

XXXVII.

Ein Alibi.

Herr von Charny trat, ein wenig bleich, aber aufrecht und ohne ein scheinbares Leiden ein.

Beim Anblick dieser hohen Gesellschaft nahm er die achtungsvolle und steife Haltung des Weltmannes und des Soldaten an.

„Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Schwägerin," sagte der Graf d'Artois leise zur Königin, „mir scheint, Sie befragen viele Leute."

„Mein Schwager, ich werde die ganze Welt befragen, bis es mir gelingt, Einen zu treffen, der mir sagt, daß Sie sich getäuscht haben."

Mittlerweile hatte Charny Philipp gesehen und diesen höflich begrüßt.

„Sie sind ein Henker Ihrer Gesundheit," sagte Philipp leise zu seinem Gegner. „Verwundet ausgehen! wahrhaftig, Sie wollen sterben!"

„Man stirbt nicht daran, daß man sich an einem Strauche des Bois de Boulogne geritzt hat," erwiederte Charny, glücklich, seinem Feinde einen moralischen Stich zu geben, welcher wohl schmerzlicher, als der vom Degen.

Die Königin näherte sich, um diesem Gespräche ein Ende zu machen, das mehr ein doppeltes a parte, als ein Dialog gewesen war.

„Herr von Charny," sagte sie, „Sie waren, wie diese Herren behaupten, auf dem Balle der Oper?"

„Ja, Eure Majestät," erwiederte Charny, sich verbeugend.

„Sagen Sie mir, was Sie dort gesehen haben."

„Fragt mich Eure Majestät, was ich dort gesehen, oder wen ich dort gesehen?"

„Ganz richtig ... wen Sie dort gesehen, und keine Discretion, Herr von Charny, kein gefälliges Verschweigen."

„Ich soll Alles sagen, Madame?“

Die Wangen der Königin nahmen die Bläſſe wieder an, die zehnmal an diesem Morgen an die Stelle einer fieberhaften Röthe getreten war.

„Um nach der Hierarchie, nach dem Gesetze meiner Ehrfurcht zu beginnen...“ sprach Charny.

„Gut, Sie haben mich gesehen?“

„Ja, Eure Majestät, in dem Augenblick, wo die Maske der Königin durch ein Unglück gefallen ist.“

Marie Antoinette zerknitterte in ihren nervigen Händen die Spitzen ihres Halstuches.

„Mein Herr,“ sagte die Königin mit einer Stimme, in der ein verständigerer Beobachter ein dem Ausbruche nahes Schluchzen errathen hätte, „schauen Sie mich wohl an, sind Sie Ihrer Sache sicher?“

„Madame, die Züge Eurer Majestät sind in die Herzen aller ihrer Unterthanen eingegraben. Einmal Eure Majestät gesehen haben, heißt sie immer sehen.“

Philipp schaute Andrée an, Andrée tauchte ihre Blicke in die von Philipp. Diese zwei Schmerzen, diese Eifersucht auf beiden Seiten schlossen ein peinliches Bündniß.

„Mein Herr,“ wiederholte die Königin, indem sie sich Charny näherte, „ich versichere Sie, daß ich nicht auf dem Ball der Oper gewesen bin.“

„Oh! Madame,“ rief der junge Mann, seine Stirne tief gegen den Boden neigend, „hat Eure Majestät nicht das Recht, zu gehen, wohin es ihr gutdünkt, und wäre es in die Hölle; sobald Eure Majestät den Fuß darein gesetzt hat, ist die Hölle gereinigt.“

„Ich bitte Sie nicht, meinen Schritt zu entschuldigen,“ versetzte die Königin; „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich ihn nicht gethan habe.“

Ich werde Alles glauben, was mir Eure Majestät zu glauben befiehlt,“ erwiederte Charny, bis in den Grund seines Herzens durch diese Dringlichkeit der Königin, durch diese einnehmende Demuth der stolzen Frau bewegt.

„Meine Schwägerin! das ist zu viel," flüsterte der Graf d'Artois Marie Antoinette in's Ohr.

Denn diese Scene hatte alle Anwesenden zu Eis erstarren gemacht; die Einen durch den Schmerz ihrer Liebe, oder ihrer verwundeten Eitelkeit; die Anderen durch die Erschütterung, welche immer eine angeklagte Frau hervorbringt, die sich muthig gegen niederschmetternde Beweise vertheidigt.

„Man glaubt es! man glaubt es!" rief die Königin, außer sich vor Zorn; und entmuthigt sank sie in einen Lehnstuhl und trocknete mit dem Ende ihres Fingers die Spur einer Thräne, die der Stolz am Rande ihres Augenlides verzehrte. Plötzlich erhob sie sich.

„Meine Schwägerin! verzeihen Sie mir," sagte zärtlich der Graf d'Artois, „Sie sind unter ergebenen Freunden; das Geheimniß, vor dem Sie übermäßig erschrecken, kennen wir allein, und aus unseren Herzen, in denen es eingeschlossen ist, wird es Niemand, außer mit unserem Leben, herausziehen."

„Das Geheimniß! das Geheimniß!" rief die Königin, „ich will keines."

„Meine liebe Schwägerin!"

„Kein Geheimniß. Einen Beweis!"

„Madame, man kommt," sprach Andrée.

„Madame, der König," sagte Philipp langsam.

„Der König!" rief ein Huissier im Vorzimmer.

„Der König! desto besser. Oh! der König ist mein einziger Freund, der König, er würde mich nicht für schuldig halten, selbst wenn er mich bei einem Fehler gesehen zu haben glaubte; der König ist willkommen."

Der König trat ein. Sein Blick stand im Widerspruch mit all der Unordnung und all der Verstörtheit der Gesichter um die Königin her.

„Was gibt es?" fragte der König, vorschreitend.

„Mein Herr, ein Gerücht, ein schändliches Gerücht verbreitet sich. Helfen Sie mir, helfen Sie mir, Sire, denn diesmal sind es nicht mehr Feinde, die mich anklagen, es sind meine Freunde."

„Ihre Freunde?“

„Dieſe Herren, mein Schwager, verzeihen Sie; der Herr Graf d'Artois, Herr von Taverney, Herr von Charny verſichern mich, ſie haben mich auf dem Ball der Oper geſehen.“

„Auf dem Ball der Oper?“ rief der König, die Stirne faltend.

„Ja, Sire.“

Ein furchtbares Stillſchweigen laſtete eine Zeit lang auf der ganzen Verſammlung.

Frau von La Mothe ſah die düſtere Unruhe des Königs; ſie ſah die Todesbläſſe der Königin: mit einem Worte konnte ſie eine ſo beklagenswerthe Pein verſchwinden machen; ſie konnte alle dieſe Anklagen aus der Vergangenheit vernichten und die Königin für die Zukunft retten.

Doch ihr Herz zog ſie nicht dahin; ihr Intereſſe hielt ſie von einer ſolchen Handlungsweiſe ab. Sie ſagte ſich, es ſei nicht mehr Zeit, ſie habe ſchon in Beziehung auf die Kuſe gelogen, und wenn ſie ihr Wort zurücknehme, wenn ſie ſehen laſſe, ſie habe einmal gelogen, wenn ſie der Königin zeige, ſie habe ſie im Streite mit der erſten Anklage gelaſſen, ſo richte ſich die neue Günſtlingin mit dem erſten Schlage zu Grunde, zerſtöre ſie den Nutzen ihrer zukünftigen Gunſt; ſie ſchwieg.

Da wiederholte der König mit einer Miene voll Bangigkeit:

„Auf dem Ball der Oper? Wer hat hievon geſprochen? Weiß es der Herr Graf von Provence?“

„Aber es iſt nicht wahr,“ rief die Königin mit dem Ausdruck einer verzweifelten Unſchuld. „Es iſt nicht wahr; der Herr Graf d'Artois täuſcht ſich; Herr von Taverney täuſcht ſich. Sie täuſchen ſich, Herr von Charny. Oh! man kann ſich täuſchen.“

Alle verbeugten ſich.

„Auf!“ rief die Königin, „man laſſe meine Leute,

man lasse alle Welt kommen. Man befrage! Nicht wahr, am Sonnabend war dieser Ball?"

„Ja, meine Schwägerin."

„Nun! was habe ich am Sonnabend gethan? Man sage es mir, denn ich werde wahrhaftig toll, und wenn das so fortgeht, so werde ich am Ende selbst glauben, ich sei auf dem schändlichen Ball der Oper gewesen; doch wenn ich dahin gegangen wäre, meine Herren, so würde ich es sagen."

Plötzlich näherte sich der König, das Auge erweitert, die Stirne lachend, die Hände ausgestreckt, und fragte:

„Sonnabend, nicht wahr, meine Herren, Sonnabend?"

„Ja, Sire."

„Nun wohl!" fuhr er immer ruhiger, immer heiterer fort, „darüber darf man Niemand, als Ihre Kammerfrau fragen, Marie. Sie wird sich vielleicht erinnern, zu welcher Stunde ich an diesem Tage bei Ihnen eingetreten bin; es war, glaube ich, gegen elf Uhr Abends."

„Ah!" rief die Königin, berauscht vor Freude, „ja, Sire."

Und sie warf sich in seine Arme; dann plötzlich roth und verwirrt, weil sie sich angeschaut sah, verbarg sie ihr Gesicht an der Brust des Königs, der zärtlich ihre schönen Haare küßte.

„Wohl!" sagte der Graf d'Artois, ganz verblüfft zugleich vor Erstaunen und Freude, „ich werde mir eine Brille kaufen; doch, bei Gott! ich gäbe diese Scene nicht für eine Million, nicht wahr, meine Herren?"

Philipp war, bleich wie der Tod, an das Täfelwerk angelehnt. Kalt und unempfindlich, hatte Charny seine von Schweiß triefende Stirne abgewischt.

„Darum, meine Herren," sprach der König, freudig bei der Wirkung verweilend, die er hervorgebracht, „darum ist es unmöglich, meine Herren, daß die Königin in jener Nacht auf dem Ball der Oper gewesen

Glauben Sie es, wenn es Ihnen gutdünkt, ich bin fest überzeugt, die Königin begnügt sich damit, daß ich ihr glaube."

„Gut!" fügte der Graf d'Artois bei, „der Herr Graf von Provence mag davon denken, was er will, aber ich fordere seine Frau heraus, auf dieselbe Art ein Alibi zu beweisen, an dem Tag, wo man sie anklagen wird, sie habe die Nacht auswärts zugebracht."

„Mein Bruder!"

„Sire, ich küsse Ihnen die Hände."

„Karl, ich gehe mit Ihnen," sagte der König, nachdem er der Königin einen letzten Kuß gegeben.

Philipp hatte sich nicht gerührt.

„Herr von Taverney!" sprach die Königin mit strengem Tone, „begleiten Sie den Herrn Grafen d'Artois nicht?"

Philipp erhob sich plötzlich. Das Blut strömte nach seinen Schläfen und seinen Augen. Er war einer Ohnmacht nahe. Kaum hatte er die Kraft, zu grüßen, Andrée anzuschauen, einen furchtbaren Blick auf Charny zu werfen und den Ausdruck seines wahnsinnigen Schmerzes zurückzudrängen.

Er ging hinaus.

Die Königin behielt Andrée und Herrn von Charny bei sich.

. . . . . .

Die Lage von Andrée, welche zwischen ihren Bruder und die Königin, zwischen ihre Freundschaft und ihre Eifersucht gestellt war, hätten wir nicht zu skizziren vermocht, ohne den Gang der dramatischen Scene zu hemmen, in der der König wie eine glückliche Entwickelung erschien.

Nichts verdiente indessen mehr unsere Aufmerksamkeit, als das Leiden von Andrée. Sie fühlte, daß Philipp sein Leben gegeben hätte, um dieses Zusammensein von Marie Antoinette und Charny zu verhindern, und sie gestand sich, daß sie selbst ihr Herz brechen gefühlt haben würde, hätte sie, um Philipp zu folgen und ihn zu trösten, wie sie es thun mußte, Charny allein

frei mit Frau von La Mothe und der Königin, das heißt freier, als allein, gelassen.

Was sie empfand, wie sollte sie es sich erklären?

War es Liebe? Oh! die Liebe, hätte sie sich gesagt, keimt nicht, wächst nicht in der kalten Atmosphäre der Hofgefühle. Die Liebe, diese seltene Pflanze, blüht gern in edlen, reinen, unberührten Herzen. Sie schlägt nicht ihre Wurzeln in einem durch Erinnerungen entheiligten Herzen, in einem Boden, der durch Thränen erweicht, welche sich seit Jahren darin zusammendrängen. Nein, es war nicht Liebe, was Fräulein von Taverney für Herrn von Charny empfand. Sie stieß mit Gewalt einen solchen Gedanken zurück, weil sie sich geschworen hatte, nie etwas auf dieser Welt zu lieben.

Warum hatte sie aber denn so sehr gelitten, als Charny einige Worte der Ehrfurcht und Ergebenheit an die Königin gerichtet. Das war sicherlich Eifersucht.

Ja, Andrée gestand sich, daß sie eifersüchtig, nicht auf die Liebe, die ein Mann für eine andere Frau, als sie, fühlen mochte, sondern eifersüchtig auf die Frau, die diese Liebe einflößen, empfangen, ermächtigen konnte.

Mit Schwermuth sah sie alle die schönen Verliebten des neuen Hofes um sie hergehen. Diese muthigen Leute voll Eifer, die sie nicht begriffen und sich entfernten, nachdem sie ihr einige Huldigungen dargebracht, die Einen, weil ihre Kälte nicht Philosophie war, die Anderen, weil diese Kälte einen seltsamen Contrast mit den alten Leichtfertigkeiten bildete, in welchen Andrée geboren worden sein mußte.

Und dann mißtrauen die Männer, mögen sie das Vergnügen suchen oder von Liebe träumen, der Kälte einer Frau von fünfundzwanzig Jahren, die schön, die reich, die die Günstlingin der Königin ist, und, allein, schweigsam, eisig und bleich, auf einem Wege geht, wo es zum höchsten Glück und zur höchsten Freude gereicht, einen herrschenden Lärmen zu machen.

Ein lebendiges Räthsel sein ist kein Reiz, kein

Anziehungsmittel; das hatte Andrée wohl bemerkt; sie hatte die Augen allmälig sich von ihrer Schönheit abwenden, die Geister ihrem Geiste mißtrauen oder ihn leugnen sehen. Sie sah sogar mehr: diese Vernachläßigung wurde eine Gewohnheit bei den Alten, ein Instinct bei den Neuen; es war nicht mehr gebräuchlich, Fräulein von Taverney anzureden nnd mit ihr zu sprechen, als es Gewohnheit war, Latona oder Diana in Versailles in ihrem kalten Gürtel von geschwärzten Wasser anzureden. Jeder, der Fräulein von Taverney gegrüßt, seine Pirouette gemacht und einer andern Frau zugelächelt hatte, hatte auch seine Pflicht erfüllt.

Alle diese Nuancen entgingen dem scharfen Auge von Andrée nicht. Sie, deren Herz allen Kummer empfunden hatte, ohne ein einziges Vergnügen zu kennen; sie, die das Alter mit einem Gefolge von bleichen Verdrusse und schwarzen Erinnerungen vorrücken fühlte, sie rief ganz leise denjenigen an, welcher mehr bestraft, als der, welcher verzeiht, und indem sie, in ihren schmerzlichen Schlaflosigkeiten, die den glücklich Liebenden von Versailles als Futter gebotenen Wonnen an sich vorüberziehen ließ, seufzte sie mit einer tödtlichen Bitterkeit:

„Und ich! mein Gott! Und ich!"

Als sie am Tage der großen Kälte Charny fand, als sie die Augen des jungen Mannes sich neugierig auf sie heften und sie allmälig mit einem sympathetischen Netze umgeben sah, da erkannte sie nicht mehr die seltsame Zurückhaltung, welche vor ihr alle Höflinge bezeigten. Für diesen Mann war sie eine Frau. Er hatte in ihr die Jugend wiedererweckt und den Tod galvanisirt; er hatte den Marmor von Diana und Latona erröthen gemacht.

Fräulein von Taverney schloß sich auch rasch an diesen Wiederhersteller an, durch den ihr ihre Lebenskraft wieder fühlbar geworden war. Sie fühlte sich glücklich, diesen Mann anzuschauen, für den sie kein Räthsel. Sie war unglücklich bei dem Gedanken, eine

andere Frau werde ihrer azurblauen Phantasie die Flügel abschneiden, ihren Traum rauben, der kaum aus dem goldenen Thor hervorgegangen.

Man wird uns verzeihen, daß wir so erklärt haben, warum Andrée Philipp nicht aus dem Cabinet der Königin folgte, obgleich sie unter der ihrem Bruder angethanen Beleidigung gelitten hatte, obgleich dieser Bruder für sie eine Vergötterung, eine Religion, beinahe eine Liebe war.

Fräulein von Taverney, welche nicht wollte, daß die Königin unter vier Augen mit Charny bliebe, dachte nicht mehr daran, nachdem man ihren Bruder weggeschickt, Theil an dem Gespräche zu nehmen.

Sie setzte sich an die Ecke des Kamins, den Rücken beinahe der Gruppe zugewendet, die die Königin, welche saß, Charny, der halb vorgebeugt stand, und Frau von La Mothe bildeten, die sich aufrecht in der Fenstervertiefung hielt, wo ihre falsche Bescheidenheit ein Asyl, ihre wirkliche Neugierde einen günstigen Beobachtungspunkt suchte.

Die Königin blieb einige Minuten schweigsam; sie wußte nicht, wie sie ein neues Gespräch an die so zarte Erklärung, welche so eben stattgefunden, anknüpfen sollte.

Charny schien leidend, und seine Haltung mißfiel der Königin nicht.

Marie Antoinette brach am Ende das Stillschweigen und sagte plötzlich, sowohl ihren eigenen Gedanken, als den der Andern beantwortend:

„Das beweist, daß es uns nicht an Feinden fehlt. Sollte man glauben, daß so erbärmliche Dinge am Hofe von Frankreich vorgehen? Sollte man es glauben?“

Charny erwiederte nichts.

„Welch ein Glück,“ fuhr die Königin fort, „welch ein Glück, auf Ihren Schiffen in der freien Luft, auf der See zu leben! Man spricht uns Stadtleuten vom Zorne, von der Bosheit der Wellen. Oh! mein Herr, mein Herr, schauen Sie sich an! Haben die Wellen des

Ocean, die wüthendsten Wellen nicht den Schaum ihres Zornes auf Sie geworfen? Haben Sie ihre Stürme nicht zuweilen, oft, auf das Verdeck Ihres Schiffes geworfen? Schauen Sie sich an, Sie sind jung, Sie sind gesund, Sie sind geehrt."

„Madame!"

„Haben die Engländer Ihnen nicht auch ihren Zorn von Flammen und Kartätschen zugeschleudert, einen für das Leben so gefährlichen Zorn? Doch was ist Ihnen daran gelegen? Sie sind unversehrt, Sie sind stark, und wegen des Zornes der Feinde, die Sie besiegt, hat Sie der König beglückwünscht, geliebkost, das Volk kennt und liebt Sie."

„Nun! Madame?" murmelte Charny, der mit Bangen dieses Fieber unmerklich die Nerven von Marie Antoinette exaltiren sah.

„Worauf will ich kommen?" sagte sie; „ah! ja: Gesegnet seien die Feinde, die auf uns die Flamme, das Eisen, die schäumende Welle schleudern; gesegnet seien die Feinde, die nur mit dem Tode drohen!"

„Mein Gott! Madame," erwiederte Charny, „es gibt keine Feinde für Eure Majestät; es gibt ebenso wenig, als Schlangen für den Adler. Alles, was unten an den Boden gebunden kriecht, bewegt diejenigen nicht, welche in den Wolken schweben."

„Mein Herr," entgegnete rasch die Königin, „ich weiß, Sie sind gesund und unversehrt aus der Schlacht, gesund und unversehrt aus dem Sturme zurückgekommen; Sie sind triumphirend und geliebt zurückgekommen, während diejenigen, deren Ruf ein Feind, wie wir sie haben, mit seinem Geifer der Verleumdung beschmutzt, allerdings für ihr Leben keine Gefahr laufen, aber nach jedem Sturme altern; sie gewöhnen sich daran, die Stirne zu beugen, aus Furcht, wie es mir heute geschehen, der doppelten, in einem einzigen Angriff verschmolzenen Verletzung von Feinden und Freunden zu begegnen. Und dann, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie hart es ist, gehaßt zu sein!"

Andrée erwartete voll Angst die Antwort des jungen Mannes; sie zitterte, er würde mit der liebevollen Tröstung antworten, um welche die Königin anzusuchen schien.

Charny aber wischte, ganz im Gegentheil, mit seinem Sacktuch die Stirne ab, suchte einen Stützpunkt auf der Lehne eines Fauteuil und erbleichte.

Die Königin schaute ihn an.

„Ist es nicht zu warm hier?“ sagte sie.

Frau von La Mothe öffnete das Fenster mit ihrer kleinen Hand, welche an der Stange rüttelte, wie es nur die kräftige Faust eines Mannes gethan hätte. Charny schlürfte die Luft mit Wonne ein.

„Der Herr ist an den Seewind gewöhnt, er wird in den Boudoirs von Versailles ersticken.“

„Das ist es nicht, Madame, aber ich habe um zwei Uhr einen Dienst, und wenn mir Eure Majestät nicht zu bleiben befiehlt . . .“

„Nein, mein Herr,“ sagte die Königin, „wir wissen, was ein Befehl ist, nicht wahr, Andrée?“

Dann wandte sie sich gegen Charny um und fügte mit leicht gereiztem Tone bei:

„Sie sind frei, mein Herr.“

Und sie entließ den jungen Mann mit einer Geberde.

Charny verbeugte sich wie ein Mensch, der Eile hat, und verschwand hinter dem Thürvorhang.

Nach einigen Secunden hörte man im Vorzimmer etwas wie eine Klage und wie ein Geräusch, das mehrere Personen machen, die sich drängen.

Die Königin war nahe an der Thüre — aus Zufall, oder wollte sie mit den Augen Charny folgen, dessen hastiger Abgang ihr seltsam vorgekommen war.

Sie hob den Thürvorhang auf, stieß einen schwachen Schrei aus, und war im Begriff, hinauszustürzen.

Doch Andrée, die sie nicht aus dem Auge verloren hatte, befand sich zwischen ihr und der Thüre.

„Oh! Madame!“ rief sie.

Die Königin schaute Andrée starr an, doch diese hielt den Blick fest aus.

Frau von La Mothe streckte den Kopf vor.

Zwischen der Königin und Andrée war ein leichter Zwischenraum und durch diesen Zwischenraum konnte sie den ohnmächtigen Charny sehen, dem die Diener und die Wachen Hülfe leisteten.

Als die Königin die Bewegung von Frau von La Mothe sah, machte sie rasch wieder die Thüre zu.

Doch zu spät; Frau von La Mothe hatte gesehen.

Die Stirne gefaltet. die Haltung nachdenkend, setzte sich Marie Antoinette wieder in ihren Lehnstuhl; sie war der düsteren Beklemmung preisgegeben, welche auf jede heftige Gemüthsbewegung folgt. Man hätte nicht geglaubt, sie vermuthe, daß man um sie her lebe.

Andrée, obgleich sie stehen geblieben war und sich an eine Wand angelehnt hatte, schien nicht minder zerstreut, als die Königin.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen.

„Das ist doch seltsam," sprach laut und plötzlich die Königin, deren Wort ihre erstaunten Gefährtinnen beben machte, so unerwartet war dieses Wort: „Herr von Charny scheint noch zu zweifeln. . . ."

„Woran zu zweifeln, Madame?" fragte Andrée.

„An meiner Anwesenheit im Schlosse in der Nacht jenes Balles."

„Oh! Madame."

„Nicht wahr, Gräfin?" sagte die Königin, „habe ich nicht Recht, Herr von Charny zweifelt noch?"

„Trotz des Wortes Seiner Majestät, oh! Madame, das ist unmöglich," erwiederte Andrée.

„Man kann denken, der König sei mir aus Eitelkeit zu Hülfe gekommen. Oh! er glaubt nicht! nein, er glaubt nicht! das ist leicht zu sehen."

Andrée biß sich auf die Lippen.

„Mein Bruder ist nicht so ungläubig, als Herr von Charny," sagte sie; „er schien wohl zu glauben."

„Oh! das wäre schlimm," fuhr die Königin fort,

welche die Erwiederung von Andrée nicht gehört hatte. „In diesem Falle hätte der junge Mann kein so redliches, reines Herz, wie ich es dachte.“

Dann schlug sie zornig in ihre Hände und rief:

„Aber warum sollte er am Ende glauben, wenn er gesehen hat? Der Herr Graf d'Artois hat auch gesehen, Herr Philipp hat auch gesehen, er sagt es wenigstens; alle Welt hat gesehen, und es bedurfte des Wortes meines Gemahls, daß man glaubte, oder daß man sich vielmehr den Anschein gab, als glaubte man. Oh! hinter Allem dem steckt etwas, was ich aufklären muß, da Niemand daran denkt. Nicht wahr, Andrée, ich muß den Grund von Allem dem suchen und entdecken?“

„Eure Majestät hat Recht,“ sagte Andrée, „und ich bin fest überzeugt, daß Frau von La Mothe auch meiner Ansicht ist und denkt, Eure Majestät müsse suchen, bis sie findet. Nicht wahr, Madame?“

Unversehens überfallen, bebte Frau von La Mothe und antwortete nicht.

„Denn man sagt auch, man habe mich bei Mesmer gesehen,“ sprach die Königin.

„Eure Majestät war dort,“ sagte hastig und mit einem Lächeln Frau von La Mothe.

„Gut,“ erwiederte die Königin, „aber ich habe dort nicht gethan, was das Pamphlet sagt. Und dann hat man mich im Opernhause gesehen, und da war ich nicht.“

Marie Antoinette dachte nach; dann rief sie plötzlich:

„Oh! ich habe die Wahrheit.“

„Die Wahrheit?“ stammelte die Gräfin.

„Oh! desto besser!“ sagte Andrée.

„Man lasse Herrn von Crosne kommen!“ rief die Königin freudig der eintretenden Frau von Misery zu.

XXXVIII.

Herr von Crosne.

Herr von Crosne, der ein sehr artiger Mann war, befand sich in höchster Verlegenheit seit der Erklärung des Königs und der Königin.

Es ist keine mittelmäßige Schwierigkeit, die vollkommene Kenntniß aller Geheimnisse einer Frau, besonders, wenn diese Fran die Königin ist und man den Auftrag hat, die Interessen der Krone zu wahren und über einem Rufe zu wachen.

Herr von Crosne fühlte, daß er das ganze Gewicht des Zornes einer Frau und der Entrüstung einer Königin tragen sollte; doch er war muthig in seiner Pflicht verschanzt, und seine wohlbekannte Höflichkeit mußte ihm als Panzer dienen, um die ersten Streiche zu schwächen.

Er trat gemächlich, ein Lächeln auf den Lippen, ein.

Die Königin lächelte nicht.

„Oh! Herr von Crosne," sagte sie, „nun ist die Reihe der Erklärungen an uns."

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Majestät."

„Sie müssen die Ursache von Allem dem, was mir begegnet, wissen, Herr Polizei-Lieutenant?"

Herr von Crosne schaute mit einer etwas ängstlichen Miene umher.

„Seien Sie unbesorgt," fuhr die Königin fort, „Sie kennen vollkommen diese zwei Damen; Sie kennen die ganze Welt."

„So ungefähr," erwiederte der Beamte; „ich kenne die Personen, ich kenne die Wirkungen, aber ich kenne die Ursache von dem, wovon Eure Majestät spricht, nicht."

„Ich werde also das Mißvergnügen haben, sie Ihnen zu offenbaren," sagte die Königin, ärgerlich über diese

Ruhe des Polizei-Lieutenant. „Es ist klar, daß ich Ihnen mein Geheimniß geben könnte, wie man Geheimnisse gibt, mit leiser Stimme oder beiseit; aber ich bin dahin gekommen, mein Herr, daß ich immer den hellen Tag und die volle Stimme vorziehe. Wohl denn! ich schreibe die Wirkungen, Sie nennen das so, ich schreibe die Wirkungen, über die ich mich beklage, dem schlechten Benehmen einer Person zu, die mir gleicht, und die sich überall, wo Sie mich sehen, Sie und Ihre Agenten, zur Schau stellt."

„Eine Aehnlichkeit!" rief Herr von Crosne, zu sehr beschäftigt, den Angriff der Königin auszuhalten, um die vorübergehende Unruhe von Jeanne und den Ausruf von Andrée zu bemerken.

„Würden Sie diese Annahme für unmöglich halten, Herr Polizei-Lieutenant? Würden Sie lieber glauben, ich täusche mich, oder ich hintergehe Sie?"

„Madame, ich sage das nicht; wie groß aber auch die Aehnlichkeit zwischen jeder Frau und Eurer Majestät sein mag, so besteht doch noch ein solcher Unterschied, daß sich kein geübtes Auge täuschen kann."

„Man kann sich täuschen, mein Herr, da man sich täuscht."

„Und ich würde Eurer Majestät ein Beispiel liefern," sagte Andrée.

„Ah!"

„Als wir mit meinem Vater in Taverney-Maison-Rouge wohnten, hatten wir ein Dienstmädchen, das durch eine seltsame Bizarrerie . . ."

„Mir glich!"

„Ja, Eure Majestät, es war zum Täuschen."

„Und was ist aus diesem Mädchen geworden?"

„Wir wußten nicht, in welchem Grade der Geist Eurer Majestät edel und erhaben ist; mein Vater befürchtete, diese Aehnlichkeit könnte der Königin mißfallen, und als wir in Trianon waren, verbargen wir das Mädchen vor den Augen des ganzen Hofes."

„Sie sehen wohl, Herr von Crosne. Ah! ah! das interessirt Sie."

„Ungemein, Madame."

„Hernach, meine liebe Andrée?"

„Dieses Mädchen, ein unruhiger, ehrgeiziger Geist, langweilte sich, daß es so abgeschlossen war; es machte ohne Zweifel eine schlechte Bekanntschaft, und eines Abends, bei meinem Schlafengehen, war ich erstaunt, die Dienerin nicht mehr zu sehen. Man suchte sie. Nichts. Sie war verschwunden."

„Sie hatte Sie wohl ein wenig bestohlen, meine Liebe?"

„Nein, Madame, ich besaß nichts."

Jeanne hatte diesem Gespräche mit einer leicht begreiflichen Aufmerksamkeit zugehört.

„Sie wußten dies Alles also nicht, Herr von Crosne?" fragte die Königin.

„Nein, Madame."

„Es gibt also eine Frau, deren Aehnlichkeit mit mir auffallend ist, und Sie wissen es nicht? Ein Ereigniß dieser Art kommt im Königreich vor und veranlaßt ernste Unordnungen, und Sie sind nicht zuerst von diesem Ereigniß unterrichtet? Ah! mein Herr, gestehen Sie, die Polizei ist sehr schlecht beschaffen."

„Ich versichere Sie, nein, Madame," erwiederte der Beamte. „Es steht dem großen Haufen frei, die Functionen eines Polizei-Lieutenant bis zu den Functionen eines Gottes zu erheben. Aber Eure Majestät, die hoch über mir in dem irdischen Olymp thront, weiß wohl, daß die Beamten des Königs nur Menschen sind; ich befehle den Ereignissen nicht. Es gibt so seltsame Ereignisse, daß der menschliche Geist kaum genügt, um sie zu begreifen."

„Mein Herr, wenn ein Mensch alle mögliche Gewalten erhalten hat, um bis in die Gedanken von seines Gleichen einzudringen; wenn er nebst den Agenten Spione bezahlt, wenn er mit Spionen Alles bis auf die Geberden notiren kann, die ich vor dem Spiegel

mache, wenn dieser Mann nicht der Herr der Ereignisse ist . . .“

„Madame, als Eure Majestät die Nacht außer ihrer Wohnung zubrachte, habe ich es erfahren. War meine Polizei gut beschaffen? Ja, nicht wahr? An diesem Tage hat Eure Majestät diese Dame hier, in der Rue Saint-Claude, im Marais, besucht. Das geht mich nichts an. Als Sie bei der Kuse von Mesmer erschienen, waren Sie, glaube ich, wohl dahin gegangen; meine Polizei war gut beschaffen, da meine Agenten Sie gesehen haben. Als Sie ins Opernhaus gingen . . .“

Die Königin hob lebhaft den Kopf empor.

„Lassen Sie mich sprechen, Madame. Ich sage Sie, wie der Herr Graf d'Artois Sie gesagt hat. Täuschte sich der Schwager in den Zügen der Schwägerin, so wird sich noch viel mehr ein Agent täuschen, der einen kleinen Thaler im Tage bezieht. Der Agent hat Sie zu sehen geglaubt, er hat es gesagt. Werden Sie auch behaupten, meine Agenten haben nicht gut die Sache des Zeitungsschreibers Reteau verfolgt, der von Herrn von Charny so schön gestriegelt worden ist?“

„Von Herrn von Charny?“ riefen gleichzeitig Andrée und die Königin.

„Das Ereigniß ist nicht alt, Madame, und die Stockschläge sind noch warm auf den Schultern des Zeitungsschreibers. Das ist eines von den Abenteuern, die den Triumph von Herrn von Sartines, meinem Vorgänger, bildeten, zur Zeit, da er sie geistreich dem seligen König oder der Favoritin erzählte.“

„Herr von Charny hat sich mit diesem Elenden eingelassen?“

„Ich habe es nur durch meine so verleumdete Polizei erfahren, und Sie werden zugeben, daß es einigen Scharfsinnes für diese Polizei bedurfte, um das Duell zu entdecken, das auf diese Angelegenheit folgte.“

„Ein Duell von Herrn von Charny! Herr von Charny hat sich geschlagen!“ rief die Königin.

„Mit dem Zeitungsschreiber?“ fragte hastig Andrée.

„Oh! nein, meine Damen; der so geschlagene Zeitungsschreiber hätte Herrn von Charny den Degenstich nicht gegeben, in Folge dessen es ihm in Ihrem Vorzimmer übel geworden ist.“

„Verwundet! er ist verwundet!“ rief die Königin. „Verwundet! wann dies? wie dies? Sie irren sich, Herr von Crosne.“

„Oh! Madame, Eure Majestät findet mich oft genug mangelhaft, um mir diesmal zuzugeben, daß ich es nicht bin.“

„So eben war er hier.“

„Ich weiß es wohl.“

„Oh! ich habe wohl gesehen, daß er litt,“ sagte Andrée.

Diese Worte sprach sie auf eine Weise, daß die Königin die Feindseligkeit bemerkte und sich rasch umwandte.

Der Blick der Königin war ein Gegenstoß, den Andrée kräftig aushielt.

„Was sagen Sie,“ sprach Marie Antoinette. „Sie bemerkten, daß Herr von Charny litt, und Sie haben es nicht gesagt?“

Andrée antwortete nicht. Jeanne wollte der Günstlingin, aus der man sich eine Freundin machen mußte, zu Hülfe kommen und sprach:

„Ich habe auch zu bemerken geglaubt, daß sich Herr von Charny nur mit Mühe während der Zeit, die Ihre Majestät mit ihm zu reden die Gnade hatte, aufrecht hielt.“.

„Nur mit Mühe, ja,“ sagte die stolze Andrée, die der Gräfin nicht einmal mit dem Blicke dankte.

Herr von Crosne, er, den man befragte, schlürfte mit Wohlbehagen seine Beobachtungen über die drei Frauen ein, von denen nicht eine, Jeanne ausgenommen, vermuthete, sie stehe für die Kreide eines Polizei-Lieutenant.

Endlich fragte die Königin:

„Mein Herr, mit wem und warum hat sich Herr von Charny geschlagen?“

Während dieser Zeit konnte Andrée wieder Haltung gewinnen.

„Mit einem Edelmanne, der ... Aber, mein Gott! Madame, das ist jetzt sehr unnütz. Die zwei Gegner leben zu dieser Stunde im besten Einvernehmen, da sie so eben noch vor Eurer Majestät mit einander sprachen.“

„Vor mir ... hier?“

„Hier ... von wo der Sieger vor ungefähr zwanzig Minuten zuerst weggegangen ist.“

„Herr von Taverney!“ rief die Königin mit einem Blitze der Wuth in den Augen.

„Mein Bruder!“ murmelte Andrée, die es sich zum Vorwurfe machte, daß sie selbstsüchtig genug gewesen, um nicht Alles zu begreifen.

„Ich glaube in der That, daß es Herr von Taverney gewesen ist, mit dem sich Herr von Charny geschlagen hat,“ sagte Herr von Crosne.

Die Königin schlug heftig die Hände aneinander, was bei ihr das Anzeichen ihres heißesten Zornes war.

„Das ist unschicklich ... unschicklich,“ sagte sie. „Wie! ... man bringt die Sitten von America nach Versailles ... Oh! nein, darein werde ich mich nicht fügen.“

Andrée neigte das Haupt, Herr von Crosne ebenfalls.

„Weil man mit Herrn Lafayette und Herrn Washington,“ die Königin affectirte, diesen Namen auf französische Art auszusprechen, „weil man mit diesen Herren herumgelaufen ist, will man meinen Hof in einen Turnierplatz des sechzehnten Jahrhunderts verwandeln; nein, abermals nein! Andrée, Sie mußten wissen, daß sich Ihr Bruder geschlagen hat!“

„Ich erfahre es so eben,“ erwiederte Andrée.

„Warum hat er sich geschlagen?“

„Wir hätten dies Herrn von Charny fragen können,

der sich mit ihm geschlagen hat," versetzte Andrée bleich und die Augen glänzend.

„Ich frage nicht," entgegnete die Königin hochmüthig, „ich frage nicht, was Herr von Charny gethan hat, sondern was Herr Philipp von Taverney gethan?"

„Hat sich mein Bruder geschlagen, so konnte das nicht gegen den Dienst Eurer Majestät sein," erwiederte das Mädchen, das seine Worte eines nach dem andern fallen ließ.

„Wollen Sie damit sagen, Herr von Charny habe sich nicht für meinen Dienst geschlagen, mein Fräulein?"

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu bemerken," sagte Andrée mit demselben Tone, „daß ich mit der Königin nur von meinem Bruder, und von keinem Andern rede."

Marie Antoinette hielt sich ruhig, und damit ihr das gelang, bedurfte sie der ganzen Stärke, der sie fähig war.

Sie stand auf, ging im Zimmer auf und ab, stellte sich, als schaute sie in den Spiegel, nahm einen Band aus einem lackirten Fachkasten, durchlief sieben bis acht Zeilen und warf ihn dann weg.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte sie zu dem Beamten, „Sie haben mich überzeugt. Mein Kopf war ein wenig in Verwirrung durch alle diese Muthmaßungen, durch alle diese Berichte. Ja, die Polizei ist sehr gut beschaffen, mein Herr, doch ich bitte Sie, denken Sie an die Aehnlichkeit, von der ich gesprochen, nicht wahr? Adieu!"

Sie reichte ihm die Hand mit einer erhabenen Anmuth, und er entfernte sich doppelt glücklich und zehnfach unterrichtet.

Andrée fühlte die Nuance des Wortes: Adieu; sie machte eine lange und feierliche Verbeugung.

Die Königin sagte ihr nachlässig, aber ohne scheinbaren Groll, guten Tag.

Jeanne verbeugte sich wie vor einem heiligen Altar und schickte sich an, Abschied zu nehmen.

Frau von Misery trat ein.

„Madame," sagte sie zur Königin, „hat Eure Majestät nicht den Herren Böhmer und Bossange Audienz bewilligt?"

„Ah! es ist wahr, meine gute Misery, es ist wahr. Sie mögen eintreten. Bleiben Sie noch, Frau von La Mothe; der König soll einen vollständigeren Frieden mit Ihnen schließen."

Indem sie dieses sagte, belauerte die Königin in einem Spiegel den Ausdruck des Gesichtes von Andrée, welche langsam auf die Thüre des großen Cabinets zuging.

So die Ankömmlingin begünstigend, wollte sie vielleicht ihre Eifersucht reizen.

Andrée verschwand unter den Flügeln des Thürvorhangs; sie hatte weder eine Miene verzogen, noch gebebt.

„Stahl! Stahl!" rief die Königin seufzend. „Ja, Stahl, alle diese Taverney, aber auch Gold."

„Ah! guten Morgen, meine Herren Juweliere. Was bringen Sie mir Neues, Sie wissen wohl, daß ich kein Geld habe."

XXXIX.

Die Versucherin.

Frau von La Mothe hatte ihren Posten wieder eingenommen: auf der Seite wie eine bescheidene Frau, stehend und aufmerksam wie eine Frau, der man zu bleiben und zuzuhören erlaubt hat.

Die Herren Böhmer und Bossange erschienen in Galakleidern in der Audienz der Souverainin. Sie vervielfältigten ihre Verbeugungen bis zum Lehnstuhl von Marie Antoinette.

„Juweliere kommen nur hierher, um von Juwelen
sprechen," sagte sie plötzlich. „Sie haben es schlecht
offen, meine Herren."

Herr Böhmer nahm das Wort, er war der Red-
der Association.

„Madame," sprach er, „wir kommen nicht hierher,
Waaren anzubieten, denn wir müßten befürchten,
escheiden zu sein."

„Oh!" versetzte die Königin, die es schon bereute,
viel Muth gezeigt zu haben. „Juwelen sehen heißt
ht sie kaufen."

„Allerdings, Madame," fuhr Böhmer fort, der
n Faden seiner Phrase suchte, „doch wir kommen,
n eine Pflicht zu erfüllen, und das hat uns ermuthigt."

„Eine Pflicht?" versetzte die Königin erstaunt.

„Es handelt sich abermals um das schöne Hals-
nd von Diamanten, das Eure Majestät zu nehmen
cht geruhte."

„Ah! . . . gut . . . das Halsband . . . Hiebei sind
ir also wieder!" rief die Königin lachend.

Böhmer blieb ernst.

„Es war in der That schön!" fuhr Marie Antoi-
tte fort.

„So schön, Madame," sagte Bossange schüchtern,
aß Eure Majestät allein würdig war, es zu tragen."

„Was mich tröstete," sprach Marie Antoinette mit
nem leichten Seufzer, der Frau von La Mothe nicht
tging, „was mich tröstete, war der Umstand, daß es
derthalb Millionen kostete, nicht wahr, Herr Böhmer?"

„Ja, Eure Majestät."

„Und daß," fuhr die Königin fort, „und daß es
n der liebenswürdigen Zeit, in der wir leben, wo die
erzen der Völker erkaltet sind, wie die Sonne Gottes,
inen Fürsten mehr gibt, der fünfzehnmal hundert-
ausend Livres für ein Halsband bezahlen kann."

„Fünfzehnmal hunderttausend Livres!" wieder-
olte wie ein treues Echo Frau von La Mothe.

„So daß das, was ich nicht kaufen konnte, nicht

kaufen sollte, Niemand haben wird, meine Herren.. Sie werden mir antworten, die Stücke davon seie gut. Das ist wahr, doch ich werde Niemand um zw oder drei Diamanten beneiden; ich würde um sechzi beneiden."

Die Königin rieb sich die Hände mit einer Ar von Befriedigung, voran ein wenig das Verlangen, di Herren Böhmer und Bossange zu verspotten, Thei hatte.

„Das ist es gerade, worin sich Eure Majestät irrt," sprach Böhmer, „und dieser Art ist auch die Pflicht die wir bei ihr zu erfüllen gekommen sind: das Hals band ist verkauft."

„Verkauft!" rief die Königin, sich umwendend.

„Verkauft!" sagte Frau von La Mothe, der di Bewegung ihrer Beschützerin Unruhe über ihre ver gebliche Verleugnung einflößte.

„An wen denn?" fragte die Königin.

„Ah! Madame, das ist ein Staatsgeheimniß."

„Ein Staatsgeheimniß! gut, wir können darüber lachen," rief freudig Marie Antoinette. „Was man nicht sagt, ist oft, was man nicht zu sagen vermöchte, nicht wahr, Böhmer?"

„Madame..."

„Oh! die Staatsgeheimnisse... damit sind wir Leute vertraut. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Böh- mer, wenn Sie mir das Ihrige nicht anvertrauen, so lasse ich es Ihnen durch einen Agenten von Herrn von Crosne stehlen."

Und sie lachte treuherzig und offenbarte unverschleiert ihre Ansicht über das vorgebliche Geheimniß, das Böh- mer und Bossange abhielt, den Namen der Käufer des Halsbandes zu nennen.

„Gegen Eure Majestät benimmt man sich nicht, wie gegen andere Kunden," erwiederte Böhmer ernst; „wir sind gekommen, um Eurer Majestät zu sagen, das Halsband sei verkauft, weil es verkauft ist, und wir mußten den Namen des Käufers verschweigen, weil der

kauf in der That geheim in Folge der Reise eines ncognito abgeschickten Botschafters geschehen ist."

Bei dem Worte Botschafter wurde die Königin on einem neuen Anfall von Heiterkeit ergriffen. Sie andte sich gegen Frau von La Mothe um und sagte u ihr:

„Was ich an Böhmer bewundere, ist, daß er fähig, u glauben, was er mir so eben gesagt hat. Ah! Böhner, nennen Sie mir nur das Land, aus dem dieser Botschafter kommt!... Nein, das ist zu viel," rief sie achend... „Den ersten Buchstaben seines Namens, nicht mehr."

„Es ist der Herr Gesandte von Portugal," antwortete Böhmer, die Stimme dämpfend, als wollte er ein Geheimniß wenigstens vor den Ohren von Frau on La Mothe beschützen.

Bei dieser so entschiedenen, so scharf ausgesprochenen Erwiederung hielt die Königin plötzlich inne.

„Ein Gesandter von Portugal!" sagte sie, „es gibt keinen hier, Böhmer."

„Er ist ausdrücklich gekommen, Madame."

„Zu Ihnen... incognito?"

„Ja, Madame."

„Wer ist es denn?"

„Herr von Suza."

Die Königin erwiederte nichts. Sie wiegte einen Augenblick ihren Kopf; dann sagte sie wie eine Frau, die ihren Entschluß gefaßt hat:

„Nun! desto besser für Ihre Majestät, die Königin von Portugal; die Diamanten sind schön. Sprechen wir nicht mehr davon."

„Im Gegentheil, Madame; Eure Majestät wird die Gnade haben, mir zu gestatten daß ich davon spreche..."

„Uns gestatten," sagte Böhmer, seinen Associé anschauend.

Bossange verbeugte sich.

„Kennen Sie dieſe Diamanten, Gräfin?“ rief die Königin mit einem Blick auf Jeanne gerichtet.

„Nein, Madame.“

„Schöne Diamanten!... Es iſt Schade, daß ſie dieſe Herren nicht mitgebracht haben.“

„Hier ſind ſie,“ erwiederte Böhmer voll Eifer.

Und er zog aus dem Grunde ſeines Hutes, den er unter dem Arm trug, das kleine platte Etui, das den Schmuck enthielt.

„Sehen Sie, Gräfin, Sie ſind ein Weib, das wird Sie ergötzen,“ ſagte die Königin.

Und ſie entfernte ſich ein wenig von dem Guéridon von Sèvres, auf welchem Böhmer mit Kunſt das Halsband ſo ausgebreitet hatte, daß das Tageslicht, auf die Steine fallend, das Feuer aus einer größeren Anzahl von Facetten hervorſpringen ließ.

Jeanne ſtieß einen Schrei der Bewunderung aus. Man konnte in der That nichts Schöneres ſehen; man hätte glauben ſollen, es wäre eine Zunge von Feuern, die bald grün und roth, bald weiß wie das Licht ſelbſt. Böhmer ließ das Etui Schwingungen machen und die Wunder dieſer flüſſigen Flamme rieſeln.

„Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!“ rief Jeanne, vom Delirium einer begeiſterten Bewunderung befallen.

„Fünfzehnmal hunderttauſend Livres, die in meiner hohlen Hand Platz hätten,“ ſprach die Königin, ein philoſophiſches Phlegma heuchelnd, das Herr Rouſſeau von Genf unter ſolchen Umſtänden entwickelt haben würde.

Jeanne ſah aber in dieſer Verachtung etwas Anderes, als die Verachtung ſelbſt, denn ſie verlor nicht die Hoffnung, die Königin zu überzeugen, und nach einer langen prüfenden Beſchauung ſagte ſie:

„Der Herr Juwelier hat Recht, es gibt auf der Welt nur eine Königin, welche würdig iſt, dieſes Halsband zu tragen, und das iſt Eure Majeſtät.“

„Meine Majeſtät wird es aber nicht tragen,“ entgegnete die Königin.

„Wir durften es nicht aus Frankreich lassen, ohne unser ganzes Bedauern Eurer Majestät zu Füßen zu legen. Es ist ein Juwel, den nun ganz Europa kennt. Daß ihn diese oder jene Fürstin auf die Weigerung der Königin von Frankreich trage, wird uns unser Nationalstolz erlauben, wenn Sie, Madame, ihn noch einmal entschieden und unwiderruflich zurückgewiesen haben."

„Meine abschlägige Antwort ist ausgesprochen, sie ist öffentlich geworden," sagte die Königin. „Man hat mich zu sehr gelobt, als daß ich es bereuen sollte."

„Oh! Madame," erwiederte Böhmer, „hat es das Volk schön gefunden, daß Eure Majestät ein Schiff einem Halsband vorzog, so würde es der Adel, der französisch ist, auch nicht befremdend gefunden haben, daß die Königin von Frankreich ein Halsband kaufte, nachdem sie ein Schiff gekauft."

„Sprechen wir nicht mehr hievon," sagte Marie Antoinette, indem sie einen letzten Blick auf das Etui warf.

Jeanne seufzte, um den Seufzer der Königin zu unterstützen.

„Ah! Sie seufzen, Gräfin! Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie es machen wie ich."

„Ich weiß nicht," murmelte Jeanne.

„Haben Sie wohl angeschaut?" fragte die Königin hastig.

„Ich würde immer anschauen, Madame."

„Lassen Sie diese Neugierige, meine Herren, sie bewundert. Das benimmt den Diamanten nichts; sie sind leider immer fünfzehnmal hunderttausend Livres werth."

Das Wort leider schien der Gräfin eine günstige Gelegenheit.

Die Königin bedauerte, folglich hatte sie Lust gehabt. Hatte sie Lust gehabt, so mußte sie noch ein Verlangen tragen, da sie nicht befriedigt worden.

„Fünfzehnmal hunderttausend Livres, die an Ihrem

Halse vor Neid alle Frauen sterben machen müßten, und wären sie Cleopatra, wären sie Venus."

Und sie nahm aus dem Etui das königliche Halsband und befestigte es so geschickt, so zauberhaft auf der Atlashaut von Marie Antoinette, daß diese sich in einem Augenblick von Phosphor und einem Schimmer von allen Farben des Regenbogens überströmt fand.

Marie Antoinette näherte sich rasch dem Spiegel: sie blendete.

Ihr Hals, so geschmeidig und zart wie der von Johanna Gray, dieser Hals, so zierlich wie das Rohr einer Lilie, bestimmt, wie die Blumen von Virgil unter dem Eisen zu fallen, erhob sich anmuthig, umgeben von seinen goldenen, gekräuselten Locken aus dem Schooße dieser leuchtenden Woge.

Jeanne hatte es gewagt, die Schultern der Königin zu entblößen, so daß die letzten Reihen des Halsbandes auf ihre perlmutterartige Brust fielen. Die Königin war strahlend, die Frau war herrlich. Liebende oder Unterthanen, Alles hätte sich niedergeworfen.

Marie Antoinette vergaß sich dergestalt, daß sie sich selbst bewunderte. Dann wollte sie, von Furcht ergriffen, das Halsband von ihren Schultern reißen und sprach:

„Genug, genug!"

„Es hat Eure Majestät berührt," rief Böhmer, „es kann Niemand mehr anstehen."

„Unmöglich," entgegnete fest die Königin. „Meine Herren, ich habe ein wenig mit den Diamanten gespielt; aber das Spiel weiter fortsetzen wäre ein Fehler."

„Eure Majestät hat jede erforderliche Zeit, um sich an diesen Gedanken zu gewöhnen," flüsterte Böhmer der Königin zu; „wir kommen morgen wieder."

„Spät bezahlen bleibt immer bezahlen. Und dann warum spät bezahlen? Sie haben Eile. Man bezahlt Sie ohne Zweifel vortheilhafter?"

„Ja, Eure Majestät, baar," erwiederte der Kaufmann, der wieder Kaufmann geworden.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!“ rief die Königin; „die Diamanten in das Etui! Geschwinde, geschwinde!“

„Eure Majestät vergißt vielleicht, daß ein solches Kleinod Geld ist, und daß in hundert Jahren das Halsband immer so viel werth sein wird, als es heute werth ist.“

„Geben Sie mir fünfzehnmal hunderttausend Livres, Gräfin, und wir werden sehen,“ sagte mit einem gezwungenen Lächeln die Königin.

„Wenn ich sie hätte!“ rief Jeanne, „oh!...“

Sie schwieg; die langen Sätze haben oft nicht den Werth eines glücklichen Schweigens.

Böhmer und Bossange mochten immerhin eine Viertelstunde brauchen, um ihre Diamanten einzulegen und zu verschließen, die Königin rührte sich nicht.

Man sah an ihrer gezwungenen Miene, an ihrem Stillschweigen, daß der Eindruck lebhaft, der Kampf peinlich gewesen.

Ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie ärgerlich war, streckte sie die Hand nach einem Buche aus und blätterte ein wenig darin, ohne zu lesen.

Die Juweliere nahmen Abschied und fragten noch einmal:

„Eure Majestät hat es ausgeschlagen?“

„Ja... und abermals ja,“ seufzte die Königin, die diesmal für Jedermann seufzte.

Sie entfernten sich.

Jeanne sah, daß der Fuß von Marie Antoinette sich über dem Sammetpolster, auf dem noch sein Eindruck bezeichnet war, bewegte.

„Sie leidet,“ dachte die unbewegliche Gräfin.

Plötzlich stand die Königin auf und ging einmal im Zimmer auf und ab, dann blieb sie vor Jeanne, deren Blick sie blendete, stehen und sprach:

„Gräfin, es scheint, der König kommt nicht mehr. Unsere kleine Bittschrift ist auf eine nächste Audienz verschoben.“

Jeanne verneigte sich ehrerbietig und wich bis zur Thüre zurück.

„Doch ich werde an Sie denken," fügte die Königin wohlwollend bei.

Jeanne drückte ihre Lippen auf die Hand der Königin, als ob sie ihr Herz darauf legte, ging hinaus und ließ Marie Antoinette ganz belagert und bestürmt von Verdruß und Schwindel zurück.

„Der Verdruß der Ohnmacht, der Schwindel des Verlangens," sagte Jeanne zu sich selbst. „Und sie ist Königin! Oh! nein, sie ist Weib!"

Die Gräfin verschwand.

XL.

Ein doppelter Ehrgeiz, der für eine doppelte Liebe gelten will.

Jeanne war auch Weib, und zwar, ohne Königin zu sein.

Daraus ging hervor, daß Jeanne, als sie kaum in ihrem Wagen saß, diesen schönen Palast von Versailles, dieses reiche und glänzende Ameublement mit ihrem vierten Stock in der Rue Saint-Gilles, diese prächtigen Lackeien mit ihrer alten Magd verglich.

Aber sogleich wieder verschwanden die demüthige Mansarde und die alte Magd im Schatten der Vergangenheit, wie eine von jenen Visionen, die, da sie nicht mehr bestehen, nie bestanden haben, und Jeanne sah ihr kleines Haus im Faubourg Saint-Antoine, das so anmuthig, so comfortable, wie man in unsern Tagen sagen würde, mit Lackeien, an deren Livreen weniger Stickereien sichtbar waren, als an denen von Versailles, die sich aber darum nicht minder ehrerbietig und gehorsam benahmen.

Dieses Haus und diese Lackeien, das war ihr Versailles; sie war hier nicht minder Königin, als Marie Antoinette, und wenn sie Wünsche aussprach, so wurden sie, vorausgesetzt, daß sie dieselben, nicht auf das Nothwendige, sondern auf das Vernünftige zu beschränken wußte, eben so rasch erfüllt, als hätte sie den Scepter in der Hand gehalten.

Darum kehrte Jeanne mit glatter Stirne und einem Lächeln auf den Lippen nach ihrem Hause zurück.

Es war noch frühzeitig; sie nahm Papier, eine Feder und Tinte, schrieb ein paar Zeilen, legte sie in einen feinen parfumirten Umschlag, schrieb eine Adresse und läutete.

Kaum hatte der letzte Schall der Glocke vibrirt, als die Thüre sich öffnete und ein Bedienter auf der Schwelle stehend wartete.

„Ich hatte Recht'" murmelte Jeanne, „die Königin ist nicht besser bedient."

Dann streckte sie die Hand aus und sprach:

„Diesen Brief an Monseigneur den Cardinal von Rohan."

Der Lackei schritt herbei, nahm das Billet und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sagen, mit dem stummen Gehorsam der Diener von gutem Hause.

Die Gräfin versank in eine tiefe Träumerei, in eine Träumerei, die nicht neu war, sondern eine Folge von der auf der Straße bildete.

Es waren nicht fünf Minuten vergangen, als man an die Thüre klopfte.

„Herein," sagte Frau von La Mothe.

Derselbe Lackei erschien.

„Nun?" fragte Frau von La Mothe mit einer leichten Bewegung der Ungeduld, als sie sah, daß ihr Befehl noch nicht vollzogen worden war.

„In dem Augenblick, wo ich wegging, um den Befehl der Frau Gräfin zu vollziehen, klopfte Monseigneur an die Thüre," meldete der Lackei. „Ich sagte ihm, ich ginge nach seinem Hotel. Er nahm den Brief

der Frau Gräfin, las ihn, sprang aus seinem Wagen, trat ein und rief mir zu:

„Es ist gut, melde mich.“

„Weiter?“

„Monseigneur ist da und wartet, daß ihm die gnädige Frau einzutreten erlaube.“

Ein leichtes Lächeln umschwebte die Lippen der Gräfin. Nach zwei Secunden sprach sie mit einem klaren Ausdruck der Befriedigung:

„Lassen Sie ihn eintreten.“

War der Zweck dieser zwei Secunden, einen Kirchenfürsten in ihrem Vorzimmer warten zu lassen, oder bedurfte Frau von La Mothe derselben, um ihren Plan zu vollenden?

Der Prinz erschien auf der Schwelle.

Als sie nach Hause zurückkehrte, als sie den Cardinal holen ließ, als sie eine so große Freude darüber empfand, daß der Cardinal da war, hatte Jeanne also einen Plan?

Ja, denn einem von jenen Irrwischen ähnlich, welche ein ganzes Thal mit seinen düsteren Abhängen beleuchten, hatte diese Phantasie einer Königin und eines Weibes besonders vor den Blicken der intriganten Gräfin alle Falten einer Seele geöffnet, die zu hoffärtig, um dieselben mit großer Vorsicht zu verbergen.

Der Weg von Versailles nach Paris war weit; und macht man ihn Seite an Seite mit dem Dämon der Gierde, so hat dieser Zeit, uns die kühnsten Berechnungen zuzuflüstern.

Jeanne fühlte sich trunken von der auf dem weißen Atlas des Etui der Herren Böhmer und Bossange ausgebreiteten Zahl fünfzehnmal hunderttausend Livres.

Fünfzehnmal hunderttausend Livres, war dies nicht in der That ein fürstliches Vermögen, besonders für die arme Bettlerin, die noch einen Monat zuvor die Hand nach den Almosen der Reichen ausstreckte?

Es war allerdings eine größere Entfernung von

der Jeanne von Valois der Rue Saint-Gilles zur Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine, als von der Jeanne von Valois des Faubourg Saint-Antoine bis zur Jeanne von Valois der Herrin des Halsbandes.

Sie hatte also schon mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, der zum Vermögen führte.

Und dieses Vermögen, nach dem Jeanne begehrte, war keine Illusion, wie es das Wort eines Vertrages, wie es ein Grundbesitz ist, allerdings Sachen vom ersten Werth, denen sich aber nothwendig die Intelligenz des Geistes oder der Augen beifügen muß.

Nein, dieses Halsband war etwas ganz Anderes, als ein Vertrag oder ein Landgut; dieses Halsband war das sichtbare Vermögen; es war auch da, immer da vor ihr, brennend, blendend, bezaubernd; und da es die Königin zu besitzen wünschte, so konnte Jeanne von Valois schon davon träumen; da die Königin desselben zu entbehren wußte, so konnte Frau von La Mothe ihren Ehrgeiz wohl hierauf beschränken.

Tausend unbestimmte Ideen, diese seltsamen Gespenster mit den wolkigen Umrissen, von denen der Dichter Aristophanes sagte, sie verähnlichen sich mit den Menschen, tausendfacher Neid, tausendfache Wuth, zu besitzen, nahmen für Jeanne auf dem Wege von Versailles nach Paris die Form von Wölfen, von Füchsen und geflügelten Schlangen an.

Der Cardinal, der diese Träume verwirklichen sollte, unterbrach sie, indem er durch seine unerwartete Gegenwart den Wunsch von Frau von La Mothe, ihn zu sehen, erwiederte.

Er hatte auch seine Träume, er hatte auch seinen Ehrgeiz, den er unter einer Maske von Eifer, unter einem Anschein von Liebe verbarg.

„Ah! theure Jeanne," sagte er, „Sie sind es, Sie sind mir in der That so nothwendig geworden, daß sich mein ganzer Tag bei dem Gedanken, sie seien fern von

mir, verfinsterte. Sie sind doch wenigstens gesund von Versailles zurückgekommen?"

„Wie Sie sehen, Monseigneur."

„Und zufrieden?"

„Entzückt."

„Die Königin hat Sie also empfangen?"

„Sogleich bei meiner Ankunft wurde ich bei ihr eingeführt."

„Sie haben Glück; nach Ihrer triumphirenden Miene wette ich, daß Sie die Königin gesprochen."

„Ich habe ungefähr drei Stunden in dem Cabinet Ihrer Majestät zugebracht."

Der Cardinal bebte, und es fehlte nicht viel, daß er nach Jeanne wiederholt und ausgerufen hätte:

„Drei Stunden!"

Doch er bewältigte sich.

„Sie sind in der That eine Zauberin, und Niemand vermöchte Ihnen zu widerstehen."

„Oh ho! Sie übertreiben, mein Prinz."

„Nein, wahrhaftig nicht; und Sie sagen, Sie seien drei Stunden bei der Königin geblieben?"

Jeanne machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

„Drei Stunden," wiederholte der Cardinal lächelnd, „wie viele Dinge kann eine Frau von Geist in drei Stunden nicht sagen!"

„Oh! Monseigneur, ich stehe Ihnen dafür, daß ich meine Zeit nicht verloren habe."

„Ich wette," versetzte der Cardinal, „während dieser drei Stunden haben Sie nicht eine Minute an mich gedacht."

„Undankbarer!"

„Wahrhaftig!" rief der Cardinal.

„Ich habe mehr gethan, als an Sie gedacht."

„Was haben Sie gethan?"

„Ich habe von Ihnen gesprochen."

„Von mir gesprochen, und mit wem?" fragte der

Prälat, dessen Herz zu pochen anfing, mit einer Stimme, deren Erschütterung seine ganze Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte.

„Mit wem, wenn nicht mit der Königin!"

Indem sie diese für den Cardinal so kostbaren Worte sprach, hatte Jeanne die Kunst, dem Prinzen nicht in's Gesicht zu schauen, als ob sie sich wenig um die Wirkung bekümmerte, die sie hervorbringen mußten.

Herr von Rohan zitterte.

„Ah!" sagte er, „lassen Sie hören, liebe Gräfin, erzählen Sie mir das. In der That, ich interessire mich so sehr für das, was Ihnen begegnet, daß Sie mir nicht den geringsten Umstand verschweigen sollen."

Jeanne lächelte; sie wußte, was den Cardinal interessirte, eben so gut, als er selbst.

Doch da diese ängstliche Erzählung zum Voraus in ihrem Geiste festgestellt war, da sie dieselbe von selbst gemacht hatte, als wäre sie nicht vom Cardinal darum gebeten worden, so fing sie sachte an, und ließ sich jede Sylbe herausziehen; sie erzählte die ganze Zusammenkunft, das ganze Gespräch; sie hob bei jedem Wort den Beweis hervor, daß sie durch einen von den günstigen Zufällen, welche das Glück der Höflinge bilden, in Versailles zu einer von den seltsamen Vorkommenheiten geführt worden war, die an einem Tag aus einer Fremden eine beinahe unentbehrliche Freundin machen. Jeanne war in der That an einem Tag in alles Unglück der Königin, in alle Ohnmacht des Königthums eingeweiht worden.

Herr von Rohan schien von der Erzählung nur das aufzufassen und zu behalten, was die Königin für Jeanne gesagt hatte.

Jeanne legte in Ihrer Erzählung nur auf das Nachdruck, was die Königin für Herrn von Rohan gesagt hatte.

Die Erzählung war kaum beendigt, als derselbe Lacket eintrat und meldete, das Abendbrod sei aufgetragen.

Jeanne lud den Cardinal mit einem Blick ein. Der Cardinal nahm mit einem Zeichen an.

Er gab der Gebieterin des Hauses, die sich so schnell daran gewöhnt, die Honneurs desselben zu machen, den Arm und ging in das Speisezimmer.

Als das Abendbrod beendigt war, als der Prälat mit langen Zügen die Hoffnung und die Liebe aus den zwanzigmal wieder aufgenommenen und zwanzigmal von der Zauberin abgebrochenen Erzählungen getrunken hatte, war er genöthigt, mit dieser Frau zu rechnen, welche die Herzen der Mächte in ihren Händen hielt.

Denn er bemerkte mit einem Erstaunen, das an den Schrecken grenzte, daß sie, statt sich geltend zu machen, wie jede Frau, die man aufsucht und deren man bedarf, seinen Wünschen mit einer Holdseligkeit entgegenkam, welche sehr verschieden von dem weiblichen Stolze beim letzten Abendbrod, das man an demselben Platz und in demselben Hause eingenommen.

Jeanne machte diesmal die Honneurs als eine Frau, die sich nicht nur selbst zu beherrschen weiß, sondern auch als Gebieterin der Andern. Keine Verlegenheit in ihrem Blick, keine Zurückhaltung in ihrer Stimme. Hatte sie nicht, um diese hohen Lectionen in der Aristokratie zu nehmen, den ganzen Tag die Blüthe des französischen Adels besucht; hatte sie nicht eine Königin ohne ihres Gleichen meine liebe Gräfin genannt?

Unterjocht von dieser Erhabenheit, suchte der Cardinal, selbst ein erhabener Mann, nicht einmal zu widerstehen.

„Gräfin," sagte er, indem er sie bei der Hand nahm, „es sind zwei Frauen in Ihnen."

„Wie so?" fragte die Gräfin.

„Die von gestern und die von heute."

„Und welche zieht Eure Eminenz vor?"

„Ich weiß es nicht. Nur ist die von heute Abend eine Armida, eine Circe, etwas Unwiderstehliches."

„Und dem zu widerstehen Sie hoffentlich nicht

versuchen werden, Monseigneur, so sehr Sie auch Fürst sind."

Der Prinz glitt von seinem Stuhle herab und fiel vor Frau von La Mothe auf die Kniee.

„Sie verlangen ein Almosen?" fragte sie.

„Und ich erwarte, daß Sie es mir geben."

„Ein Tag der Freigebigkeit," erwiederte Jeanne; „die Gräfin von Valois hat ihren Rang eingenommen, sie ist eine Frau vom Hofe; binnen Kurzem wird sie unter den stolzesten Damen des Hofes zählen; sie kann folglich ihre Hand öffnen und reichen, wem es ihr gutdünkt."

„Wäre es einem Prinzen?" fragte Herr von Rohan.

„Wäre es einem Cardinal," erwiederte Jeanne.

Der Cardinal drückte einen langen, brennenden Kuß auf diese hübsche, widerspenstige Hand; dann, nachdem er mit den Augen den Blick und das Lächeln der Gräfin befragt, stand er auf, ging in das Vorzimmer und sagte ein paar Worte zu seinem Laufer.

Zwei Minuten nachher hörte man das Geräusch eines Wagens, der sich entfernte.

Die Gräfin schaute empor.

„Meiner Treue, Gräfin," sprach der Cardinal, „ich habe meine Schiffe verbrannt."

„Dabei ist kein großes Verdienst, da Sie im Hafen sind," erwiederte die Gräfin.

XLI.

Worin man die Gesichter unter der Maske zu sehen anfängt.

Die langen Plaudereien sind das glückliche Vorrecht der Leute, die sich nichts mehr zu sagen haben. Nach dem Glück, zu schweigen oder durch Zwischenworte

zu wünschen, ist unstreitig das größte Glück, viel zu sprechen ohne Phrasen.

Zwei Stunden, nachdem man den Wagen weggeschickt, waren der Cardinal und die Gräfin auf dem Punkt, wo wir sagen. Die Gräfin hatte nachgegeben, der Cardinal hatte gesiegt, und dennoch war der Cardinal der Sklave; die Gräfin war der Triumphator.

Zwei Männer hintergehen sich, indem sie sich die Hand geben. Ein Mann und eine Frau hintergehen sich in einem Kuß.

Hier täuschte aber Jedes das Andere nur, weil das Andere getäuscht sein wollte.

Jedes hatte einen Zweck. Für diesen Zweck war die Vertraulichkeit nothwendig. Jedes hatte also sein Ziel erreicht.

Der Cardinal gab sich auch gar nicht die Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Er beschränkte sich darauf, daß er einen kleinen Umweg machte und dann das Gespräch wieder auf Versailles und auf die Ehren zurückführte, die dort der neuen Günstlingin der Königin harrten.

„Sie ist freigebig," sagte er, „und nichts ist ihr zu theuer für die Leute, die sie liebt. Sie hat den seltenen Geist, ein wenig vielen Leuten zu geben, und viel wenigen Freunden."

„Sie halten sie also für reich?" fragte Frau von La Mothe.

„Sie weiß sich mit einem Wort, mit einer Geberde, mit einem Lächeln Mittel zu schaffen. Nie hat ein Minister, Turgot vielleicht ausgenommen, den Muth gehabt, der Königin abzuschlagen, was sie verlangte."

„Nun! mir," sprach Frau von La Mothe, „mir kommt sie minder reich vor, als Sie sie machen. Arme Königin, oder vielmehr, arme Frau!"

„Wie so?"

„Ist man reich, wenn man sich Entbehrungen auferlegen muß?"

„Entbehrungen! Erzählen Sie mir das, liebe Jeanne.“

„Oh! mein Gott, ich werde Ihnen sagen, was ich gesehen habe, nicht mehr, nicht weniger.“

„Sprechen Sie, ich höre.“

„Stellen Sie sich zwei furchtbare Martern vor, welche die unglückliche Königin ausgestanden hat.“

„Zwei Martern? Was für denn?“

„Wissen Sie, was ein Frauenverlangen ist, mein lieber Prinz?“

„Nein, aber ich wünschte, Sie würden es mir sagen, Gräfin.“

„Wohl! die Königin hat ein Verlangen, das sie nicht befriedigen kann.“

„Nach wem?“

„Nein, nach was.“

„Gut! nach was?“

„Nach einem Halsband von Diamanten.“

„Ah! warten Sie doch, ich weiß. Meinen Sie nicht die Diamanten von Böhmer und Bossange?“

„Ganz richtig.“

„Oh! die alte Geschichte, Gräfin.“

„Alt oder neu. Ist es nicht eine wahre Verzweiflung für eine Königin, das nicht besitzen zu können, was beinahe eine einfache Favoritin besessen hätte? Vierzehn Tage Leben mehr für König Ludwig XV., und Jeanne Vaubernier hatte, was Marie Antoinette nicht haben kann.“

„Ah! meine liebe Gräfin, darin täuschen Sie sich, die Königin konnte fünf- bis sechsmal diese Diamanten haben, und hat sie immer ausgeschlagen.“

„Oh!“

„Ich sage Ihnen, der König hat sie ihr selbst angeboten, und sie hat sie aus der Hand des Königs ausgeschlagen.“

Und der Cardinal erzählte die Geschichte von dem Schiff.

Jeanne hörte gierig, und als der Cardinal geendigt hatte, sagte sie:

„Nun! und hernach?“

„Wie, hernach?“

„Ja, was beweist das?“

„Daß sie nicht wollte, wie mir scheint.“

Jeanne zuckte die Achseln.

„Sie kennen die Frauen, Sie kennen den Hof, Sie kennen die Königin, und lassen sich von einer solchen Antwort bethören?“

„Ah! ich bestätige eine Weigerung.“

„Mein lieber Prinz, das constatirt Eines: daß die Königin nothwendig ein glänzendes Wort, ein volksthümliches Wort machen mußte, und daß sie es gemacht hat.“

„Gut!“ sprach der Cardinal, „so glauben Sie an die königlichen Tugenden? Ah! Sie Skeptische! Der heilige Thomas war ein Glaubiger gegen Sie.“

„Skeptisch oder gläubig, ich kann Sie eines Umstands versichern.“

„Nun?“

„Daß die Königin nicht so bald das Halsband ausgeschlagen hatte, als sie von einer tollen Begierde, dasselbe zu besitzen, ergriffen wurde.“

„Sie schmieden sich solche Ideen, meine Theure, und glauben Sie mir vor Allem, daß die Königin bei allen ihren Fehlern eine ungeheure Tugend hat.“

„Welche?“

„Sie ist uneigennützig. Sie liebt weder das Gold, noch das Silber, noch die Edelsteine. Sie wiegt die Mineralien nach ihrem Werthe ab; für sie ist eine Blume am Schnürleibe so viel werth, als ein Diamant am Ohr.“

„Ich leugne das nicht. Nur behaupte ich zu dieser Stunde, daß sie Lust hat, sich mehrere Diamanten an den Hals zu hängen.“

„Oh! Gräfin! beweisen Sie das.“

„Nichts kann leichter sein; ich habe heute das Halsband gesehen.“

„Sie?“

„Ich; ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch berührt.“

„Wo dies?“

„In Versailles.“

„In Versailles?“

„Ja, wohin es die Juweliere brachten, um die Königin zum letzten Mal in Versuchung zu führen.“

„Ist es schön?“

„Es ist wunderbar.“

„Dann begreifen Sie, die Sie wahrhaft Weib sind, daß man an dieses Halsband denkt?“

„Ich begreife, daß man den Appetit und den Schlaf darüber verliert.“

„Ah! warum habe ich nicht dem König ein Schiff zu geben.“

„Ein Schiff?“

„Ja, er gäbe mir das Halsband, und sobald ich es hätte, könnten Sie ruhig essen und schlafen.“

„Sie scherzen.“

„Nein, ich schwöre Ihnen.“

„Nun, so will ich Ihnen etwas sagen, worüber Sie sich ungemein wundern werden.“

„Sprechen Sie.“

„Dieses Halsband, ich möchte es nicht.“

„Desto besser, Gräfin, denn ich könnte es Ihnen nicht geben.“

„Ach! weder Sie, noch irgend Jemand, das ist es, was die Königin fühlt, und warum sie darnach verlangt.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß es ihr der König angeboten hat.“

Jeanne machte eine rasche, beinahe ungestüme Bewegung und erwiederte:

„Und ich, ich sage Ihnen, daß die Frauen ganz

besonders solche Geschenke lieben, wenn sie nicht von Leuten gemacht werden, welche sie dieselben anzunehmen zwingen."

Der Cardinal schaute Jeanne noch aufmerksamer an und sagte dann:

„Ich verstehe nicht ganz."

„Desto besser; brechen wir hievon ab. Was geht Sie das Halsband an, da wir es nicht haben können?"

„Oh! wäre ich der König und Sie wären die Königin, so würde ich Sie wohl nöthigen, es anzunehmen."

„Wohl! ohne der König zu sein, nöthigen Sie die Königin, es anzunehmen, und Sie werden sehen, ob sie über diese Gewaltthätigkeit so ärgerlich ist, als Sie glauben."

Der Cardinal schaute Jeanne noch einmal an.

„Wahrhaftig," sagte er, „sind Sie sicher, daß Sie sich nicht täuschen? Die Königin hat dieses Verlangen?"

„Sie wird davon verzehrt. Hören Sie, lieber Prinz, haben Sie mir nicht einmal gesagt, oder habe ich nicht sagen hören, es wäre Ihnen nicht unangenehm, Minister zu sein?"

„Es ist wohl möglich, daß ich dies gesagt habe, Gräfin."

„Wohl! so wetten wir, mein lieber Prinz."

„Was?"

„Daß die Königin zum Minister den Mann machen würde, der es so einzurichten wüßte, daß das Halsband in acht Tagen auf ihrem Putztische läge."

„Oh! Gräfin."

„Ich sage, was ich sage . . . Wollen Sie lieber, daß ich ganz leise denke?"

„Oh! nie."

„Was ich übrigens sage, betrifft Sie nicht. Es ist sehr klar, daß Sie nicht werden anderthalb Millionen von einer königlichen Laune verschlingen lassen; das hieße, bei meiner Treue! zu theuer ein Portefeuille bezahlen, das Sie umsonst haben werden und das man

Ihnen schuldig ist. Nehmen Sie also das, was ich gesagt habe, für Geschwätz. Ich bin wie die Papageie, man hat mich an der Sonne geblendet, und nun wiederhole ich beständig, es sei heiß. Ah! Monseigneur, welch eine harte Prüfung ist doch ein Tag der Gunst für eine kleine Provinzialin! Diese Strahlen, man muß Adler sein, wie Sie, um ihnen in's Gesicht zu schauen."

Der Cardinal wurde träumerisch.

„Ah! ah!" sagte Jeanne, „nun beurtheilen Sie mich schlecht, nun finden Sie mich so gemein und elend, daß Sie nicht einmal mit mir sprechen mögen."

„Ah! ich bitte."

„Die Königin, von mir beurtheilt, das bin ich."

„Gräfin!"

„Was wollen Sie? ich glaubte, sie verlange nach den Diamanten, weil sie seufzte, als sie dieselben sah, ich glaubte es, weil ich an ihrer Stelle darnach verlangt hätte; entschuldigen Sie meine Schwäche."

„Sie sind eine anbetungswürdige Frau, Gräfin, Sie haben durch eine unglaubliche Verbindung die Schwäche des Herzens und die Stärke des Geistes: Sie sind in gewissen Augenblicken so wenig Weib, daß ich darüber erschrecke. Sie sind es in andern auf eine so liebenswürdige Weise, daß ich den Himmel darüber preise und Sie anbete."

Der artige Cardinal punctirte diese Galanterie durch einen Kuß.

„Wir wollen nicht mehr von allen diesen Dingen sprechen," sagte er.

„Gut!" murmelte Jeanne leise, „doch ich glaube, daß die Angel das Fleisch gepackt hat."

Doch während der Cardinal sagte: Sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen, fuhr er fort:

„Und Sie glauben, Herr Böhmer habe diesen Angriff erneuert?"

„Mit Bossange, ja," antwortete unschuldig Frau von La Mothe.

„Boſſange . . . warten Sie doch,“ ſagte der Cardinal, als ob er ſuchte, „Boſſange, iſt das nicht ſein Aſſocié?“

„Ja, ein großer, dürrer Mann.“

„Ganz richtig.“

„Er wohnt? . . .“

„Er muß irgendwo wohnen, wie auf dem Quai de la Ferraille, oder auch de l'Ecole, ich weiß nicht genau, doch in jedem Fall in der Gegend des Pont-Neuf.“

„Des Pont-Neuf, Sie haben Recht. Ich habe dieſe Namen im Vorüberfahren über einer Thüre geleſen.“

„Ah! ah!“ murmelte Jeanne, „der Fiſch beißt immer mehr an.“

Jeanne hatte Recht, und die Angel war auf das Tiefſte bei der Beute eingedrungen.

Am andern Morgen, als er ſich aus dem kleinen Hauſe des Faubourg Saint-Antoine entfernte, ließ ſich der Cardinal auch unmittelbar zu Böhmer führen.

Er gedachte das Incognito zu behaupten, doch Böhmer und Boſſange waren die Juweliere des Hofes, und bei den erſten Worten, die er ſprach, nannten ſie ihn Monſeigneur.

„Nun wohl, ja, Monſeigneur,“ ſprach der Cardinal, „doch da Sie mich erkennen, ſeien Sie darauf bedacht, daß mich die Andern nicht erkennen.“

„Monſeigneur kann ruhig ſein. Wir erwarten die Befehle von Monſeigneur.“

„Ich komme, um Ihnen das Halsband von Diamanten abzukaufen, das Sie der Königin gezeigt haben.“

„Wahrhaftig! wir ſind in Verzweiflung, doch Monſeigneur kommt zu ſpät.“

„Wie ſo?“

„Es iſt verkauft.“

„Unmöglich! da Sie es geſtern Ihrer Majeſtät abermals angeboten haben.“

„Die es abermals ausgeschlagen hat, Monseigneur, darum besteht der alte Handel.“

„Und mit wem ist dieser Handel abgeschlossen worden?“ fragte der Cardinal.

„Das ist ein Geheimniß, Monseigneur.“

„Zu viel der Geheimnisse, Herr Böhmer!“ sagte der Cardinal. Und er stand auf.

„Aber, Monseigneur . . .“

„Mein Herr,“ fuhr der Cardinal fort, „ich glaubte, ein Juwelier der Krone Frankreichs müßte damit zufrieden sein, daß er in Frankreich diese schönen Steine verkaufe; Sie ziehen Portugal vor, nach Ihrem Belieben, Herr Böhmer.“

„Monseigneur weiß Alles,“ rief der Juwelier.

„Wohl! was sehen Sie Erstaunliches hierin?“

„Wenn Monseigneur Alles weiß, so kann es nur durch die Königin sein.“

„Und wenn dem so wäre?“ sagte Herr von Rohan, ohne die Vermuthung, die seiner Eitelkeit schmeichelte, zurückzuweisen.

„Oh! das würde die Sache sehr ändern, Monseigneur.“

„Erklären Sie sich, ich verstehe nicht.“

„Will mir Monseigneur erlauben, ganz frei mit ihm zu sprechen?“

„Sprechen Sie.“

„Wohl! die Königin hat Lust zu unserem Halsband.“

„Sie glauben?“

„Wir sind dessen sicher.“

„Ah! und warum kauft sie es dann nicht?“

„Weil sie es dem König ausgeschlagen hat, und weil von dieser Entscheidung abgehen, die Ihrer Majestät so viel Lob eingetragen, Launen zeigen hieße.“

„Die Königin steht über dem, was man sagt.“

„Ja, wenn es das Volk ist, oder sogar, wenn es die Höflinge sind, die es sagen; doch wenn der König spricht . . .“

„Der König wollte, wie Sie wohl wissen, der Königin dieses Halsband geben?“

„Allerdings, doch er beeilte sich, der Königin zu danken, als sie es ausschlug.“

„Was schließt Herr Böhmer hieraus?“

„Daß die Königin das Halsband gern bekommen möchte, ohne den Anschein zu haben, als kaufte sie es.“

„Wohl! Sie täuschen sich, mein Herr,“ sagte der Cardinal, „es handelt sich nicht hierum.“

„Das ist ärgerlich, Monseigneur, denn es wäre dies für uns die einzige entscheidende Ursache gewesen, dem Herrn Gesandten von Portugal das Wort zu brechen.“

Der Cardinal dachte nach. So stark die Diplomatie der Diplomaten auch sein mag, die der Kaufleute ist ihnen überlegen... Vor Allem unterhandelt die Diplomatie beinahe immer um Werthe, die sie nicht hat; der Kaufmann hält in seiner Klaue den Gegenstand fest, der die Neugierde erregt: ihm denselben abkaufen, ihm denselben theuer bezahlen heißt beinahe immer ihn berauben.

Als Herr von Rohan sah, daß er in der Gewalt dieses Mannes war, sagte er:

„Mein Herr, nehmen Sie, wenn Sie wollen, an, die Königin habe Lust zu Ihrem Halsband.“

„Das ändert Alles, Monseigneur. Ich kann alle Händel brechen, wenn der Königin der Verzug gegeben werden soll.“

„Wie hoch verkaufen Sie Ihr Halsband?“

„Zu fünfzehnmal hunderttausend Livres.“

„Wie ordnen Sie die Bezahlung?“

„Der Portugiese bezahlte mir etwas auf Abschlag, ich sollte das Halsband selbst nach Lissabon bringen, wo man mich nach Sicht bezahlen würde.“

„Diese Zahlungsweise ist bei uns nicht ausführbar, Herr Böhmer, eine Abschlagszahlung sollen Sie bekommen, wenn sie vernünftig ist.“

„Hunderttausend Livres.“

„Man kann sie finden. Was das Uebrige betrifft?“

„Eure Eminenz möchte gern Zeit haben?“ sagte Böhmer. „Mit der Garantie Eurer Eminenz ist Alles thunlich. Nur zieht Zögerung einen Verlust nach sich; denn bemerken Sie wohl, Monseigneur, bei einer Sache von dieser Bedeutung wachsen die Zahlen von selbst, ohne Grund. Die Interessen von fünfzehnmal hunderttausend Livres zu fünf Procent machen fünfundsiebzigtausend Livres, und fünf Procent sind ein Ruin für die Kaufleute. Zehn Procent höchstens sind ein annehmbarer Preis.“

„Das wären hundertfünfzigtausend Livres für Ihre Rechnung?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nehmen wir an, Sie verkaufen das Halsband um sechszehnmal hunderttausend Livres, Herr Böhmer, und vertheilen Sie die Bezahlung der fünfzehnmal hunderttausend Livres auf drei ein Jahr ausfüllende Verfallzeiten. Ist es abgemacht?“

„Monseigneur, wir verlieren fünfzigtausend Livres bei diesem Handel.“

„Ich glaube das nicht, mein Herr. Hätten Sie morgen fünfzehnmal hunderttausend Livres einzunehmen, so wären Sie in Verlegenheit. Ein Juwelier kauft kein Gut um einen solchen Preis.“

„Wir sind zu zwei, Monseigneur, mein Associé und ich.“

„Ich will es wohl glauben, doch gleichviel, und Sie werden viel bequemer die fünfmal hunderttausend Livres jedes Vierteljahr einziehen, das heißt zweimalhundert und fünfzigtausend Livres Jeder.“

„Monseigneur vergißt, daß diese Diamanten nicht uns gehören. Oh! wenn sie uns gehörten, so wären wir reich genug, um uns weder um die Bezahlung, noch um die Anlage bei Eingang der Gelder zu kümmern.“

„Wem gehören sie denn?“

„Vielleicht zehn Gläubigern, denen wir diese Edel-

steine im Einzelnen abgekauft haben. Wir sind den einen in Hamburg, den andern in Neapel, einen in Buenos-Ayres, zwei in Moskau schuldig. Unsere Gläubiger erwarten den Verkauf des Halsbandes, um befriedigt zu werden. Der Profit, den wir machen, ist unser einziges Eigenthum; aber, ach! Monseigneur, seitdem dieses unglückliche Halsband dem Verkauf ausgesetzt ist, das heißt, seit zwei Jahren verlieren wir schon zweimal hunderttausend Livres Interesse. Beurtheilen Sie, ob wir im Vortheil sind."

Herr von Rohan unterbrach Böhmer.

„Bei dem Allein," sagte er, „habe ich es noch nicht gesehen, dieses Halsband."

„Es ist wahr, Monseigneur, hier ist es."

Und nach allen üblichen Vorsichtsmaßregeln legte Böhmer das kostbare Kleinod aus.

„Herrlich!" rief der Cardinal, indem er voll Liebe die Schließen berührte, die sich auf dem Halse der Königin hatten eindrücken müssen.

Als er geendigt hatte und als seine Finger zur Genüge auf den Steinen die sympathetischen Ausflüsse, die daran hängen geblieben sein konnten, gesucht hatten, sagte er:

„Abgeschlossener Handel?"

„Ja, Monseigneur, und ich gehe auf der Stelle zur Gesandtschaft, um abzusagen."

„Ich glaubte nicht, daß es in diesem Augenblick in Paris einen Gesandten von Portugal gäbe."

„In der That, Monseigneur, Herr von Suza befindet sich in diesem Augenblicke hier."

„Um in dieser Angelegenheit zu unterhandeln?" rief der Cardinal lachend.

„Ja, Monseigneur."

„Oh! armer Suza! ich kenne ihn genau. Armer Suza!"

Und er verdoppelte seine Heiterkeit.

Herr Böhmer glaubte sich der Heiterkeit seines Kunden anschließen zu müssen.

Man belustigte sich lange über diesen Schmuck auf Kosten des Portugiesen.

Herr von Rohan wollte sprechen.

Böhmer hielt ihn zurück.

„Will mir Monseigneur sagen, wie er die Angelegenheiten ordnen wird?“ fragte er.

„Auf eine ganz natürliche Weise.“

„Der Intendant von Monseigneur?“

„Nein, Niemand außer mir; Sie werden nur mit mir zu thun haben.“

„Und wann?“

„Schon morgen.“

„Die hunderttausend Livres?“

„Ich bringe sie Ihnen morgen hierher.“

„Gut, Monseigneur. Und die Papiere?“

„Ich unterzeichne sie morgen hier.“

„Vortrefflich, Monseigneur.“

„Und da Sie ein Mann der Verschwiegenheit sind, Herr Böhmer, so bedenken Sie, daß Sie eines der wichtigsten Geheimnisse in Händen haben.“

„Monseigneur, ich fühle es, und ich werde Ihr Vertrauen verdienen, sowie das Ihrer Majestät der Königin,“ fügte er fein bei.

Herr von Rohan erröthete und ging unruhig, aber glücklich weg, wie jeder Mensch, der sich in einem Paroxismus der Leidenschaft zu Grunde richtet.

Am andern Tag wandte sich Herr Böhmer mit einer ernsthaften Miene nach dem Hotel der portugiesischen Gesandtschaft.

In dem Augenblick, wo er anzuklopfen im Begriffe war, ließ sich Herr Beausire, der erste Secretaire, Rechnungen von Herrn Ducorneau, dem Kanzler, vorlegen, und Don Manoel Suza, der Gesandte, erklärte einen neuen Feldzugsplan seinem Verbündeten, dem Kammerdiener.

Seit dem letzten Besuche von Herrn Böhmer in der Rue de la Juffienne hatte das Hotel viele Veränderungen erlitten.

Das ganze Personal, das sich, wie wir gesehen, aus den zwei Postchaisen ausgeschifft, hatte sich je nach den Bedürfnissen und in den verschiedenen Attributen, die es zu versehen, in dem Hause des Gesandten festgestellt.

Man muß sagen, daß die Verbündeten, indem sie so unter sich die Rollen theilten, welche sie bewunderungswürdig gut durchführten, da sie dieselben wechseln mußten, Gelegenheit hatten, ihre Interessen selbst zu überwachen, was immer, selbst bei den peinlichsten Geschäften, ein wenig Muth gibt.

Entzückt über die Verständigkeit aller dieser Leute, bewunderte Herr Ducorneau zugleich, daß der Gesandte sich wenig genug um das nationale Vorurtheil bekümmert hatte, um ein völlig französisches Haus vom ersten Secretaire bis zum dritten Kammerdiener anzunehmen.

In dieser Hinsicht, als er mit Herrn von Beausire die Rechnungen machte, knüpfte er auch mit dem Letzteren ein Gespräch voll Lobeserhebungen für den Chef der Gesandtschaft an.

„Sehen Sie," sagte Beausire, „die Suza gehören nicht zu jenen eingetrockneten Portugiesen, die sich an das Leben des vierzehnten Jahrhunderts halten, wie Sie viele in unsern Provinzen sehen würden. Nein, es sind reisende Edelleute, Millionen reich, und sie wären irgendwo Könige, wenn sie die Lust dazu ankäme."

„Doch die Lust kommt sie nicht an," versetzte geistreich Herr Ducorneau.

„Wozu denn, Herr Kanzler? Ist man denn mit einer Anzahl von Millionen und einem fürstlichen Namen nicht so viel werth, als ein König?"

„Oh! das sind philosophische Lehren," erwiederte Ducorneau ganz erstaunt. „Ich erwartete nicht, solche Gleichheitsmaximen aus dem Munde eines Diplomaten kommen zu sehen."

„Wir machen eine Ausnahme," sprach Beausire,

ein wenig verblüfft über seinen Anachronismus; „ohne gerade ein Voltairianer oder ein Armenier auf die Weise von Rousseau zu sein, kennt man doch seine philosophische Welt, man kennt die natürlichen Theorieen der Ungleichheit der Lagen und der Kräfte.“

„Wissen Sie,“ rief der Kanzler begeistert, „wissen Sie, daß es gut ist, daß Portugal nur ein kleiner Staat ist?“

„Ei! warum?“

„Weil es mit solchen Männern an seiner Spitze schnell sich vergrößern würde, mein Herr.“

„Oh! Sie schmeicheln uns, lieber Kanzler. Nein, nein, wir treiben philosophische Politik. Das ist scheinbar, aber wenig anzuwenden. Doch brechen wir hievon ab. Es sind also hundert und acht tausend Livres in der Kasse, sagen Sie?“

„Ja, Herr Secretaire, hundert und acht tausend Livres.“

„Und keine Schulden?“

„Keinen Pfennig.“

„Das ist musterhaft. Ich bitte, geben Sie mir den Sortenzettel.“

„Hier ist er... Wann soll die Vorstellung stattfinden, Herr Secretaire? Ich sage Ihnen, daß dies im Quartier ein Gegenstand der Neugierde, unerschöpflicher Commentare, beinahe der Unruhe ist.“

„Ah! ah!“

„Ja, man sieht von Zeit zu Zeit Leute um das Hotel umherschweifen, welche gerne möchten, daß die Thüre von Glas wäre.“

„Leute!... versetzte Beaufire, „Leute aus dem Quartier?“

„Und Andere. „Oh! da die Sendung des Herrn Botschafters eine geheime ist, so können Sie sich wohl denken, daß sich die Polizei rasch damit beschäftigen wird, die Motive dazu zu ergründen.“

„Ich habe das gedacht wie Sie,“ erwiederte Beaufire ziemlich unruhig.

„Hören Sie, Herr Secretaire," sagte Ducorneau, indem er Beaufire an das Gitter eines Fensters führte, das sich gegen die abgeschnittene Mauer vor einem Pavillon des Hauses öffnete, „sehen Sie dort auf der Straße jenen Menschen in einem schmutzigen braunen Ueberrock?"

„Ja, ich sehe ihn."

„Wie er schaut, was?"

„In der That. Was glauben Sie, daß dieser Mensch ist?"

„Was weiß ich! . . . Ein Spion von Herrn von Crosne."

„Das ist wahrscheinlich."

„Unter uns gesagt, Herr Secretaire, Herr von Crosne ist kein Beamter von der Stärke von Herrn von Sartines. Haben Sie Herrn von Sartines gekannt?"

„Nein, mein Herr, nein!"

„Oh! dieser hätte Sie schon zehnmal errathen. Allerdings nehmen Sie Vorsichtsmaßregeln."

Man klingelte.

„Der Herr Gesandte ruft," sagte hastig Beaufire, den das Gespräch zu beängstigen anfing.

Und er öffnete mit ganzer Kraft die Thüre und stieß mit den beiden Flügeln dieser Thüre zwei Verbündete zurück, die, der eine die Feder hinter dem Ohr, der andere den Besen in der Hand, der eine ein Dienstbote vierten Rangs, der andere Livreebedienter, das Gespräch sehr lang fanden und daran Theil nehmen wollten, und wäre es auch nur durch den Sinn des Gehörs.

Beaufire dachte, er werde beargwohnt, und nahm sich vor, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Er ging also zu dem Gesandten hinauf, nachdem er in der Dunkelheit seinen beiden Freunden und Mitbetheiligten die Hand gedrückt hatte.

XLII.

Worin Herr Ducorneau durchaus nichts von dem, was vorgeht, begreift.

Don Manoel von Suza war weniger gelb als gewöhnlich, er war nämlich röther. Er hatte so eben mit dem Herrn Commandeur-Kammerdiener eine unangenehme Erklärung gehabt.

Diese Erklärung war noch nicht beendigt.

Als Beaustre eintrat, rupften sich die zwei Hähne die letzten Federn aus.

„Ah! Herr von Beaustre," sagte der Commandeur, „setzen Sie uns doch in Einklang."

„Worin?" fragte der Secretaire, der eine Schiedsrichtermiene annahm, nachdem er mit dem Gesandten, einem natürlichen Verbündeten, einen Blick gewechselt hatte.

„Sie wissen," sprach der Kammerdiener, „daß Herr Böhmer heute hierher kommen und die Sache mit dem Halsband vollends abschließen soll."

„Ich weiß es."

„Und daß man ihm die hunderttausend Livres auszahlen soll."

„Ich weiß es auch."

„Diese hunderttausend Livres sind das Eigenthum der Gesellschaft, nicht wahr?"

„Wer zweifelt daran?"

„Ah! Herr von Beaustre gibt mir Recht," sagte der Commandeur, indem er sich gegen Don Manoel wandte.

„Warten wir, warten wir," entgegnete der Portugiese und machte dabei ein Zeichen der Geduld mit der Hand.

„Ich gebe Ihnen nur in dem Punkte Recht, daß die hunderttausend Livres den Verbündeten gehören," sagte Beaustre.

„Das ist das Ganze; mehr verlange ich nicht.“

„Wohl! dann darf die Kasse, welche dieselbe enthält, nicht in dem Bureau der Gesandtschaft stehen das an das Zimmer des Herrn Gesandten stößt.“

„Warum nicht?“ fragte Beausire.

„Und der Herr Gesandte muß Jedem von uns einen Schlüssel zu dieser Kasse geben,“ fuhr der Commandeur fort.

„Nein,“ erwiederte der Portugiese.

„Ihre Gründe?“

„Ah! ja, Ihre Gründe?“ fragte Beausire.

„Man mißtraut mir,“ antwortete der Portugiese seinen frischen Bart streichelnd, „warum soll ich nicht den Andern mißtrauen! Beschuldigt man mich, ich bestehle den Bund, so kann ich, wie mir scheint, den Bund im Verdacht haben, er wolle mich bestehlen. Wir sind Leute von gleichem Werth.“

„Einverstanden,“ sagte der Kammerdiener; „doch gerade deshalb haben wir gleiche Rechte.“

„Mein lieber Herr, wenn Sie hier Gleichheit treiben wollen, so hätten Sie bestimmen sollen, daß Jeder von uns seinerseits die Rolle des Gesandten mache. Das wäre in den Augen des Publikums vielleicht weniger wahrscheinlich gewesen, doch die Verbündeten hätten sich dabei beruhigt. Das ist Alles, nicht wahr?“

„Und dann,“ unterbrach ihn Beausire, „mein Herr Commandeur, Sie handeln nicht als guter College: hat der edle Don Manoel nicht ein unbestreitbares Vorrecht, das der Erfindung?“

„Ah! ja ...“ sagte der Gesandte, „und Herr von Beausire theilt es mit mir.“

„Oh!“ entgegnete der Commandeur, „wenn einmal eine Sache im Gang ist, so achtet man nicht mehr auf die Vorrechte.“

„Einverstanden, doch man achtet beständig auf das Verfahren,“ sagte Beausire.

„Ich stelle diese Forderung nicht allein,“ murmelte

er Commandeur ein wenig beschämt. „Alle unsere Kameraden denken, wie ich.“

„Und sie haben Unrecht,“ versetzte der Portugiese.

„Sie haben Unrecht,“ wiederholte Beausire.

Der Commandeur erhob das Haupt und sprach ärgerlich:

„Und ich habe Unrecht gehabt, dem Vorschlag von Herrn von Beausire beizutreten. Der Secretaire mußte sich unfehlbar mit dem Gesandten verständigen.“

„Herr Commandeur,“ erwiederte Beausire mit einem erstaunlichen Phlegma, „Sie sind ein Schuft, dem ich die Ohren abschneiden würde, wenn Sie noch Ohren hätten, doch man hat sie Ihnen zu oft beschnitten.“

„Wie beliebt?“ versetzte der Commandeur sich aufrichtend.

„Wir sind hier ruhig im Cabinet des Herrn Gesandten, und wir werden die Sache unter uns behandeln können. Sie aber beleidigen mich, indem Sie sagen, ich verstände mich mit Don Manoel.“

„Sie haben mich auch beleidigt,“ sprach kalt Don Manoel, der Beausire zu Hülfe kam.

„Sie müssen uns Genugthuung geben, Herr Commandeur.“

„Oh! ich bin kein Bramarbas,“ rief der Kammerdiener.

„Ich sehe es wohl,“ erwiederte Beausire; „Sie werden folglich durchgeprügelt, Commandeur.“

„Zu Hülfe!“ rief dieser, den der Liebhaber von Oliva schon gepackt und der Portugiese beinahe erwürgt hatte.

Doch in dem Augenblick, wo die beiden Chefs so Gerechtigkeit für sich üben wollten, verkündigte die Klingel von unten, daß ein Besuch erschien.

„Lassen wir ihn los,“ sagte Don Manoel.

„Und er thue seinen Dienst,“ fügte Beausire bei.

„Die Kameraden sollen das erfahren,“ sprach der Commandeur, während er sich wieder zurecht richtete.

„Oh! sagen Sie, sagen Sie ihnen, was Sie wollen; wir wissen, was wir Ihnen antworten werden."

„Herr Böhmer!" rief der Portier von unten.

„Ah! das macht Allem ein Ende, lieber Commandeur," sagte Beausire, indem er seinem Gegner einen leichten Schlag in's Genick versetzte.

„Wir werden keinen Streit mehr wegen der hunderttausend Livres haben, da die hunderttausend Livres mit Herrn Böhmer verschwinden. Auf, seien Sie freundlich, Herr Kammerdiener."

Der Kammerdiener ging brummend hinaus und nahm wieder seine demüthige Miene an, um den Juwelier der Krone auf geziemende Weise einzuführen.

Im Zwischenraum zwischen seinem Abgang und dem Eintritt von Böhmer hatten Beausire und der Portugiese einen zweiten Blick gewechselt, der ebenso bezeichnend, als der erste.

Böhmer trat ein, gefolgt von Bossange. Beide hatten eine demüthige, gleichsam verdutzte Haltung, in der sich die feinen Beobachter der Gesandtschaft nicht täuschen konnten.

Während sie die von Beausire angebotenen Sitze einnahmen, setzte dieser seine Forschung fort und belauerte das Auge von Don Manoel, um die Correspondenz zu unterhalten.

Manoel behauptete seine würdige und offizielle Miene.

Böhmer, der Mann der Initiative, nahm das Wort bei diesem schwierigen Verhältniß.

Er erklärte, daß ihn politische Gründe von hoher Wichtigkeit abhalten, der angefangenen Unterhandlung Folge zu geben.

Manoel schrie auf.

Beausire machte ein: „Hm!"

Herr Böhmer gerieth immer mehr in Verlegenheit.

Don Manoel bemerkte ihm, der Handel sei abgeschlossen, das Geld für die Abschlagszahlung liege bereit.

Böhmer bedauerte.

Stets durch die Vermittelung von Beaufire entgegnete der Gesandte, seine Regierung habe oder müsse Kenntniß von dem Abschluß des Handels haben; ihn brechen heiße Ihre portugiesische Majestät einer Quasibeschimpfung aussetzen.

Herr Böhmer sagte, er habe alle Folgen dieser Reflexionen abgewogen, aber es sei ihm unmöglich geworden, zu seinen ersten Ideen zurückzugehen.

Beaufire entschloß sich nicht, den Bruch anzunehmen. Er erklärte Böhmer unumwunden, seine Zusage zurückzunehmen, sei die Sache eines schlechten Kaufmannes, eines Mannes ohne Wort.

Da hub Bossange an, um den in seiner Person und in der seines Associé angeschuldigten Handel zu vertheidigen.

Doch er war nicht beredt.

Beaufire schloß ihm den Mund mit dem einzigen Wort:

„Sie haben einen Steigerer gefunden?"

Die Juweliere, welche nicht außerordentlich stark in der Politik waren und von der Diplomatie im Allgemeinen und von den portugiesischen Diplomaten in's Besondere einen ausnehmend hohen Begriff hatten, errötheten, da sie sich durchschaut glaubten.

Beaufire sah, daß er richtig getroffen, und da es für ihn von Bedeutung war, dieses Geschäft, in dem er ein ganzes Vermögen fühlte, zu Ende zu führen, so gab er sich den Anschein, als beriethe er sich in portugiesischer Sprache mit seinem Gesandten.

„Meine Herren," sprach er dann zu den Juwelieren, „man hat Ihnen einen Nutzen angeboten; nichts kann natürlicher sein, und das beweist, daß die Steine einen schönen Werth haben. Wohl! Ihre portugiesische Majestät will nicht einen guten Handel machen, der redlichen Kaufleuten schaden würde. Darf ich Ihnen fünfzigtausend Livres anbieten?"

Böhmer machte ein verneinendes Zeichen.

„Hunderttausend, hundert und fünfzigtausend Livres,“ fuhr Beaustre fort, entschlossen, ohne sich zu compromittiren, eine Million mehr anzubieten, um seinen Antheil an den fünfzehnmal hunderttausend Livres zu gewinnen.

Die Juweliere waren geblendet und blieben einen Augenblick verblüfft; dann, als sie mit einander berathschlagt hatten, sagten sie zu Beaustre:

„Mein Herr Secretaire, geben Sie sich nicht die Mühe, uns in Versuchung zu führen; der Handel ist abgethan; ein Wille, der mächtiger, als der unsrige, zwingt uns, das Halsband im Lande zu verkaufen. Sie begreifen ohne Zweifel, entschuldigen Sie uns, wir sind es nicht, die Ihr Anerbieten ausschlagen, und grollen Sie uns nicht; Jemand, der größer ist, als wir, größer ist, als Sie, widersetzt sich dem Abschluß mit Ihnen.“

Beaustre und Manoel fanden nichts zu erwiedern. Sie machten im Gegentheil den Juwelieren eine Art von Compliment und suchten sich gleichgültig zu zeigen.

Ihre ganze Aufmerksamkeit war jedoch dergestalt nur dieser Sache zugewendet, daß sie im Vorzimmer den Herrn Commandeur-Kammerdiener nicht sahen, der damit beschäftigt war, daß er an den Thüren horchte, um zu erfahren, wie das Geschäft betrieben würde, von dem man ihn ausschließen wollte.

Dieser würdige Verbündete war indessen ungeschickt, denn indem er sich gegen die Thüre neigte, glitschte er aus und fiel dergestalt an die Füllung, daß diese laut erdröhnte.

Beaustre stürzte nach dem Vorzimmer und fand den Kammerdiener ganz erschrocken.

„Was machst Du hier, Unglückliche.?“ fragte Beaustre.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Commandeur, „ich brachte den Courier von diesem Morgen.“

„Gut! gehe,“ sagte Beaustre.

Und er nahm die Depeche und schickte den Commandeur weg.

Diese Depechen waren die ganze Correspondenz der Kanzlei; Briefe von Portugal oder Spanien, der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, welche die tägliche Arbeit von Herrn Ducorneau bildeten, aber, da sie stets durch die Hände von Beausire oder Don Manoel gingen, ehe sie in die Kanzlei kamen, den zwei Chefs schon nützliche Unterweisungen über die Angelegenheiten der Gesandtschaft geliefert hatten.

Bei dem Wort „Depechen," das die Juweliere hörten, standen sie erleichtert auf, wie Leute, die ihren Abschied nach einer peinlichen Audienz erhalten haben.

Man ließ sie gehen, und der Kammerdiener erhielt Befehl, sie bis in den Hof zu begleiten.

Kaum hatte er die Treppe verlassen, als Don Manoel und Beausire sich von jenen Blicken zusandten, welche rasch eine Thätigkeit eröffnen. Sie näherten sich einander und Don Manoel sagte:

„Nun! die Sache ist gescheitert."

„Ganz und gar," sprach Beausire.

„Von hunderttausend Livres, einem mittelmäßigen Diebstahl, bekommen wir Jeder achttausend vierhundert Livres."

„Das ist nicht der Mühe werth," erwiederte Beausire.

„Nicht wahr? Während dort in der Casse . . ."

Er deutete auf die Casse, nach der es den Commandeur so sehr gelüstet hatte.

„Dort in der Casse sind einmal hundert und achttausend Livres."

„Wohl! das ist abgemacht," sprach Don Manoel. „Theilen wir."

„Es sei, doch der Commandeur wird uns nicht mehr verlassen, nun, da er weiß, daß das Geschäft verfehlt ist."

„Ich will ein Mittel suchen," sagte Don Manoel mit einer seltsamen Miene.

„Und ich, ich habe eines gefunden," erwiederte Beausire.

„Welches?“

„Nicht wahr, der Commandeur wird zurückkehren?“

„Ja.“

„Er wird seinen Antheil und den der Verbündeten fordern?“

„Ja.“

„Wir werden das ganze Haus auf dem Nacken haben?“

„Ja.“

„Rufen wir den Commandeur, als wollten wir ihm ein Geheimniß erzählen, und lassen Sie mich machen.“

„Mir scheint, ich errathe,“ sagte Don Manoel, „gehen Sie ihm entgegen.“

„Ich war im Begriff, Sie zu bitten, ihm selbst entgegenzugehen.“

Weder der Eine noch der Andere wollte seinen Freund allein bei der Casse lassen. Es ist ein seltenes Kleinod um das Vertrauen.

Don Manoel erwiederte, seine Eigenschaft als Gesandter halte ihn ab, diesen Schritt zu thun.

„Nein, Sie sind kein Gesandter für ihn, doch gleichviel.“

„Sie gehen?“

„Nein; ich rufe ihm aus dem Fenster.“

Beaufire rief in der That aus dem Fenster dem Commandeur, der sich eben anschickte, ein Gespräch mit dem Portier anzuknüpfen.

Als der Commandeur sich rufen hörte, ging er hinauf.

Er fand die zwei Chefs in dem Zimmer, welches an dasjenige stieß, wo die Casse war.

Beaufire wandte sich mit lächelnder Miene gegen ihn und sprach:

„Wetten wir, ich weiß, was Sie zu dem Portier gesagt haben?“

„Ich?“

„Ja, Sie haben ihm erzählt, das Geschäft mit Böhmer sei gescheitert.“

„Meiner Treue, nein.“

„Sie lügen.“

„Ich schwöre Ihnen, nein!“

„Das ist gut, denn wenn Sie gesprochen hätten, so würden Sie eine schöne Geldsumme verloren haben.“

„Wie so?“ rief der Commandeur ganz erstaunt.

„Sie begreifen wohl, daß wir drei allein das Geheimniß wissen.“

„Das ist wahr.“

„Daß wir drei folglich die hundert und achttausend Livres behalten, da Alle glauben, Böhmer und Bossange haben sie mit fortgenommen.“

„Alle Wetter!“ rief der Commandeur, von Freude ergriffen, „das ist wahr.“

„Dreiunddreißigtausend dreihundert und dreiunddreißig Franken und sechs Sous für Jeden,“ sagte Manoel.

„Mehr! mehr!“ rief der Commandeur, „es ist dabei ein Bruch von achttausend Livres.“

„Ganz richtig,“ sagte Beaustre, „Sie nehmen es an?“

„Ob ich es annehme!“ versetzte der Kammerdiener sich die Hände reibend. „Ah! schön, das heiße ich sprechen.“

„Das heiße ich sprechen wie ein Schurke,“ rief Beaustre mit einer Donnerstimme; „ich sagte Ihnen ja, Sie seien nur ein Schuft. Auf, Don Manoel, Sie, der Sie stark sind, packen Sie mir diesen Burschen und überliefern wir ihn als das, was er ist, unsern Verbündeten.“

„Gnade! Gnade!“ rief der Unglückliche, „ich wollte nur scherzen.“

„Vorwärts!“ sprach Beaustre, „in die schwarze Stube, bis auf weitere Justiz.“

„Gnade!“ rief abermals der Commandeur.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte Beaustre zu

Don Manoel, der den treulosen Commandeur kräftig würgte, „nehmen Sie sich in Acht, daß Herr Ducorneau nichts hört.“

„Wenn Ihr mich nicht loslaßt, zeige ich Euch Alle an,“ rief der Commandeur.

„Und ich erdroßle Dich,“ sprach Don Manoel mit einer Stimme voll Zorn, indem er den Kammerdiener in ein nahes Ankleidecabinet fortschob.

„Schicken Sie Herrn Ducorneau weg,“ flüsterte er Beaustre zu.

Dieser ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er ging rasch in die an das Zimmer des Gesandten stoßende Stube, während der Letztere den Kammerdiener in dem für ihn bestimmten dumpfen Gefängniß einschloß.

Es verging eine Minute, Beaustre kam nicht zurück.

Don Manoel hatte einen Gedanken; er fühlte sich allein, die Casse war nur zehn Schritte entfernt; um sie zu öffnen und die hunderttausend Livres in Billets daraus zu nehmen, durch ein Fenster zu entspringen und durch den Garten mit der Beute davon zu laufen, dazu brauchte jeder wohl organisirte Räuber nur zwei Minuten.

Don Manoel berechnete, daß Beaustre, um Ducorneau wegzuschicken und in das Zimmer zurückzukehren, wenigstens fünf Minuten verlieren würde.

Er eilte nach der Thüre des Zimmers, worin die Casse war. Man hatte diese Thüre mit einem Riegel verschlossen. Don Manoel war stark, geschickt, er hätte ein Stadtthor mit einem Uhrenschlüssel geöffnet.

„Beaustre hat mir mißtraut, weil ich allein den Schlüssel habe,“ dachte er, „er hat den Riegel vorgeschoben, das ist in Ordnung.“

Mit seinem Degen sprengte er den Riegel.

Er kam zur Casse und stieß einen furchtbaren Schrei aus. Die Casse sperrte den Mund weit und völlig leer auf. Nichts in ihren gähnenden Tiefen.

Beaustre, der einen zweiten Schlüssel hatte, war durch die andere Thüre hineingegangen und hatte die Summe zusammengerafft.

Don Manoel lief wie ein Wahnsinniger bis zur Loge des Portier, den er singend fand.

Beaustre hatte fünf Minuten voraus.

Als der Portugiese durch sein Geschrei und durch sein Wehklagen das ganze Haus von dem Abenteuer unterrichtet, als er, um sich durch ein Zeugniß zu unterstützen, den Commandeur in Freiheit gesetzt hatte, fand er nur Ungläubige und Wüthende. Man beschuldigte ihn, er habe dieses Complott mit Beaustre angezettelt, der ihm voranlaufe und ihm die Hälfte des Diebstahles aufbewahren müsse.

Keine Masken, keine Geheimnisse mehr, der ehrliche Herr Ducorneau begriff nicht mehr, mit was für Leuten er in Verbindung stand. Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als er sah, wie diese Diplomaten sich anschickten, Don Manoel, der nicht an dem Vorfall schuldig war, unter einen Wagenschoppen zu ziehen.

„Herrn von Suza packen," rief der Kanzler, „das ist ein Verbrechen beleidigter Majestät; nehmen Sie sich in Acht!"

Man beschloß, ihn in einen Keller zu werfen, doch er schrie zu stark.

Drei Schläge, feierlich an die Thüre gethan, machten die Verbündeten beben.

Es wurde wieder stille unter ihnen.

Die drei Schläge wiederholten sich.

Dann rief eine spitzige Stimme in portugiesischer Sprache:

„Oeffnen Sie im Namen des Herrn Gesandten von Portugal."

„Der Gesandte!" murmelten alle Schufte. Und sie zerstreuten sich im ganzen Hotel, und einige Minuten lang war es durch die Gärten, über die Mauern der Nachbarschaft, über die Dächer eine allgemeine Flucht, ein ungeheurer Wirrwarr.

Der ächte Gesandte, der wirklich so eben angekommen war, konnte in seine Wohnung nur mit Hülfe der Polizeisoldaten eindringen, welche die Thüre in Gegenwart

einer ungeheuren, durch dieses seltsame Schauspiel angelockten Menge einstießen.

Dann bemächtigte man sich aller Gegenstände, verhaftete Herrn Ducorneau und führte ihn in's Chatelet, wo er nunmehr sein Nachtlager hatte.

So endigte das Abenteuer der falschen Gesandtschaft von Portugal.

XLIII.

Illusionen und Wirklichkeiten.

Hätte der Portier der Gesandtschaft Beausire, wie es ihm Don Manoel befahl, nachlaufen können, er würde, das müssen wir gestehen, viel zu thun gehabt haben.

Beausire hatte, als er kaum das Haus verlassen, in kurzem Galopp die Rue Coquillière und in gestrecktem Galopp die Rue Saint-Honoré erreicht.

Immer mißtrauend, man könnte ihn verfolgen, hatte er seine Spuren dadurch gekreuzt, daß er in den winkeligen, aller Richtung entbehrenden Gassen, welche unsere Getreidehalle umgeben, lavirte; nach einigen Minuten war er beinahe sicher, daß ihm Niemand hatte folgen können; er war auch noch in einem anderen Punkte sicher, darin, daß seine Kräfte erschöpft und daß ein gutes Jagdpferd nicht mehr hätte thun können.

Beausire setzte sich auf einen Getreidesack in der Rue de Viarmes, die sich um die Halle dreht, und stellte sich, als betrachte er mit der größten Aufmerksamkeit die Säule von Medicis, welche Bachaumont gekauft hatte, um sie dem Hammer der Zerstörer zu entziehen und dem Stadthause ein Geschenk damit zu machen.

Es ist gewiß, daß Herr von Beausire weder die Säule von Philibert Delorme, noch die Sonnenuhr, mit der sie Herr von Pingré geschmückt, betrachtete. Er zog mühsam aus der Tiefe seiner Lunge einen scharfen, heiseren Athem, ähnlich dem Schnaufen einer ermüdeten Schmiede.

Mehrere Augenblicke gelang es ihm nicht, die Masse des Athems vollständig zu machen, die er aus seiner Luftröhre herausarbeiten mußte, um das Gleichgewicht in seinen Athmungswerkzeugen wiederherzustellen.

Endlich gelang es ihm, und dies geschah mit einem Seufzer, den die Bewohner der Rue de Viarmes gehört hätten, wären sie nicht mit dem Verkaufe oder mit dem Abwägen ihres Getreides beschäftigt gewesen.

„Ah!" dachte Beausire, „es ist also mein Traum verwirklicht, ich habe ein Vermögen."

Und er athmete abermals.

„Ich kann also ein vollkommen ehrlicher Mann sein; mir scheint, daß ich schon fetter werde."

Und wahrhaftig, wenn er nicht fetter wurde, so schwoll er doch an.

„Ich will," fuhr er in seinem stillschweigenden Monolog fort, „ich will aus Oliva eine eben so ehrliche Frau machen, als ich ein ehrlicher Mann sein werde. Sie ist schön, sie ist naiv in ihrem Geschmack."

Der Unglückliche!

„Sie wird ein zurückgezogenes Leben in der Provinz nicht hassen; ein Leben in einer Meierei, die wir unser Gut nennen, unfern von einem Städtchen, wo man uns leicht für vornehme Leute halten wird.

„Nicole ist gut; sie hat nur zwei Fehler: die Trägheit und die Hoffart."

Nicht mehr! Armer Beausire, zwei Todsünden!

„Und mit diesen Fehlern, die ich befriedigen werde, ich, der zweideutige Beausire, werde ich mir eine vollkommene Frau gemacht haben."

Er ging nicht weiter, der Athem war ihm wiedergekehrt.

Er wischte seine Stirne ab, versicherte sich, daß er die hunderttausend Livres noch in seiner Tasche hatte, und wollte, freier an Geist, als an Körper, nachdenken.

Man würde ihn nicht in der Rue de Viarmes suchen, doch man würde ihn suchen. Die Herren von der Gesandtschaft waren nicht die Leute, die mit heiterem Herzen ihren Antheil an der Beute verloren.

Man würde sich in mehrere Banden theilen und damit anfangen, daß man das Domicil des Diebes untersuchte.

Hierin lag die ganze Schwierigkeit. In diesem Domicil wohnte Oliva. Man würde sie von der Sache in Kenntniß setzen, vielleicht mißhandeln; wer weiß, man würde es vielleicht so weit treiben, daß man sich einen Geißel aus ihr machte.

Warum sollten diese Schufte nicht wissen, daß Oliva die Leidenschaft von Herrn Beaustre, und wenn sie es wüßten, warum sollten sie nicht auf diese Leidenschaft speculiren?

Am Rande dieser zwei tödtlichen Gefahren wäre Beaustre beinahe ein Narr geworden.

Die Liebe trug den Sieg davon.

Niemand sollte den Gegenstand seiner Liebe berühren. Er lief wie ein Pfeil nach dem Hause der Rue Dauphine.

Uebrigens hatte er ein unbegrenztes Vertrauen zu der Schnelligkeit seines Laufes; seine Feinde, so behende sie auch waren, konnten ihm nicht zuvorgekommen sein.

Er warf sich indessen in einen Fiacre; dem Kutscher zeigte er einen Sechs-Livres-Thaler, und er sagte ihm:

„Nach dem Pont-Neuf!“

Die Pferde liefen nicht, sie flogen.

Es kam der Abend.

Beaustre ließ sich hinter die Statue von Heinrich IV. führen. In jener Zeit landete man hier zu Wagen; es war dies ein trivialer Ort zu einem Stelldichein, aber er wurde viel benützt.

Hier streckte er seinen Kopf behutsam zu dem

Kutschenschlag hinaus und tauchte mit seinen Blicken in die Rue Dauphine.

Beaustre war nicht ganz unbekannt mit den Leuten der Polizei; er hatte zehn Jahre damit zugebracht, daß er sie erkennen sollte, um ihnen geeigneten Ortes und zur geeigneten Zeit auszuweichen.

Er bemerkte auf dem Abhang der Brücke, auf der Seite der Rue Dauphine, zwei in einiger Entfernung von einander stehende Männer, welche ihre Hälse gegen diese Straße vorstreckten, um darin irgend ein Schauspiel zu betrachten.

Diese Männer waren Spione. Spione auf dem Pont-Neuf sehen, war nichts Seltenes, denn ein Sprüchwort jener Epoche sagt, um zu jeder Zeit einen Prälaten, ein Freudenmädchen und ein weißes Roß zu sehen, könne man nichts Besseres thun, als über den Pont-Neuf gehen.

Die weißen Rosse aber und die Prälatenkleider und die Freudenmädchen sind stets Beobachtungspunkte für die Leute von der Polizei gewesen.

Beaustre war nur ärgerlich, nur beengt; er machte sich ganz buckelig, ganz hinkend, um seinen Gang zu verkleiden, durchschnitt die Menge und erreichte die Rue Dauphine.

Keine Spur von dem, was er für sich befürchtete. Er erblickte schon das Haus, an dessen Fenstern sich häufig die schöne Oliva, sein Gestirn, zeigte.

Die Fenster waren ohne Zweifel geschlossen, sie ruhte auf dem Sopha, oder las irgend ein schlechtes Buch, oder knusperte an einer Leckerei.

Plötzlich glaubte Beaustre den Oberrock eines Soldaten von der Scharwache in dem Gang gegenüber zu sehen.

Mehr noch, er sah einen an dem Fenster des kleinen Wohnzimmers erscheinen.

Der Schweiß erfaßte ihn wieder; ein kalter Schweiß; dieser ist ungesund. Es ließ sich nicht zurückweichen; man mußte vor dem Hause vorübergehen.

Beaustre hatte diesen Muth; er ging vorüber und betrachtete dieses Haus.

Welch ein Schauspiel!

Ein Gang vollgepfropft mit Fußgängern der Garde von Paris, unter denen man einen ganz schwarz angekleideten Commissaire des Chatelet erblickte.

Diese Leute . . . der rasche Blick von Beaustre sah sie unruhig, verblüfft, aufgebracht. Man hat sie oder man hat sie nicht, die Gewohnheit, in den Gesichtern der Polizei zu lesen; hat man sie, wie Beaustre, so braucht man keinen doppelten Anlauf zu nehmen, um zu errathen, daß diese Herren ihren Streich verfehlt haben.

Beaustre sagte sich, ohne Zweifel, gleichviel wie oder von wem unterrichtet, habe Herr von Crosne Beaustre verhaften lassen wollen, habe aber nur Oliva gefunden. Inde irae.

Daher der Aerger. Hätte sich Beaustre unter gewöhnlichen Umständen befunden, hätte er nicht hunderttausend Livres in seiner Tasche gehabt, so würde er sich sicherlich mitten unter die Alguazils geworfen und wie Nisus gerufen haben: Hier bin ich! hier bin ich! Ich bin es, der Alles gethan hat!

Doch der Gedanke, diese Leute würden seine hunderttausend Livres betasten und sich ihr ganzes Leben lang damit lustig machen; der Gedanke, der so kühne und so fein von ihm, Beaustre, versuchte Handstreich würde nur den Agenten des Polizei-Lieutenants Nutzen bringen, siegte über alle Bedenklichkeiten und erstickte jeden Liebeskummer.

„Logik . . .“ sagte er zu sich selbst, „ich mache, daß man mich festnimmt. Ich mache, daß man die hunderttausend Livres nimmt, ich nütze Oliva nichts. . . . Ich richte mich zu Grunde . . . Ich beweise ihr, daß ich sie liebe wie ein Wahnsinniger . . . Doch ich verdiene, daß sie zu mir sagt: Du hättest mich weniger lieben und mich retten sollen.

„Wir wollen lieber mit den Beinen spielen und das

Geld in Sicherheit bringen, denn das Geld ist die Quelle von Allem: die Quelle der Freiheit, des Glücks, der Philosophie."

Nach diesen Worten drückte Beausire die Cassenbillets an sein Herz und fing wieder an nach dem Luxembourg zu laufen. Denn seit einer Stunde ging er nur noch durch den Instinct, und da er Oliva hundertmal im Garten des Luxembourg aufgesucht hatte, so ließ er sich von seinen Beinen dahin tragen.

Für einen Menschen, der so sehr für die Logik eingenommen ist, war dies ein armseliges Raisonnement.

Die Häscher, welche die Gewohnheiten der Diebe so gut kennen, als Beausire die Gewohnheiten der Häscher kannte, hätten natürlich Beausire im Luxembourg aufgesucht.

Doch der Himmel oder der Teufel hatte beschlossen, Herr von Crosne sollte diesmal nichts mit Beausire zu thun haben.

Kaum wandte sich der Liebhaber von Nicole um die Ecke der Rue Saint-Germain-des-Prés, als er beinahe durch einen schönen Wagen, dessen Pferde stolz nach der Rue Dauphine liefen, niedergeworfen worden wäre.

Beausire hatte nur Zeit, mit der den übrigen Europäern unbekannten Pariser Leichtigkeit der Deichsel auszuweichen; allerdings wich er dem Fluche und dem Peitschenhiebe des Kutschers nicht aus; doch ein Eigenthümer von hunderttausend Livres verweilt nicht bei den Erbärmlichkeiten eines solchen Ehrenpunktes, besonders wenn er die Compagnien der Etoile und die Garden von Paris auf seinen Fersen hat.

Beausire warf sich also auf die Seite; doch indem er sich bog, sah er in diesem Wagen Oliva und einen sehr schönen Mann, welche eifrig mit einander sprachen. Er stieß einen schwachen Schrei aus, der die Pferde nur noch mehr belebte. Wohl wäre er dem Wagen gefolgt, aber dieser Wagen fuhr in die Rue Dauphine,

die einzige Straße von Paris, durch welche Beaufire in diesem Augenblick nicht gehen wollte.

Und dann, welche Erscheinung war Oliva, die in dem Wagen saß, — Gespenster, Visionen, Albernheiten, das hieß nicht trübe, sondern doppelt sehen, es hieß Oliva sehen, obschon . . .

Wie sollte sich denn das zusammenreimen? Oliva konnte unmöglich in dem Wagen sitzen, da sie die Häscher in der Rue Dauphine verhafteten.

Moralisch und physisch gehetzt, warf sich der arme Beaufire in die Rue des Fauffés-Monsieur-le-Prince, erreichte das Luxembourg, durcheilte das schon verödete Quartier und kam vor die Barriere, wo er sich in ein kleines Cabinet flüchtete, dessen Wirthin jede Rücksicht für ihn hatte.

Er quartierte sich in dieser Schenke ein, verbarg seine Billets unter einer Fließe des Zimmers, stellte auf diese Fließe den Fuß seines Bettes und legte sich nieder, wobei er schwitzte und fluchte, aber seine Blasphemien mit Danksagungen gegen Mercur, seine fieberhaften Uebelkeiten mit einem Aufguß von Wein, der mit Zimmet und Zucker gewürzt, vermischte, ein Getränke, das ganz geeignet war, die Transpiration bei der Haut und das Vertrauen im Herzen wiederzubeleben.

Er war fest überzeugt, die Polizei würde ihn nicht finden. Er war fest überzeugt, Niemand würde ihn seines Geldes berauben.

Er war fest überzeugt, Nicole, sollte sie verhaftet sein, wäre keines Verbrechens schuldig, und die Zeit würde mit ewigen Einsperrungen ohne Motiv vergehen.

Er war endlich fest überzeugt, die hunderttausend Livres würden ihm, sollte man Oliva, seine unzertrennliche Gefährtin, zurückbehalten wollen, dazu dienen, sie dem Gefängniß zu entreißen.

Es blieben die Gefährten von der Gesandtschaft; mit ihnen war die Rechnung schwieriger abzumachen.

Doch Beaufire hatte die Chicanen vorhergesehen; er ließ sie alle in Frankreich und reiste nach der Schweiz, einem freien und moralischen Lande, sobald Oliva frei wäre.

Viel von dem, was Beaufire, während er seinen Glühwein trank, ausdachte, erfolgte nicht nach seiner Vorhersehung: das stand geschrieben.

Der Mensch hat beinahe immer das Unrecht, sich einzubilden, er sehe die Dinge, wenn er sie nicht sieht, Er hat noch viel mehr Unrecht, sich einzubilden, er habe sie nicht gesehen, wenn er sie wirklich gesehen hat.

XLIV.

Worin Mademoiselle Oliva sich zu fragen anfängt, was man mit ihr thun wolle.

Hätte Herr Beaufire auf seine Augen vertrauen wollen, welche vortrefflich waren, statt seinen Geist arbeiten zu lassen, den damals Alles verblendete, so würde er sich vielen Verdruß und viele Täuschungen erspart haben.

Es war in der That Mademoiselle Oliva, die er in dem Wagen an der Seite eines Mannes gesehen, den er nicht erkannt, weil er ihn nur einmal angeschaut hatte, und den er erkannt haben würde, hätte er ihn zweimal angeschaut, Oliva, die am Morgen wie gewöhnlich ihren Spaziergang im Garten des Luxembourg gemacht, und, statt um zwei Uhr zum Mittagessen nach Hause zu gehen, von dem seltsamen Freund, den sie am Tage des Balls der Oper kennen gelernt, getroffen, angeredet und befragt worden war.

In der That, in dem Augenblick, wo sie ihren Sessel bezahlte, um zurückzukehren, und dem Cafetier zulächelte, dessen beständige Kundin sie war, kam

Cagliostro aus einer Allee hervor, lief auf sie zu und nahm sie beim Arm.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

„Wohin gehen Sie?“ sagte er.

„Nach unserer Wohnung in der Rue Dauphine.“

„Das entspricht ganz und gar den Wünschen der Leute, die Sie dort erwarten,“ erwiederte der unbekannte Herr.

„Leute . . . die mich erwarten? wie so? Niemand erwartet mich.“

„Oh! doch, ungefähr ein Dutzend Besuche.“

„Ein Dutzend Besuche!“ versetzte Oliva lachend; „warum nicht sogleich ein ganzes Regiment?“

„Meiner Treue! wäre es möglich gewesen, ein Regiment in die Rue Dauphine zu schicken, so befände es sich dort.“

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Ich werde Sie noch viel mehr in Erstaunen setzen, wenn ich Sie in die Rue Dauphine gehen lasse.“

„Warum?“

„Weil man Sie dort verhaften wird, meine Liebe.“

„Verhaften, mich!“

„Sicherlich! die zwölf Herren, die Sie erwarten, sind von Herrn von Crosne abgeschickte Häscher.“

Oliva bebte: gewisse Leute haben immer Angst vor gewissen Dingen.

Nichtsdestoweniger richtete sie sich nach einer etwas gründlicheren Gewissensinspection hoch auf und erwiederte:

„Ich habe nichts gethan. Warum sollte man mich verhaften?“

„Warum verhaftet man eine Frau? Wegen Intriguen, wegen Lappereien.“

„Ich habe keine Intriguen.“

„Sie haben vielleicht viele gehabt.“

„Oh! ich leugne das nicht.“

„Kurz, man hat ohne Zweifel Unrecht, Sie zu verhaften, doch man sucht dies zu thun, das ist

gewiß. Gehen wir immer noch nach der Rue Dauphine?“

Oliva blieb bleich und beklommen stehen.

„Sie spielen mit mir, wie eine Katze mit einer armen Maus,“ sprach sie, „wissen Sie etwas, so sagen Sie es mir. Nicht wahr, man will an Beaustre?“

Und sie heftete auf Cagliostro einen flehenden Blick.

„Vielleicht wohl. Ich habe halb und halb den Verdacht, daß sein Gewissen minder rein ist, als das Ihrige.“

„Armer Junge! . . .“

„Beklagen Sie ihn, doch wenn er festgenommen wird, ahmen Sie sein Beispiel nicht dadurch nach, daß Sie sich ebenfalls festnehmen lassen.“

„Welches Interesse haben Sie denn, mich zu beschützen? welches Interesse haben Sie dabei, daß Sie sich mit mir beschäftigen? Hören Sie,“ rief sie kühn, „es ist nicht natürlich, daß ein Mann wie Sie . . .“

„Vollenden Sie nicht, Sie würden eine Albernheit sagen; und die Augenblicke sind kostbar, weil die Agenten von Crosne, wenn sie Sie nicht zurückkehren sehen, im Stande wären, Sie hier aufzusuchen.“

„Hier! man weiß, daß ich hier bin!“

„Eine schöne Aufgabe, das zu wissen, ich weiß es wohl. Ich fahre fort. Da ich mich für Ihre Person interessire und Ihnen wohlwill, so geht Sie das Uebrige nichts an. Geschwinde, eilen wir nach der Rue d'Enfer, mein Wagen erwartet Sie dort. Ah! Sie zweifeln noch?“

„Ja.“

„Wohl! wir sind im Begriff, etwas sehr Unvorsichtiges zu thun, was Sie aber hoffentlich einmal für allemal überzeugen wird. Wir fahren in meinem Wagen an Ihrem Hause vorüber, und haben Sie diese Herren von der Polizei von hinreichend fern gesehen, um nicht festgenommen zu werden, und von hinreichend nahe, um ihre Stimmung zu beurtheilen, dann werden

Sie meine guten Absichten nach ihrem wahren Werth schätzen."

Während er so sprach, führte er Oliva bis zum Gitter der Rue d'Enfer.

Der Wagen kam herbei, nahm das Paar auf und führte Cagliostro und Oliva in die Rue Dauphine zu der Stelle, wo Beaustre Beide erblickt hatte.

Hätte er in diesem Augenblicke geschrieen, wäre er dem Wagen nachgelaufen, so würde Oliva sicherlich Alles gethan haben, um sich ihm zu nähern, um ihn, wenn er verfolgt, zu retten, oder, wenn er frei, mit ihm zu entfliehen.

Cagliostro sah aber diesen Unglücklichen und lenkte die Aufmerksamkeit von Oliva dadurch ab, daß er ihr die Menge zeigte, welche sich schon aus Neugierde um die Scharwache versammelte.

Sobald Oliva die Polizeisoldaten erkannt hatte, sobald sie gesehen, daß ihr Haus belagert war, warf sie sich in die Arme ihres Beschützers, was jeden andern Menschen, als diesen Eisenmann gerührt hätte.

Er beschränkte sich darauf, daß er der jungen Frau die Hand drückte und sie selbst durch das Herablassen des Vorhangs verbarg.

„Retten Sie mich! retten Sie mich!" wiederholte mittlerweile das arme Mädchen.

„Ich verspreche es Ihnen," erwiederte er.

„Doch da sie sagen, diese Menschen von der Polizei wissen Alles, so werden sie mich immer finden."

„Nein, nein! an dem Orte, wo Sie sein werden, entdeckt Sie Niemand, denn wenn man Sie auch in Ihrem Hause festnehmen will, so wird man Sie doch nicht bei mir festnehmen."

„Oh!" rief sie mit einem Schrecken, „bei Ihnen . . . wir gehen also zu Ihnen?"

„Sie sind verrückt," erwiederte er, „man sollte glauben, Sie erinnern sich dessen nicht mehr, was wir verabredet haben. Ich bin nicht Ihr Liebhaber, meine Schöne, und will es nicht sein."

„So bieten Sie mir also das Gefängniß an?“

„Ziehen Sie das Hospital vor, so sind Sie frei.“

„Wohl denn!“ sprach sie voll Bangigkeit, „ich überlasse mich Ihnen, machen Sie aus mir, was Sie wollen.“

Er führte sie nach der Rue Neuve-Saint-Gilles in das Haus, in welchem wir ihn haben Philipp von Taverney empfangen sehen.

Als er sie fern vom Gesinde und von jeder Ueberwachung in einer kleinen Wohnung im zweiten Stock einquartiert hatte, sagte er:

„Es ist mir daran gelegen, daß Sie hier glücklich sein mögen.“

„Glücklich! Wie so?“ versetzte sie, das Herz geschwollen. „Glücklich, ohne Freiheit, ohne Spaziergang! Es ist traurig hier. Nicht einmal ein Garten. Ich werde darüber sterben.“

Und sie warf einen irren, verzweifelten Blick auf das Aeußere.

„Sie haben Recht,“ sagte er, „es ist mein Wille, daß es Ihnen an nichts fehlt. Sie wären hier schlimm, und überdies würden Sie meine Leute hier sehen und beengen.“

„Oder gar verkaufen,“ fügte sie bei.

„Was das betrifft, seien Sie unbesorgt, meine Leute verkaufen nur, was ich ihnen abkaufe, mein liebes Kind. Damit Sie aber jede wünschenswerthe Ruhe haben, werde ich darauf bedacht sein, Ihnen eine andere Wohnung zu verschaffen.“

Oliva zeigte sich ein wenig getröstet durch diese Versprechungen. Uebrigens gefiel ihr der Aufenthalt in ihrer neuen Wohnung. Sie fand hier Behaglichkeit und unterhaltende Bücher.

Als ihr Beschützer sie verließ, sagte er zu ihr:

„Ich will Ihnen den Brodkorb nicht hoch hängen, mein liebes Kind. Wollen Sie mich sehen, so läuten Sie mir, ich komme auf der Stelle, wenn ich mich zu

Hause befinde, und sogleich nach meiner Rückkehr, sollte ich ausgegangen sein."

Er küßte ihr die Hand und verließ sie.

„Ah!" rief Oliva, „lassen Sie mir besonders Nachricht von Beaustre zukommen."

„Vor Allem," erwiederte der Graf.

Und er schloß sie in ihr Zimmer ein.

Dann, als er träumerisch die Treppe hinabstieg, sagte er:

„Es ist eine Entheiligung, wenn ich sie in dem Hause der Rue Saint-Claude einquartiere. Doch es darf sie Niemand sehen, und in diesem Hause wird sie Niemand sehen. Muß es dagegen sein, daß sie eine einzige Person erblickt, so wird sie diese Person nur in dem Hause der Rue Saint-Claude allein erblicken. Wohl denn, auch noch dieses Opfer. Löschen wir diesen letzten Funken der Fackel aus, die einst brannte."

Der Graf nahm einen weiten Oberrock, suchte Schlüssel in seinem Secretaire, wählte mehrere davon, die er mit einer gerührten Miene anschaute, verließ allein und zu Fuß sein Hotel und ging die Rue Saint-Louis des Marais hinauf.

XLV.

Das öde Haus.

Herr von Cagliostro kam allein nach dem alten Hause der Rue Saint-Claude, das unsere Leser nicht ganz vergessen haben müssen. Es wurde Nacht, als er vor der Thüre stehen blieb, und man erblickte nur noch einige seltene Wanderer auf der Chaussee des Boulevard.

Der in der Rue Saint-Louis erschallende Tritt eines Pferdes, ein Fenster, das mit einem Geräusch

alter Schlösser geschlossen wurde, das Knarren der Querbäume und der Riegel am massiven Thorweg nach der Rückkehr des Herrn vom anstoßenden Hause, dies waren die einzigen Bewegungen dieses Quartiers zu der Stunde, von der wir sprechen.

Ein Hund bellte oder heulte vielmehr in dem kleinen Gehäge des Klosters, und ein lauer Windstoß rollte bis in die Rue Saint-Claude, als es die schwermüthigen drei Viertel in Saint-Paul schlug.

Es war drei Viertel auf neun Uhr.

Der Graf kam, wie gesagt, vor den Thorweg, zog unter seinem Oberrock einen schweren Schlüssel hervor und zermalmte, um ihn in das Schloß zu bringen, eine Menge von Trümmern, die sich, vom Winde fortgetrieben, darein geflüchtet hatten.

Das dürre Stroh, von dem sich ein Hälmchen in den bogenförmigen Eingang des Schlosses geschoben hatte, das kleine Samenkorn, das nach Süden lief, um eine Mauernelke oder eine Malve zu werden, und sich eines Tages in diesem finstern Behälter eingeschlossen fand, der von einem nahen Gebäude abgesprungene Steinsplitter, die seit zehn Jahren in diesem eisernen Hospital einkasernirten Fliegen, deren Leichname am Ende die Tiefe ausgefüllt hatten, dies Alles krachte und zermalmte sich unter dem Drucke des Schlüssels in Staub.

Sobald der Schlüssel seine Bewegungen vollendet hatte, handelte es sich nur noch darum, die Thüre zu öffnen.

Aber die Zeit hatte ihr Werk gethan. Das Holz war in den Fugen aufgeschwollen, der Rost hatte in die Angeln eingebissen. Das Gras war in den Zwischenräumen des Pflasters gewachsen und bildete durch seine feuchten Ausströmungen einen grünen Ueberzug an dem untern Theile des Thores; eine Art von Kitt, dem der Gebäude der Schwalben ähnlich, verstopfte jeden Zwischenraum, und die kräftige Vegetation der steinartigen Madreporen, die ihre Arcaden über einander

legten, hatte das Holz unter dem lebendigen Fleisch ihrer Samenlappen verborgen.

Cagliostro fühlte den Widerstand; er drückte die Faust, dann die Ellenbogen, dann die Schulter darauf und überwältigte alle diese Barricaden, welche eine nach der andern mit einem Krachen schlimmer Laune nachgaben.

Als sich diese Thüre öffnete, erschien der ganze Hof verödet, moosbewachsen, vor den Augen von Cagliostro.

Er schloß die Thüre wieder, und seine Tritte drückten sich in das widerspänstige dürre Queckengras ein, das sich auch des Pflasters bemächtigt hatte.

Niemand hatte ihn eintreten sehen, Niemand sah ihn in der Umfriedung dieser ungeheuren Mauer. Er konnte einen Augenblick stille stehen und allmälig in sein vergangenes Leben zurückkehren, wie er in sein Haus zurückgekehrt war.

Das eine war trostlos und leer, das andere in Trümmern und verödet.

Die Freitreppe von zwölf Staffeln hatte nicht mehr drei ganze Stufen.

Durch die Arbeit des Regenwassers unterwühlt, durch das gewaltsame Spiel des Mauerkrauts und des Mohns untergraben und gelockert, hatten die andern Anfangs gewankt und waren endlich fern von ihren Haltpunkten weggerollt. Beim Fallen waren die Steine zerbrochen, das Gras hatte sich auf die Trümmer emporgearbeitet und stolz, wie die Standarten der Verwüstung, seine Federbüsche über denselben aufgepflanzt.

Cagliostro stieg die unter seinen Füßen zitternde Freitreppe hinauf und gelangte mit Hülfe eines zweiten Schlüssels in das ungeheure Vorzimmer.

Hier erst zündete er eine Laterne an, die er vorsichtiger Weise mitgenommen hatte; doch so behutsam er auch das Licht angesteckt, der unheimliche Hauch des Hauses löschte es plötzlich wieder aus.

Der Athem des Todes reagirte gewaltsam gegen das Leben; die Finsterniß tödtete das Licht.

Cagliostro zündete seine Laterne noch einmal an und ging weiter.

Im Speisesaal hatten die in ihren Ecken verschimmelten Anrichttische ihre ursprüngliche Form verloren, die klebrigen Platten davon hielten nicht mehr am Fuße fest. Alle innere Thüren waren geöffnet und ließen den Geist frei mit dem Blick in die finsteren Tiefen eindringen, wo sie schon den Tod durchgelassen hatten.

Der Graf fühlte, wie ein Schauer sein Fleisch beben machte, denn am Ende des Saales, da, wo einst die Treppe anfing, hatte sich ein Geräusch hörbar gemacht.

Dieses Geräusch verkündigte einst eine theure Gegenwart, dieses Geräusch erweckte in allen Sinnen des Herrn dieses Hauses das Leben, die Hoffnung, das Glück. Dieses Geräusch, das in der gegenwärtigen Stunde nichts darstellte, erinnerte an Alles in der Vergangenheit.

Die Stirne gefaltet, langsam athmend, die Hand kalt, wandte sich Cagliostro nach der Statue des Harpokrates, bei der die Feder der ehemaligen Verbindungsthüre spielte, ein geheimnißvoller, ungreifbarer Ort, der das bekannte Haus mit dem geheimen verband.

Die Feder arbeitete ohne Mühe, obschon das wurmstichige Täfelwerk in der Umgegend zitterte. Doch kaum hatte der Graf den Fuß auf die Geheimtreppe gesetzt, als sich dasselbe Geräusch abermals hörbar machte. Cagliostro streckte seine Hand mit der Laterne aus, um die Ursache davon zu entdecken: er sah nur eine große Natter, welche langsam die Treppe herabkam und mit ihrem Schwanz jede Stufe peitschte.

Die Natter heftete ruhig ihr schwarzes Auge auf Cagliostro, schlüpfte dann in das erste Loch des Täfelwerks und verschwand.

Ohne Zweifel war dies der Geist der Einsamkeit.

Der Graf setzte seinen Gang fort.

Ueberall bei diesem Aufsteigen verfolgte ihn eine Erinnerung oder, besser gesagt, ein Schatten, und wenn das Licht an den Wänden eine bewegliche Silhouette zeichnete, bebte der Graf, denn er dachte, sein eigener Schatten sei ein fremder Schatten, der erweckt worden, um auch diesem geheimnißvollen Ort einen Besuch zu machen.

So weiter schreitend gelangte er bis zu der Platte jenes Kamins, das als Durchgang zwischen dem Waffenzimmer von Balsamo und dem wohlriechenden Cabinet von Lorenza Feliciani gedient hatte.

Die Mauern waren kahl, die Zimmer leer. In dem gähnenden Herd lag noch ein ungeheurer Haufen von Asche, worunter einige kleine Gold- und Silberstangen funkelten.

Diese feine, weiße und duftende Asche war das Zimmergeräthe von Lorenza, das Balsamo bis auf das kleinste Theilchen verbrannt hatte; es waren die Armoires von Schildpatt, das Klavier und das Körbchen von Rosenholz, die schönen Porzellane von Sèvres deren Staub man glimmerartig, dem Staube des Marmors ähnlich, wiederfand; es waren die beim großen hermetischen Feuer geschmolzenen Gesimse und Ornamente; es waren die Vorhänge und Teppiche von Seidenbrocat; es waren die Schachteln von Alve und Sandelholz, deren durchdringender, zur Zeit des Brandes durch die Kamine ausströmender Duft die ganze Zone von Paris, über welche der Rauch hingegangen war, mit Wohlgerüchen geschwängert hatte, so daß zwei Tage lang die Vorübergehenden den Kopf in die Höhe hoben, um diese seltsamen, mit der Pariser Luft vermischten Arome einzuathmen, so daß der Ladendiener vom Quartier der Hallen und die Kammerjungfer vom Quartier Saint-Honoré berauscht von diesen heftigen, entflammten Aromen lebten, die der Wind den Abhängen des Libanon und den Ebenen Syriens entführt.

Diese Wohlgerüche, sagen wir, bewahrte das öd

kalte Zimmer immer noch. Cagliostro bückte sich, nahm ein Pfötchen voll Asche und roch lange mit wilder Leidenschaft daran.

„So könnte ich einen Rest von dieser Seele verzehren, die sich einst diesem Staube mittheilte.“

Dann sah er die eisernen Gitter wieder und die Traurigkeit des benachbarten Hofes, und durch die Treppe die hohen Risse, welche der Brand an diesem inneren Hause gemacht hatte, dessen oberes Stockwerk von ihm vernichtet worden war.

Ein trauriges und schönes Schauspiel, das Zimmer von Althotas war verschwunden; es blieben nur noch von den Mauern sieben bis acht Auszackungen, auf denen das Feuer seine verzehrenden und schwärzenden Zungen hatte umherlaufen lassen.

Für Jeden, der die schmerzliche Geschichte von Balsamo und Lorenza nicht gekannt hätte, wäre es unmöglich gewesen, diese Ruine nicht zu beweinen.

Alles in diesem Hause athmete die gesunkene Größe, den erloschenen Glanz, das verlorene Glück.

Cagliostro erfüllte sich mit diesen Erinnerungen und diesen Träumen. Der Mann stieg von den Höhen seiner Philosophie herab, um sich noch einmal in dem Wenig von zarter Menschlichkeit kneten zu lassen, das man die Gefühle des Herzens nennt, welche kein Raisonnement sind.

Nachdem er die sanften Phantome der Einsamkeit heraufbeschworen und den Theil des Himmels gemacht hatte, glaubte er mit der menschlichen Schwäche quitt zu sein, als seine Augen auf einen unter all diesem Unstern und all diesem Elend noch glänzenden Gegenstand fielen.

Er bückte sich und erschaute in der Fuge des Bodens, halb unter dem Staub begraben, einen kleinen silbernen Pfeil, der kürzlich erst den Haaren einer Frau entfallen zu sein schien.

Es war eine von jenen italienischen Nadeln, wie sie die Damen jener Zeit gerne wählten, um die ge-

kräuselten Locken ihres Haares zu halten, das zu schwer wurde, wenn es gepudert war.

Der Philosoph, der Gelehrte, der Prophet, der Verächter der Menschheit, derjenige, nach dessen Willen der Himmel mit ihm abrechnen sollte, dieser Mann, der so viele Schmerzen bei sich zurückgedrängt und so viele Blutstropfen dem Herzen Anderer entzogen hatte, Cagliostro, der Atheist, der Charlatan, der skeptische Spötter, hob diese Nadel auf, hielt sie an seine Lippen, ließ, sicher, daß man ihn nicht sehen konnte, eine Thräne bis zu seinen Augen aufsteigen und murmelte:

„Lorenza!"

Und dies war Alles. Es war ein Dämon in diesem Menschen.

Er suchte den Kampf und unterhielt ihn zu seinem eigenen Glücke in sich selbst.

Nachdem er glühend diese heilige Reliquie geküßt, öffnete er das Fenster, streckte seinen Arm durch das Gitter und schleuderte dieses zerbrechliche Stück Metall in das Gehäge des nahen Klosters, in Aeste, in die Luft, in den Staub, man weiß nicht wohin.

So bestrafte er sich dafür, daß er von seinem Herzen Gebrauch gemacht.

„Fahre wohl!" sagte er zu dem unempfindlichen Gegenstand, der sich vielleicht für immer verlor. „Fahre wohl, Erinnerung, die mir geschickt worden war, um mich zu erweichen, zu verringern, ohne Zweifel. Ich werde fortan nur noch an dir Erde denken.

„Ja, dieses Haus wird entheiligt werden. Was sage ich, es ist dies vielleicht schon. Ich habe die Thüren wieder geöffnet, ich habe das Licht an die Wände gebracht, ich habe das Innere des Grabes gesehen, ich habe die Asche des Todes durchwühlt.

„Entheiligt ist also dieses Haus! Es sei dies ganz und gar, und zwar für ein Gut.

„Eine Frau wird abermals diesen Hof durchschreiten, eine Frau wird ihre Füße auf die Treppe setzen, eine

Frau wird unter diesem Gewölbe singen, wo noch der letzte Seufzer von Lorenza vibrirt.

„Es sei. Doch alle diese Entheiligungen werden zu einem Zwecke stattfinden, zu dem Zwecke, meiner Sache zu dienen. Das Mysterium wird entfliegen; das Hotel wird ein Schlupfwinkel bleiben und aufhören, ein Allerheiligstes zu sein."

Er schrieb hastig in seine Brieftasche folgende Zeilen:

„An Herr Lenoir, meinen Baumeister.

„Hof und Vorhaus reinigen; Remisen und Ställe wiederherstellen; den innern Pavillon zerstören; das Haus auf zwei Stockwerke zurückführen; acht Tage."

„Sehen wir nun," sagte er, „ob man von hier aus das Fenster der kleinen Gräfin erblickt."

Er näherte sich einem Fenster, das im zweiten Stockwerk des Hauses lag.

Man überschaute von hier die ganze entgegengesetzte Façade der Rue Saint-Claude über dem Thorweg.

Gegenüber, auf höchstens sechszig Schritte, sah man die Wohnung, welche Jeanne von La Mothe inne hatte.

„Das ist unfehlbar; die zwei Frauen werden sich sehen," sagte Cagliostro. „Gut."

Er nahm wieder seine Laterne und stieg die Treppe hinab.

Nach einer starken Stunde war er nach Hause zurückgekehrt und überschickte dem Baumeister seinen Auftrag.

Schon am andern Morgen bemächtigten sich fünfzig Arbeiter des Hotels; der Hammer, die Säge und die Spitzhauen ertönten überall, das aufgehäufte Gras fing an in einer Ecke des Hofes zu rauchen, und am Abend bei seiner Rückkehr sah der seiner täglichen Inspection getreue Vorübergehende eine fette Ratte an einer Pfote unten an einem Reif im Hofe, inmitten eines Kreises von Handarbeitern und Maurern, hängen, die ihren

grauen Bart und ihren ehrwürdigen Bauch verspotteten.

Der schweigsame Bewohner des Hauses war in sein Loch durch den Fall eines Quadersteines eingemauert worden. Halbtodt, als der Krahn den Stein wieder aufhob, wurde er am Schwanz gepackt und der Belustigung junger Auvergnaten, die den Kalk einrührten, geopfert; war es Scham, war es Erstickung, er starb darüber.

Der Vorübergehende hielt ihm folgende Leichenrede:

„Hier ist Einer, der zehn Jahre glücklich gewesen!

„Sic transit gloria mundi.“

Das Haus war in acht Tagen wiederhergestellt, wie es Cagliostro dem Baumeister befohlen.

XLVI.

Jeanne als Beschützerin.

Der Herr Cardinal von Rohan erhielt zwei Tage nach seinem Besuche bei Böhmer ein also abgefaßtes Billet:

„Seine Eminenz der Herr Cardinal von Rohan weiß ohne Zweifel, wo er heute zu Nacht speisen wird.“

„Von der kleinen Gräfin,“ sagte er, am Papier riechend. „Ich werde kommen.“

Man höre, warum Frau von La Mothe diese Zusammenkunft vom Cardinal verlangte.

Von den fünf vom Herrn Cardinal zu ihrer Bedienung bestellten Lackeien hatte Frau von La Mothe einen ausgezeichnet, einen Menschen mit schwarzen Haaren und braunen Augen, mit der blühenden Gesichts-

farbe des Sanguinischen, womit sich die solide Färbung des Gallichten vermischte. Es waren dies für die Beobachterin alle Merkmale einer thätigen, verständigen und hartnäckigen Organisation.

Sie ließ diesen Menschen kommen, und in einer Viertelstunde erhielt sie von seiner Gelehrigkeit, von seiner Scharfsichtigkeit Alles, was sie daraus gewinnen wollte.

Dieser Mensch folgte dem Cardinal und meldete, er habe Seine Eminenz zweimal in zwei Tagen zu den Herren Böhmer und Bossange gehen sehen.

Jeanne wußte genug. Ein Mann wie Herr von Rohan feilscht nicht. Gewandte Kaufleute, wie die Herren Böhmer und Bossange, lassen den Käufer nicht gehen. Das Halsband mußte verkauft sein.

Von Böhmer verkauft.

Von Herrn von Rohan gekauft! und der Letztere hätte kein Wort davon bei seiner Vertrauten, bei seiner Geliebten verlauten lassen.

Dieses Symptom war ernster Natur. Jeanne faltete ihre Stirne, knipp ihre zarten Lippen und schrieb an den Cardinal das Billet, das wir gelesen.

Herr von Rohan kam am Abend. Er hatte einen Korb Tokayer und einige Seltenheiten vorausgeschickt, gerade als ob er bei der Guimard oder bei Mlle. Dangeville speisen würde.

Diese Nuance entging Jeanne eben so wenig, als ihr so viele andere entgangen waren; absichtlich ließ sie nichts von dem auftragen, was der Cardinal geschickt hatte; dann, als sie allein waren, eröffnete sie das Gespräch mit einer gewissen Zärtlichkeit und sagte:

„In der That, Monseigneur, Eines verdrießt mich ungemein."

„Oh! was denn, Gräfin?" rief der Cardinal, eine Betrübniß heuchelnd, welche nicht immer als ein Zeichen davon, daß man wirklich betrübt, betrachtet werden darf.

„Wohl! Monseigneur, die Ursache meines Ver-

drusses ist, daß ich sehe, nicht, daß Sie mich nicht mehr lieben, sondern daß Sie mich nie geliebt haben."

„Oh! Gräfin, was sagen Sie da?"

„Entschuldigen Sie sich nicht, Monseigneur, das wäre verlorene Zeit."

„Für mich!" erwiederte galant der Cardinal.

„Nein, für mich," entgegnete gerade heraus Frau von La Mothe. „Uebrigens..."

„Oh! Gräfin!" rief der Cardinal.

„Seien Sie nicht trostlos hierüber, Monseigneur, das ist mir ganz gleichgültig."

„Ob ich Sie liebe, oder ob ich Sie nicht liebe?"

„Ja."

„Und warum ist Ihnen das gleichgültig?"

„Weil ich Sie nicht liebe."

„Gräfin, wissen Sie, daß das nicht artig ist, was Sie da mir zu sagen mich beehren?"

„In der That, es ist wahr, wir beginnen nicht mit Süßigkeiten; das ist eine Thatsache, die wir außer Zweifel setzen wollen."

„Welche Thatsache?"

„Daß ich Sie nie geliebt habe, Monseigneur, daß Sie mich nie geliebt haben."

„Oh! was mich betrifft, das dürfen Sie nicht sagen," rief der Prinz mit einem Ausdruck beinahe der Wahrheit. „Ich habe viel Zuneigung für Sie gehabt, Gräfin. Quartieren Sie mich also nicht unter einem Schilde mit Ihnen ein."

„Monseigneur, schätzen wir uns genug, um uns die Wahrheit zu sagen."

„Und was ist die Wahrheit?"

„Es gibt unter uns ein Band, das stärker ist, als die Liebe."

„Welches?"

„Das Interesse."

„Das Interesse? Pfui, Gräfin!"

„Monseigneur, ich muß Ihnen sagen, wie der nor-

manniſche Bauer vom Galgen zu ſeinem Sohne ſagte: Haſt Du einen Ekel davor, ſo mache nicht, daß es den Andern davor ekelt. Pfui über dem Intereſſe, Monſeigneur, wie Sie da ſagen!"

„Wohl denn! nehmen wir an, Gräfin, wir ſeien intereſſirt: worin kann ich Ihren Intereſſen und worin können Sie den meinigen dienen?"

„Vor Allem, Monſeigneur, habe ich Luſt, Streit mit Ihnen anzufangen."

„Thun Sie das, Gräfin."

„Sie haben des Vertrauens, das heißt der Achtung gegen mich ermangelt."

„Ich! ich bitte, wann dies?"

„Wann? Werden Sie leugnen, daß Sie, nachdem Sie meinem Geiſte Einzelnheiten entlockt, die ich Ihnen gar zu gern gab ..."

„Worüber, Gräfin?"

„Ueber den Geſchmack einer gewiſſen hohen Dame für eine gewiſſe Sache; daß Sie ſich, ſage ich, in den Stand geſetzt haben, dieſen Geſchmack zu befriedigen, ohne mit mir darüber zu ſprechen."

„Einzelnheiten entlocken, den Geſchmack einer gewiſſen Dame für eine gewiſſe Sache errathen, dieſen Geſchmack befriedigen! wahrhaftig, Gräfin, Sie ſind ein Räthſel, eine Sphinx. Ah! ich hatte wohl den Kopf und den Hals der Frau geſehen, aber noch nicht die Krallen des Löwen. Es ſcheint, Sie wollen mir dieſelben zeigen, gut."

„Nein, ich werde Ihnen gar nichts zeigen, Monſeigneur, in Betracht, daß Sie nicht mehr Luſt haben, etwas zu ſehen. Ich werde Ihnen nur ganz einfach den Schlüſſel zum Räthſel geben: die Einzelnheiten, das iſt das, was in Verſailles vorgefallen; der Geſchmack einer gewiſſen Dame, das ſind die Diamanten; die gewiſſe Dame iſt die Königin, und die Befriedigung dieſes Geſchmackes der Königin iſt der Ankauf des vielbeſprochenen Halsbandes, den Sie

gestern bei den Herren Böhmer und Bossange gemacht haben."

„Gräfin!" murmelte der Cardinal, ganz wankend und bleich.

Jeanne heftete auf ihn ihren klarsten Blick und sprach:

„Sagen Sie, warum Sie mich mit einer so verblüfften Miene anschauen; haben Sie nicht gestern einen Handel mit den Juwelieren des Quai de l'Ecole eingegangen?"

Ein Rohan lügt nie, nicht einmal gegen ein Weib. Der Cardinal schwieg.

Und da er zu erröthen anfing, eine Widerwärtigkeit, die ein Mann einer Frau nie verzeiht, so fügte sie rasch bei:

„Verzeihen Sie, mein Prinz, ich muß Ihnen sogleich sagen, worin Sie sich über mich täuschten. Sie hielten mich für albern und boshaft."

„Oh! oh! Gräfin."

„Kurz ..."

„Nicht ein Wort mehr; lassen Sie mich nun ebenfalls sprechen. Ich werde Sie vielleicht überzeugen, denn von heute an sehe ich klar, mit wem ich zu thun habe. Ich glaubte in Ihnen eine hübsche Frau, eine Frau von Geist, eine reizende Geliebte zu finden; Sie sind etwas Besseres, als dieses. Hören Sie."

Jeanne näherte sich dem Cardinal und ließ dabei ihre Hand in seinen Händen.

„Sie wollten meine Geliebte, meine Freundin sein, ohne mich zu lieben. Sie haben mir das selbst gesagt."

„Und ich wiederhole es Ihnen noch einmal," versetzte Frau von La Mothe.

„Der Zweck, Gräfin?"

„Muß ich Ihnen denselben erklären?"

„Nein, ich berühre ihn mit dem Finger. Sie wollen mein Glück machen. Ist es nicht gewiß, daß, wenn einmal mein Glück gemacht ist, meine erste

Sorge sein wird, das Ihrige zu sichern? Habe ich mich getäuscht?"

„Sie haben sich nicht getäuscht, Eminenz, es ist so, nur glauben Sie mir ohne Phrasen, ich habe diesen Zweck nicht unter Widerstreben, nicht unter Antipathieen verfolgt, der Weg war angenehm."

„Sie sind eine liebenswürdige Frau, Gräfin, und es ist ein wahres Vergnügen, mit Ihnen über diese Angelegenheiten zu sprechen. Ich sagte Ihnen also, Sie haben richtig errathen. Sie wissen, daß ich irgendwo eine ehrfurchtsvolle Zuneigung hege."

„Ich habe das auf dem Ball der Oper gesehen, mein Prinz."

„Diese Zuneigung wird nie getheilt werden. Oh! Gott behüte mich, daß ich das glaube."

„Ei!" versetzte die Gräfin, „eine Frau ist nicht immer Königin, und Sie haben, wie ich weiß, einen so hohen Werth, als der Herr Cardinal Mazarin."

„Das war auch ein sehr schöner Mann," sagte lachend Herr von Rohan.

„Und ein vortrefflicher erster Minister," erwiederte Jeanne mit der größten Ruhe.

„Gräfin, bei Ihnen ist es verlorene Mühe, zu denken, es ist zwanzigmal überflüssig, zu sagen. Sie denken und sprechen für Ihre Freunde. Ja, ich strebe darnach, erster Minister zu werden. Alles treibt mich dazu an: die Geburt, die Gewandtheit in den Geschäften, ein gewisses Wohlwollen, das mir die fremden Höfe bezeigen, viel Sympathie, welche mir vom französischen Volke gewährt wird."

„Alles endlich," sagte Jeanne, „nur Eines ausgenommen."

„Einen Widerwillen ausgenommen, wollen Sie sagen."

„Ja, der Königin; und dieser Widerwille ist das wahre Hinderniß. Was sie, die Königin, liebt, muß der König immer am Ende auch lieben, was sie haßt, verabscheut er zum Voraus."

„Und Sie haßt mich?“

„Oh!“

„Seien wir offenherzig. Ich glaube nicht, daß es uns gestattet ist, auf so schönem Wege zu bleiben, Gräfin.“

„Wohl! Monseigneur, die Königin liebt Sie nicht.“

„Dann bin ich verloren. Das Halsband kommt nicht in Betracht.“

„Hierin könnten Sie sich täuschen, Prinz.“

„Das Halsband ist gekauft.“

„Die Königin wird wenigstens sehen, daß, wenn Marie Antoinette Sie nicht liebt, sie von Ihnen geliebt wird.“

„Oh! Gräfin.“

„Sie wissen, Monseigneur, wir sind übereingekommen, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen.“

„Gut! Sie sagen also, Sie verzweifeln nicht daran, mich eines Tags als ersten Minister zu sehen?“

„Ich bin fest davon überzeugt.“

„Ich würde mir verargen, wenn ich nicht fragte, wornach Sie streben.“

„Ich werde es Ihnen sagen, wenn Sie im Stande sind, mein Streben zu befriedigen.“

„Das heiße ich sprechen; ich erwarte Sie an diesem Tage.“

„Ich danke; speisen wir nun zu Nacht.“

Der Cardinal nahm die Hand von Jeanne und drückte sie, wie Jeanne einige Tage vorher gewünscht hatte, daß sie gedrückt würde. Doch diese Zeit war vorüber.

Sie zog ihre Hand zurück.

„Nun, Gräfin?“

„Speisen wir zu Nacht, sage ich Ihnen, Monseigneur.“

„Ich habe keinen Hunger mehr.“

„So plaudern wir.“

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.“

„So verlassen wir uns.“

„Ah! das nennen Sie unser Bündniß. Sie geben mir den Abschied?“

„Um wahrhaft einander zu gehören, wollen wir, Monseigneur, das eine und das andere von uns Beiden uns selbst gehören.“

„Sie haben Recht, Gräfin, verzeihen Sie mir, daß ich mich abermals über Sie getäuscht habe. Oh! ich schwöre Ihnen, daß dies das letzte Mal sein wird.“

Er nahm wieder ihre Hand und küßte sie so ehrfurchtsvoll, daß er das höhnische, teuflische Lächeln der Gräfin in dem Augenblick, wo die Worte: „Es wird das letzte Mal sein, daß ich mich in Beziehung auf Sie getäuscht habe,“ ertönten, nicht sah.

Jeanne stand auf und geleitete den Prinzen in's Vorzimmer zurück. Hier blieb er stehen und fragte ganz leise:

„Die Folge, Gräfin?“

„Das ist ganz einfach.“

„Was werde ich thun?“

„Nichts. Warten Sie auf mich.“

„Und Sie gehen?“

„Nach Versailles.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Und ich werde Antwort bekommen?“

„Sogleich.“

„Wohl, meine Beschützerin, ich übergebe mich Ihnen.“

„Lassen Sie mich gewähren.“

Nach diesem Wort kehrte sie zurück und legte sich zu Bette. Sie betrachtete noch mit einem unentschiedenen Blick den schönen marmornen Endymion, der auf Diana wartete, und murmelte:

„Die Freiheit ist entschieden mehr werth.“

XLVII.

Jeanne beschützt.

Herrin eines solchen Geheimnisses, reich an einer solchen Zukunft, unterstützt von zwei so bedeutenden Mächten, fühlte sich Jeanne stark genug, um eine Welt aufzuheben.

Sie gab sich vierzehn Tage Frist, um anzufangen, voll in die saftige Traube zu beißen, die das Glück über ihrer Stirne aufhing.

Bei Hofe nicht mehr als eine Bittstellerin, nicht mehr als die von Frau von Boulainvilliers aus dem Elend gezogene arme Bettlerin, sondern als eine Abkömmlingin der Valois mit einem Reichthum von hundert tausend Livres Einkünften erscheinen, einen Herzog und Pair zum Gemahl haben, sich die Günstlingin der Königin nennen und in dieser Zeit der Intriguen und Stürme den König durch Marie Antoinette regierend den Staat regieren, dies war ganz einfach das Panorama, das sich vor der unerschöpflichen Einbildungskraft der Gräfin von La Mothe entrollte.

Als es Tag war, machte sie nur einen Sprung bis Versailles. Sie hatte keinen Audienzbrief, aber ihr Vertrauen zu ihrem Glück war so mächtig geworden, daß Jeanne nicht daran zweifelte, die Etiquette würde sich vor ihrem Wunsche beugen.

Sie hatte Recht.

Alle die Dienstfertigen des Hofes, die so eifrig darauf bedacht sind, den Geschmack des Gebieters zu errathen, hatten schon bemerkt, welches Vergnügen die Königin an der Gesellschaft der hübschen Gräfin fand.

Das war genug, daß ein verständiger Huissier, der begierig, sich willkommen zu machen, sich der Königin, welche aus der Kapelle kam, in den Weg stellte und hier, wie durch Zufall, vor dem Kammerherrn vom Dienst die Worte sprach:

„Mein Herr, was soll ich mit der Gräfin von La Mothe-Valois machen, welche keinen Audienzbrief hat?“

Die Königin sprach leise mit Frau von Lamballe. Der Name von Jeanne, geschickt von diesem Menschen hingeworfen, unterbrach sie in ihrem Gespräche.

Sie wandte sich um.

„Sagt man nicht, Frau von La Mothe-Valois sei da?“

„Ich glaube, ja, Eure Majestät,“ erwiederte der Kammerherr.

„Wer sagt das?“

„Dieser Huissier, Madame.“

Der Huissier verbeugte sich bescheiden.

„Ich werde Frau von La Mothe-Valois empfangen,“ sprach die Königin, welche immer weiter ging.

Dann, ehe sie ganz verschwand, fügte sie bei:

„Sie werden sie in das Badecabinet führen.“

Jeanne, der dieser Mensch einfach erzählte, was er gethan, fuhr sogleich mit der Hand nach ihrer Börse, doch der Huissier hielt sie durch ein Lächeln zurück und sagte:

„Frau Gräfin, ich bitte, wollen Sie die Güte haben, diese Schuld anzuhäufen, Sie werden sie mir vielleicht bald mit besseren Interessen bezahlen können.“

„Sie haben Recht, mein Freund, ich danke,“ erwiederte Jeanne, und sie steckte ihr Geld wieder in die Tasche.

„Warum sollte ich nicht einen Huissier begünstigen, der mich begünstigt hat,“ sagte sie zu sich selbst. „Ich thue eben so viel für einen Cardinal.“

Jeanne befand sich bald in Gegenwart ihrer Souverainin.

Marie Antoinette war ernst, scheinbar nicht ganz gut gestimmt, vielleicht gerade weil sie die Gräfin mit einem unerwarteten Empfang zu sehr begünstigt hatte.

„Die Königin bildet sich wohl am Ende ein, ich wolle wieder betteln,“ dachte die Freundin von Herrn

von Rohan . . . „Ehe ich zwanzig Worte gesprochen habe, wird sie entrunzelt sein, oder sie hat mich vor die Thüre werfen lassen.“

„Madame,“ sagte die Königin, „ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mit dem König zu sprechen.“

„Ah! Madame, Eure Majestät ist nur zu gut gegen mich gewesen, und ich erwarte nichts mehr. Ich komme . . .“

„Warum kommen Sie?“ versetzte die Königin, welche die Uebergänge geschickt aufzugreifen verstand. „Sie hatten keine Audienz verlangt. Es ist vielleicht eine dringliche Sache . . . für Sie?“

„Dringlich . . . ja, Madame; doch für mich . . . nein.“

„Für mich also . . . lassen Sie hören, sprechen Sie, Gräfin.“

Und die Königin führte Jeanne in das Badecabinet, wo ihre Kammerfrauen auf sie warteten.

Als die Gräfin alle diese Leute um die Königin sah, fing sie ihr Gespräch nicht an.

Sobald die Königin im Bade war, schickte sie ihre Frauen weg.

„Madame,“ sagte Jeanne, „Eure Majestät sieht mich in großer Verlegenheit.“

„Wie so?“

„Eure Majestät weiß, ich glaube es ihr gesagt zu haben, mit welcher Huld der Herr Cardinal mich zu verbinden sucht.“

Die Königin faltete die Stirne.

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie.

„Ich glaubte . . .“

„Gleichviel . . . sprechen Sie.“

„Wohl! Madame, Seine Eminenz erwies mir vorgestern die Ehre, mich zu besuchen.“

„Ah!“

„Es war wegen einer Wohlthätigkeitsanstalt, deren Vorsteherin ich bin.“

„Sehr gut, sehr gut, Gräfin. Ich werde auch schenken . . . Ihrer Wohlthätigkeitsanstalt.“

„Eure Majestät täuscht sich. Ich habe die Ehre gehabt, ihr zu sagen, daß ich nichts fordere. Der Herr Cardinal sprach mit mir nach seiner Gewohnheit von der Güte der Königin, von ihrer unerschöpflichen Gnade.“

„Und verlangte, daß ich seine Schützlinge beschütze?“

„Einmal. Ja, Eure Majestät.“

„Ich werde es thun, nicht des Herrn Cardinals wegen, sondern der Unglücklichen wegen, die ich immer gut aufnehme, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Nur sagen Sie Seiner Eminenz, ich sei sehr beschränkt.“

„Ach! Madame, das sagte ich ihm, und daher rührt die Verlegenheit, die ich Eurer Majestät bezeichnet habe.“

„Ah! ah!“

„Ich schilderte dem Herrn Cardinal den so glühenden Wohlthätigkeitssinn, von dem das Herz Eurer Majestät bei der Mittheilung irgend eines Unglücks erfüllt ist, ich schilderte ihm die ganze Freigebigkeit, welche unabläßig die stets zu schmale Börse der Königin leert.“

„Gut! gut!“

„„Hören Sie, Monseigneur,““ sagte ich zu ihm als Beispiel, „„Ihre Majestät macht sich zur Sklavin ihrer eigenen Güte. Sie opfert sich ihren Armen, das Gute, was sie thut, gereicht ihr zum Nachtheil,““ und hierüber klagte ich mich selbst an.“

„Wie so, Gräfin?“ sagte die Königin, welche horchte, mochte sie nun Jeanne bei ihrer schwachen Seite zu fassen gewußt haben, oder fühlte der ausgezeichnete Geist von Marie Antoinette unter der Länge dieses Eingangs ein lebhaftes, für sie aus der Vorbereitung entspringendes Interesse.

„Ich sagte, Madame, Eure Majestät habe mir einige Tage zuvor eine starke Summe gegeben; es sei dies

wenigstens tausendmal seit zwei Jahren der Königin begegnet, und wenn die Königin minder gefühlvoll, minder großmüthig gewesen wäre, so hätte sie zwei Millionen in der Casse, in deren Besitz sie keine Erwägung abhalten würde, sich das schöne Halsband zu verschaffen, das sie so edel, so muthig, aber, verzeihen Sie mir, wenn ich es sage, Madame, so ungerecht zurückgewiesen."

Die Königin erröthete und schaute Jeanne an. Offenbar war der Schluß in den letzten Worten enthalten. Lag eine Falle darunter? war es nur Fuchsschwänzerei? Da die Frage so gestellt, so mußte unfehlbar eine Gefahr für eine Königin dabei sein. Doch Ihre Majestät fand auf dem Gesichte von Jeanne so viel Sanftmuth, so viel unschuldiges Wohlwollen, so viel reine Wahrheit, daß nichts eine solche Physiognomie der Treulosigkeit oder der Schmeichelei beschuldigte. Und da die Königin selbst eine Seele voll wahrer Großmuth hatte, da die Großmuth immer die Stärke, die Stärke immer die Wahrheit in sich schließt, so sagte Marie Antoinette, einen Seufzer ausstoßend:

„Ja, das Halsband ist schön; es war schön, will ich sagen, und es freut mich, daß eine Frau von Geschmack mich lobt, da ich es zurückgewiesen."

„Wenn Sie wüßten, Madame," rief Jeanne, die Phrase geschickt durchschneidend, „wie man am Ende die Gefühle der Leute kennen lernt, wenn man ein Interesse für diejenigen hegt, welche diese Leute liebt?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, Madame, ich habe Herrn von Rohan, als er Ihr heldenmüthiges Opfer des Halsbandes erfuhr, erbleichen sehen."

„Erbleichen!"

„In einem Moment sah ich seine Augen sich mit Thränen füllen. Ich weiß nicht, Madame, ob es der Wahrheit entspricht, daß Herr von Rohan ein schöner Mann und ein vollendeter Cavalier sei, wie viele Leute behaupten; ich weiß nur, daß in diesem Augenblick sein

Antlitz, erleuchtet von dem Feuer seiner Seele und ganz durchfurcht von Thränen, hervorgerufen durch Ihre edelmüthige Uneigennützigkeit, was sage ich, durch Ihre erhabene Beraubung . . . dieses Antlitz wird nie aus meinem Gedächtniß kommen."

Die Königin hielt einen Augenblick inne, um das Wasser aus dem vergoldeten Schwanenschnabel, der sich in ihre marmorne Badewanne herabsenkte, fallen zu lassen.

„Wohl! Gräfin," sprach sie dann, „da Ihnen Herr von Rohan so schön und so vollendet vorgekommen ist, als Sie so eben gesagt, so fordere ich Sie auf, ihn dies nicht sehen zu lassen. Er ist ein weltlicher Prälat, ein Hirte, der das Lamm eben sowohl für sich selbst, als für den Herrn nimmt."

„Oh! Madame."

„Was denn? Verleumde ich ihn etwa? Ist das nicht sein Ruf? Macht er sich nicht eine Art von Ruhm daraus? Sehen Sie ihn nicht an Ceremonientagen seine schönen Hände in der Luft schütteln, — es ist wahr, sie sind schön, — um sie noch weißer zu machen und auf diese vom Hirtenring funkelnden Hände die andächtigen Augen sich heften, welche noch viel glänzender, als der Diamant des Cardinals?"

Jeanne verbeugte sich.

„Die Trophäen des Cardinals," fuhr die Königin fort, „sind zahlreich. Einige haben Aergerniß erregt. Der Prälat ist ein Verliebter, wie die der Fronde. Lobe ihn, wer da will, ich bleibe fern davon."

„Wohl! Madame," erwiederte Jeanne, der es bei dieser Vertraulichkeit, wie auch bei der ganz körperlichen Lage der Königin behaglich wurde. „Ich weiß nicht, ob der Herr Cardinal an die Andächtigen dachte, als er mit mir mit einer solchen Gluth von den Tugenden Eurer Majestät sprach; doch Alles, was ich weiß, ist, daß seine schönen Hände, statt in der Luft zu schweben, an sein Herz gedrückt waren."

Die Königin schüttelte den Kopf und fing an gezwungen zu lachen.

„Ah! ah!“ dachte Jeanne, „sollten die Sachen besser gehen, als wir glaubten, sollte der Aerger uns zur Unterstützung gereichen? oh! dann hätten wir zu leichte Arbeit.“

Die Königin nahm rasch wieder ihre edle, gleichgültige Miene an.

„Fahren Sie fort,“ sagte sie.

„Eure Majestät verwandelt mich in Eis, diese Bescheidenheit, die das Lob sogar zurückweist . . .“

„Das des Cardinals! Oh! ja.“

„Aber warum, Madame?“

„Weil es mir verdächtig ist.“

„Es geziemt sich nicht für mich,“ erwiederte Jeanne mit der tiefsten Ehrfurcht, „es geziemt sich nicht, denjenigen zu vertheidigen, der das Unglück gehabt hat, bei Eurer Majestät in Ungnade zu fallen; wir wollen auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß dieser sehr strafbar ist, da er Eurer Majestät mißfallen hat.“

„Herr von Rohan hat mir nicht mißfallen, er hat mich beleidigt. Doch ich bin Königin und Christin, und folglich doppelt angetrieben, Beleidigungen zu vergessen.“

Die Königin sprach diese Worte mit jener majestätischen Güte, die nur ihr eigenthümlich war.

Jeanne schwieg.

„Sie sagen nichts?“

„Ich wäre Eurer Majestät verdächtig, ich würde mich der Gefahr Ihrer Ungnade, Ihres Tadels aussetzen, drückte ich eine Meinung aus, welche der Ihrigen widerspräche.“

„Sie denken das Gegentheil von dem, was ich in Beziehung auf den Cardinal denke?“

„Gerade das Gegentheil, Madame.“

„Sie würden nicht so sprechen an dem Tage, wo Sie erführen, was der Prinz Louis gegen mich gethan hat.“

„Ich weiß nur das, was ich ihn für den Dienst Eurer Majestät habe thun sehen.“

„Galanterien?“

Jeanne verneigte sich.

„Höflichkeiten, Wünsche, Complimente?“ fuhr die Königin fort.

Jeanne schwieg.

„Sie hegen für Herrn von Rohan eine lebhafte Freundschaft, Gräfin; ich werde ihn in Ihrer Gegenwart nicht mehr angreifen,“ sagte die Königin.

Und sie lachte abermals.

„Madame,“ sprach Jeanne, „Ihr Zorn wäre mir lieber, als Ihr Gespötte. Was der Herr Cardinal für Eure Majestät empfindet, ist ein so ehrerbietiges Gefühl, daß er, ich bin fest davon überzeugt, wenn er die Königin über ihn lachen sehen würde, darüber stürbe.“

„Oh! oh! er hat sich also sehr verändert.“

„Eure Majestät hatte neulich die Gnade, mir zu sagen, schon seit zehn Jahren sei Herr von Rohan leidenschaftlich . . .“

„Ich scherzte, Gräfin,“ sprach die Königin mit ernstem Tone.

Zum Stillschweigen genöthigt, schien Jeanne der Königin sich darein zu fügen, nicht mehr zu kämpfen; doch Marie Antoinette täuschte sich. Bei diesen Frauen, bei diesen Naturen des Tigers und der Schlange ist der Augenblick ihres Zurückbiegens immer das Vorspiel des Angriffs; die zusammengedrängte Ruhe geht dem Sprunge vorher.

„Sie sprachen von jenen Diamanten,“ sagte unkluger Weise die Königin. „Gestehen Sie, daß Sie daran gedacht haben.“

„Tag und Nacht, Madame,“ sprach Jeanne mit der Freude eines Generals, der auf dem Schlachtfelde seinen Feind einen entscheidenden Fehler machen sieht. „Sie sind so schön, sie werden Eurer Majestät so gut stehen.“

„Wie so?“

„Ja, Madame, ja, Eurer Majestät.“
„Sie sind aber verkauft!“
„Ja, sie sind verkauft.“
„An den Gesandten von Portugal?“
Jeanne schüttelte sachte den Kopf.
„Nein!“ rief freudig die Königin.
„Nein, Madame.“
„An wen denn?“
„Herr von Rohan hat sie gekauft.“
Die Königin machte gleichsam einen Sprung, doch plötzlich wieder erkaltet, ließ sie nur ein halblautes „Ah!“ vernehmen.

„Hören Sie, Madame,“ sagte Jeanne mit einer Beredtsamkeit voller Begeisterung, „was Herr von Rohan gethan hat, ist herrlich; es ist ein Augenblick des Edelmuths und der Gutherzigkeit; es ist eine schöne Bewegung; eine Seele, wie die Eurer Majestät, kann nicht umhin, mit Allem zu sympathisiren, was gut und gefühlvoll ist. Kaum hatte Herr von Rohan durch mich, ich gestehe es, die augenblickliche Beengung Eurer Majestät erfahren, als er ausrief:

„„Wie! die Königin von Frankreich versagt sich das, was die Frau eines Generalpächters sich nicht versagen würde! Wie! die Königin kann sich der Widerwärtigkeit aussetzen, eines Tags Madame Necker mit diesen Diamanten geschmückt zu sehen?““

„Herr von Rohan wußte noch nicht, daß der Gesandte von Portugal sie erhandelt hatte. Ich theilte es ihm mit. Seine Entrüstung verdoppelte sich. „Es ist hier nicht mehr,“ sagte er, „es ist hier nicht mehr die Frage eines Vergnügens, das der Königin gemacht werden soll, es ist eine Frage der königlichen Würde. . . . Ich kenne den Geist der fremden Höfe, Eitelkeit, Scheingepränge . . . man wird dort lachen über die Königin von Frankreich, die kein Geld hat, um einen gerechten Geschmack zu befriedigen; und ich, ich sollte dulden, daß man der Königin von Frankreich spottet! Nein, niemals!““

„Und er verließ mich ungestüm. Eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er die Diamanten gekauft hatte."

„Um fünfzehnmal hunderttausend Livres?"

„Um sechzehnmal hunderttausend."

„Und was war seine Absicht, als er sie kaufte?"

„Daß sie, da sie nicht Eurer Majestät gehören konnten, wenigstens keiner andern Frau gehörten."

„Und Sie sind sicher, daß Herr von Rohan das Halsband nicht gekauft hat, um damit irgend einer Geliebten seine Huldigung darzubringen?"

„Ich weiß gewiß, daß er es gekauft hat, um es eher zu vernichten, als dasselbe an einem andern Hals, als an dem der Königin glänzen zu sehen."

Marie Antoinette dachte einen Augenblick nach, und ihr edles Antlitz ließ ohne Wolke Alles sehen, was in ihrer Seele vorging.

„Was Herr von Rohan gethan hat, ist gut," sprach sie, „es ist ein edler Zug, ein Zug zarter Ergebenheit."

Jeanne verschlang gierig diese Worte.

„Sie werden also Herrn von Rohan danken," fuhr die Königin fort.

„Oh! ja, Madame."

„Sie werden beifügen, die Freundschaft von Herrn von Rohan sei mir erwiesen, und als ehrlicher Mensch, wie Katharina sagt, nehme ich von der Freundschaft Alles an; jedoch unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Ich nehme auch nicht das Geschenk von Herrn von Rohan . . ."

„Was denn?"

„Sondern seinen Vorschuß an ... Herr von Rohan hat die Güte gehabt, sein Geld oder seinen Credit vorzuschießen, um mir Vergnügen zu machen. Ich werde es ihm zurückbezahlen. Böhmer hatte, glaube ich, Baargeld verlangt?"

„Ja, Madame."

„Wie viel?"

„Zweimal hundert und fünfzigtausend Livres."

„Zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, das ist das vierteljährige Nadelgeld, das mir der König gibt, man hat es mir diesen Morgen geschickt, ich weiß, zum Voraus, doch man hat es mir geschickt."

Marie Antoinette läutete rasch ihren Frauen; diese hüllten sie in feine gewärmte Batiste und kleideten sie an.

Wieder allein mit Jeanne und in ihr Zimmer zurückgekehrt, sprach sie zu der Gräfin:

„Ich bitte, öffnen Sie diese Schublade."

„Die erste?"

„Nein, die zweite. Sie sehen ein Portefeuille?"

„Hier ist es, Madame."

„Es enthält zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, zählen Sie dieselben."

Jeanne gehorchte.

„Bringen Sie das Geld dem Cardinal, danken Sie ihm noch einmal, sagen Sie ihm, ich werde es jeden Monat einrichten, um so zu bezahlen. Die Interessen wird man berechnen. Auf diese Art bekomme ich das Halsband, das mir so sehr gefallen hat, und wenn ich mich beenge, um es zu bezahlen, so werde ich wenigstens den König nicht beengen."

Sie sammelte sich eine Minute.

„Und dabei gewinne ich," fuhr sie fort, „daß ich erfahre, ich habe einen zartfühlenden Freund, der mir gedient . . ."

Sie zögerte wieder.

„Und eine Freundin, die mich errathen hat," fügte sie dann bei, indem sie Jeanne ihre Hand bot, auf welche sich die Gräfin stürzte.

Dann, als sie wegzugehen im Begriff war, sagte sie, nachdem sie abermals gezögert, ganz leise, als hätte sie Furcht vor dem, was sie sprach:

„Sie werden Herrn von Rohan davon unterrichten, daß er in Versailles willkommen ist, und daß ich ihm meinen Dank abzustatten habe."

Jeanne eilte aus dem Zimmer, nicht trunken,

sondern wahnsinnig von Freude und befriedigtem Stolz.

Sie preßte ihre Cassenbillets zusammen, wie ein Geier seine geraubte Beute.

XLVIII.

Das Portefeuille der Königin.

Dieses wirkliche oder eingebildete Vermögen, das Jeanne von Valois mit sich forttrug, Niemand fühlte die Wichtigkeit desselben so sehr, als die Pferde, welche sie von Versailles wegführten.

Wenn je Pferde angetrieben, einen Preis zu gewinnen, auf der Rennbahn flogen, so waren es diese zwei armen Rosse eines Miethwagens.

Von der Gräfin angestachelt, machte sie der Kutscher glauben, sie seien die leichten Vierfüßigen der Landschaft Elis, und es seien zwei Talente Gold für den Herrn und eine dreifache Ration geschälte Gerste für sie zu gewinnen.

Der Cardinal war noch nicht ausgefahren, als Frau von La Mothe mitten in seinem Hotel und mitten unter seinen Leuten bei ihm ankam.

Sie ließ sich ceremoniöser melden, als sie dies bei der Königin gethan hatte.

„Sie kommen von Versailles?“ sagte er.

„Ja, Monseigneur.“

Er schaute sie an, sie war unerforschlich.

Sie sah seinen Schauer, seine Traurigkeit, sein Mißbehagen, und hatte mit nichts Mitleid.

„Nun?“ fragte er.

„Nun! lassen Sie hören, Monseigneur, was wünschen Sie? Sprechen Sie ein wenig, damit ich mir nicht zu viel Vorwürfe mache.“

„Ah! Gräfin, Sie sagen mir das mit einer Miene . . .“

„Nicht wahr, mit einer betrübenden?“

„Mit einer tödtenden.“

„Sie wollten, ich solle die Königin sehen?“

„Ja.“

„Ich habe sie gesehen. Sie sollte mich von Ihnen sprechen lassen, sie, die wiederholt ihre Abneigung gegen Sie und ihre Unzufriedenheit, wenn sie Ihren Namen aussprechen hörte, bezeigt hatte?“

„Ich sehe, daß ich, wenn ich diesen Wunsch gehabt habe, auf die Erfüllung desselben verzichten muß.“

„Nein, die Königin hat mit mir von Ihnen gesprochen.“

„Oder vielmehr, Sie sind so gut gewesen, mit ihr von mir zu sprechen?“

„Es ist wahr.“

„Und Ihre Majestät . . . hat zugehört?“

„Das verdient eine Erläuterung.“

„Sagen Sie mir kein Wort mehr, Gräfin, ich sehe, welchen Widerwillen Ihre Majestät gehabt hat . . .“

„Nicht zu sehr . . . Ich habe es gewagt, vom Halsband zu sprechen.“

„Sie wagten es, zu sagen, ich habe daran gedacht . . .“

„Es für sie zu kaufen, ja.“

„Oh! Gräfin, das ist herrlich; und sie hat zugehört?“

„Ja.“

„Sie haben ihr gesagt, ich biete ihr die Diamanten an?“

„Sie hat es geradezu ausgeschlagen.“

„Ich bin verloren.“

„Ausgeschlagen, das Geschenk anzunehmen, ja; das Darlehen . . .“

„Das Darlehen! . . . Sie hätten dem Anerbieten eine so zarte Wendung gegeben?“

„So zart, daß sie es angenommen hat.“

„Ich leihe der Königin, ich! . . . Gräfin, ist das möglich?“

„Das ist mehr, als wenn Sie schenkten, nicht wahr?“

„Tausendmal mehr.“

„Ich dachte es wohl. Jedenfalls nimmt Ihre Majestät an.“

Der Cardinal stand auf und setzte sich dann wieder. Er rückte bis zu Jeanne, ergriff ihre Hände und sagte:

„Täuschen Sie mich nicht, bedenken Sie wohl, daß Sie mit einem Wort aus mir den letzten der Menschen machen können.“

„Man spielt nicht mit Leidenschaften, Herr Cardinal; das ist gut bei der Lächerlichkeit, doch die Männer von Ihrem Rang und Verdienst können nie lächerlich sein.“

„Das ist wahr. Was Sie mir sagen, ist also...“

„Die strenge Wahrheit.“

„Ich habe ein Geheimniß mit der Königin?“

„Ein Geheimniß . . . ein tödtliches . . .“

Der Cardinal eilte auf Jeanne zu und drückte ihr zärtlich die Hand.

„Ich liebe diesen Händedruck,“ sprach die Gräfin, „es ist der eines Menschen, gegeben einem Menschen.“

„Es ist der von einem glücklichen Menschen seinem Schutzengel gegeben.“

„Monseigneur, übertreiben Sie nicht.“

„Oh! meine Freude, meine Dankbarkeit, nie ...“

„Sie übertreiben die eine und die andere. Anderthalb Millionen einer Königin leihen, ist es nicht das, was Sie brauchten?“

Der Cardinal seufzte.

„Buckingham hätte etwas Anderes verlangt, nachdem er seine Perlen auf dem Boden des königlichen Gemaches ausgestreut.“

„Was Buckingham gehabt hat, Gräfin, will ich mir nicht einmal wünschen, und wäre es im Traum.“

„Sie werden sich hierüber mit der Königin erklären,

denn sie hat mir Befehl gegeben, Ihnen zu verkündigen, Monseigneur, sie würde Sie mit Vergnügen in Versailles sehen."

Die Unvorsichtige hatte nicht so bald dieses Wort ausgesprochen, als der Cardinal weiß wurde wie ein Jüngling unter dem ersten Liebeskuß. Er tappte nach dem Lehnstuhl, der in seinem Bereiche stand, wie ein trunkener Mensch.

„Ah! ah!" dachte Jeanne, „das ist noch ernster, als ich glaubte. Ich hatte vom Herzogthum, von der Pairie, von hunderttausend Livres Einkünfte geträumt, ich werde bis zum Fürstenthum, bis zur halben Million gehen, denn Herr von Rohan handelt weder aus Ehrsucht, noch aus Geiz, sondern aus Liebe."

Herr von Rohan erholte sich schnell. Die Freude ist keine Krankheit, welche lange währt, und da er ein starker Geist war, so hielt er es für geeignet, mit Jeanne von den Angelegenheiten zu reden, um sie vergessen zu machen, daß er mit ihr von der Liebe gesprochen.

Sie ließ ihn gewähren.

„Meine Freundin," sagte er, indem er Jeanne in die Arme schloß, „was gedenkt die Königin bei dem Anlehen zu thun, das Sie ihr unterschoben haben?"

„Sie fragen mich das, weil man glaubt, die Königin habe kein Geld?"

„Ganz richtig."

„Wohl! sie verlangt Sie zu bezahlen, als ob sie Böhmer bezahlte, nur mit dem Unterschied, daß, wenn sie von Böhmer gekauft hätte, ganz Paris es erführe, was seit dem berühmten Worte mit dem Schiffe unmöglich ist, und daß, wenn sie den König das Maul hängen machte, ganz Frankreich Grimassen schneiden würde. Die Königin will also die Diamanten im Einzelnen haben und sie im Einzelnen bezahlen. Sie liefern ihr die Gelegenheit dazu; Sie sind für sie ein verschwiegener Cassier, ein zahlungsfähiger Cassier falls sie in Verlegenheit käme; sie ist glücklich und bezahlt; verlangen Sie nicht mehr."

„Sie bezahlt! Wie?“

„Die Königin, eine Frau, welche Alles begreift, weiß wohl, daß Sie Schulden haben, Herr Cardinal, und dann ist sie stolz; es ist keine Freundin, welche Geschenke annimmt . . . Als ich ihr sagte, Sie haben zweimal hundert und fünfzigtausend Livres vorausbezahlt . . .“

„Sie haben ihr das gesagt?“

„Warum nicht?“

„Das hieß ihr die Sache sogleich unmöglich machen.“

„Das hieß ihr das Mittel, den Grund der Annahme verschaffen. Nichts für Nichts, das ist der Wahlspruch der Königin.“

„Mein Gott!“

Jeanne steckte ruhig die Hand in ihre Tasche und zog das Portefeuille hervor.

„Was ist das?“ fragte Herr von Rohan.

„Ein Portefeuille, welches für zweimal hundert und fünfzigtausend Livres Cassenbillets enthält.“

„Wahrhaftig?“

„Und die Königin schickt sie Ihnen mit einem schönen Gruß.“

„Oh!“

„Das Geld ist darin, ich habe es gezählt.“

„Es handelt sich wohl hierum!“

„Doch nach was schauen Sie?“

„Ich schaue dieses Portefeuille an, von dem ich nicht wußte, daß Sie es besaßen.“

„Es gefällt Ihnen, obgleich es weder schön, noch reich ist.“

„Es gefällt mir, ich weiß nicht, warum.“

„Sie haben einen guten Geschmack.“

„Sie spotten meiner? In welcher Hinsicht sagen Sie, ich habe einen guten Geschmack?“

„Allerdings, da Sie denselben Geschmack haben, wie die Königin.“

„Dieſes Portefeuille ...“

„Gehörte der Königin, Monſeigneur.“

„Iſt Ihnen daran gelegen?“

„Oh! viel.“

Herr von Rohan ſeufzte.

„Das begreift ſich,“ ſagte er.

„Wenn es Ihnen jedoch Vergnügen machen würde,“ verſetzte die Gräfin mit jenem Lächeln, das die Heiligen in's Verderben führt.

„Sie zweifeln nicht daran, Gräfin; doch ich will Sie nicht berauben.“

„Nehmen Sie es.“

„Gräfin!“ rief der Cardinal, fortgeriſſen von ſeiner Freude, „Sie ſind die koſtbarſte Freundin, Sie ſind die geiſtreichſte Freundin, die ...“

„Ja, ja.“

„Und es iſt unter uns ...“

„Auf Leben und Tod! man ſagt das immer. Nein, ich habe nur ein Verdienſt.“

„Welches?“

„Das, Ihre Angelegenheiten mit ziemlich viel Glück und mit großem Eifer betrieben zu haben.“

„Wenn Sie nur dieſes Glück hätten, meine Freundin, ſo würde ich ſagen, ich komme Ihnen an Werth beinahe gleich, inſofern ich, während Sie nach Verſailles gingen, arme Theure, auch für Sie gearbeitet habe.“

Jeanne ſchaute den Cardinal mit Erſtaunen an.

„Ja, eine Erbärmlichkeit,“ ſagte er. „Ein Mann, mein Banquier, kam zu mir und trug mir Actien bei einem Geſchäfte an, das die Austrocknung oder Ausbeutung von Sümpfen betrifft.“

„Ah!“

„Der Nutzen war ſicher, und ich nahm den Vorſchlag an.“

„Und Sie haben wohl daran gethan.“

„Oh! Sie werden ſehen, daß ich Sie in meinem Geiſte immer auf den erſten Rang ſtelle.“

„Auf den zweiten, das ist noch mehr, als ich verdiene; doch lassen Sie hören.“

„Mein Banquier gab mir zweihundert Actien, ich nahm für Sie den vierten Theil, die letzten.“

„Oh! Herr Cardinal.“

„Lassen Sie mich doch machen. Zwei Stunden nachher kam er zurück. Nur die Thatsache des Unterbringens dieser Actien an diesem Tage allein hatte ein Steigen von hundert Procent bewerkstelligt. Er gab mir hunderttausend Livres.“

„Eine schöne Speculation.“

„Von der hier Ihr Antheil ist, liebe Gräfin, ich will sagen, theure Freundin.“

Und er ließ aus dem Päckchen von zweimal hundert fünfzigtausend Livres, die ihm die Königin geschickt, fünf und zwanzigtausend Livres in die Hand von Jeanne schlüpfen.

„Es ist gut, Monseigneur, wer gibt, soll auch empfangen. Was mir jedoch am meisten schmeichelt, ist, daß Sie an mich gedacht haben.“

„Es wird immer so sein,“ erwiederte der Cardinal, indem er ihr die Hand küßte.

„Seien Sie auf ein Gleiches gefaßt,“ sprach Jeanne... „Monseigneur, auf baldiges Wiedersehen in Versailles.“

Und sie entfernte sich, nachdem sie ihm eine Liste der von der Königin gewählten Termine gegeben hatte, deren erster, auf einen Monat gestellt, eine Summe von fünfmal hunderttausend Livres machte.

XLIX.

Worin man den Doctor Louis wiederfindet.

Erinnern sich unsere Leser, in welcher schwierigen Lage wir Herrn von Charny verlassen haben, so werden

sie uns vielleicht einigen Dank wissen, wenn wir sie in das kleine Vorzimmer der Gemächer von Versailles zurückführen, in welches dieser brave Seemann, den weder die Menschen, noch die Elemente je eingeschüchtert hatten, aus Furcht, sich vor drei Frauen: der Königin, Andrée und Frau von La Mothe, übel zu befinden, geflohen war.

Als sich Herr von Charny mitten im Vorzimmer befand, sah er ein, daß es ihm unmöglich, weiter zu gehen. Er streckte, ganz schwankend, die Arme aus. Man bemerkte, daß ihn seine Kräfte verließen, und man kam ihm zu Hülfe.

Da wurde der junge Officier ohnmächtig; nach einigen Augenblicken kam er aber wieder zu sich, jedoch ohne zu vermuthen, daß es die Königin gesehen, und daß sie vielleicht in einer ersten Bewegung der Angst herbeigelaufen wäre, hätte sie nicht Andrée, mehr noch durch eine glühende Eifersucht, als durch ein kaltes Gefühl der Schicklichkeit, zurückgehalten.

Es war indessen gut für die Königin, daß sie auf den von Andrée gegebenen Rath in ihrem Zimmer blieb, welches Gefühl auch diesen Rath dictirt haben mochte, denn kaum war die Thüre hinter ihr zugemacht, als sie durch dieselbe den Ruf des Huissier: „Der König!" vernahm.

Es war in der That der König, der aus seinen Gemächern nach der Terrasse ging und, vor der Sitzung des Rathes, seine Jagdequipagen, die er seit einiger Zeit etwas vernachlässigt fand, besichtigen wollte.

Als der König, dem einige Officianten seines Hauses folgten, in das Zimmer eintrat, blieb er stehen; er sah einen Mann, der auf ein Fenstergesimse zurückgelehnt war, in einer Lage, welche nicht wenig zwei Leibwachen, die ihm beisprangen, beunruhigte, denn sie waren nicht gewohnt, einen Officier um nichts in Ohnmacht fallen zu sehen.

Während sie Herrn von Charny unterstützten, riefen sie auch:

„Mein Herr, was haben Sie denn?“

Doch die Stimme versagte dem Kranken, und es war ihm unmöglich, zu antworten.

An diesem Stillschweigen die Bedeutung des Uebels erkennend, beschleunigte der König seine Schritte.

„Ja,“ sagte er, „ja, es ist Einer, der das Bewußtsein verliert.“

Bei der Stimme des Königs wandten sich die zwei Leibwachen um und ließen durch eine maschinenmäßige Bewegung Herrn von Charny los, der, nur noch durch einen Rest von Stärke unterstützt, auf die Platten sank.

„Oh! mein Herr,“ sagte der König, „was machen Sie denn?“

Man stürzte herbei. Man hob sachte Herrn von Charny, der völlig das Bewußtsein verloren hatte, auf und legte ihn auf einen Lehnstuhl.

„Ah! es ist Herr von Charny,“ rief plötzlich der König, als er den jungen Officier erkannte.

„Herr von Charny!“ riefen die Umstehenden.

„Ja, der Neffe von Herrn von Suffren.“

Diese Worte brachten eine magische Wirkung hervor. Herr von Charny war in einem Augenblick von Riechwasser übergossen, nicht mehr, nicht minder, als befände er sich unter zehn Frauen. Ein Arzt wurde gerufen, er untersuchte rasch den Kranken.

Neugierig bei jeder Wissenschaft und mitleidig bei jedem Uebel, wollte der König sich nicht entfernen; er wohnte der Consultation bei.

Die erste Sorge des Arztes war, daß er die Weste und das Hemd des jungen Mannes zurückschob, damit die Luft seine Brust berührte; während er aber dies that, fand er, was er nicht gesucht hatte.

„Eine Wunde,“ sagte der König, seine Theilnahme verdoppelnd, indem er so nahe hinzutrat, daß er mit seinen eigenen Augen sehen konnte.

„Ja, ja,“ murmelte Herr von Charny, der sich zu erheben suchte und mit geschwächten Augen umher-

schaute, „eine alte Wunde, die sich wieder geöffnet hat. Es ist nichts ... nichts ...“

Und seine Hand drückte unmerklich die Finger des Arztes.

Ein Arzt begreift Alles und muß Alles begreifen. Dieser war aber kein Hofarzt, sondern ein Wundarzt von Versailles. Er wollte sich ein Ansehen geben und erwiederte:

„Oh! alt ... das beliebt Ihnen zu sagen; die Lefzen sind zu frisch, das Blut zu hochroth: diese Wunde ist nicht vierundzwanzig Stunden alt.“

Charny, dem dieser Widerspruch seine Kräfte wiedergab, stellte sich auf seine Füße und sprach:

„Ich denke, Sie werden mich nicht lehren, mein Herr, in welchem Augenblick ich meine Wunde bekommen habe; ich sage Ihnen und wiederhole, daß sie alt ist.“

In diesem Moment erkannte er den König. Er knöpfte seine Weste zu, als schämte er sich, daß er einen so erhabenen Zuschauer bei seiner Schwäche hatte.

„Der König!“ sagte er.

„Ja, Herr von Charny, ja, ich selbst, und ich segne den Himmel, daß ich hierher gekommen bin, um Ihnen ein wenig Erleichterung zu bringen.“

„Eine Schramme, Sire,“ stammelte Charny, „eine alte Wunde, Sire, nichts Anderes.“

„Alt oder neu,“ erwiederte der König, „diese Wunde hat mich Ihr Blut sehen lassen, das kostbare Blut eines wackern Edelmannes.“

„Dem zwei Stunden im Bette seine Gesundheit wiedergeben werden,“ fügte Charny bei, und er wollte aufstehen, doch er hatte ohne seine Kräfte gerechnet. Das Gehirn beschwert, die Beine wankend, erhob er sich nur, um sogleich wieder in den Lehnstuhl zurückzufallen.

„Ah!“ sagte der König, „er ist sehr krank.“

„Oh! ja,“ versetzte der Wundarzt mit einer feinen, diplomatischen Miene, die nach einer Eingabe um Beförderung roch, „doch man kann ihn retten.“

Der König war ein redlicher Mann; er hatte errathen, daß Charny etwas verbarg. Dieses Geheimniß war ihm heilig. Jeder Andere hätte es von den Lippen des Arztes, der es so höflich anbot, aufgefangen: Ludwig XVI. aber zog es vor, dieses Geheimniß seinem Eigenthümer zu lassen.

„Herr von Charny soll nicht dadurch, daß er nach Hause zurückkehrt, eine Gefahr laufen," sagte der König. „Man pflege Herrn von Charny in Versailles; man rufe seinen Oheim, Herrn von Suffren, und hat man diesem Herrn gedankt," er bezeichnete den dienstfertigen Wundarzt, „so rufe man den Arzt meines Hauses, den Doctor Louis. Er hat, glaube ich, den Dienst."

Ein Officier eilte weg, um die Befehle des Königs zu vollziehen. Zwei andere bemächtigten sich des Herrn von Charny und trugen ihn an das Ende der Gallerie in das Zimmer der Officiere der Garden.

Diese Scene ging rascher vor sich, als die der Königin mit Herrn von Crosne.

Herr von Suffren wurde benachrigt, und der Doctor Louis an die Stelle des Ueberzähligen gerufen.

Wir kennen diesen redlichen, weisen und bescheidenen Mann, einen weniger glänzenden, als nützlichen Verstand, diesen muthigen Bearbeiter des unermeßlichen Feldes der Wissenschaft, wo derjenige mehr geehrt ist, der das Korn erntet, wo derjenige nicht minder ehrenwerth ist, welcher die Furche öffnet.

Hinter dem Arzte, der sich schon über seinen Kunden neigte, erschien in aller Eile der Bailli von Suffren, dem eine Staffette die Nachricht überbracht hatte.

Der berühmte Seemann begriff durchaus nicht diese Ohnmacht, dieses plötzliche Unwohlsein.

Als er die Hand von Charny ergriffen und seine trüben Augen angeschaut hatte, sagte er:

„Seltsam! seltsam! Wissen Sie, Doctor, daß mein Neffe nie krank gewesen ist?"

„Das beweist nichts, Herr Bailli," erwiederte der Doctor.

„Die Luft von Versailles ist also sehr schwer, denn ich wiederhole Ihnen, ich habe Olivier zehn Jahre auf der See gesehen, und er war immer kräftig und aufrecht, wie ein Mastbaum."

„Es ist seine Wunde," sagte einer von den anwesenden Officieren.

„Wie, seine Wunde!" rief der Admiral; „Olivier ist in seinem Leben nicht verwundet worden."

„Oh! verzeihen Sie," erwiederte der Officier, auf den gerötheten Batist deutend, „doch ich glaubte..."

Herr von Suffren sah Blut.

„Es ist gut, es ist gut," sagte mit einem vertraulichen Ungestüm der Doctor, der dem Kranken den Puls gefühlt hatte, „wollen wir uns nicht über den Ursprung des Uebels streiten? Wir haben das Uebel, begnügen wir uns damit und heilen wir dasselbe, wenn es möglich ist."

Der Bailli liebte das Wort ohne Widerrede; er hatte die Wundärzte seiner Schiffe nicht daran gewöhnt, ihre Worte zu wattiren.

„Ist es sehr gefährlich, Doctor?" fragte er mit einer stärkeren Gemüthsbewegung, als er zeigen wollte.

„Ungefähr wie der Schnitt eines Rasirmessers am Kinn."

„Gut. Danken Sie dem König, meine Herren. Olivier, ich werde Dich wieder besuchen."

Olivier bewegte die Augen und die Finger, als wollte er zugleich seinem Oheim, der ihn verließ, und dem Doctor, der ihn in seine Hände nahm, danken.

Dann, glücklich, in seinem Bette zu sein, glücklich, sich einem Manne voll Verstand und Milde überlassen zu sehen, stellte er sich, als entschliefe er.

Der Doctor schickte Jedermann weg.

Olivier entschlief nun in der That, doch nicht ohne dem Himmel für Alles, was ihm begegnet, oder vielmehr für das, was ihm nicht Schlimmes unter so ernsten Umständen begegnet war, zu danken.

Das Fieber hatte sich seiner bemächtigt; jenes

wunderbare, die Menschheit wiedergebärende Fieber, ein ewiger Saft, der im Blute des Menschen blüht und, den Absichten Gottes, das heißt der Menschheit dienend, die Gesundheit im Kranken keimen läßt, oder den Lebendigen mitten in der Gesundheit wegrafft.

Als Olivier mit jener Hitze der vom Fieber Befallenen die Scene mit Philipp, die Scene mit der Königin, die Scene mit dem König gehörig wiedergekaut hatte, verfiel er in jenen furchtbaren Kreis, den das wüthende Blut wie ein Netz über den Verstand wirft ... Er delirirte.

Drei Stunden später hätte man ihn von der Gallerie aus hören können, wo einige Wachen auf und ab gingen; als der Doctor dies bemerkte, rief er seinen Bedienten und befahl ihm, Olivier in seine Arme zu nehmen. Olivier stieß einige Klageschreie aus.

„Wickle ihm die Decke über den Kopf."

„Wie soll ich das denn machen?" sagte der Bediente. „Er ist zu schwer und vertheidigt sich zu sehr. Ich will einen von den Herren Garden um Beistand bitten."

„Du bist ein Hasenfuß, wenn Du Dich vor einem Kranken fürchtest," entgegnete der Doctor.

„Herr Doctor ..."

„Und findest Du ihn zu schwer, so bist Du nicht so stark, wie ich geglaubt habe. Ich werde Dich nach Auvergne zurückschicken."

Die Drohung wirkte, schreiend, heulend, heftig sich geberdend und delirirend, wurde Charny wie eine Feder von dem Auvergnaten im Angesicht der Leibwachen aufgehoben.

Diese umgaben Louis und befragten ihn.

„Meine Herren," sagte der Doctor, der stärker schrie, als Charny, um dessen Schreie zu übertäuben, „Sie begreifen, daß ich nicht alle Stunden eine Meile machen werde, um den Kranken zu besuchen, den mir der König anvertraut hat. Ihre Gallerie liegt am Ende der Welt."

„Wohin bringen Sie ihn, Doctor?"

„Zu mir, als ein Träger, der ich bin. Ich habe hier, wie Sie wissen, zwei Zimmer, ich lege ihn in eines derselben, und übermorgen, wenn sich Niemand darein mischt, werde ich Ihnen Bericht erstatten.“

„Aber, Doctor,“ sagte der Officier, „ich versichere Sie, daß der Kranke hier sehr gut gewesen wäre, wir lieben Alle Herrn von Suffren, und ...“

„Ja, ich kenne diese Pflege des Kameraden für den Kameraden. Der Verwundete hat Durst, man ist gut gegen ihn; man gibt ihm zu trinken, und er stirbt. Zum Teufel mit der guten Pflege der Herren Garden. Man hat so zehn Kranke getödtet.“

Der Doctor sprach noch, als schon Olivier nicht mehr gehört werden konnte.

„Ah! ja,“ fuhr der würdige Arzt fort; „das ist sehr wohl gethan, das ist mächtig geurtheilt. Dabei ist nur ein Unglück, daß der König den Kranken wird sehen wollen:.. Und wenn er ihn sieht, wird er ihn hören... Teufel! da ist nicht zu zögern. Ich will die Königin benachrichtigen. Sie wird mir einen guten Rath geben.“

Nachdem der gute Doctor diesen Entschluß mit der Raschheit des Menschen gefaßt hatte, dem die Natur die Stunden abzählt, übergoß er das Gesicht des Verwundeten mit frischem Wasser und legte ihn so in ein Bett, daß er sich nicht tödtete, wenn er sich heftig bewegte oder fiel. Er schloß die Läden mit einem Vorhängeschloß, drehte den Schlüssel der Zimmerthüre zweimal um, steckte diesen Schlüssel in die Tasche und begab sich zu der Königin, nachdem er sich, außen horchend, versichert hatte, daß keiner von den Schreien von Olivier vernommen oder begriffen werden konnte.

Es versteht sich von selbst, daß zu größerer Vorsicht der Auvergnat mit dem Kranken eingeschlossen war.

Er traf gerade vor dieser Thüre Frau von Misery, welche die Königin abgeschickt hatte, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen.

Sie wollte durchaus hinein.

„Kommen Sie, kommen Sie, Madame," sagte der Doctor, „ich gehe weg."

„Aber, Doctor, die Königin wartet."

„Ich gehe zur Königin, Madame."

„Die Königin wünscht..."

„Die Königin wird so viel erfahren, als sie zu wissen wünscht; das sage ich Ihnen, Madame. Gehen wir."

Und er nöthigte die Kammerfrau von Marie Antoinette, zu laufen, um zu gleicher Zeit mit ihm an Ort und Stelle zu kommen.

L.

Aegri Somnia.

Die Königin wartete auf die Antwort von Frau von Misery; sie erwartete den Doctor nicht.

Dieser trat mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit ein.

„Madame," sprach er laut, „bei dem Kranken, für den sich der König und Eure Majestät interessiren, geht es so gut, als es geht, wenn man das Fieber hat."

Die Königin kannte den Doctor; sie wußte, wie er die Leute haßte, die, wie er sagte, volle Schreie ausstoßen, wenn sie halbe Leiden empfinden.

Sie bildete sich ein, Herr von Charny habe seine Lage ein wenig übertrieben. Die starken Frauen sind geneigt, die starken Männer schwach zu finden.

„Der Verwundete," sagte sie, „ist ein Verwundeter zum Lachen?

„He! he!" machte der Doctor.

„Eine Schramme..."

„Nein, nein, Madame; doch eine Schramme oder eine Wunde, ich weiß nur, daß er das Fieber hat.“

„Armer Junge! Ein ziemlich starkes Fieber?“

„Ein furchtbares Fieber.“

„Bah!“ versetzte die Königin erschrocken; „ich dachte nicht, daß so... auf der Stelle... das Fieber...“

Der Doctor schaute einen Augenblick die Königin an.

„Es gibt Fieber und Fieber,“ sagte er.

„Mein lieber Louis, Sie erschrecken mich. Sie, der Sie gewöhnlich so beruhigend sind... ich weiß nicht, was Sie heute Abend haben?“

„Nichts Außerordentliches.“

„Ah! ah! Sie drehen sich um, Sie schauen nach rechts und nach links, Sie sehen aus wie ein Mensch, der mir gern ein großes Geheimniß anvertrauen möchte.“

„Ei! wer sagt nein?“

„Ah! nicht wahr? Ein Geheimniß, das Fieber betreffend?“

„Ja.“

„Das Fieber von Herrn von Charny?“

„Ja wohl.“

„Und Sie kommen dieses Geheimnisses wegen zu mir?“

„Ja wohl.“

„Geschwinde zur Sache! Sie wissen, daß ich neugierig bin. Fangen wir beim Anfang an.“

„Nicht wahr, wie Petit-Jean?“

„Ja, mein lieber Doctor.“

„Wohl! Madame...“

„Ich warte, Doctor.“

„Nein, ich warte.“

„Worauf?“

„Daß Sie mich befragen, Madame. Ich erzähle nicht gut; wenn man jedoch Fragen an mich richtet, so antworte ich wie ein Buch.“

„Gut! ich habe Sie gefragt, wie es mit dem Fieber von Herrn von Charny gehe.“

„Nein, das ist schlecht begonnen. Fragen Sie mich zuerst, wie es komme, daß Herr von Charny sich bei mir in einem von meinen zwei kleinen Cabinets befinde, statt in der Gallerie oder auf dem Posten des Officiers der Leibwachen zu sein."

„Wohl! ich frage Sie das wirklich. Das ist zum Erstaunen."

„Madame, ich wollte Herrn von Charny nicht in dieser Gallerie, auf diesem Posten lassen, weil Herr von Charny kein gewöhnlicher Fieberkranker ist."

Die Königin machte eine Geberde der Verwunderung.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Herr von Charny, wenn er das Fieber hat, delirirt sogleich."

„Oh!" machte die Königin, die Hände faltend.

„Und," fuhr Louis fort, indem er sich der Königin näherte, „und wenn er delirirt, der arme Junge, sagt er eine Menge von Dingen von zu delicater Natur, als daß sie von den Herren Garden des Königs oder von irgend Jemand angehört werden dürften."

„Doctor!"

„Ah! Sie mußten mich nicht befragen, wenn ich Ihnen nicht antworten sollte."

„Sprechen Sie immerhin, mein lieber Doctor."

Hiebei nahm die Königin die Hand des guten Gelehrten.

„Dieser junge Mensch ist vielleicht ein Gottesleugner, und in seinem Fieberwahnwitz blasphemirt er."

„Nein, nein, er hat im Gegentheil eine sehr tiefe Religion."

„Sollte es vielleicht eine Ueberspannung in seinen Ideen sein."

„Ueberspannung, das ist das richtige Wort."

Die Königin gab ihrem Gesicht eine den Umständen angemessene Haltung, nahm die stolze Kaltblütigkeit an, welche immer die Handlungen der an die Ehrfurcht der Anderen und an die Selbstschätzung gewöhnten

Fürsten begleitet, eine Fähigkeit, welche unerläßlich ist für die Großen der Erde, um zu herrschen und sich nicht zu verrathen, und sprach:

„Herr von Charny ist mir empfohlen. Er ist der Neffe von Herrn von Suffren, unserem Helden. Er hat mir Dienste geleistet; ich will gegen ihn sein wie eine Verwandtin, eine Freundin. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich muß und will sie wissen."

„Ich kann sie Ihnen nicht sagen," erwiederte Louis, „und da Eurer Majestät so viel daran liegt, sie kennen zu lernen, so weiß ich nur ein Mittel: Eure Majestät höre selbst. Wenn dann der junge Mann etwas mit Unrecht sagt, so wird er auf diese Art weder dem Indiscreten, der dieses Geheimniß hat verlauten lassen, noch dem Unklugen, der es unterdrückt, böse sein."

„Ich liebe Ihre Freundschaft," rief die Königin, „und sobald Herr von Charny in seinem Delirium seltsame Dinge sagt..."

„Dinge, die Eure Majestät nothwendig hören muß, um sie zu würdigen," versetzte der gute Doctor.

Und er nahm sachte die bewegte Hand der Königin.

„Doch vor Allem, nehmen Sie sich in Acht," rief die Königin, „ich thue hier keinen Schritt, ohne zu wissen, welcher liebreiche Spion hinter mir sein wird."

„Sie werden heute Abend nur mich haben. Es handelt sich einzig und allein darum, meinen Gang zu durchschreiten, der eine Thüre an jedem Ende hat. Ich schließe die, durch welche wir hineingehen, und Niemand wird bei uns sein, Madame."

„Ich überlasse mich Ihnen, mein lieber Doctor," sagte die Königin.

Und sie nahm den Arm von Louis und schlüpfte, ganz bebend vor Neugierde, aus ihren Gemächern.

Der Doctor hielt sein Versprechen. Nie wurde ein König, der in den Kampf zog oder eine Recognoscirung in einer belagerten Stadt vornahm, nie eine bei einem Abenteuer geleitete Königin auf eine geeig-

neterer Weise von einem Kapitän der Leibwachen, oder von einem Oberofficier des Palastes geführt.

Der Doctor schloß die erste Thüre, näherte sich der zweiten und hielt sein Ohr daran.

„Nun," fragte die Königin, „ist hier Ihr Kranker?"

„Nein, Madame, er ist im zweiten Zimmer. Oh! wenn er in diesem wäre, hätten Sie ihn vom Ende des Ganges gehört. Horchen Sie nur an diesem."

Man vernahm wirklich das unartikulirte Gemurmel einiger Klagen.

„Er seufzt, er leidet, Doctor."

„Nein, nein, er seufzt nicht. Er spricht ganz einfach ... Ich will diese Thüre öffnen."

„Ich will aber nicht bei ihm eintreten," rief die Königin, rasch zurückweichend.

„Das ist es auch nicht, was ich Ihnen vorschlage. Ich spreche nur davon, Sie mögen in das erste Zimmer eintreten, und von da werden Sie, ohne Furcht, gesehen zu werden, oder zu sehen, Alles hören, was der Kranke zu sich sagt."

„Alle diese Vorbereitungen, alle diese Geheimnisse machen mir bange," murmelte die Königin.

„Wie wird es sein, wenn Sie gehört haben!" erwiederte der Doctor.

Und er trat allein bei Charny ein.

Mit seiner Uniformshose bekleidet, von der der gute Doctor die Schnallen losgemacht hatte, sein nerviges, feines Bein in einem seidenen Strumpfe mit Schneckenlinien von Oval und Perlmutter, die Arme wie die eines Leichnams ausgestreckt und ganz steif in den Aermeln von zerknittertem Batist, suchte Herr von Charny auf sein Kissen seinen Kopf zu erheben, der schwerer, als wäre er von Blei gewesen.

Ein siedender Schweiß rieselte in Perlen von seiner Stirne und klebte an seine Schläfe die aufgelösten Locken seiner Haare.

Niedergeschlagen, gelähmt, träge, hatte er nur noch einen Gedanken, ein Gefühl, eine Betrachtung;

sein Körper lebte nur noch bei dieser Flamme, die sich immer in seinem Gehirne selbst wiederanfachte, wie das Lichtstümpfchen in der alabasternen Nachtlampe.

Wir haben nicht ohne Absicht diese Vergleichung gewählt, denn diese Flamme, das einzige Dasein von Charny, beleuchtete phantastisch und auf eine gemilderte Weise gewisse einzelne Umstände, die das Gedächtniß allein nicht in lange Gedichte verwandelt hätte.

Charny erzählte sich eben sein Zusammentreffen im Fiacre mit der deutschen Dame auf dem Wege von Paris nach Versailles.

„Eine Deutsche! eine Deutsche!“ wiederholte er beständig.

„Ja, eine Deutsche, wir wissen das, auf dem Wege nach Versailles,“ sagte Louis.

„Königin von Frankreich,“ rief er plötzlich.

„He!“ machte der Doctor, in das Zimmer der Königin schauend. „Nur dieses! Was sagen Sie dazu, Madame?“

„Oh! das ist gräßlich,“ murmelte Charny; „einen Engel lieben, eine Frau wahnsinnig lieben, sein Leben für sie geben, und, wenn man sich ihr nähert, nichts Anderes mehr vor sich haben, als eine Königin von Sammet und Gold, ein Metall oder einen Stoff, kein Herz!“

„Oh!“ rief der Doctor mit einem gezwungenen Gelächter.

Charny achtete nicht auf die Unterbrechung.

„Ich würde eine verheirathete Frau lieben,“ sagte er. „Ich würde sie mit der heftigen Liebe lieben, welche macht, daß man Alles vergißt. Ich würde zu dieser Frau sagen: Es bleiben uns einige schöne Tage auf dieser Erde; werden diejenigen, welche uns außerhalb der Liebe erwarten, so viel werth sein, als diese Tage? Komm, meine Heißgeliebte, so lange Du mich liebst und ich Dich liebe, wird es das Leben der Auserwählten sein. Hernach, nun! hernach wird es der Tod sein. das heißt das Leben, das wir in diesem Augenblick haben. Ziehen wir also den Nutzen der Liebe.“

„Nicht schlecht geurtheilt für einen Fieberkranken,“ murmelte der Doctor, „obgleich die Moral nicht ganz stichhaltig ist.“

„Aber ihre Kinder,“ rief plötzlich Charny voll Wuth; „sie wird ihre zwei Kinder nicht zurücklassen!“

„Das ist das Hinderniß, hic nodus,“ sagte, während er den Schweiß auf der Stirne von Charny trocknete, der Doctor Louis mit einer Mischung von Spott und Gutherzigkeit.

„Oh!“ fuhr der junge Mann, unempfindlich für Alles, fort, „Kinder, das würde man im Flügel eines Reisemantels mitnehmen.

„Sage, Charny, da Du die Mutter, sie, die leichter ist, als eine Grasmückenfeder, in Deinen Armen fortträgst, da Du sie aufhebst, ohne etwas Anderes zu fühlen, als einen Liebesschauer statt einer Last, würdest Du nicht auch die Kinder von Marie forttragen? ... Ah!“

Er stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Die Kinder eines Königs, das ist so schwer, daß man die Leere in der Hälfte der Welt fühlen würde.“

Louis verließ seinen Kranken und näherte sich der Königin.

Sie stand kalt und zitternd da; er ergriff ihre Hand, sie schauerte auch.

„Sie hatten Recht,“ sagte Marie Antoinette. „Das ist mehr als Delirium. Der junge Mann würde wirklich Gefahr laufen, wenn man ihn hörte.“

„Hören Sie! hören Sie!“ fuhr der Doctor fort.

„Nein, kein Wort mehr.“

„Er besänftigt sich. Hören Sie, nun betet er.“

Charny hatte sich wirklich erhoben und faltete die Hände; er heftete die Augen weit aufgesperrt und erstaunt auf das unbestimmte, chimärische Unendliche.

„Marie,“ sagte er mit vibrirender, sanfter Stimme, „Marie, ich habe wohl gefühlt, daß Sie mich liebten. Oh! ich werde nichts davon sagen. Ihr Fuß hat sich im Fiacre dem meinigen genähert, und ich habe mich sterben gefühlt. Ihre Hand ist auf die meinige herab-

gesunken ... stille ... stille ... ich werde nichts davon sagen, das ist das Geheimniß meines Lebens. Marie, das Blut mag immerhin aus meiner Wunde fließen, das Geheimniß wird nicht mit ihm hinausgehen ...

„Mein Feind hat seinen Degen in mein Blut getaucht; hat er aber ein wenig von meinem Geheimniß, so hat er doch nichts von dem Ihrigen. Seien Sie also unbesorgt, Marie; sagen Sie mir nicht einmal, daß Sie mich lieben: das ist unnöthig; da Sie erröthen, so haben Sie mir nichts mitzutheilen."

„Ho! ho!" sagte der Doctor, „das ist nicht mehr allein Fieber, sehen Sie, wie ruhig er ist ... es ist ..."

„Es ist? ..." fragte die Königin ängstlich.

„Es ist eine Entzückung, Madame: die Entzückung gleicht der Erinnerung.

„Das ist in der That das Gedächtniß einer Seele, wenn sie sich des Himmels erinnert."

„Ich habe genug gehört," murmelte die Königin, so beunruhigt, daß sie zu entfliehen versuchte.

Der Doctor hielt sie mit Gewalt bei der Hand zurück und sagte:

„Madame, Madame, was wollen Sie?"

„Nichts, Doctor, nichts."

„Doch wenn der König seinen Schützling sehen will."

„Ah! ja. Oh! das wäre ein Unglück."

„Was werde ich sagen?"

„Doctor, ich habe keinen Gedanken, ich habe kein Wort mehr, dieses gräßliche Schauspiel hat mir das Herz zermartert."

„Und Sie haben ihm sein Fieber genommen, diesem Entzückten," sagte leise der Doctor; „es sind hundert Pulsschläge weniger."

Die Königin antwortete nicht, sie machte ihre Hand los und verschwand.

LI.

Worin nachgewiesen wird, daß die Oeffnung des Herzens viel schwieriger ist, als die des Körpers.

Der Doctor blieb nachdenkend und schaute der Königin nach, die sich entfernte.

Dann sagte er den Kopf schüttelnd zu sich selbst:

„Es gibt in diesem Schloß Geheimnisse, die nicht zu dem Ressort der Wissenschaft gehören. Gegen die einen bewaffne ich mich mit der Lancette und durchsteche ihnen die Adern, um sie zu heilen; gegen die anderen bewaffne ich mich mit dem Vorwurf, und durchsteche ihnen das Herz; werde ich sie heilen?“

Dann, als der Anfall vorüber war, schloß er Charny die Augen, welche offen und starr geblieben, erfrischte ihm die Schläfe mit Wasser und Essig, und traf um ihn her die Vorkehrungen, welche die glühende Atmosphäre des Kranken in ein Paradies der Wonne verwandeln.

Dann, als er die Ruhe in die Züge des Kranken zurückkehren sah, als er bemerkte, daß sich sein Schluchzen ganz sachte in Seufzer verwandelte, daß unbestimmte Sylben statt wüthender Worte aus seinem Munde kamen, sagte er:

„Ja, ja, das war nicht nur Sympathie, sondern auch Einfluß; dieses Delirium hatte sich erhoben, als wollte es dem Besuch, den der Kranke erhalten, entgegenkommen; ja, die menschlichen Atome versetzen sich, wie der befruchtende Staub; ja, der Geist hat unsichtbare Verbindungen, die Herzen haben geheime Zusammenhänge.“

Plötzlich bebte er, wandte sich, gleichsam mit dem Auge und mit dem Ohr horchend, um und murmelte:

„Wer ist wieder da?“

Er hatte wirklich etwas wie ein Gemurmel, wie das Rauschen eines Kleides am Ende der Flur gehört.

„Das kann unmöglich die Königin sein," sagte er; „sie würde nicht von einem ohne Zweifel unabänderlichen Entschluß abgehen. Wir wollen sehen."

Und er öffnete sachte eine andere Thüre, welche auch auf den Corridor ging, streckte geräuschlos den Kopf hinaus und sah zehn Schritte von sich eine Frau in langem Gewande mit unbeweglichen Falten und der kalten, trägen Bildsäule der Verzweiflung ähnlich.

Es war Nacht, das schwache Licht, das im Gange stand, konnte diesen nicht von einem Ende zum andern beleuchten; doch durch ein Fenster drang ein Lichtstrahl, der auf sie fiel und sie sichtbar machte, bis zu dem Augenblick, wo eine Wolke zwischen sie und den Strahl treten würde.

Der Doctor kehrte sachte zurück und durchschritt den Raum, der eine Thüre von der andern trennte; dann öffnete er geräuschlos, aber rasch diejenige, hinter welcher die Frau verborgen war.

Sie gab einen Schrei von sich, streckte die Hände aus und begegnete den Händen des Doctors.

„Wer ist da?" fragte er mit einer Stimme, in der mehr Mitleid, als Drohung lag; denn gerade an der Unbeweglichkeit dieses Schattens errieth er, daß er mehr mit dem Herzen als mit dem Ohr horchte.

„Ich, Doctor, ich," erwiederte eine sanfte und traurige Stimme.

Obgleich diese Stimme dem Doctor nicht unbekannt war, erweckte sie doch in ihm nur eine unbestimmte, entfernte Erinnerung.

„Ich, Andrée von Taverney, Doctor."

„Ah! mein Gott, was gibt es denn?" rief der Doctor. „Ist sie unpäßlich geworden?"

„Sie!" rief Andrée. „Sie! wer denn sie?"

Der Doctor fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte.

„Verzeihen Sie, ich sah so eben eine Frau weggehen. Vielleicht waren Sie es?"

„Ah! ja," versetzte Andrée, „nicht wahr, es ist eine Frau vor mir hierher gekommen?"

Andrée sprach diese Worte mit einer glühenden Neugierde, die dem Doctor über das Gefühl, das sie dictirt hatte, keinen Zweifel ließ.

„Mein liebes Kind," sagte der Doctor, „mir scheint, wir mißverstehen uns. Von wem sprechen Sie? was wollen Sie von mir? erklären Sie sich."

„Doctor," erwiederte Andrée mit einem so traurigen Ton, daß er bis in die Tiefe des Herzens von demjenigen drang, welchen sie befragte. „Guter Doctor, versuchen Sie es nicht, mich zu täuschen, Sie, der Sie die Gewohnheit haben, mir die Wahrheit zu sagen; gestehen Sie, daß so eben eine Frau hier war, gestehen Sie es mir, denn ich habe sie gesehen."

„Ei! wer sagt Ihnen denn, es sei Niemand hierher gekommen?"

„Ja, aber eine Frau, eine Frau, Doctor!"

„Allerdings eine Frau; wollen Sie nicht etwa die These behaupten, eine Frau sei nur bis zum vierzigsten Jahre Frau."

„Diejenige, welche hierhergekommen ist, war vierzig Jahre alt, Doctor," rief Andrée, zum ersten Male athmend, „ah!"

„Wenn ich sage vierzig, schenke ich ihr noch fünf bis sechs gute Jahre; doch man muß artig gegen seine Freundinnen sein, und Frau von Misery gehört zu meinen Freundinnen, und zwar zu meinen guten Freundinnen."

„Frau von Misery?"

„Gewiß."

„Sie ist da gewesen?"

„Warum des Teufels sollte ich es Ihnen denn nicht sagen, wenn es eine Andere gewesen wäre?"

„Oh! weil . . ."

„Wahrhaftig, die Frauen sind alle dieselben, unerklärlich; ich glaubte Sie doch zu kennen, Sie besonders.

Nein, ich kenne Sie nicht mehr, als die andern. Man möchte wahnsinnig werden."

„Guter, lieber Doctor!"

„Genug. Zur Sache!"

Andrée schaute ihn unruhig an.

„Ist es schlimmer bei ihr geworden?" fragte er.

„Bei wem denn?"

„Bei der Königin."

„Die Königin?"

„Ja, die Königin, für die mich Frau von Misery so eben geholt hat; die Königin, welche an Bangigkeiten, am Herzklopfen leidet. Eine traurige Krankheit, mein liebes Fräulein, eine unheilbare. Geben Sie mir doch Nachricht von der Königin, wenn Sie in ihrem Auftrage gekommen sind, und kehren wir zu ihr zurück."

Der Doctor machte eine Bewegung, die seine Absicht, den Platz, wo er sich befand, zu verlassen, andeutete.

Doch Andrée hielt ihn sanft zurück und sagte, leichter athmend:

„Nein, lieber Doctor, ich komme nicht im Auftrag der Königin. Ich wußte sogar nicht einmal, daß sie leidend ist. Arme Königin, wenn ich es gewußt hätte! . . . Verzeihen Sie mir, Doctor, ich weiß nicht mehr, was ich sage."

„Ich sehe es wohl."

„Ich weiß nicht nur nicht mehr, was ich sage, sondern auch nicht, was ich thue."

„Oh! was Sie thun, weiß ich wohl: Sie sind unpäßlich."

Andrée hatte wirklich den Arm des Doctors losgelassen; ihre kalte Hand fiel an ihrem Leibe herab; sie neigte sich leichenbleich.

Der Doctor hob sie auf, belebte, ermuthigte sie.

Andrée machte eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst. Diese kräftige Seele, die sich nie hatte niederbeugen lassen, nicht durch den körperlichen, nicht

durch den moralischen Schmerz, spannte ihre stählernen Federn.

„Doctor, Sie wissen, daß ich nervös bin, und daß mir die Dunkelheit furchtbare Beängstigungen verursacht? Ich habe mich in der Dunkelheit verirrt. Daher rührt der seltsame Zustand, in dem ich mich befinde."

„Und warum des Teufels setzen Sie sich der Dunkelheit aus? Wer zwingt Sie dazu? Es schickte Sie doch Niemand hierher, es führte Sie nichts hierher!"

„Ich habe nicht gesagt, nichts, Doctor, ich habe gesagt, Niemand."

„Ah! ah! das sind Spitzfindigkeiten. Wir sind hier schlecht, um solche zu machen. Gehen wir anderswohin, besonders, wenn Sie lange bleiben wollen."

„Doctor, zehn Minuten, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange."

„Zehn Minnten, es sei, doch nicht stehend, meine Beine sträuben sich entschieden gegen diese Gesprächsweise: setzen wir uns."

„Wohin denn?"

„Auf das Bänkchen im Gange."

„Und Sie glauben, es werde Sie hier Niemand hören, Doctor?" fragte Andrée voll Angst.

„Niemand."

„Nicht einmal der Verwundete dort?" fuhr sie mit demselben Tone fort, indem sie dem Doctor das durch einen sanften, bläulichen Reflex beleuchtete Zimmer bezeichnete, in welches sie ihren Blick tauchte.

„Nein, nicht einmal jener arme Junge, und ich möchte beifügen, daß wenn Einer uns hört, er es nicht ist."

Andrée faltete die Hände.

„Oh! mein Gott, es steht also sehr schlimm bei ihm?" sagte sie.

„Es steht allerdings nicht gut. Doch sprechen wir von dem, was Sie hierher führt, geschwinde, mein Kind, geschwinde; Sie wissen, daß mich die Königin erwartet."

„Nun, Doctor," erwiederte Andrée seufzend, „mir scheint, wir sprechen davon."

„Wie, Herr von Charny?"

„Um ihn handelt es sich, Doctor, und ich wollte mich nach ihm erkundigen."

Das Stillschweigen, mit dem der Doctor diese Worte aufnahm, auf die er doch gefaßt sein mußte, war eisig. Der Doctor stellte in der That in diesem Augenblick den Schritt von Andrée mit dem Schritte der Königin zusammen; er sah diese zwei Frauen von einem und demselben Gefühle angetrieben und glaubte an den Symptomen zu erkennen, dieses Gefühl sei eine heftige Liebe.

Andrée, welche nichts von dem Besuche der Königin wußte und nicht in dem Geiste des Doctors lesen konnte, was Alles an traurigem Wohlwollen und barmherzigem Mitleid darin enthalten war, hielt das Stillschweigen des Doctors für einen, vielleicht etwas hart ausgeprägten, Tadel und richtete sich wie gewöhnlich unter diesem Drucke auf, so stumm er auch war.

„Mir scheint, Sie können diesen Schritt entschuldigen, Doctor," sagte sie; „denn Herr von Charny ist in Folge einer im Duelle erhaltenen Wunde krank, und diese Wunde hat ihm mein Bruder gemacht."

„Ihr Bruder!" rief der Doctor; „Herr Philipp von Taverney hat Herrn von Charny verwundet!"

„Allerdings."

„Oh! dieser Umstand war mir nicht bekannt."

„Nun aber, da Sie ihn kennen, begreifen Sie nicht, daß ich mich nach seinem Zustand erkundigen muß?"

„Oh! doch," sprach der Doctor, entzückt, daß er eine Gelegenheit fand, nachsichtig zu sein. „Ich wußte die wahre Ursache nicht, ich konnte sie nicht errathen."

Und er legte auf seine letzten Worte einen solchen Nachdruck, daß er Andrée dadurch bewies, er nehme ihre Schlüsse nur unter jedem Vorbehalt an.

„Sprechen Sie, Doctor," sagte Andrée, indem sie ihre beiden Hände auf den Arm von Louis legte und

ihm in's Gesicht schaute, „sprechen Sie Ihren ganzen Gedanken aus."

„Ich habe ihn ausgesprochen. Warum sollte ich damit hinter den Bergen halten?"

„Ein Duell zwischen zwei Edelleuten ist ein alltägliches Ereigniß."

„Der einzige Umstand, der diesem Duell eine Bedeutung geben könnte, wäre, wenn sich unsere zwei jungen Leute einer Frau wegen geschlagen hätten."

„Einer Frau wegen, Doctor?"

„Ja. Ihretwegen, zum Beispiel."

„Meinetwegen!" Andrée stieß einen tiefen Seufzer aus. „Nein, Doctor, meinetwegen hat sich Herr von Charny nicht geschlagen."

Der Doctor hatte die Miene, als begnügte er sich mit der Antwort, doch auf die eine oder die andere Weise wollte er die Ursache des Seufzers erfahren.

„Dann begreife ich," sagte er, „Ihr Bruder hat Sie also geschickt, um den genauen Bericht über den Zustand des Verwundeten zu bekommen."

„Ja, mein Bruder! ja, Doctor," rief Andrée.

Der Doctor schaute ihr ebenfalls in's Gesicht und murmelte:

„Oh! was Du im Herzen hast, unbeugsame Seele, werde ich wohl erfahren."

Dann sprach er laut:

„Wohl! ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen, wie man sie Jedermann schuldig ist, der dabei interessirt, sie kennen zu lernen. Theilen Sie dieselbe Ihrem Bruder mit, und er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen. Sie verstehen?"

„Nein, Doctor, denn ich suche, was Sie mit den Worten: Er treffe dem gemäß seine Vorkehrungen, — sagen wollen."

„Hören Sie. Ein Duell ist selbst gegenwärtig keine dem König angenehme Sache. Es ist wahr, der König läßt die Edicte nicht mehr beobachten; erregt

aber ein Duell Aergerniß, so verbannt Seine Majestät, oder sie kerkert ein."

„Das ist richtig, Doctor."

„Und würde unglücklicher Weise ein Mensch getödtet, oh! dann ist Seine Majestät unbarmherzig. Rathen Sie folglich Ihrem lieben Bruder, seine Person für einige Zeit in Sicherheit zu bringen."

„Doctor," rief Andrée, „Doctor, es steht also bei Herrn von Charny sehr schlimm?"

„Hören Sie, mein liebes Fräulein, ich habe Ihnen Wahrheit versprochen: Sie sehen den armen Jungen, der dort schläft, oder vielmehr in jenem Zimmer röchelt?"

„Doctor, ja," erwiederte Andrée mit erstickter Stimme: „nun?"

„Ist er morgen um diese Stunde nicht gerettet, hat das Fieber, das kürzlich entstanden ist und ihn verzehrt, nicht aufgehört, so ist Herr von Charny morgen um diese Stunde ein todter Mann."

Andrée fühlte, daß sie einen Schrei auszustoßen im Begriffe war, sie preßte sich die Kehle zusammen, sie drückte die Nägel in das Fleisch, um in dem körperlichen Schmerz ein wenig von der Beklemmung zu ersticken, die ihr das Herz zerriß.

Louis konnte in ihren Zügen die furchtbare Verheerung nicht sehen, welche dieser Kampf hervorgebracht hatte.

Andrée beugte sich wie eine Spartanerin.

„Mein Bruder," sagte sie, „wird nicht fliehen, er hat mit Herrn von Charny als ein beherzter Mann gekämpft; hat er das Unglück gehabt, ihn zu treffen, so traf er seinen sich vertheidigenden Körper; hat er ihn getödtet, so wird ihn Gott richten."

„Sie war nicht für ihre Rechnung gekommen," sagte der Doctor zu sich selbst, „für die Königin also. Wir wollen sehen, ob Ihre Majestät den Leichtsinn so weit getrieben hat."

„Wie hat die Königin dieses Duell aufgenommen?" fragte er.

„Die Königin? ich weiß es nicht," erwiederte Andrée. „Was liegt der Königin daran?"

„Ich denke, Herr von Taverney ist ihr angenehm."

„Wohl! Herr von Taverney ist unversehrt; wir wollen hoffen, daß Ihre Majestät meinen Bruder selbst vertheidigt, wenn man ihn anklagt."

Auf zwei Seiten in seiner doppelten Hypothese geschlagen, gab Louis die Partie auf.

„Ich bin kein Physiologe," sagte er, „ich bin nur ein Wundarzt. Warum des Teufels soll ich mich, wenn ich das Spiel der Muskeln und der Nerven so gut kenne, in das Spiel der Launen und Leidenschaften der Weiber mischen? . . . Mein Fräulein, Sie haben erfahren, was Sie zu wissen wünschten. Machen Sie, daß Herr von Taverney entflieht, oder machen Sie es nicht, das ist Ihre Sache. Meine Pflicht ist es, daß ich den Verwundeten . . . heute Nacht zu retten suche, sonst würde mir ihn der Tod, der seine Arbeit ruhig fortsetzt, in vierundzwanzig Stunden entführen. Gott befohlen!"

Und er schloß ihr sachte, aber entschieden die Thüre hinter den Fersen.

Andrée fuhr krampfhaft mit der Hand über die Stirne, sie sah sich allein, allein mit dieser gräßlichen Wirklichkeit. Es kam ihr vor, als stiege der Tod, von dem der Doctor so kalt gesprochen, in dieses Zimmer herab und ginge in weißem Schweißtuch durch die finstere Flur.

Der Wind der Grauen erregenden Erscheinung vereiste ihre Glieder, sie entfloh bis in ihre Wohnung, drehte den Schlüssel dreimal im Schlosse um, fiel auf den Teppich vor ihrem Bette auf beide Kniee und rief mit einer wilden Energie und unter Strömen glühender Thränen:

„Mein Gott! mein Gott! Du bist nicht ungerecht, Du bist nicht thöricht; Du bist nicht grausam, mein Gott! Du vermagst Alles, Du wirst diesen jungen Mann nicht sterben lassen, der nichts Böses gethan hat

und auf dieser Welt geliebt wird. Mein Gott! wir armen Menschen glauben wahrhaftig nur an die Macht Deiner Gutthätigkeit, obschon wir bei jedem Anlaß vor der Macht Deines Zornes zittern. Doch ich . . . ja . . . die ich Dich anflehe, bin auf dieser Welt genug geprüft worden, ich habe genug gelitten, ohne ein Verbrechen begangen zu haben . . .

„Nun! ich habe mich nie beklagt, nicht einmal bei Dir; ich habe nie an Dir gezweifelt. Wenn Du heute, da ich Dich bitte, heute, da ich Dich beschwöre, heute, da ich das Leben eines jungen Mannes verlange, von Dir haben will, mich zurückwiesest, o mein Gott, ich würde sagen, Du habest gegen mich alle Deine Kräfte mißbraucht, und Du seist ein Gott des düsteren Zorns, der unbekannten Rache, ich würde sagen . . . Oh! ich blasphemire, verzeih', ich blasphemire . . . und Du schlägst mich nicht. Verzeihung, Verzeihung! Du bist wohl der Gott der Milde und Barmherzigkeit."

Andrée fühlte ihr Gesicht erlöschen, ihre Muskeln sich biegen; sie warf sich leblos, die Haare aufgelöst, zurück und blieb wie eine Leiche auf dem Boden liegen.

Als sie wieder aus diesem kalten Schlafe erwachte, und ihr Alles in den Geist kam, Gespenster und Schmerzen, murmelte sie mit einem düsteren Ausdruck:

„Mein Gott, Du bist unbarmherzig gewesen; Du hast mich bestraft, ich liebe ihn! Oh! . . . ja, ich liebe ihn! nicht wahr, das ist genug?

„Wirst Du mir ihn nun tödten?"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

CIHM 9015 01980 7SG